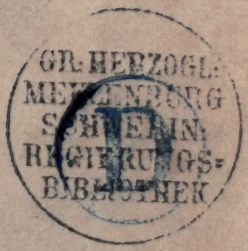
Europäisches Sclavenleben.

III.



Europäisches Sclavenleben

von

F. W. Hackländer.

44064
199

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1854.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp.

Inhalt.

		Seite
Fünfzigstes Kapitel.	Verschämte Hausarme	1
Einundfünfzigstes Kapitel.	Eine Bescheerung	26
Zweiundfünfzigstes Kapitel.	Ein nächtlicher Gast	41
Dreiundfünfzigstes Kapitel.	Im Atelier	60
Vierundfünfzigstes Kapitel.	Am Neujahrstage	82
Fünfundfünfzigstes Kapitel.	Einladungen zu Hofe	99
Sechsundfünfzigstes Kapitel.	Vor, während und nach dem Hofdiner	114
Siebenundfünfzigstes Kapitel.	Die Spielmarken des Herzogs	136
Achtundfünfzigstes Kapitel.	Ein Bericht	152
Neunundfünfzigstes Kapitel.	Vorbereitungen zum Gefecht	178
Sechszigstes Kapitel.	Er	199
Einundsechszigstes Kapitel.	Die Soirée des Kriegsministers	240

Inhalt.

Seite

Zweiundsechszigstes Kapitel. Eine einfache Geschichte . . . 266

Dreiundsechszigstes Kapitel. Sclavenloos 301

Vierundsechszigstes Kapitel. Ein wildes Leben 324

Fünfundsechszigstes Kapitel. Ein gefährliches Papier . . . 345

Sechsundsechszigstes Kapitel. Unter dem Podium 367

Europäisches Sclavenleben.

Fünfzigstes Kapitel.

Verschämte Hausarme.

Hier wurde der Weihnachtsabend nicht wie bei den übrigen Mitchristen gefeiert; Madame Wundel, die verschämte Hausarmen-Wittwe, fand es begreiflicher Weise unpassend, am heutigen Abend mit irgend Etwas Gepränge zu machen. Ihre beiden Töchter waren erwachsen, weßhalb ihnen ein Christbaum' auch weiter keine Freude gemacht hätte; sich gegenseitig zu beschenken wäre ebenfalls unnöthig gewesen, daher sie denn das Fest still unter sich und unter andächtigen Betrachtungen feierten. Das klingt für uns, die wir den Character von Mutter und Töchtern kennen, zwar unglaublich, aber es verhielt sich wirklich so. — Im Ofen brannte ein spärliches Feuer, so daß das Zimmer nur sehr mäßig erwärmt war; der Tisch war mit einem groben Tuche bedeckt und auf demselben befand sich eine Schüssel mit Kartoffeln in der Schaale neben einem Salzfasse, einem Stücke schwarzen Brode und einer Flasche voll klaren Wassers.

Madame Wundel saß an diesem Tische, ihr gegenüber die

älteste Tochter Emilie, und Beide hatten Gebetbücher vor sich, in welchen sie eifrig zu lesen schienen.

Wir sagen: zu lesen *schienen*, denn wenn man aufmerksamer hinsah, so bemerkte man wohl, daß die würdige Wittfrau die Nägel ihrer Finger besah, auch zuweilen an die Decke blickte, und daß Emilie den Kopf auf die Seite hielt, offenbar um auf den Gang und die Treppe zu lauschen, zu welchem Zweck auch die Stubenthüre halb geöffnet war.

„Jetzt kann er wohl drunten sein," sprach die Mutter nach einer längerem Pause.

„Ja, mir scheint, er schleiche auf der untersten Treppe," erwiederte die Tochter. — „Richtig! da höre ich ihn auch husten. — Wenn der nur bald ausgehustet hätte!"

„Ein langweiliger, miserabler Kerl!" meinte die Wittwe.

„Und schleicht wie ein Gespenst in den Häusern umher," entgegnete Emilie. „Bin ich doch wirklich erschrocken, als er vorhin fast unhörbar in's Zimmer trat und sein: Gott sei mit euch, ihr Frauen! krächzte, — der alte Heuchler!"

„Ich bin gar nicht erschrocken," lachte Madame Wundel; „ich wußte wohl aus alter Praxis, daß er dießmal am Weihnachtsabend kommen würde. Vergangenes Jahr kam er am Christfest selbst; er wechselt immer so ab. — Das kann euch wieder ein Beispiel sein," fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie die Hand in die Tasche gesteckt und dort mit Geld *geklappert*, „daß ihr eurer Mutter unbedingt folgen sollt. Du hattest wieder Lust, zu sieden und zu braten, und wenn ich deinem Kopfe gefolgt wäre, so hätte uns der Armenpfleger überrascht, und — eine milde Gabe gereicht für Holz und Brod," — diese Worte sprach sie mit demselben nachäffenden Tone wie ihre Tochter, —

„während ein schöner Kuchen auf dem Tische stand und vielleicht eine Flasche Wein daneben."

„Leider ist es eine schlechte Welt," erwiederte Emilie achselzuckend, „und für die paar miserablen Gulden, die sie uns an den Kopf werfen, leben wir doch in einer wahren Sclaverei. Gehe ich durch die Straßen, bei gewissen Häusern vorbei, da muß ich die Augen niederschlagen und darf höchstens nach einem kleinen Kinde sehen, das zufällig auf's Gesicht gefallen ist, um es aufzuheben und ihm aus christlichem Mitgefühl die rotzige Nase abzuwischen, — wenn das nämlich Jemand sieht. — Pfui Teufel! ihr hättet eigentlich wohl ein anderes Geschäft ergreifen können, als das einer verschämten Hausarmen. Uns ist dadurch jede Carrière abgeschnitten; man kann sich nicht einmal mit einem anständigen Liebhaber einlassen, denn das wäre ja die größte Versündigung, wenn sie es erführen."

„Aber man lebt gut," sagte die Wittwe mit einem breiten, behaglichen Lächeln. „Sei nicht undankbar, Emilie; du weißt noch nicht, wie hart es ist, das Brod durch seine Händearbeit verdienen zu müssen."

„Aber dann bin ich frei und kann thun was ich will."

„Geht mir mit eurer Freiheit! Man ist da abhängig von den Launen seiner Herren oder Herrinnen und erst ein rechter Sclave."

„Neulich ging ich in einen Laden," fuhr Emilie ärgerlich fort, „und wollte mir zu meinem carrirtseidenen Kleide ein paar Ellen kaufen. Da sehe ich glücklicher Weise noch früh genug den Armenpfleger, der mich lauernd betrachtete. Vor mir lag ein ganzer Stoß Seidenzeug, und da fragte er auf seine widerliche Manier: — Sie kaufen doch gewiß nicht von diesen eiteln Geweben? — Was wollte ich machen? — Ich mußte meine Au-

gen niederschlagen und mit einer halben Elle grauen Futternessel abziehen."

„Was übrigens sehr klug von dir war," erwiederte vergnügt Madame Wundel. Glücklicher Weise scheuen sich diese Spione, Abends auszugehen, und an gewisse Orte, wo wir uns sehr gut amusiren, kommen sie nie hin."

„Ja, wenn auch das nicht wäre, sollte es der Henker aushalten!" sagte Emilie. — „Nun, hat er auch was Rechtes gebracht?"

„Ich kann nicht darüber klagen," schmunzelte vergnügt die Mutter. — „Am Weihnachtsabend da kommt so allerlei zusammen, da wollen die verschiedenen Vereine zur heiligen Zeit noch einen rechten Stein in's Brett bekommen und deßhalb fließen da die Unterstützungen ordentlich. — Ach! daß doch so viel Heuchelei in der Welt ist! Die machen sich selbst was weiß und bilden sich ein, es sei ihnen ein Bedürfniß des Herzens, den Armen mitzutheilen, und bei den Meisten ist's nichts wie Eitelkeit: sie wollen Alle im Jahresberichte und im Wochenblättchen stehen. — Nun also, da habe ich sechs Gulden vom Verein für verschämte Hausarme, vier Gulden aus der Unterstützungskasse für hülfsbedürftige Wittwen aus dem Honoratiorenstand. — Und dazu können wir uns ja rechnen, seit dein Vater gestorben ist, denn meine Familie stand ehedem stolz da in der Stadt; daß der Mann so traurige Geschichten gemacht hat, ist ein Unglück. Doch ich will seiner nicht in Bösem gedenken; denn hier ist ja auch ein Gulden und dreißig Kreuzer aus der Wittwenkasse für in öffentlichen Anstalten des Staats Verbliebene." — Sie wollte nämlich nicht sagen: „für die im Zuchthaus Gestorbenen," wie es dem seligen Herrn Wundel leider geschehen war, da er Pflegschaftsgelder auf eine für ihn zu vortheilhafte Weise angelegt hatte.

„Das sind ja eilf Gulden dreißig Kreuzer," sprach Emilie mit zufriedener Miene; „das reicht schon über die Feiertage."

„O ganz bequem," entgegnete die Mutter. „Und dazu kommt noch der zweite Weihnachtstag, wo ich mich im schwarzen Anzug bei dem Prediger des neuen Bundes präsentire und darauf hin einige Anweisungen erhalte für christliche Häuser, wo man anständige Wittwen zu behandeln versteht."

„O ja, das geht," sprach die Tochter nach einigem Nachdenken. „Dann kommt Neujahr, und dabei werden wir wohl so viel heraus schlagen, daß man sich am Carneval ein kleines Vergnügen machen kann."

Die Mutter packte ihr Geld zusammen, steckte es sorgfältig wieder in die Tasche ihres Kleides, — sie hatte es dort hervor geholt, um ihre Tochter mit dem Glanz des Silbers zu erfreuen. — — „Da ist noch eine ganz famose Kasse hier in der Stadt," sagte sie nach einer Pause, „an der wir vielleicht auch nächstens einmal Theil nehmen können. — Weißt du, man muß sich nicht geniren, und wenn du wolltest, so könnte ich dorthin bald einmal eine Eingabe versuchen."

„Was ist das für eine Kasse?" fragte Emilie.

„Obendrein ist noch ein Freund von dir dort beschäftigt: der Herr Actuar Schwarz ist der Secretär."

„Ah! Mutter," versetzte Emilie etwas spitzig, „das muß ich mir alles Ernstes ausbitten!"

„Wie, daß der Herr Actuar Schwarz dein Bekannter ist?" fragte Mama mit einer außerordentlichen Unbefangenheit.

„Nein, das nicht," erwiederte entrüstet Emilie, „sondern daß du mir vorschlagen willst, ich soll mich an den Unterstützungsverein für alte Jungfern wenden."

„Ist denn das so was Schlimmes?"

„Es ist schlimm genug, wenn man in Verhältnissen lebt, die es Einem erschweren, eine anständige Verbindung einzugehen.“

„Und wann uns dieser Freund unterstützt,“ erwiederte Madame Wundel, indem sie ihre Haube zurecht zog, „bist du deßhalb eine alte Jungfer? — Sieh doch mich an, ich erhalte auch vom Verein für verschämte Hausarme; sind wir denn deßhalb verschämte Hausarme? — Ich wollte Niemand rathen, das uns in's Gesicht zu sagen. — Ah! da bitte ich recht schön! Ihr Mädchen habt eigene Begriffe; wenn man nur einmal ein Wort von einer alten Jungfer fallen läßt, so seid ihr beleidigt. Das ist aber an sich ein ganz respectabler Stand, und wenn die Zeit da ist, daß man eine werden soll, so wird man in Gottes Namen eine. Daran wirst du nichts ändern wollen. — Jetzt bist du Achtundzwanzig, und wenn dich auch gute Leute für ein paar Jahre jünger ansehen, so rückst du doch nach und nach in die Dreißig und mußt da hinein, so sehr du dich auch sperren wirst. Gegen den Strom kann man nicht schwimmen, und einen heißen Ofen nicht kalt blasen. — Larifari!“

„Aber ich thu's nun einmal nicht,“ sagte die Tochter entschlossen. „Ich will mich zu allen Vereinen melden, mögen sie einen Namen haben, welchen sie wollen; und ich habe das schon bewiesen, denn als der Verein für unglückliche, treulos Verlassene gegründet wurde, da —“

„Schweigen wir davon,“ entgegnete die Mutter, indem sie die Augenbrauen zusammen zog; „das ärgert mich, wenn du davon sprichst. Damals hast du freilich keinen Anstand genommen, dich für eine treulos Verlassene auszugeben, obgleich du dazu gar kein Recht hattest, denn um verlassen zu werden, muß man doch Jemand haben, der Einen verläßt. Und das war bei

dir nur so ein kleines Techtelmechtel, wornach kein Hahn gekräht hat."

Emilie seufzte tief auf, wahrscheinlich in der Erinnerung an dieses Verhältniß.

„Ja, wärest du damals klug gewesen und hättest den jungen Menschen festgehalten; damit wäre was zu machen gewesen. Aber ihr seid nicht pfiffig genug, nicht gescheidt, nur hochmüthig. Das habe ich vorhin wieder so klar und deutlich gesehen. — Ja, ja, für eine treulos Verlassene möchtest du alle Tage gelten, aber nicht für eine alte Jungfer. O Welt! o Welt!"

Madame Wundel hatte sich so in den Eifer hinein gesprochen, daß sie unmöglich auf ihrem Stuhle ruhig sitzen bleiben konnte. Sie stand deßhalb auf, machte ein paar Gänge durch's Zimmer und sagte dann, als ob sie froh wäre, daß sie Etwas fände, woran sie ihren Unmuth auslassen könnte: „Werft mir die dummen Kartoffel vom Tisch und das fade Wasser! Da hast du den Schlüssel, hol' den Kuchen heraus, der im Schranke steht, und ein paar Gläser."

„Und keinen Wein dazu?" fragte mürrisch die Tochter, indem sie sich zum Abgehen anschickte.

„Nein, du brauchst keinen Wein zu bringen; aber schüre das Feuer, damit wir wieder ein behagliches Zimmer bekommen. Ich habe jetzt dem unangenehmen Kerl zulieb genug gefroren. Dann kannst du auch Wasser zum Kochen aufsetzen; die Madame Becker wird nachher auf einen Augenblick kommen und Extract mitbringen, da wollen wir uns einen ordentlichen Punsch machen."

„So — die kommt?" fragte Emilie mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck. — „Und wollt ihr allein sein? — Ist man vielleicht im Wege oder kann man da bleiben?"

„Wie du so einfältig fragen kannst!“ sagte die Mutter; „du kannst freilich dableiben, aber es wäre mir nicht lieb, wenn unterdessen Louise — damit meinte sie die jüngere Tochter — nach Hause käme.“

„Da kannst du unbesorgt sein, die kommt heute nicht vor eilf Uhr nach Haus; die weiß doch noch irgendwo hinzugehen, wo sie sich amusiren kann.“ — Damit schritt sie zur Thüre hinaus.

Man hörte sie mit ihren Schlüsseln draußen rasseln, auch Gläser klirren, dann schürte sie das Feuer im Ofen, der kurze Zeit darauf eine behagliche Wärme ausströmte.

Madame Wundel hatte unterdessen höchst eigenhändig die Kartoffeln in die Küche hinaus geworfen, das Wasser entfernt und statt des groben Tischtuches ein feineres ausgebreitet, kurz dem ganzen Zimmer in weniger Zeit ein behagliches Ansehen gegeben.

Als nun vollends Emilie wieder herein kam, einen großen mürben Kuchen auf den Tisch stellte, etwas getrocknete Früchte und einige Gläser, da sah das Ganze recht festlich aus, würdig des Besuchs, der erwartet wurde und den man auch bald nachher die Treppen herauf kommen hörte.

Madame Becker, — sie war es, — ging ziemlich langsam, denn das Treppensteigen wurde ihr bei vorgerücktem Alter und ankommender Körperfülle etwas sauer. Sie hustete schon auf dem zweiten Absatz der Treppe, auf dem dritten pruhstete sie gewaltig, und als sie endlich vor der Wohnung der Madame Wundel ankam, brachte sie nur mühsam einen guten Abend hervor, und ließ sich sogleich auf einen Stuhl nieder, den man ihr hinstellte.

„Aber Ihr wohnt recht hoch, Wundel,“ sprach sie nach tiefem Athemholen und nachdem sie sich eine Zeit lang umgeschaut. „Recht hoch, aber anständig, — saubere Zimmer.“

„So, so," entgegnete die Wittwe. „Man kann nicht Alles mit einander verbinden; will man in unseren Verhältnissen im zweiten oder dritten Stock wohnen, so muß man sich mit ein paar kleinen, finsteren Löchern ohne Aussicht und Luft begnügen, und da ist mir's hier oben lieber."

„Das finde ich begreiflich," erwiederte Madame Becker. „Ihr habt kein Geschäft, es laufen nicht viele Leute zu Euch; aber ich muß nun leider einmal im ersten Stock wohnen; wißt Ihr, man kann Manchem nicht zumuthen, daß er viele Treppen hinauf steigt."

„Ah! das ist natürlich," sagte Madame Wundel mit wichtiger Miene; „bei Euerer ausgebreiteten Bekanntschaft. — Aber kommt, legt Euer Umschlagtuch ab; es muß Euch ja zu warm werden —"

„Ich habe nur einen Augenblick ausschnaufen wollen," entgegnete Madame Becker, während sie eine dicke Nadel aus ihrem Halstuch heraus zog und dasselbe nun der Fräulein Emilie Wundel überließ, die es sorgfältig auf einen Stuhl legte. Nachdem diese Hülle gefallen war, erblickte man das freundliche Glänzen einer Bouteille, welche die Frau in einer Hand trug. Unter dem Arm hatte sie ein kleines Paketchen, das sie behielt, wogegen sie die Flasche der Wittwe mit einem angenehmen Lächeln überreichte. „Er ist gut," sagte sie, „ächter Düsseldorfer; laßt uns nur nicht zu viel Wasser dazu nehmen; ich liebe einen starken Punsch."

Mit diesen Worten hatte sie sich so breit und behaglich wie möglich an den Tisch gesetzt; sie stützte den Kopf auf die Hände und sah der Madame Wundel, die sich ihr gegenüber niederließ, freundlich lächelnd in die Augen. Ihr Paketchen hatte sie vor sich niedergelegt.

„Wir haben uns lange nicht mehr gesehen," fuhr sie nach einer Pause fort, „und ich hatte mir schon oft vorgenommen, Euch einmal heimzusuchen, konnte aber nie dazu kommen, und so dachte ich denn heute: es ist dieß ein ruhiger, stiller Abend und recht geschickt, sich nach einer guten Freundin umzusehen."

„Wofür ich Euch sehr dankbar bin," erwiederte Madame Wundel. „So ein Weihnachtsabend ist recht langweilig und man weiß nicht, wie man ihn herum bringen soll."

Emilie hatte das warme Wasser gebracht, goß es in die Gläser auf den Punsch-Extract, worauf sich ein angenehmer Geruch in dem Zimmer verbreitete. Dann schnitt sie den Kuchen auf, reichte ihn herum und alle Drei aßen, tranken und waren fröhlich und guter Dinge.

Nach einiger Zeit lehnte sich Madame Becker behaglich in ihren Stuhl zurück und spielte, anscheinend absichtslos, mit dem Paketchen, das sie neben sich hingelegt hatte. Es war dieß länglich, mit weißem Papier umwickelt und mit einer rothen Schnur zusammen geknüpft. Auf demselben stand eine Adresse mit einer festen, regelmäßigen Handschrift.

„Einkäufe?" fragte die Wittwe, deren Neugierde erregt war.

„O nein," entgegnete die Andere, „es ist ein Geschenk für meine Nichte Marie, die Tänzerin. Die bekommen so was immer anonym zugeschickt. Auf der Straße brachte mir es ein Bedienter, und da er mich erkannte, nahm ich es ihm gleich ab."

„Also die Marie hat's noch nicht gesehen?" meinte Emilie.

Madame Becker schüttelte gleichgültig mit dem Kopfe. „Die sieht's morgen Früh noch bald genug," sagte sie, „wenn sie es überhaupt zu sehen bekommt; und das hängt ganz von ihrer Aufführung ab."

„Und was ist wohl darin?" fragte Madame Wundel.

Die Frau bog das Paketchen hin und her, und als sein Inhalt sich weich anfühlte und biegen ließ, antwortete sie: „Es werden Handschuhe sein. Doch können wir das ganz genau erfahren: wir machen es einfach auf und sehen nach."

Damit löste sie die rothe Schnur, machte das Papier aus einander, und Emilie erblickte mit leuchtenden Augen wenigstens zwei Duzend feine Pariser Handschuhe von den verschiedensten Farben.

„Ah! die sind schön!" sagte sie. „Die Marie ist doch ein glückliches Mädchen, daß sie solche Sachen bekommt. — Ja, so eine Tänzerin!"

„Sie sind wirklich hübsch," meinte die Becker. „Gefallen sie Ihnen, Mamsell Emilie?"

„Wem sollen die nicht gefallen! — Und das ist gerade meine Größe; siehst du Mutter, nicht ein Tipfelchen länger und breiter könnte ich sie brauchen."

„So will ich Ihnen was sagen, thun Sie mir den Gefallen und nehmen ein halbes Dutzend von diesen Handschuhen von mir zum Weihnachtsgeschenke an."

„Ah! das wäre zu viel, Madame Becker!" rief Emilie. „Hast du gehört, Mutter, ich soll ein halbes Dutzend von diesen prächtigen Handschuhen haben. Wie mich das glücklich macht! — Aber nein, ich kann's nicht annehmen, gewiß, ich kann's nicht annehmen; ich müßte mich schämen."

Madame Wundel, welche befürchtete, es könnte der noch nie da gewesene Fall wirklich eintreten, daß ihre Tochter Emilie sich einmal schämen würde, Etwas anzunehmen, trat nun mit ihrer Autorität dazwischen und sprach mit Ruhe: „Wenn die gute Frau Becker dir ein halbes Dutzend Handschuhe zum Ge-

schenk machen will, so wäre es von dir unschicklich, sie nicht dankbarlichst anzunehmen."

„Aber das ist zu viel, Mutter, — ein ganzes halbes Dutzend!"

„Possen!" versetzte Madame Becker, die, wie der geneigte Leser wohl weiß, ihre guten Gründe hatte, sich die Familie verbindlich zu machen. — „Possen! nicht der Rede werth! — Hier sind sechs von allen Farben, und hier ist auch die Emballage und die Schnur. — Mädchen bleiben immer kleine Kinder; man muß sie zu Allem zwingen." Damit wickelte sie lachend die sechs Handschuhe in das weiße Papier, band noch zum Ueberfluß die rothe Schnur darum, und überreichte sie mit einer graziös fein sollenden Handbewegung, wobei sie sagte: „der Fräulein Emilie zum Weihnachtsabend."

„Prächtig! prächtig!" lachte Madame Wundel. „Wie das die Frau Becker Alles zu machen versteht! — Ja, ja! man sieht gleich, daß Ihr vornehme Bekanntschaften habt und viel mit guter Gesellschaft umgeht."

Die Andere schloß affectirt ihre Augen, zuckte gewaltig die Achseln und erwiederte mit einem tiefen Seufzer: „Ach ja, es ist wahr, ich sehe viele vornehme Herren und es thut Einem wohl, wenn man so von den respectabeln reichen Leute geachtet wird wie ich. Aber man hat viel mit ihnen durchzumachen, o erschrecklich viel!"

Emilie hatte sich entfernt, um ihre Handschuhe aufzuheben, und da sie vorderhand Punsch und Kuchen genug erhalten, so blieb sie im Nebenzimmer, vielleicht auch blos aus Tactgefühl, indem sie sich wohl denken mochte, daß die beiden Frauen Etwas zusammen zu sprechen haben könnten, wobei ihre Gegenwart überflüssig sei.

Madame Becker hatte auch diesen Augenblick benutzt, um die eben gehörten Klagen loszulassen. — „Ja, schrecklich viel!“ wiederholte sie jetzt.

„S — o — o?“ fragte Madame Wundel. „Aber Ihr seid doch die Frau dazu, allen Anforderungen zu entsprechen.“

„O nicht immer, nicht immer. Ich stehe so allein in der Welt und habe Niemand, dem ich mich so recht anvertrauen kann, was ich zuweilen thun würde.“

„Seht Ihr, wie unrecht es von Euch ist,“ sagte die Wundel mit einem Anflug von Rührung, „daß Ihr so wenig zu mir kommt. Haben wir nicht immer vortrefflich zu einander gepaßt und haben wir uns nicht manchen guten Rath gegenseitig gegeben?“

„Ja, das ist wahr, Wundel,“ erwiederte die Andere. „Und als ich heute so über Manches nachdachte und zu mir selber sprach: mit wem könntest du wohl Dieses oder Jenes überlegen? da standet Ihr auf einmal vor mir, ja ich sah Euch leibhaftig und es rief ordentlich: du hast ja die Wundel, die alte treue Seele! — Die Wundel, die immer offen und brav gegen dich war und die du schon als Kind gekannt. — Wißt Ihr noch, wie wir damals zusammen getanzt? — Ach Gott! wenn ich an die Zeit denke, so wird es mir ganz traurig zu Muth. — Und darauf kamen wir so weit auseinander, Ihr heirathetet den seligen Wundel und ich meinen seligen Becker, und Ihr wißt wohl, daß die Beiden sich nie leiden konnten. — Du lieber Gott! ich will es Euch nur gestehen, der Wundel machte mir einmal ein wenig die Cour und da wurde der gute Becker eifersüchtig. — Nun, so sind einmal die Mannsbilder! Aber es waren Beide ein paar brave Narren, und Gott weiß, wie es mich immer noch betrübt, daß sie dahin sind.“

Auch Madame Wundel schien dieß nachträglich noch sehr zu betrüben, denn als sie sah, daß die Becker sich ihre Wangen wischte, bemühte auch sie sich unter Beihülfe des starken Punsches ein paar Thränen ihren trockenen Augen zu entpressen.

„Also an Euch dachte ich," fuhr die Andere fort, nachdem sich die Rührung gelegt, „und sagte zu mir: noch heute gehst du dahin und fragst bei der rechtschaffenen Wundel an, ob sie auch noch was von der früheren Freundschaft gegen dich im Busen fühlt."

„Gewiß Beckere," entgegnete die Wundel mit einem unverkennbaren Schluchzen.

„Wirklich, Wundel? — Nun, das freut mich."

„Ich habe so oft an Euch gedacht."

„Und ich erst!"

„In alter Freundschaft."

Dabei erhoben die Weiber ihre frisch aufgefüllten Gläser, stießen auf ein gegenseitiges Wohl an und tranken darauf den warmen Punsch mit solcher Standhaftigkeit, daß ihre Köpfe ganz roth davon wurden.

„Ja, ja," sagte die Becker nach einigem Stillschweigen, „es kommen mir oft Sachen vor, bei denen ich den Rath einer verständigen und geschcidten Frau brauchen könnte."

„So laßt mich zum Beispiel hören," sprach Madame Wundel mit vieler Bescheidenheit.

„Ich habe da gerade eine Sache im Kopfe, die Euch aber nicht interessiren kann, da Ihr die Personen nicht kennt; aber die Verhältnisse könnte ich Euch mittheilen."

„So laßt hören."

„Da ist ein gewisser Staiger, — ich glaube so eine Art von Literat. — — Aber was macht Ihr für ein sonderbares Gesicht?"

„Ah! den kenne ich ja!"

„Den kennt Ihr?" rief Madame Becker mit einem erkünstelten, aber gut gemachten Erstaunen. — „Ihr kennt den Staiger? — Nun, dann hat die Sache doppeltes Interesse für Euch. — Na, seht, das freut mich!"

„Er wohnt ja mir gerade gegenüber, auf demselben Boden."

„Das trifft sich prächtig! — Ist die Möglichkeit! — Da kennt Ihr auch wohl seine Tochter?"

„Die Tänzerin? — Puh!"

„Wie so puh?"

„Ein Fratz, ein hochmüthiger Aff!"

„Was der Tausend! — Das müßt Ihr mir später näher erzählen. — Hat sie Liebschaften?"

„Bis vor Kurzem gar nichts dergleichen."

„Und jetzt —?" fragte die Becker besorgt.

„Seit einiger Zeit," erwiederte Madame Wundel, „zeigt sich hie und da so was im Haus, ein junger Mensch, recht gut aussehend, — er hat freilich mit dem Alten Geschäfte, aber uns macht man nichts weiß; wir kennen das."

„Ja, wir kennen das," sagte die Andere nachdenkend. — „Und wer ist der junge Mensch?"

„Seinen Namen weiß ich nicht, aber auf alle Fälle was Reiches oder Vornehmes."

„Wohl ein Offizier?"

„Das glaube ich nicht; nein, nein! auf alle Fälle Civilist. Oft fährt er in einer Drotschke an."

„Und das Mädel?"

„Ich weiß nicht, wie weit sie was mit ihm hat. Wißt Ihr, ich komme mit den Leuten selten in Berührung; die Clara kommt wohl zuweilen herüber —"

„So, sie kommt zuweilen?“ fragte die Becker aufmerksam.

„Freilich; aber ich spreche natürlicher Weise nie mit ihr etwas dergleichen, bekümmere mich auch um die ganze Wirthschaft nicht, meine Emilie aber, — für die Mädchen ist so was interessant, — hat ein paarmal scharf aufgepaßt und sie an der Treppe gesehen, wie sie Abschied nahmen.“

„Nun?“ —

„Und dabei bemerkt, daß Etwas im Spiele ist.“

„Und ging das Abschiednehmen recht innig vor sich?“

„Das nun gerade nicht; ein einziges Mal habe er sie auf die Stirne geküßt, und da habe sie sich losgerissen und sei hastig in's Zimmer zurück geeilt. Gewöhnlich blieb es beim Küssen der Hände.“

„Ei, sie sind noch am Händeküssen,“ sagte bedenklich Madame Becker. „Das ist mir nicht lieb, da hält sie ihn gewaltig im Respect und hat tiefe Absichten.“

„Ja, die hat freilich Absichten. — Wie ich Euch schon sagte, ein hochmüthiger Fratz. Ich glaube, wenn der ein Prinz die Cour machte, so bildete sie sich ein, er würde sie heirathen.“

„Das thun die meisten,“ versetzte lächelnd Madame Becker. „Ich versichere Euch, die Hoffnung, mit der so ein Mädchen erfüllt ist, und die Leichtigkeit, mit der sie in ihrer Einbildung die unüberwindlichsten Hindernisse wegräumt, das ist ganz erstaunlich. — Aber Ihr wißt nicht, wer dieser junge Mensch ist?“

„Nein, ich kann's nicht sagen; Emilie meint, es sei ein Künstler, wißt Ihr, kein so armer Schlucker, sondern was Ordentliches.“

„Das Mädchen ist schön?“

„Das kann man nicht läugnen.“

„Und nachsagen kann man ihr eigentlich auch nichts?“

„Bis jetzt nicht das Geringste."

„Schlimm! schlimm!" seufzte Madame Becker und versank in tiefes Nachdenken, während sie, unhörbar für die Andere, zu sich selber sprach: „Die Commission soll der Teufel holen! — Aber ich habe es mir gleich gedacht, bin ja schon ein paarmal tüchtig bei dem Mädel angelaufen, und jetzt, wo sie eine kleine Liebschaft angefangen hat, eine Liebschaft, welche die schlaue Theaterprinzeß recht ausbeuten zu wollen scheint, da ist nichts zu machen. — Schlimm! schlimm! — Würde mir auch wahrhaftig kein graues Haar darüber wachsen lassen, wenn nicht das verfluchte Siegel auf dem Brief gestanden wäre; vor ihm muß ich mich in Acht nehmen. — Aber ich sehe da keine Möglichkeit."

Während Madame Becker so gedankenvoll dasaß, hatte sich die Andere mit einem neuen Glase Punsch gestärkt und auch das ihres Gastes wieder angefüllt und diesem hingeschoben. — „Na, Beckere," sagte sie dabei, „was hat Sie denn auf dem Herzen? — Warum so verschlossen? — Bin denn ich nicht Eure gute Freundin? Wann Euch was quält, sagt mir's doch; vielleicht weiß ich irgend eine Hülfe."

Madame Becker schüttelte den Kopf und sprach, indem sie nach einem tiefen Seufzer das Punschglas ausschlürfte: „Sieht Sie, Wundel, das betrifft eine von meinen geheimnißvollen Geschichten, das ist was aus vornehmer Gesellschaft, eine der schwierigen Commissionen, mit denen ich arme Frau immer geplagt bin. Und dazu gehört Verstand, sehr viel Verstand; und auch der hilft zuweilen nichts."

„Ja, wenn der Verstand allein helfen würde," sprach die Wittwe mit einer unterthänigen und ehrerbietigen Miene, „da würde es Euch niemals fehlen, davon bin ich überzeugt. Gewiß,

ich bewundere Euch oft, wie Ihr alle die Geschichten so allein ausmachen könnt."

„Uebung," erwiederte Madame Becker, augenscheinlich von diesem Lobe geschmeichelt. — „Uebung und ein wenig Umsicht. Aber hier habe ich eine Geschichte, bei der hilft Alles das nicht." — Sie seufzte abermals tief auf.

„Nun, so laßt mich's hören; eine unbedeutende Person, wie ich bin, weiß auch zuweilen Rath," schmeichelte die Wundel, welche sehr neugierig auf die Geschichte war.

Da nun auch der Punsch die Zunge der andern würdigen Frau sehr gelöst hatte, so erzählte sie denn, was der geneigte Leser bereits weiß, von einem Brief, den sie erhalten von Jemand, der die Bekanntschaft der Tänzerin machen wollte. Natürlicher Weise nannte sie keinen Namen. — „Man ist dergleichen thörichte Wünsche von den jungen Herrn schon gewöhnt," fuhr sie fort, „und wenn es nicht geht, so schüttelt man kein Ohr darnach. Aber hier ist ein besonderer Fall, ich habe meine dringenden Gründe, Allem aufzubieten, um jenem Herrn gefällig sein zu können. — Da habt Ihr die ganze Sache; Ihr kennt nun besser als ich die Jungfer Clara, und könnt selbst beurtheilen, daß da nichts zu machen ist und ich wohl Ursache habe, verdrießlich zu sein. — Schade! schade! es wäre ein so schönes Geschäft geworden."

„Wirklich ein schönes Geschäft?" fragte Madame Wundel, indem sie sich so weit als möglich über den Tisch hinüber zu ihrer Freundin beugte. „Also wäre was Tüchtiges dabei zu verdienen gewesen?"

Madame Becker schnalzte statt aller Antwort mit der Zunge und blickte nachdenkend an die Zimmerdecke.

„Ja, ja," fuhr nun Madame Wundel eifrig fort, „zu

überreden ist die da drüben nicht; ich bin überzeugt, wenn man ihr nur ein Wort von so was spräche, sie käme außer sich."

„Das weiß ich."

„Und jetzt, wo sie die dumme Liebschaft angefangen hat, ist gar nichts zu machen; wenn man die Beiden nur auseinander bringen könnte! Sollte man ihn nicht vielleicht eifersüchtig machen?"

Die Andere zuckte mit den Achseln. „Das erfordert viel Zeit," sagte sie, „und nutzt am Ende doch nichts. — Schade! schade! da wären für jeden Helfer ein paar Carolin heraus gesprungen."

„Für jeden Helfer?" fragte gierig Madame Wundel. „Aber könnte man mit List nichts anfangen?"

„Wie so mit List?" —

„Nun, ich speculirte zum Beispiel einmal aus, wenn drüben Alles fortgegangen und sie allein zu Hause ist, was zuweilen vorkommt."

„Und dann?"

„Dann benachrichtigt man ihn davon, und er soll sein Glück versuchen. Am Ende kann man doch mit so einem Mädel fertig werden."

„Geht nicht!" erwiederte die Becker kopfschüttelnd. „Dazu ist jener Herr zu anständig, wißt Ihr, auch zu vornehm. — Und dann, wie könnte man hier so was riskiren. — Ja, wenn ich sie in meiner Kaserne hätte," fuhr sie lächelnd fort, „rechts und links, oben und unten leere Zimmer, und wo man schon gewöhnt ist, auf ein Bischen Geschrei nicht zu achten, da ginge so was. — Aber hier; wo denkt Ihr hin?"

„Und zu Euch läßt sich die nicht hinlocken?"

„Eher zum Teufel! — Nein, ich gebe die ganze Sache dran; man kann sich da auch garstig die Finger verbrennen."

„Aber der Gewinn!“ sagte seufzend Madame Wundel.

„Ich hätte gern was für Euch herausgeschlagen, und da wäre es wie schon gesagt auf ein paar Carlin nicht angekommen.“

Madame Wundel versank in tiefes Nachsinnen, während sich die Andere ein Stück Kuchen herunter schnitt und langsam verzehrte. Dabei sahen die Züge der Hauswirthin nachdenkend und finster aus, und sie fuhr sich zuweilen mit der Hand über die Stirne, woraus man wohl entnehmen konnte, daß sie ihren Kopf abmarterte, um einen Weg zu den verheißenen Goldstücken zu finden.

Nachdem die Weiber so einige Minuten lang stumm einander gegenüber gesessen hatten, schienen die tiefen Betrachtungen der Wundel von einem Erfolge gekrönt zu werden; ihre Augenbrauen hoben sich in die Höhe, ihr Mund zog sich in die Breite, endlich patschte sie mit der Hand schwer auf den Tisch, so daß ihr Gegenüber erschrocken auffuhr, und sagte mit triumphirendem Tone: „Beckere, ich hab's! Seht Ihr, es war doch klug, daß Ihr Euch an mich gewendet habt.“

„Nun, was habt Ihr denn?“ fragte erstaunt die Andere.

„Ich unternehme die Geschichte.“

„Wie so?“

„Ich unternehme sie ganz allein; ich liefere Euch das Mädel, wohin Ihr sie haben wollt.“

„Ah! geht mir weg, Wundel! Ich glaube, der Punsch war zu stark. — Macht doch keine Flausen.“

„Nichts von Flausen; wollt Ihr mir freie Hand lassen und — denn das versteht sich ganz von selbst, — etwas Ordentliches vom Profit versprechen?“

„Aber so sagt mir erst —“

„Sagen kann ich nichts,“ entgegnete die Andere, indem sie

sich die Hände rieb; „mir ist auf einmal ein Licht aufgegangen, und so kann es gehen. Wie gesagt, seid froh, daß Ihr zu mir gekommen. Mir ist der Weg, den wir einschlagen müssen, jetzt ganz klar. Wißt Ihr, wenn man so lange in einem Hause zusammen wohnt, wie ich und die Staiger's, da lernt man sich genau kennen; und wenn es Einem auch nicht gleich einfällt, mit ein Bischen Nachdenken kommt man doch schon an einen Hacken, wo man anbandeln kann. — Aber," fügte sie mit empor gezogenen Augenbrauen hinzu, „etwas Geld brauche ich. Ihr sollt zu Eurem Zweck kommen, müßt aber nicht knickerig sein."

„Wenn ich zu meinem Zweck komme," entgegnete Madame Becker nicht ohne einen Anflug von Mißtrauen, „so kommt es mir auf ein paar Thaler mehr oder weniger nicht an. Aber Ihr solltet mir doch sagen, wie Ihr das anstellen wollt; ich bin auch in der Praxis ziemlich bewandert, aber im vorliegenden Fall geht mir der Faden aus."

„Ihr traut mir nicht recht," bemerkte lächelnd Madame Wundel, die den forschenden Blick ihrer Freundin wohl verstanden. — „Aber was habt Ihr dabei zu riskiren? Höchstens ein paar lumpige Thaler, die ich zur Einleitung des Geschäfts brauche; die Hauptsache zahlt Ihr mir, wenn Alles vorüber ist."

„Das läßt sich allenfalls hören."

„Und wie viel bekomme ich alsdann später?"

„Nun, was meint Ihr zu zwei Carlin, wie ich vorhin sagte?"

„Und vorher ein paar Thaler, die ich nothwendig brauche."

„Meinetwegen auch. — Und wie viel denn?"

„Nun, ich denke vier Thaler, die ich aber dann sogleich brauche, damit ich morgen an's Geschäft gehen kann."

„Ihr seid ein merkwürdiges Weib," sprach vergnügt lächelnd Madame Becker; „wenn Ihr haltet, was Ihr versprecht, so habe ich eine große Achtung vor Euch. — Aber seht Euch vor, daß Ihr in keine Ungelegenheit kommt; und Etwas bitte ich mir aus: mein Name darf nicht genannt werden, denn wißt Ihr, wenn ich eine Sache nicht selbst in der Hand behalte, so kann ich auch nicht dafür einstehen."

„Das versteht sich; seid unbesorgt. Unser Vertrag ist ganz einfach; ich bekomme heute die vier Thaler, ich lasse Euch in einigen Tagen sagen: Alles ist fertig, Ihr könnt um die und die Stunde den Wagen schicken, Ihr thut so, ich besorge sie hinein, und dann hat er nach Eurer Anweisung zu fahren, wohin er soll. Läuft Alles glücklich ab, so erhalte ich am andern Tag meine zwei Carlin. — Ist's so recht?"

„Dagegen kann ich nichts einwenden," erwiederte Madame Becker. „Und damit Ihr seht, wie bereitwillig ich bin, den Contract einzugehen, so habt Ihr hier die vier Thaler."

Sie zog bei diesen Worten eine kleine Börse aus der Tasche und legte das Geld in vier Stücken hin, welche Madame Wundel vorher genau auf beiden Seiten besah, ehe sie dieselben still lächelnd in ihre Tasche steckte.

Hiermit nahm die Unterredung ein plötzliches Ende, denn erstens war die Sache abgemacht, und zweitens kam Emilie, vor welcher Madame Becker überhaupt nicht gerne mit der Sprache heraus gegangen wäre, wieder aus dem Nebenzimmer zurück. Da es auch mittlerweile spät geworden war und sie ihren Zweck erreicht zu haben glaubte, so affectirte sie etwas Müdigkeit und stand nach einigem vergeblichen Nöthigen der Hauswirthin, doch noch da bleiben zu wollen, mit einem unterdrückten Gähnen auf und versicherte, es sei endlich Zeit, daß sie nach ihrem Haus-

wesen sehe. — „Marie wird von einer Bekannten, bei der sie den Abend zugebracht, schon lange nach Haus zurückgekehrt sein und nicht wissen, wo ich eigentlich bleibe." — — Da sie nun auf keine Weise zu bestimmen war, noch länger in der, wie sie sagte, so angenehmen Gesellschaft ihrer guten Freundin zu verharren, so wickelte sie die noch übrigen Handschuhe in ein Stück Druckpapier ein, das auf dem Tische lag; Emilie Wundel zündete ein Licht an und begleitete den Gast bis auf die untere Treppe, wo Beide von einander einen recht freundlichen Abschied nahmen.

Madame Wundel hatte die vier Geldstücke wieder aus ihrer Tasche herau genommen, sie vor sich hingelegt und mit einem triumphirenden Lächeln angesehen. Sie wollte augenscheinlich ihre Tochter damit überraschen, denn sie war eine gute Mutter, die mit ihren Kindern so weit als möglich Alles gemeinschaftlich genoß und namentlich vor ihrer Aeltesten keine Geheimnisse hatte. Deßhalb zeigte sie auch, als Emilie wieder in's Zimmer trat, freundlich lachend auf die vier Thalerstücke, indem sie sagte: „Nun, was meinst du dazu? — Verstehe ich es, Jemand was auszupressen? — He!"

„Und das hast du von der Becker?" fragte verwundert die Tochter. „Was der heute überfahren ist, begreife ich nicht; geht da her und schenkt mir ein halbes Dutzend neue Handschuhe. Ist dir je so was vorgekommen?"

„Und mir vier Thaler!"

„Auch geschenkt?"

„Eigentlich nicht: ich will sie redlich verdienen."

Emilie sah ihre Mutter fragend an.

„Schließ' die Thüre," fuhr diese fort, „und setze dich daher; ich will dir was mittheilen, aber natürlicher Weise halte

mir reinen Mund, das ist ein Geheimniß; sprich auch mit der Louise nicht darüber."

„Mit der am allerwenigsten," antwortete Emilie mit geringschätzender Miene. Damit schloß sie die Thüre und setzte sich zu ihrer Mutter hin, welche sich noch ein neues Glas Punsch gemacht hatte und als eine ökonomische Frau den, welchen Madame Becker hatte stehen lassen, in das Glas ihrer Tochter goß.

„Apropos!" sagte sie darauf, während sie ihre Hände behaglich über einander legte, „du kennst doch von den Mädchen der Putzmacherin an der Ecke der Kastellstraße die hübsche schlanke mit dem dunklen Haar? — Sie ist meistens im Laden. Weißt du?"

„Ach ja, ich erinnere mich."

„Wenn du die siehst, fällt dir da nichts ein?"

„Was soll mir da einfallen?" erwiederte Emilie nachdenkend.

„Nun ich meine, erinnert sie dich mit ihrer Figur und ihrem Gesicht nicht an Jemand? — Besinne dich, es ist mir das von großer Wichtigkeit."

„O da brauche ich mich nicht lange zu besinnen," sagte die Tochter, die einigermaßen verwundert war über die seltsamen Fragen ihrer Mutter; „die gleicht der Clara Staiger, und das auf merkwürdige Art."

„Nicht wahr?" rief Madame Wundel. „Sind die Beiden nicht zum Verwechseln?"

„Gewiß, für Jemand, der sie nicht ganz genau kennt," erwiederte Emilie. — „Aber was willst du damit?"

„Nun, ich will die Beiden auch verwechseln," entgegnete lachend die Mutter. Worauf sie ihrer Tochter mit kurzen Worten die Verlegenheit aus einander setzte, in welcher sich ihre würdige Freundin, die Madame Becker, befand. „Daß nun," sagte sie schließlich, „mit dem hochmüthigen Fratz da drüben nichts zu

machen ist, das weißt du so gut wie ich. — Aber zwei Carlin sind auch kein Spaß, und obendrein setze ich mich bei der Becker in großen Respect und kann noch öfters ein Geschäft mit ihr machen."

„Vielleicht können wir noch öfter mit ihr Geschäfte machen," versetzte nachdenkend die Tochter.

„Nun, siehst du also," fuhr Madame Wundel fort, „die Putzmacherin kenne ich; die ist zu Allem bereit; ich theile ihr so viel mit, als sie zu wissen braucht, natürlicher Weise nicht, daß sie für eine Andere gilt. Man läßt sie an dem bezeichneten Abend hieher kommen, und von unserer Hausthüre fährt sie weg. Wenn es möglich wäre, daß man unter irgend einem Vorwand von der Clara da drüben ihr Umschlagtuch für den Abend entlehnen könnte, so wäre es außerordentlich gut."

„Das läßt sich wohl machen; wir müssen die Louise hinüber schicken, der thut sie schon was zu Gefallen."

„Dann schärft man ihr ein, daß sie dicht verschleiert bleibt und ein ziemlich dunkles Zimmer verlangt, dann kann sie sich entschleiern, soll aber nicht viel sprechen."

„Und du glaubst, daß das gelingen wird?"

„Gewiß! Er kennt sie wahrscheinlich nicht genau; und dann die Ueberraschung, die Freude, was weiß ich Alles? Ich glaube nicht, daß man was merkt. Und wenn er auch am andern Tage Verdacht schöpft und Nachforschungen hält, so helfen wir uns durch, so gut wir können und bleiben steif und fest dabei, es sei die Clara gewesen. Dann soll die Becker sehen, wie sie mit ihm zurecht kommt."

„Und mich soll es obendrein noch freuen," sprach boshaft die Tochter, „wenn es der naseweise junge Mensch später erführe, und sie in ein recht schlechtes Licht bei ihm käme. Das geschähe ihr schon recht, dem hochmüthigen Affen, der aufgeblasenen Theaterprinzeß!" — — — —

Einundfünfzigstes Kapitel.

Eine Bescheerung.

Während solchergestalt in der Wohnung der Madame Wundel über Clara Staiger verhandelt wurde, ging diese zu gleicher Zeit in ihrem Wohnzimmer unruhig auf und ab. Bald eilte sie in die Nebenstube, wo ihr Vater seinen ganzen Reichthum an Geschichten den Kindern schon mehrere Male erzählt hatte, und wo nur die höchst merkwürdigen Schicksale des Däumlings, sowie die Liebe zu Herrn Arthur, auf welchen man immer noch wartete, im Stande waren, die schlaftrunkenen Augen des Bübchens offen zu halten. Auch Marie wischte sich häufig die Augen, legte ihr Köpfchen öfters an die Brust des Vaters und fuhr nicht selten aus einem leichten Schlummer in die Höhe, wenn dieser im Laufe seiner Erzählung stärker sprach und zum Beispiel sagte: „Seht ihr Kinder, so ist es dem Däumling ergangen.“

Die Tänzerin trat häufig an das Fenster, blickte auf die Straße hinaus und legte mehrmals ihre heiße Stirne an die kalten Scheiben.

Draußen jagten Schneeflocken und Regen, vom Winde gepeitscht, vorüber, und am Himmel schwammen dichte Wolken in wilden phantastischen und zerrissenen Formen. Man konnte sie nun sehen, da der Mond hinter ihnen aufgestiegen war und sie mit seinem vollen Lichte beschien. Dieß Licht und die schwarzen Wolken kämpften auf diese Art mit einander; bald war der weiße Schein Sieger und überstrahlte für Augenblicke freundlich die nassen tropfenden Dächer und glänzte auf den Wetterfahnen, die jetzt ein paar Secunden fast ruhig standen und nur leicht hin und her wankten, um gleich darauf wieder kreischend herum zu fahren, wenn neue Windstöße daher fuhren und mächtigere, schwärzere Wolken vom Horizont herauf führten, die das weiße Mondlicht auszulöschen schienen und schwarze, drohende Schatten auf die noch einen Augenblick vorher so klar beschienenen Straßen warfen.

Ringsum war Alles stille; nach der Lust des heutigen Abends hatten sich die meisten Nachbarn frühe zu Bette begeben; nur hie und da war noch ein Fenster beleuchtet, nur hie und da hörte man noch ein Geräusch, — vielleicht das entfernte Rollen eines Wagens, der Fußtritt eines einsamen Wanderers oder die schallenden Hammerschläge eines Schusters in der Mansarde gegenüber, der noch mit seinen Stiefeln für den morgenden Festtag im Rückstande war.

In Clara's Herzen sah es finster und betrübt aus, wie draußen in der stürmischen Nacht, und wenn auch zuweilen, wie dort ein hervorbrechender Mondstrahl die dunkeln Häuser, ein freundlicher Gedanke ihr Inneres erhellte, wenn sie sich sagte: er kommt gewiß noch, es war ihm unmöglich, früher seine Gesellschaft zu verlassen, so zerfloß doch gleich darauf wieder dieser schwache Trost, indem sie dachte: Nein, nein, er denkt nicht an dich; er hätte lange da sein können, aber es gefällt ihm, wo er ist, und wenn

er auch noch auf einen Augenblick kommt, so thut er es nur, um der armen Tänzerin noch einen unbedeutenden Brocken seiner Gunst hinzuwerfen, — die ja glückselig sein wird, daß er überhaupt nicht ganz ausbleibt.

Und das war ja die Wahrheit; sie konnte sich das nicht verhehlen, und wenn sie die Hände auch noch so fest auf das schmerzlich klopfende Herz drückte, so sprach doch hier der einzige Schlag von ihm und wagte es, ihrem weiblichen Stolze gegenüber zu flüstern: Ja, wenn er auch nur noch für einen Augenblick kommt, und selbst dann erst, wenn er draußen vom Vergnügen gesättigt ist, so will ich glückselig sein und jubeln, über die kleine Minute, die mir ihn zu sehen noch vergönnt ist. — So innig liebte ihn das Mädchen, daß sie dergleichen dachte, obgleich es fast ihr Herz brach, daß sie nur in der Welt sein sollte, um für ihn am Ende aller anderen Dinge zu kommen. Und sie weinte im Stillen heiße Thränen, daß es ihr nicht einmal erlaubt war, ihn fragen zu dürfen: „Warum kommst du so spät, warum nicht frühe, wie du es versprochen?"

Der heilige festliche Weihnachtsabend, auf den sie sich so sehr gefreut, und zu dem sie zum ersten Mal seit Jahren so schöne glänzende Vorbereitungen getroffen, war dahin geschwunden, traurig und betrübt. Da standen die Weihnachtsbäume noch unangezündet, die Liebesgaben noch mit weißen Tüchern bedeckt, und während schon alle anderen Kinder nach gehabter Lust in ihren Bettchen lagen, während deren Wangen glühten von den süßen Träumen über den vergangenen festlichen Abend, saßen ihre armen kleinen Geschwister draußen im halbdunkeln Vorzimmer; sie warteten wohl noch auf die verheißene Freude, aber sie sehnten sich nicht mehr darnach, denn der Schlaf stumpfte ihre Gefühle ab, und dazu froren sie auch ein wenig. — Ja sie froren,

denn Clara, deren Inneres glühte, die aufmerksam lauschte auf das Schlagen der Thurmuhren, und die jede neue Viertelstunde mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer begrüßte, Clara, die sonst so sorgsame Schwester, hatte seit der letzten halben Stunde nicht mehr nach dem Feuer gesehen; das Holz im Ofen war zusammen gefallen, der weiße Aschenhaufen barg wohl noch in der Tiefe einige glühende Kohlen, aber oben an etlichen halb verbrannten Holzstücken eilten geschäftige Fünkchen hin und her, als wollten sie so bald als möglich eine Stelle verlassen, wo sie so schlecht gepflegt würden.

Daß unter solchen Umständen das vortreffliche Nachtessen kalt wurde, ist leicht begreiflich. Wie hatte sich der alte Mann so auf die Kartoffeln und den Kalbsbraten gefreut! Jetzt dampften jene schon lange nicht mehr, die Sauce zu letzterem war seit geraumer Zeit geronnen, und Herr Staiger, selbst fröstelnd, saß noch immer im Nebenzimmer und erzählte ruhig und geduldig die Heldenthaten des Däumlings.

Clara hatte sich an das Fenster gesetzt, legte die Hände in den Schooß und blickte tief athmend auf das Licht vor ihr, das unterdessen herab brannte, wobei der Docht eine große schwarze Kohle bildete, um welche die rothe Flamme ängstlich und wie ersterbend flackerte.

Da erklangen draußen auf dem Pflaster eilfertige Schritte, die sich dem Hause näherten. — Clara horchte auf, — ja, das konnte er sein, jetzt mußte er die Hausthüre erreicht haben. — Richtig! sie vernahm jetzt die Schritte vom Hausgange her, und sie drangen nun statt von der Straße durch das Treppenhaus, aber etwas gedämpfter, herauf.

Es war in der That Arthur, dem es, wie wir wissen, erst gegen zehn Uhr möglich geworden war, das elterliche Haus zu

verlassen; einen Wagen hatte er nicht mehr auf der Straße gefunden, und so brauchte er noch eine geraume Zeit, bis er die Balkenstraße erreicht hatte. Man kann sich denken, daß er eilfertig in's Haus hinein sprang; doch hatte er hiebei fast das Unglück, eine Frau umzurennen, die ihm unten entgegen kam. Dieß war beinahe unter der Hausthüre, und da sich an der anderen Seite der Straße eine Gaslaterne befand, deren voller Schein herüber fiel, so war es dem jungen Manne möglich, das Gesicht der ihm Begegnenden zu sehen, während das seinige in tiefem Schatten blieb.

Mit einem höflichen: „verzeihen Sie!" drückte er sich an die Wand und ließ die Frau vorbei, worauf er etwas langsam die Treppen hinauf stieg. Das Gesicht der Frau, welche ihm so eben begegnet, hatte er schon irgendwo gesehen. — Aber wo? — Das Gedächtniß eines guten Malers ist scharf, und bald hatte er sich in dem Chaos von tausenderlei Zügen, die seiner Phantasie vorschwebten, zurecht gefunden. — „Richtig!" sprach er zu sich selber, „das war jene Frau in der Kaserne, welcher ich den Brief des Grafen Fohrbach gebracht. — Wie hieß sie doch? — Nun, — ah! — — Madame — Madame — — ah! Madame Becker!" —

Clara hatte droben noch einen Augenblick gelauscht, und sobald sie die Tritte des jungen Mannes erkannt, wischte sie ihre Thränen aus den Augen und ging eilig in's Vorzimmer, um zu verkündigen, Herr Arthur komme. Bei Marie brachte diese Nachricht schon eine gehörige Wirkung hervor, sie rieb sich einige Male die Augen, gähnte auch gelinde, dann aber schlug sie in die Hände und rief: „So kriegen wir doch jetzt endlich bescheert!" — Das Bübchen dagegen war nicht so leicht zum Bewußtsein zu bringen, und als es der Papa auf seine Füße stellte, wäre es umge-

plumpst, wenn Clara es nicht noch zur rechten Zeit aufgegriffen hätte.

In diesem Augenblicke trat Arthur in das Zimmer und blieb überrascht an der Thüre stehen, als er die ganze Familie hier im halb dunkeln und fast ganz kalten Zimmer bei einander fand. Er hatte geglaubt, ja gehofft, Vater und Tochter würden behaglich in der warmen Stube um den Tisch sitzen, Clara mit freundlichem Lächeln ihm einen Stuhl näher rücken und er nun mit ihr noch eine kleine Stunde süß verplaudern.

Das Bübchen hatte sich unterdessen ermuntert, und den Einflüsterungen seiner kleinen Schwester war es gelungen, es daran zu erinnern, daß es Weihnachtsabend sei, und daß jetzt die Bescheerung vor sich gehen könne, nachdem Herr Arthur gekommen.

„Aber du bist recht lange ausgeblieben," sagte hierauf Karl; „wir haben gewiß fünfzig Stunden auf dich gewartet."

„Sie haben auf mich gewartet?" fragte fast erschrocken der Maler. — „Wie? Herr Staiger, — auf mich mit der Weihnachtsbescheerung?"

„Ja, wir dachten, es sollte ihnen Freude machen," entgegnete gutmüthig der alte Mann.

„Aber es ist ja schon so spät!"

„Ja, es ist schon spät," sagte Clara mit leiser Stimme.

„Und wir dachten jeden Augenblick, du solleſt kommen," warf das Bübchen ein.

„Das schmerzt mich ordentlich!" rief Arthur. „Es ist jetzt zehn Uhr, und ihr habt Alle, auch die armen Kinder, auf mich gewartet?"

„In der That glaubten wir, es wäre Ihnen vielleicht möglich, früher zu kommen," meinte der alte Mann.

„O, ich konnte nicht," erwiederte Arthur. „Gewiß, ich konnte nicht; ich bin weggegangen, sobald es nur möglich war; ich sagte Ihnen ja auch, bester Herr Staiger, wenn ich um acht Uhr nicht da sei, so wäre ich gezwungen, bis nach dem Souper zu Hause zu bleiben."

„Ja, ja, ich denke mir jetzt, Sie haben das gesagt: es ist so, gewiß, es ist so. Aber jetzt sind Sie da, und nun wollen wir nachträglich eine prachtvolle Bescheerung halten. Seht Kinder, wie gut ihr es habt," setzte er lächelnd hinzu, „alle anderen haben ihre Geschenke erhalten und liegen schon in ihren Bettchen; ihr aber habt das noch vor euch."

Clara war in's Nebenzimmer gegangen, um die Lichtchen auf den Bäumen anzuzünden. Arthur, der alle Taschen voll Spielzeug hatte, ging ihr nach, nachdem er draußen gebeten, sich noch einen Augenblick zu gedulden, bis er auch mit dem Christkindchen gesprochen. Doch blieb er an der Thüre stehen und bat Clara, die sich am Tische beschäftigte, sanft um Erlaubniß, ihr etwas helfen zu dürfen.

Sie nickte schweigend mit dem Kopfe und wies ihm auf seine Bitte die verschiedenen Stellen auf dem Tische, wo sich die Sachen des alten Herrn und die der beiden kleinen Geschwister befanden. Dorthin legte er verschiedene Paketchen, wandte aber dabei jede Secunde den Kopf nach Clara um, die mit gesenktem Haupte ihre Sachen ordnete. Er fühlte wohl, daß er dem Mädchen wehe gethan, und das schmerzte ihn tief. Mit welcher Liebe hatten all' die guten Menschen hier an ihn gedacht und hatten ihr Bestes, ihre ganze Freude des heutigen Abends, für ihn aufgehoben, daß er sie mit ihnen genießen könne! Und nun war er so lange nicht gekommen; freilich konnte er sich nicht ganz allein die Schuld hievon beimessen, doch mußte er sich sagen,

wenn er gewußt hätte, daß man ihn so früh hier erwartet, so würde er doch am Ende einen Ausweg gefunden haben, um sich zu Hause von dem Nachtessen wegzuschleichen. Es war das früher auch wohl schon geschehen.

„Es ist Ihnen am Ende nicht recht, daß ich noch gekommen bin, Clara," sprach Arthur nach einer Pause, während welcher er sich vergeblich bemüht, einen Blick des geliebten Mädchens zu erhaschen.

„Das ist nicht Ihr Ernst," entgegnete sie hierauf mit einem flüchtigen Blick; „Sie wissen, wie willkommen Sie uns zu jeder Zeit sind, Herr Arthur. Aber Sie sehen, daß ich jetzt dringend zu thun habe. — Nachher," setzte sie mit einem tiefen Athemzuge hinzu, „plaudern wir hoffentlich noch — recht vergnügt mit einander."

„Nicht wahr, liebe Clara, das thun wir?" sagte er mit herzlichem Tone, indem er eine ihrer Hände faßte und sie innig an seine Lippen drückte.

Sie zog ihre Hand nicht weg, aber sie zuckte so zusammen, daß er sie unwillkührlich losließ, um in ihre Augen zu blicken; doch wandte sie sich ab und sprach gleich darauf anscheinend heiter: „So, nun bin ich fertig, Herr Arthur. Jetzt müssen Sie aber an die Thüre gehen und sich nicht umsehen, bis ich die Tücher von dem Tische weggenommen."

„Also ich erhalte auch etwas?" fragte er vergnügt.

„Gewiß, gewiß," antwortete die Tänzerin.

Arthur ging an die Thüre, wie sie es ihn geheißen hatte, öffnete sie leise und sprach hinaus: „Jetzt Kinder, gebt Achtung: Clara ist fertig, sie wird sogleich Eins, — Zwei — Drei zählen, und dann öffne ich die Thüre. — Nicht wahr Clara, Sie zählen so?"

„Wenn Sie es wünschen, Herr Arthur, will ich es gewiß thun. — — Also denn!"

„Jetzt aufgepaßt!" rief der Maler und faßte die Thürklinke.

„Eins — zwei — drei!" sagte Clara. Und nun öffnete Arthur die Thüre des Nebenzimmers weit, worauf die Kinder eilfertig herein stürzten. Doch blieben sie ganz erstaunt auf der Schwelle stehen, — ein wahres Lichtmeer, eine für sie unerhörte Pracht blendete ihre Augen. So einen Christbaum hatten sie noch nie gesehen. Was waren die bisherigen dagegen? — Wahrhaftig nicht der Rede werth; dieser hier reichte fast bis an die Decke des Zimmers, und den beiden kleinen Kindern war es so feierlich zu Muth, daß Vater Staiger sie ordentlich vorschieben mußte. Sie hatten die Augen weit geöffnet, die vielen Lichtchen strahlten darin wieder und erfüllten sie mit einem hellen Glanze. Das Bübchen hielt die Hände von sich abgestreckt und war völlig außer Stande, all' das Wunderbare zu begreifen. Endlich sagte es tief aufathmend: „Ein Schaukelpferd!" — — „Und eine Puppe!" rief Marie. Worauf Beide vergnügt lächelnd an den Tisch traten und dann langsam um den Baum herum gingen. Es wagte anfänglich keines, etwas von den schönen Sachen zu berühren; sie wandelten wie in einem Traum und glaubten wahrhaftig, sobald sie eine dieser Herrlichkeiten anfaßten, würde all' der Glanz unfehlbar in Nichts zerrinnen.

Auch der alte Mann trat mit großer Freude an den Platz, wo seine Sachen lagen, und betrachtete den warmen Winterrock mit so großem Erstaunen, als habe er ihn heute zum ersten Male gesehen. Arthur hatte daneben ein Kistchen Cigarren gestellt und eine Spitze von Bernstein, wofür sich Herr Staiger mit gerührten Worten und einem herzlichen Händedruck bedankte.

Clara hatte unterdessen auch von dem anderen Tischchen,

auf welchem der kleine Weihnachtsbaum stand, das Tuch weggenommen, und Arthur, der allen ihren Bewegungen folgte, sah wohl an ihrem Blick, daß dieß für ihn sei, weßhalb er eilig an ihre Seite trat. Auf dem Tischchen lag die Cigarrendose, welche sie für ihn gestickt, sowie das Feuerzeug des Herrn Staiger. Der junge Mann nahm das kleine zierliche Geschenk mit wahrer Freude in die Hand, denn als er die eingestickten Perlen und Goldfäden betrachtete, dachte er an die Zeit, wo sie das für ihn gearbeitet, und war überzeugt, daß sie während derselben unzählige Gedanken an ihn und so viel Herzliches und Liebes mit hinein verwebt habe. Er sah sie mit einem unaussprechlich süßen Blicke an, und Clara stützte sich mit der Hand auf den Tisch und schlug ihre Augen nieder. Sie wollte lächeln, als er sich nun freundlich bei ihr bedankte, doch zuckte ihr Mund schmerzlich, sie preßte die Lippen fest auf einander, und da sie sich dennoch bemeistern wollte, so öffnete sie ihre Augen, um ihn anzusehen, konnte aber nicht verhindern, daß ihr die hellen Thränen über das Gesicht herab flossen.

Arthur begriff wohl das schmerzliche Gefühl, welches ihr Herz erfüllte; er wußte ja, daß ihn das Mädchen liebe, innig und treu liebe, und deßhalb fühlte er auch, was ihr Inneres bewegte: sie schämte sich ihrer Liebe nicht, aber sie fürchtete sich davor; Clara sah deutlich die Kluft, welche sie von ihm schied, — eine Kluft, die er zuweilen zudeckte mit freundlichen Reden und süßen Worten, wenn er bei ihr saß, die sich aber wieder schwarz und trostlos vor ihrem Blicke aufthat, sobald er ferne war. Zuweilen hoffte sie, und wenn sie ganz allein war, baute ihre Phantasie eine glänzende Brücke über jenen Abgrund, eine Brücke, die sie dann an seiner Hand schauernd betrat, und die sie glücklich in ein wunderbar prächtiges Land führte. — Aber das waren

lächerliche Träume, und sie zerscheuchte sie gewaltsam wieder, ohne jedoch in gänzliche Hoffnungslosigkeit zu verfallen. Nur an solchen Abenden wie der heutige, wo sie wußte, er sei bei seiner vornehmen und stolzen Familie, und müsse den Augenblick, den er hierauf bei ihr zubringen wolle, vor den Augen seiner Verwandtschaft verheimlichen, ihnen förmlich abstehlen, wo sie fühlte, daß vielleicht alsdann in seiner Abwesenheit dort ihrer gedacht werden könne mit geringschätzendem Achselzucken, daß man von ihrem liebenden und treuen Herzen spräche wie von einem Spielzeuge, das nächstens abgenützt und von ihm auf die Seite geworfen würde, in solchen Stunden fühlte sie sich namenlos elend. — Und so heute. —

Das las Arthur in dem seltsamen Blick ihres Auges, in den langsam herab träufelnden Thränen. Und sollte das arme Mädchen in seinen finsteren Träumen und Jene in ihren hochmüthigen Ideen Recht behalten, sollte er dieß gute, liebende Geschöpf wegwerfen für eines jener kalten und stolzen Herzen, die sich wohl eine Ehre daraus machten, von ihm, dem reichen jungen Manne, gewählt zu werden, ohne ihm deßhalb mit zärtlicher Liebe anzuhängen! — Sollte er seine Clara verlassen, weil sie eine arme Tänzerin war, weil ihre Verwandtschaft nicht verzeichnet war im goldenen Buche der Stadt, weil ihr nicht offen standen die geheiligten Schranken irgend einer Rangclasse, weil ihre Tanten und Basen nicht Sitz und Stimme hatten in den Thee-, Kaffee- und Klatschgesellschaften! — Nein, nein! so will ich nicht handeln! dachte sein treues Herz, ich will sie an mich ziehen, fest in meinen Armen halten und mit liebender Sorgfalt über die Klippen dieses Lebens, über die Klippen unserer gesellschaftlichen Zustände führen. — Und werden uns viele solcher Klippen bedrohen? fragte er sich, und sein leichter Sinn antwortete: O gewiß

nicht! Man kennt mich, meine Freunde und meine Bekannten schätzen und ehren meinen Namen, sie werden auch das Mädchen bei sich aufnehmen und lieb gewinnen, der ich diesen Namen zu geben für gut befunden, — — meiner Frau. — Bei diesem letzten Worte mußte er unwillkührlich lächeln, denn es kam ihm so sonderbar vor. Er dachte mit einem Male an seine Junggesellenwirthschaft, an die Zimmer, vollgepfropft mit allerlei Geräthschaften, an die alterthümlichen schweren Seidenstoffe, die er zu den Draperien seiner Gemälde brauchte, und die von der Lehne eines alten geschnitzten Stuhles herab hiengen und weit in das Zimmer hinein reichten. — Und dazwischen sollte Clara stehen, verwundert all' das Seltsame anstaunend und behutsam auf den Zehenspitzen hin und her schreitend; — ach! und sie schritt so wunderbar auf den Zehenspitzen, das Röckchen leicht gehoben — damit sie glücklich zwischen all' dem Chaos durchkomme, ohne hier eine Vase zu berühren oder dort an ein frisches Gemälde zu streifen. — — — — Ja, ja, meine Frau soll sie sein, und ich will sie hegen und pflegen mit liebender Sorgfalt, wie ein Kind, das anfängt gehen zu lernen. Fort mit allen Rücksichten! Bin ich nicht Künstler und deßhalb ein freier Mensch? Ich will meinem Herzen folgen und meinem Gemüthe alle Ehre machen."

Während er das dachte, hatte er unverwandt die Stickerei betrachtet, aber so lange und anhaltend, daß ihm Clara befremdet zuschaute. Sie fürchtete schon, ihre Thränen haben ihn verletzt und ihm sehr wehe gethan, deßhalb bezwang sie sich gewaltsam, trocknete ihre Augen und blickte ihn wieder hell und freundlich an.

Arthur fuhr aus seinen Träumereien empor und mit einem so glücklichen Gefühl im Herzen, daß er es unmöglich vollkommen

ausdrücken konnte. Etwas davon spiegelte sich freilich auf seinem Gesichte wieder, und dieser Ausdruck war schon so heiter und froh, daß er nun der Tänzerin ein wirkliches Lächeln ablockte.

„Ah! Sie haben mich zu schön beschenkt," sagte er; „liebe Clara, wie soll ich Ihnen dankbar dafür sein! Freilich habe ich Ihnen auch Etwas mitgebracht, aber es ist so unbedeutend und klein, daß es Ihnen vielleicht gar nicht einmal gefällt."

„Es gefällt mir gewiß," entgegnete Clara, und ließ ihm ihre Hand, die er bei den letzten Worten ergriffen. Fast hätte sie sie aber wieder zurückgezogen, denn er genirte sich nicht im Geringsten, sondern küßte vor den Augen des Vaters ihre Finger, was er früher nur beim Abschiednehmen auf der halbdunkeln Treppe gethan.

Sie erröthete stark, fürchtete sich aber, vor ihm zurückzutreten, denn seine Augen glänzten so selig, er blickte sie so überaus freundlich an, daß sie noch viel Aergerem entgegen sah, wenn sie sich das nicht geduldig gefallen ließ.

„Aber Sie müssen rathen, was ich habe!" rief er und hielt etwas in der rechten zusammen geballten Hand empor.

„Wie ist das möglich?" sagte Clara. „Nein, nein, ich will nicht rathen; ich habe Ihnen ja gleich offen und ehrlich gezeigt, was ich für Sie gemacht, und das Gleiche müssen Sie auch thun."

„Sie hatten Ihr Geschenk zuerst mit einem Tuche bedeckt," entgegnete er lustig, „und damit Sie auch das meinige nicht gleich sehen, so machen Sie die Augen zu, bis ich sage, Sie dürfen sie wieder öffnen. — Nicht wahr, lieber Herr Staiger, das kann Clara schon thun?"

„Ja, das meine ich auch," erwiederte der alte Mann; „du kannst in dem Falle die Augen schon zumachen."

„Um so mehr, da Ihr Vater sehen wird, was geschieht," fuhr Arthur nicht ohne Bedeutung fort.

„Nun meinetwegen denn," sprach das liebliche Mädchen, indem sie über ihre glänzenden Augen die Augenlider sanft herabfallen ließ. — Dabei sah sie sehr blaß aus, und jetzt noch mehr als wie einen Moment vorher; ihr Herz schlug gewaltsam und sie konnte sich eines eigenthümlichen Gefühls nicht erwehren. Ja, sie zuckte fast zusammen, als nun Arthur ihre Hand wieder ergriff, als er langsam ihre Finger öffnete, um einen kalten, glatten Ring daran zu stecken. Sie hob ihre Hand empor, wagte es aber erst, ihre Augen zu öffnen, als sie der junge Mann bat, dieß zu thun. — Da fielen ihre Blicke auf einen kleinen goldenen Reif, den sie am Finger hatte, einen Ring ohne Zierrath und Stein, einen Ring, dessen Form sie aber wohl kannte.

Was sollte das Alles bedeuten? Der alte Mann sah fragend auf Arthur; Clara schlug ihren Blick nieder und zitterte so heftig, daß sie sich am Tische festhalten mußte.

Auch Arthur war in diesem Augenblicke erblaßt, und auch sein Athem wand sich mühsam aus der Brust. — „Was das heißen soll?" sprach er mit einem sonderbaren Lächeln, wobei seine Augen eigenthümlich blinzelten, „das soll heißen, — daß ich die Clara unendlich liebe, und daß sie und keine Andere meine Frau werden soll!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Der geneigte Leser wird uns verzeihen, daß wir hier dieses Kapitel schließen, aber ein Moment wie der, welchen nun die drei glücklichen Menschen verlebten, läßt sich unmöglich der Wahrheit gemäß schildern. Wir wollen nur noch sagen, daß Herr Staiger, so glücklich er sich fühlte, doch den Kopf schüttelte und von einer Einwilligung Seitens der Eltern Arthurs als von einer fast

unmöglichen Sache sprach, und daß Clara, die Anfangs wie betäubt gestanden, bald darauf so voll Glück und Freude war, wie selten eine menschliche Seele; sie küßte tausendmal den Ring an ihrem Finger, denn dieser Ring gab ihr ein Recht auf die Liebe Arthurs; sie brauchte jetzt nicht mehr sich selbst und ihm zu verheimlichen, wie unaussprechlich sie ihn liebe, sie war vollkommen glücklich, sie kannte weiter keine Wünsche und Hoffnungen. — Wenn sie in dem Augenblicke gestorben wäre, so wäre sie hingegangen im glücklichsten Momente ihres Lebens, — ein reiner, unschuldsvoller Engel. —

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Ein nächtlicher Gast.

Wenn man nach einem Abende, wie ihn Arthur im vergangenen Kapitel verlebt, nach Hause geht, das Herz voll Seligkeit, die Augen strahlend, wenn man zum ersten Male von dem Mädchen, welches man liebt, öffentlich einen zärtlichen Abschied genommen und sie fest an's Herz gedrückt, unbekümmert um Vater und Mutter, Tante und ältere Schwestern, die vielleicht in großer Verlegenheit, daß ihnen das selbst noch nicht begegnet, den Kopf auf die Seite wenden und bedeutsam husten, so betritt man die Straße mit einem sonderbaren Gefühle. Man lacht in sich hinein, man reibt sich die Hände, man betrachtet die Häuser, ob es in Wahrheit noch dieselben seien, die da standen, während man heute Abend schon einmal hier vorbei kam; man freut sich über den klaren Himmel und über den finsteren, über Mondschein, Schnee und Regen, man findet es, wenn der letztere herabrieselt, von ihm eine überflüssige Mühe, daß er den Versuch macht, uns verdrießlich zu stimmen. — Wir lachen über ihn, auch über den

Wind, der unsern Regenschirm empor kehrt und unsern Hut zu entführen droht. Blase nur, blase! Wir wandeln dahin, im Herzen ein schönes, strahlendes Bild, das uns warm und trocken erhält, das uns leuchtet in finsterer Nacht, und das uns wärmt trotz Kälte und Wind. Alle unangenehmen Zufälligkeiten, die sonst wohl uns zu erzürnen im Stande sind, existiren für uns heute Abend gar nicht. Was kümmert es uns, ob das Wasser in den Rinnen dahin schießt, oder ob der Boden so glatt geworden ist, daß man nur fortkommen kann, indem man sich an den Mauern der Häuser hält. — Gleichviel! man springt hinüber, oder man glitscht zuweilen aus, fällt auch wohl hin, um dann lachend wieder aufzustehen.

Dieß Gefühl trug Arthur mit sich nach Hause, und wenn ihm auch von den eben erwähnten Unfällen keiner begegnete, so schien er dagegen auch nicht zu bemerken, daß ihm Schnee und Regen in's Gesicht schlugen, und daß er, um sich abzukühlen, den Hut in der Hand hatte. Er betrachtete sinnend den finsteren Himmel, der sich mehr und mehr überzogen, und blinzelte vergnügt nach den Straßenlaternen hin, als wollte er sagen: wüßtet ihr, was ich weiß. Zuweilen blieb er auch stehen, und schaute lange in die Nacht hinaus. — Alsdann theilten sich vor seinem innern Auge Finsterniß und Mauern, er sah hinein in ihr Stübchen, und war entzückt, wie schön sie da ruhte. Den rechten Arm hatte sie unter den Kopf gelegt, so daß ihr Gesicht fast aufwärts gen Himmel sah; sie athmete bald leicht und bald schwer, ihre Wangen waren sanft geröthet, und ihre frischen, leicht geöffneten Lippen flüsterten leise: „Arthur, mein Arthur!"

Nachdem er das im Geiste gesehen, fuhr er sich mit der Hand über die Augen und verwischte gewaltsam dieß reizende Bild wieder; auch wandte er sich um, setzte sogar seinen Hut auf und

schritt eiliger nach Hause, nicht, um aus der kalten Nacht zu kommen, — die that seinen brennenden Wangen wohl, — sondern um in seiner Wohnung Papier und Bleistift zu ergreifen und ihre Züge in der Geschwindigkeit noch ein halb Dutzendmal hinzuzeichnen.

Es mochte fast Mitternacht sein, als er in der Nähe des elterlichen Hauses ankam. Er ging bei der Hauptthüre vorbei, denn sein Weg führte ihn, wenn er Abends spät nach Hause kam, durch eine enge Gasse an den hinteren Theil des Gebäudes, wo er durch eine kleine Thüre eintreten konnte und sich dann gleich in der Nähe seiner Zimmer befand.

Vor dieser kleineren Thüre war eine Gaslaterne, die sie mit hellem Scheine beleuchtete. Als Arthur unweit des letzteren angekommen war und schon die Hand in die Tasche gesteckt hatte, um seinen Schlüssel heraus zu ziehen, hielt er auf einmal mit dieser Bewegung inne, blieb stehen und schaute nach dem Gascandelaber, denn es war ihm, als sähe er eine menschliche Gestalt, die an demselben angelehnt stand.

„Das ist seltsam," dachte der Maler und blickte schärfer hin. Richtig! da war ein Mensch, der auf Etwas zu warten schien.

Arthur mußte, um seine Thüre zu erreichen, ziemlich dicht bei diesem Candelaber vorbei gehen; ehe er dieß aber that, zog er seinen gewichtigen Hausschlüssel aus der Tasche, faßte seinen Stock fester und schritt langsam vorwärts.

Sobald er näher kam, löste sich die Gestalt von dem Candelaber ab und trat ihm einen Schritt entgegen. Sie waren sich jetzt Beide so nahe gekommen, daß an ein Ausweichen nicht mehr zu denken war; auch hatte sich der Unbekannte so aufgestellt, daß er fast vor der kleinen Hausthüre stand, weßhalb es

der Maler für das Beste hielt, denselben anzurufen und ihn bestimmt aber höflich zu fragen, ob er vielleicht irgend eine Absicht verfolge, daß er ihm so auffallend in den Weg trete.

Bei dieser Frage griff die Gestalt an ihren Kopf und bückte sich leicht. Wir vermuthen fast, daß sie den Hut abnehmen wollte, was aber nicht wohl ausführbar war, da sie keinen auf dem Haupte trug. Dabei öffnete sie ihren Mund, und sie sprach mit einem leisen und schüchternen Tone: „Ach, Herr Erichsen, Sie werden mich wahrscheinlich nicht erkennen."

„Da haben Sie Recht!" rief lachend der Maler. „Ich möchte wissen, wie es möglich ist, Jemand zu erkennen, der dicht unter einer Gaslaterne steht und den Kopf abwärts gesenkt hält wie Sie. — Aber was wollen Sie von mir? Wenn Sie etwas Gutes hieher führt, so zeigen Sie frei und offen Ihr Gesicht."

„Das ist auch das Klügste," erwiederte die Gestalt, „und ich hätte das gleich thun sollen." Damit fuhr sie an die Stirne, strich ihre langen, schwarzen Haare zurück und ließ das Licht der Laterne auf ihr Gesicht fallen, während sie aus dem Schatten heraus trat.

„Herr Beil!" rief Arthur überrascht. „Sind Sie es wirklich, und wie kommen Sie daher, bester Beil?"

„Es ist Beil," erwiederte der Andere mit tiefer Stimme, „aber ein sehr trauriges Beil, fast ohne Schneide und Stiel, nur noch der Schatten des früheren."

„Aber sagen Sie mir in aller Geschwindigkeit, was treibt Sie bei so später Nachtzeit hier in diese Gegend. Kommen Sie zufällig hier vorbei oder haben Sie mich hier erwartet?"

„Ich habe Sie hier erwartet," erwiederte der ehemalige Commis des Herrn Blaffer. „Schon zwei Abende, und immer bin ich wieder davon geschlichen, sobald ich Ihre Schritte hörte;

auch heute Abend hätte ich es beinahe wieder so gemacht, doch kamen Sie mit so festem, ich möchte sagen vergnügtem Schritt daher, auch pfiffen Sie eine so heitere Melodie, daß ich mir ein Herz faßte und Sie erwartete."

„O lieber Beil, was machen Sie für Geschichten!" rief Arthur lachend. „Sie wollen mich also sprechen?"

Der Andere nickte mit dem Kopfe.

„Vielleicht kann ich Ihnen sogar einen Dienst erzeigen?"

Herr Beil zuckte die Achseln.

„Aber warum kommen Sie denn nicht frischweg am Tage, oder laufen des Nachts weg, wenn Sie mich kommen hören?" fragte der Maler.

„Das erste wird Ihnen von selbst klar werden," entgegnete der Andere schüchtern, „wenn Sie nämlich die Güte haben wollen, mich in Ihr Zimmer eintreten zu lassen und dort bei Lichte zu besehen."

„Was sogleich geschehen soll," sprach Arthur lustig. „Kommen Sie geschwind, denn ich fühle jetzt auf einmal, daß es hier außen kalt und frostig ist."

„Ja, sehr kalt und frostig!" seufzte Herr Beil.

Hierauf öffnete Arthur die Thüre, und als Beide eingetreten waren, schloß er sie wieder hinter sich zu. Sie befanden sich in einem kleinen Vestibul, von welchem eine Wendeltreppe in den ersten Stock des Hintergebäudes führte. Auf den untersten Stufen dieser Treppe stand ein kleiner silberner Handleuchter mit einem Wachslichte, das schon tief herab gebrannt war.

Arthur leuchtete, und Beide stiegen hinauf in seine Wohnung. Diese bestand aus vier Zimmern, war sehr elegant eingerichtet, doch herrschte, namentlich im Atelier, eine für einen Maler sehr verzeihliche Unordnung. Die Waffen, Stoffe, Statuetten,

Vasen, von denen er vorhin bei Clara geträumt, lagen und standen hier in der That überall herum und waren in manchen Ecken so dicht zusammen gestellt, daß es wirklich Mühe kostete, sich dort frei zu bewegen.

Obgleich Arthur keine eigene Dienerschaft hatte, so wurde er doch von der sämmtlichen des elterlichen Hauses außerordentlich verwöhnt, und sein kleines Interieur so besorgt, daß er Niemand Eigenes brauchte. Auch heute Nacht, obgleich es schon ziemlich spät war, befanden sich in dem Kamine, den Arthur aus besonderer Vorliebe in seinem Wohnzimmer hatte einrichten lassen, noch glühende Kohlen genug, so daß es nur einer kleinen Anwendung des Blasbalges bedurfte, um einige Stücke Holz, die er auflegte, sogleich in helle Flammen zu versetzen. Dann zündete er ein paar Kerzen an, und als diese das Zimmer hell erleuchteten, blickte er sich nach seinem Gefährten um, der händereibend an dem lodernden Feuer stand.

„In der That," rief Arthur nach einem kleinen peinlichen Stillschweigen, „in der That, lieber Herr Beil, nehmen Sie mir es nicht übel, aber ich begreife jetzt vollkommen, warum Sie mich nicht am Tage besucht haben."

„Nicht wahr, das ist zu begreifen?" entgegnete Dieser, indem er einen trostlosen Blick an sich hinunter laufen ließ. „Wenn Sie mich auch nie sehr geputzt und geschniegelt sahen, so habe ich mich bis jetzt auch nicht als Lump präsentirt, — als vollständiger Lump, wie heute Abend."

Und Herr Beil sprach die Wahrheit, denn sein Aeußeres sah wirklich im höchsten Grade verwahrlost aus. Haar und Bart hiengen ihm zerzaust um den Kopf, und er schien alle Ursache zu haben, seine Wäsche sorgfältig zu verstecken, denn er hatte nicht blos den Rock bis unter das Kinn zugeknöpft, sondern auch

noch den Kragen etwas in die Höhe geschlagen. Seine Beinkleider waren fast bis zu den Knieen beschmutzt, und seine Stiefel gaben einen seltsam seufzenden Ton von sich, wenn er auftrat, und ließen sehr verdächtige nasse Spuren zurück, wenn er seinen Standort wechselte.

Er wollte sprechen, doch fiel ihm Arthur in's Wort: „Lassen Sie für diesen Augenblick alle Explicationen; ich sehe schon, daß Ihnen was Außerordentliches passirt ist, was Sie mir wohl später mittheilen werden. Jetzt aber will ich vor allen Dingen uns Beide in ein trockenes Gehäuse bringen; denn auch mich hat der Regen von heute Nacht ziemlich scharf mitgenommen. Folgen Sie mir in's Schlafzimmer, und ich will schon etwas finden, was für Sie paßt."

Herr Beil wollte einige bescheidene Einwendungen machen, doch legte ihm der Maler sanft die Hand auf seine Schulter, indem er fortfuhr: „Lassen Sie das gut sein; ich versichere Sie, es würde mir zu jeder Zeit ein großes Vergnügen gemacht haben, Ihnen aus irgend einer Verlegenheit zu helfen, umsomehr aber am heutigen Abend, wo mir selbst ein so großes Glück widerfahren ist, daß es mich drängt, den Kummer eines meiner Bekannten zu lindern. — Ich fühle mich als ein zweiter Polykrates: die Götter haben mich so mit Gnaden überhäuft, daß ich gern einen kostbaren Ring in's Meer schleudern würde, wenn im Augenblicke Ring und Meer bei der Hand wären. In Ermanglung des letzteren seien Sie nun so freundlich, dasselbe vorzustellen, und erlauben mir, die bescheidenen Kleinigkeiten eines Anzuges, soweit er Ihnen passend ist, in Ihren Schoos zu werfen."

Auf diese freundliche Anrede hin senkte der ehemalige Commis sein Haupt, ergriff, ohne ein Wort zu sprechen, die Hand Ar-

thurs und drückte sie innig. Dann folgte er ihm in sein Schlafzimmer.

Eine förmliche Verwandlung war bald bewerkstelligt, und nach einer kleinen Viertelstunde ließen sich die Beiden vor dem Kamine nieder, nachdem Arthur aus dem Magazine seiner Junggesellenwirthschaft etwas kalte Küche und eine Flasche herbeigebracht, welchen von Herr Beil eifrig zugesprochen wurde.

Der Maler sah lächelnd auf sein Gegenüber, denn dieser hatte sich wirklich vortheilhaft verändert. So viel es in der Geschwindigkeit thunlich gewesen, ward Haar und Bart geordnet und sein ganzer übriger Mensch damit in Einklang gebracht; er war mit allem Nothwendigsten versehen worden, wovon wir aber nicht weiter sprechen wollen; nur müssen wir erwähnen, daß er an den Füßen buntgestickte Pantoffeln trug, auf welche rothe Morgenhosen herab fielen, und daß der carirte Schlafrock, in den er gehüllt war, etwas sehr lang auf dem Boden nachschleifte.

Nachdem er sich mit Speise und Trank restaurirt, reichte ihm Arthur eine Cigarre, die Friedenspfeife, wie er sagte, womit er ihn, den Heimathlosen, nun gänzlich unter seinen Schutz, unter Dach und Fach, nehme.

Der ehemalige Commis des Herrn Blaffer zündete sich die feine Havannah an, und sog mit äußerstem Wohlbehagen den wohlriechenden Dampf in sich, um ihn dann langsam wieder von sich zu blasen. Er streckte sich im weichen Fauteuil lang und bequem vor dem Feuer aus, und es war dabei erklärlich, daß ihn ein Schauder überfuhr, wenn er an die vergangenen drei Tage dachte, namentlich an jenen schrecklichen Abend, wo ihm das Gespenst erschienen. — O wäre er doch lieber gleich zu Arthur gegangen, nachdem er das Haus seines Principals verlassen! Aber damals rannte er gerade aus, nicht rechts noch links blickend,

sagte: „da sind wir, in der That, da sind wir. Freue mich sehr, Ihre Sachen zu sehen. Man ist allerhöchsten Orts auf Sie aufmerksam geworden; die Frau Herzogin lobt über alle Maßen Ihre wunderbare Ansicht von Carrara."

Herr Beil verbeugte sich verlegen, denn er wußte nicht, ob es an ihm sei, jetzt selbst eine Aufklärung über seine Person zu wagen, nachdem dieß vorhin der Baron so erfolglos gethan.

Dieser lächelte sanft in sein Schnupftuch und Arthur zuckte die Achseln.

Herr von Dankwart hatte es sich unterdessen in einem Fauteuil bequem gemacht und blickte an den Wänden umher, wo einige Skizzen und Studien hiengen. — „In der That," sprach er nach einer kleinen Pause, „diese Ansicht von Carrara hat einiges Aufsehen gemacht; ich gratulire Ihnen. Die Frau Herzogin geruhten, das Gemälde schön zu nennen; ich glaube versprechen zu können, daß wenn Sie so fortfahren, Sie nächstens von uns einige Bestellungen erhalten werden."

„Aber Sie irren sich, Herr von Dankwart," sagte Arthur sehr ruhig und ohne daß er aufhörte zu zeichnen, „die Ansicht von Carrara ist nicht von mir; ich male überhaupt keine Landschaften."

„Allerdings nicht von Ihnen," entgegnete einigermaßen pikirt der kleine Mann, „aber sie ist von Herrn Erichsen dort. Freilich nicht von Ihnen."

Bei diesen Worten deutete er mit einer leichten Biegung des Kopfes auf Herrn Beil.

„Bester Herr von Dankwart," lachte nun der Baron laut hinaus, „Sie sind heute unsäglich zerstreut. Dort jener Herr an der Staffelei ist der Künstler, den wir besuchen wollten, Herr Erichsen. Er malt aber keine Landschaften, wie Sie sich erinnern wollen; die Ansicht von Carrara ist von Herrn Becker."

Der kleine Mann schaute einen Augenblick befremdet um sich, dann legte er die Hand an die Stirne, schloß für ein paar Secunden die Augen, und sagte hierauf: „Ja, sehen Sie, meine Herren, wie man mit den Gedanken abwesend sein kann! Das passirt mir leider sehr häufig. — Ich habe zu viel in meinem Kopfe," setzte er seufzend hinzu; „es geht nicht auf die Länge der Zeit. Aber entschuldigen Sie mich, Herr Erichsen; es ist mir wirklich recht angenehm, Ihre Bekanntschaft zu erneuern, — zu erneuern, denn wie Sie wissen, sahen wir uns bei meinem Freund, dem Grafen Fohrbach." — Dabei neigte er sein Haupt sanft gegen den Künstler und machte mit der rechten Hand eine Bewegung, die einen freundlichen Gruß ausdrücken sollte.

Der Baron hatte sich unterdessen ebenfalls in einem Stuhl niedergelassen, und Arthur reichte ihm eine Cigarre. Auch bot er Herrn von Dankwart eine an, der sie aber refusirte, eine eigene hervorzog und anzündete.

„Mit Cigarren," sagte der kleine Mann, „bin ich difficil; ich halte mir ein großes Lager und rauche nur sechsjährige."

„Womit ich leider nicht dienen kann," entgegnete Arthur. „Wissen Sie, wir Künstler leben so von einem Tag in den anderen, kaufen uns heute die Cigarren, die wir morgen rauchen, und legen uns keinen Vorrath an."

„Aber Sie könnten das, Herr Erichsen," versetzte Herr von Dankwart. „Sie sind ein reicher Mann, wie man mir sagt, der sich keinen schönen Genuß des Lebens zu versagen braucht." Dabei zog er den Mund zusammen wie ein Karpfen und blies den Dampf der Cigarre horizontal von sich. — „Wir sind doch hier in Ihrem elterlichen Hause?" fuhr er darauf fort. „Kenne den Papa wohl; mache zuweilen mit ihm Geschäfte. — Apropos! hat er noch immer den kleinen Schimmel? Im vergangenen Herbst

wurde er noch von dem Commerzienrathe geritten. — Baron," wandte er sich an diesen, „Sie kennen das Pferd nicht? — — ein kapitales Thier; aber alt. Nicht wahr, es ist alt, Herr Erichsen?"

„Ja, es ist sehr alt," erwiederte dieser. „Deßhalb wird es auch von Papa nicht mehr geritten; es steht drunten im Stalle und soll da in Ruhe seine letzten Tage verleben."

„Schön! schön!" rief der kleine Mann. „Aber jetzt müssen Sie mir erlauben, daß ich einmal in meiner Brieftasche nachsehe, — ich habe eine Notiz für Sie gemacht, eine Notiz von Wichtigkeit, kann mich aber nicht mehr darauf besinnen. — — Sie verzeihen schon einen Augenblick!"

Arthur nickte höflich mit dem Kopfe und dann legte er die Kohle, mit der er gezeichnet, auf die Staffelei, wischte sich die Hände ab und wandte sich gegen den Baron von Brand, der ein kleines Bildchen ergriffen hatte, welches in der Ecke lehnte, und es aufmerksam betrachtete.

Herr von Dankwart hatte sein Taschenbuch heraus gezogen und blätterte langsam darin.

Unterdessen war Herr Beil in's Nebenzimmer gegangen.

„Sie hatten mir auch versprochen, mich zu besuchen," sagte der Baron zu Arthur. „Erinnern Sie sich, als wir neulich zusammen nach Hause fuhren."

„Und habe das nicht vergessen," antwortete der Maler. „Wir Künstler sind aber ein eigenes Volk: oft haben wir Tage und Wochen lang nichts zu thun und schlendern umher, und dann verschließen wir uns wieder für längere Zeit in unser Atelier und kommen zu gar nichts."

„Und in diesem Stadium befinden Sie sich gerade?"

„Beinahe," entgegnete Arthur lächelnd. „Doch bin ich

im jetzigen Augenblicke weniger vor der Staffelei als sonstwo beschäftigt."

„Ah! ich habe gehört. Man bereitet in Ihrem Hause ein hübsches Fest vor; ich glaube, Sie wollen lebende Bilder arrangiren. Das ist eine ganz köstliche Idee! Ich liebe dergleichen unendlich, das heißt, sehe gerne zu; denn sollten Sie es wohl glauben, mein lieber Herr Arthur, ich bin nicht im Stande, in irgend einem Bilde mitzustehen. — Meine Nerven sind zu schwach dazu. — Sie schütteln ungläubig den Kopf, aber dem ist in Wahrheit so: ich habe es mehrere Male versucht, doch sobald der Vorhang aus einander geht und ich die Lichter sehe, da fängt Alles an, mir vor den Augen herum zu tanzen. — Sehen Sie, jetzt schon, wenn ich nur daran denke, wird es mir heiß und eng."

Bei diesen Worten zog er sein duftendes Taschentuch hervor und fächelte sich kokett die Stirne damit.

Herr von Dankwart ließ die Hand mit dem Taschenbuche herab sinken und meinte: „Sie sprachen da eben von lebenden Bildern? — Man weiß das hier nicht zu arrangiren; Sie sollten das an unserem Hofe sehen! Ah! das macht einen wunderbaren Effect. Ich versichere Sie, wenn man dort die Auswahl der Bilder betrachtet, die sorgfältig ausgesuchten Darsteller, die trefflich gewählten Costüme, das unnachahmliche Arrangement des Lichtes, — das ist superb! Man glaubt in der That vor einem wirklichen Bilde zu sitzen." — Hiermit erhob er sein Taschenbuch wieder und suchte abermals emsig darin, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob einer der Anwesenden seine Meinung bekämpfen werde oder nicht.

Dieß that übrigens auch Niemand; der Baron wischte mit dem feinen Battisttuche ruhig seinen Schnurrbart, worauf er die Cigarre wieder zwischen seine Lippen nahm. Arthur betrachtete

die Leinwand auf der Staffelei und schien sich zu freuen, daß die Züge, die dort hervortraten, wenigstens für ihn schon kennbar waren.

„Wer ist der junge Mensch, der eben hier im Zimmer war?" fragte nachlässig Herr von Brand. „Ich sah ihn bisher noch nie in Ihrer Gesellschaft."

Arthur, so plötzlich gefragt, wußte nicht gleich, was er antworten sollte. Er half sich aber, indem er, um Zeit zu gewinnen, entgegnete: „Sie meinen den, welcher eben in's Nebenzimmer gegangen ist? — im rothen Schlafrock?"

„Richtig, den im sehr langen rothen Schlafrock," gab der Baron lächelnd zur Antwort. „Ein merkwürdig gescheidtes Gesicht, kluge Augen." — Dabei schlug er sanft mit der rechten Hand auf die Lehne des Sessels, in welchem er saß. — „Ein Gesicht, welches Zutrauen erweckt," fuhr er alsdann fort; „schade, daß dieser Kopf auf einem so unscheinbaren Körper steht."

„Es ist allerdings schade," erwiederte Arthur, „daß das Aeußere meines Freundes nicht sehr empfehlend; sein Inneres dagegen ist vortrefflich: Herr Beil ist ein Mensch voll Herz und Gemüth, dem ich mein ganzes unbedingtes Vertrauen schenken würde."

„So, er heißt Beil?" antwortete der Baron. „Ja, ja, das Gesicht hat einen guten Ausdruck. — Was ist er eigentlich?"

„Er ist — — er sucht," sagte Arthur zögernd, „er wünscht — eine Stelle zu erhalten, ist augenblicklich außer Dienst."

„Also Herr Beil ist Geschäftsmann?"

„Ein sehr solider und pünktlicher Mensch in allen seinen Arbeiten."

„Führt er eine gewandte Feder? — Spricht er fremde Sprachen?" fragte der Andere.

„Ich glaube, daß ich hierauf mit Ja antworten kann, und was namentlich das Letztere anbelangt, so weiß ich, daß er geläufig Französisch spricht und Englisch versteht."

„Das wäre nicht so übel," meinte Herr von Brand, indem er einen Augenblick nachdachte. „Würden Sie ihn empfehlen? das heißt für seine Rechtlichkeit und gute Aufführung garantiren?"

„Gewiß," entgegnete Arthur, und schaute den Andern einigermaßen erstaunt an. „Hätten Sie vielleicht eine Verwendung für ihn?"

„Ja," versetzte Herr von Brand; „Sie wissen, bester Herr Arthur, ich arbeite nicht gern; es ist ein großer Fehler, ich weiß das wohl, aber man kann sich nicht anders machen, als wie man ist. Nun aber leiden darunter meine Papiere, meine Correspondenzen. Fände ich nun Jemand, auf den ich mich bei diesen Geschäften verlassen könnte, so wäre ich sehr froh darüber."

„Das trifft sich prächtig!" rief der Maler, der entzückt war, eine so glänzende Unterkunft für seinen Freund zu finden. „Ich garantire für ihn nach allen Richtungen, und obendrein thun Sie wirklich ein gutes Werk, wenn Sie sich seiner annehmen; er steht allein in der Welt."

„Das wäre mir um so lieber," entgegnete der Andere, „denn ich gestehe offenherzig, ich mag es gern leiden, wenn meine vertrauten Diener keinen großen Anhang haben, namentlich nicht in der Stadt, wo ich bin. — Sie wissen," setzte er lächelnd hinzu, „wir jungen Leute treiben so allerlei; man empfängt bald dieß, bald das Billet, man muß bald da, bald dorthin schicken, namentlich bei einem sehr bewegten Leben, wie ich es führe, und da ist denn die vollkommenste Discretion eine Eigenschaft, die ich an meinen Dienern besonders schätze, und wenn ich sie einmal gefunden, immense bezahle."

„Was das anbelangt," versetzte Arthur, „so glaube ich, daß ich darin für meinen Freund einstehen kann wie für mich selbst. Es ist das eine kernige ruhige Natur, voll Anhänglichkeit gegen Jemand, der ihr Gutes erzeigt, schweigsam, wo er nicht sprechen soll, und voll Humor, wenn er sieht, daß man wünscht unterhalten zu sein."

„Bei all' den guten Eigenschaften," erwiederte Herr von Brand, „und bei einer so vortrefflichen Garantie, wie Sie, bester Herr Arthur für mich sind, zaudere ich nicht länger, den jungen Mann in meine Dienste zu nehmen. Ich werde ihn sehr anständig stellen; er sei mein Geschäftsmann, nach Befund mein Vertrauter, und ich hoffe, wir werden mit einander zufrieden sein. — Abgemacht! Sagen Sie ihm, er soll sich von heute in drei Tagen Abends um sieben Uhr bei mir einfinden, und sprechen wir jetzt nicht weiter darüber; ich hasse alle Nervenaufregungen, wozu ich namentlich rechne, wenn mir Jemand danken will."

„Aber ich darf Ihnen doch so ganz im Stillen danken?" flüsterte Arthur, indem er seine Hand ergriff.

„Nun meinetwegen denn," sagte gleichgültig der Baron, indem er affectirt und matt seine Rechte erhob, die der junge Mann herzlich drückte. —— „Jetzt aber hätten Sie lange genug gesucht, bester Herr von Dankwart," fuhr er nach einer Pause laut gähnend fort, und wandte seinen Kopf auf die Seite, um den also Angeredeten beschauen zu können. „Die Zeit vergeht, und die halbe Stunde, die ich für Sie übrig hatte, muß längst verflossen sein. — Sehen wir." — Er zog seine Uhr heraus, betrachtete das Zifferblatt und rief dann mit großer Wichtigkeit: „Schon eilf Uhr! — Coeur de rose! Herr von Dankwart, Sie bringen mich um meine beste Zeit. — Haben Sie denn noch nicht Ihre Notiz gefunden?"

„Schon längst," entgegnete wichtig der kleine Mann; „aber während ich darnach sah, fand ich hier eine andere Bemerkung, die mir interessant schien, die Sie betrifft, die ich aber während des Vortrags bei Allerhöchst der Frau Herzogin so flüchtig hingeworfen, daß ich aus den paar Worten den Sinn nicht mehr enträthseln kann."

„So lassen Sie die paar Worte hören," sagte offenbar gelangweilt der Baron.

„Frage an den Baron von Brand," las der kleine Mann und zog die Augenbrauen hoch empor. „Und dahinter steht: Polizei."

„Wa — as?" rief lachend der Andere. „Fragen Sie mich was und so viel Sie wollen, aber bleiben Sie mir mit der Polizei vom Leibe."

„Ich kann das auch nicht zusammen reimen: Sie, bester Baron, und die Polizei. Jetzt zerbreche ich mir seit einer Viertelstunde den Kopf, und ich muß doch am Ende heraus bringen, was es heißen soll, denn daneben habe ich noch ein: F. d. n. R. — heißt: für den nächsten Rapport. — Der Baron Brand und die Polizei!" sagte er mehrmals leise vor sich hin, wobei er mit seinem Bleistift vor die Stirne schlug.

„Soll Sie der Teufel holen mit Ihrer Polizei!" rief der Andere. „Ich werde mich wahrhaftig bei der Frau Herzogin bedanken, daß sie mich damit in Zusammenhang bringt."

„In der besten Absicht, lieber Baron, in der allerbesten Absicht. Ich war es sogar, der das Gespräch auf Sie lenkte; ich thue das gern für meine Freunde. — Warten Sie, — unterbrechen Sie mich nicht! — ich komme darauf. Ich sagte nämlich, es wäre Schade, wenn Ihr Aufenthalt hier nur ein vorübergehender wäre; man sollte Sie zu fesseln suchen." —

„Coeur de rose! — Auf der Polizei? — Ich danke Ihnen.“

„Ja, richtig auf der Polizei, so ist's. — Ich hab's! ich hab's! — Gott sei gedankt! Die Frau Herzogin sagte nämlich, es sei ihr ein kleines Gerücht zu Ohren gekommen, von einer Liaison, welche der Baron Brand auf der Polizeidirection angeknüpft. — Jetzt erinnere ich mich ganz genau; wie kann man so vergeßlich sein! — Fräulein Auguste ist eine liebenswürdige junge Dame. — Darf man gratuliren?“

„Ach, bleiben Sie mir mit so etwas vom Leibe!“ rief fast entrüstet Herr von Brand. „Das ist mein ewiges Unglück, ja das jedes Junggesellen, sowie er ein Haus betritt, wo heirathsfähige Mädchen sind. — Ist's nicht wahr, Herr Arthur? Ihnen wird's auch so gehen? — Um von Ihnen gar nicht zu reden, bester Herr von Dankwart! Denken Sie nur an sich selber; wie oft sagt man Ihnen eine Brautschaft nach!“

„Ja, ja, das ist wahr,“ entgegnete dieser einigermaßen geschmeichelt. — „Also diese Sache ist wieder leeres Geklatsch?“

„Vollkommen grundlos. — Ich bitte, das der Frau Herzogin in meinem Namen zu sagen.“

„Werde nicht ermangeln,“ antwortete Herr von Dankwart; „es hat Allerhöchstdieselben wirklich interessirt. — Werde nicht ermangeln.“ — Damit schloß er sein Taschenbuch, ohne sich weiter zu erinnern, daß er eigentlich etwas Anderes habe suchen wollen; ja, er erhob sich aus seinem Fauteuil, nachdem er einen Blick auf die Standuhr über dem Kamin geworfen, schaute einen Augenblick mit recht nichtssagender Miene an den Wänden umher, wobei er jetzt mit dem Kopfe nickte, dann denselben auf die Seite neigte, die Augen halb schloß, wieder öffnete, und sich darauf vernehmen ließ: „Ganz gut! — ganz gut! — superb! — In der That fast vortrefflich! Werde Ihren Namen bestens behalten

und der Frau Herzogin melden, daß Sie es verdienen, wenn man etwas für Ihr Renommée thut." — Damit streckte er seine beiden Hände aus, als wollte er sie Jemand darreichen, besann sich aber glücklicher Weise noch, daß es nur ein Künstler sei, der vor ihm stehe, weßhalb er die linke wieder sinken ließ, mit der rechten dagegen den Hut ergriff und darauf mit einer steifen Kopfverneigung durch die Zimmer zur Thüre hinaus tänzelte.

„Vergessen Sie mir den Herrn Beil nicht," sagte lächelnd der Baron zu Arthur. Er hatte den seltsamen Blick wohl verstanden, mit dem der Künstler dem allerhöchsten Geschäftsmann achselzuckend nachgeblickt. — „Durch solche Herren," setzte er flüsternd hinzu, „wird die Kunst oft bei den Großen der Erde protegirt und gepflegt." — Damit drückte er dem Maler herzlich die Hand und folgte dem vorangegangenen Gefährten, der auf den ersten Stufen der Treppe schon wieder ein Pferdegespräch begann, und dieses fortsetzte, bis er an seinem Coupé angekommen war, worauf er zum Wagenbau überging und hierüber manch' Schönes und Lehrreiches zum Besten gab.

Sobald der Baron von Brand die Thüre hinter sich zugezogen, kam Herr Beil aus dem Nebenzimmer hervor, sah seinen Freund mit einem launigen Blicke an, worauf Beide in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Eigentlich ist das nicht zum Lachen," sagte Arthur nach einer kleinen Pause, indem er abermals seine Kohle ergriff; „das kommt her, bringt uns um die besten Morgenstunden, sieht unsere Sachen gar nicht an, und geht dann später in seine vornehmen Cirkel, um über uns und unsere Leistungen ein Urtheil zu fällen. — Hole sie Alle mit einander der Teufel! — Es ist doch weiß Gott traurig, daß wir Künstler nicht einmal unsere Freiheit haben, daß wir mehr oder minder von ihnen abhängen, — ihre

Sclaven sind. ——— Doch warum fährt der Wagen drunten nicht weg," fuhr er fort, nachdem er einige Striche auf der Leinwand gethan. — „Höre ich nicht meinen Namen rufen! — Die doppelten Fenster dämpfen allen Schall; seien sie doch so gut, lieber Beil, und schauen ein wenig nach. — — Ja, ja, man ruft mich."

Und es war in der That so. Kaum hatte Herr Beil den Kopf in's Freie hinaus gestreckt, so zog er ihn hastig wieder zurück und sprach lachend: „Da unten beugt sich der Herr von Dankwart oder wie er heißt, zum Halsverdrehen aus seinem Coupé heraus und ruft nach Ihnen."

„Er soll rufen!" entgegnete Arthur unmuthig. „Hat mich hier fast eine Stunde mit seinen nichtssagenden Reden aufgehalten, und jetzt soll ich noch da hinunter und demüthig an ihn hintreten: — Was befehlen Euer Gnaden?"

„Aber er hat mich gesehen," versetzte begütigend Herr Beil, der noch immer am geöffneten Fenster stand; „er hat sich an mich gewandt, als er zum letzten Mal Ihren Namen rief."

„Aber was mag er wollen?"

„Vielleicht ist ihm jetzt endlich eingefallen, nach was er in seiner Schreibtafel gesucht, und das er, als er es gefunden, wieder vergaß."

„Meinetwegen; er soll zum Teufel gehen! Ich steige nicht die Treppen hinunter."

„Thun Sie es doch," bat Herr Beil. „Bedenken Sie, daß Sie einmal Künstler sind, und wenn Sie auch nicht nöthig haben, für Geld zu arbeiten, so arbeiten Sie doch für Beifall. Und der kann Ihnen ja nicht zu Theil werden, wenn man Ihnen keine Bestellungen gibt. Auch hat er schon eine ziemliche Zeit gewartet und nach Ihnen gerufen."

„Ja, Sie haben Recht," entgegnete Arthur ärgerlich. „Ich sehe ein, ich muß mich wohl draußen im Regen an den Wagen hinstellen und freundlich meinen Kopf neigen. — Wer will gegen den Strom schwimmen, ohne am Ende unterzugehen? Ja, ich fühle meine Fesseln, ich fühle es, daß ich so gut wie jeder Andere ein Sclave der Verhältnisse bin."

Nach diesen Worten schritt der Maler die Treppen hinab, ohne sich jedoch gerade sehr zu beeilen, und trat an den Wagen, aus welchem heraus Herr von Dankwart mit seinen kleinen Armen gegen ihn gesticulirte, während er ihm zurief: „Verzeihen Sie meine Vergeßlichkeit; aber, du lieber Gott! wenn man den Kopf so voll hat wie ich, so kann Einem das schon arriviren. Dieser köstliche Baron mit seiner Brautschaft ist Schuld daran, daß ich ganz und gar meinen Auftrag vergessen. Sehen Sie, hier steht es deutlich geschrieben."

Damit nahm er sein Taschenbuch vom Schooße, wo er es hingelegt, um es Arthur zu zeigen, der sich aber stumm und abwehrend verbeugte.

„Die Frau Herzogin haben nämlich erfahren," fuhr der kleine Mann fort, „daß Sie ein paar vorzügliche Portraits gearbeitet; eins haben wir sogar gesehen: den jungen Grafen Fohrbach, — außerordentlich schön! — Man hätte das bei uns zu Hause nicht besser gemacht. Ich versichere Sie, es ist ein liebenswürdiges Bild."

„Daran ist wohl nur die Persönlichkeit des Grafen Schuld, gewiß nicht meine Kunst," erwiederte Arthur mit sehr kühlem Tone.

„Sie sind zu bescheiden, mein lieber junger Freund," sagte Herr von Dankwart, wobei er den Versuch machte, den Künstler auf die Schultern zu pätscheln. Da aber seine Aermchen zu kurz waren, auch Arthur etwas zurückwich, so blieb es einfach bei dem

Versuche. — „Es handelt sich nämlich," fuhr er dann fort, „um das Portrait Seiner Durchlaucht des Herzogs Alfred, des Sohnes der Frau Herzogin; — ein recht angenehmes Aeußere. Seine Durchlaucht wünscht sich nämlich von Ihnen gemalt zu sehen, und wenn Sie geneigt wären, das Portrait sehr bald anzufangen —"

Arthur verbeugte sich stumm.

„So würde der Herr Herzog auf unser Zureden wohl die Gnade haben, Sie in nächster Zeit zu den vorbereitenden Sitzungen befehlen zu lassen."

„Ich hoffe nur, daß es mir möglich sein wird," sagte Arthur, indem er sich aufrichtete, „meine Zeit mit den Befehlen Seiner Durchlaucht in Einklang zu bringen. Ich habe im Augenblicke sehr viel zu thun."

„Aber wenn der Herr Herzog es wünscht, mein Lieber?" versetzte Herr von Dankwart mit einem einigermaßen verwunderten Tone, indem er den Zeigefinger leicht erhob und auf das „wünscht" einen starken Nachdruck legte.

„Ja, wenn Seine Durchlaucht es wünscht!" lachte Baron Brand ironisch aus der anderen Wagenecke. — „Coeur de rose! Das will schon etwas heißen!"

„Ich erwarte also Ihre Befehle," sprach Arthur mit ruhigem Tone und wollte in das Haus zurücktreten.

Doch hielt ihn der kleine Geschäftsmann mit einer hastigen Handbewegung zurück. — „Halt! halt!" rief er; „noch eins, mein lieber Herr Erichsen. Hätte ich doch bald wieder etwas vergessen! Die Frau Herzogin, so sehr sie überzeugt ist von Ihrer großen Kunst, was die Aehnlichkeit anbelangt, wünschen doch — aber nehmen Sie mir es nicht übel — noch ein bekanntes Gesicht von Ihnen gezeichnet zu sehen, ehe Sie das Portrait Seiner

Durchlaucht anfangen. Wissen Sie, mein Lieber, nur gezeichnet, oder ein kleines Aquarell, durchaus kein Oelbild."

„Ich verstehe," erwiederte Arthur mit einer bewundernswerthen Ruhe; „Ihre Hoheit wollen nur sehen, ob es mir auch leicht gelingt, Jemanden zu treffen."

„So ist's, so ist's, mein Freund! Die Frau Herzogin wünscht es sehr; und obgleich meine Zeit außerordentlich in Anspruch genommen ist, so biete ich mich doch zu dem Versuche an, und will für Sie zu Haus sein, wenn Sie es wünschen."

„Sie wollen für mich zu Haus sein?" fragte lächelnd der Maler.

„Gewiß, wenn es meine Zeit erlaubt."

„Um versuchsweise Ihr Portrait zu machen?"

„Ja, ja, mein Freund. — Halten Sie es für sehr schwierig?"

„Nein, gewiß nicht!" lachte Arthur mit einem sehr bitteren Tone. „Ich könnte das sogar machen, ohne daß Sie mir eine Sitzung bewilligten, denn von den beiden Malen, wo ich die Ehre hatte Sie zu sehen, hat sich Ihr Bild unauslöschlich in mein Inneres geprägt."

„Coeur de rose! — Nehmen Sie sich in Acht, Herr von Dankwart: er macht eine Carricatur von Ihnen."

„Das wäre unmöglich," erwiederte ruhig der Maler.

Für welches Wort ihn der kleine Mann einigermaßen mißtrauisch anblickte, worauf er sich in die Wagenkissen zurückwarf und ziemlich vornehm sagte: „Also es bleibt dabei, mein lieber Herr! Zuerst eine kleine Skizze von mir und dann nach Befund das Portrait Seiner Durchlaucht. — — Nach Hause, Josef!"

Die Pferde zogen an; doch ehe der Wagen davon fuhr, beugte sich Herr von Brand noch einmal so weit er konnte vor, und lächelte dem Maler auf eine eigenthümliche Art zu.

Der Abschied des Herrn von Dankwart bestand darin, daß er mit zwei Fingern zum Wagenschlag hinaus winkte.

Arthur blieb trotz des strömenden Regens noch einen Augenblick an der Thüre stehen und sah dem Wagen nach, bis er um die Ecke verschwunden war. Dann schlug er eine laute Lache auf und sprach zu sich selbst: „Nun, heute habe ich gezeigt, daß ich bereitwillig den linken Backen hinhalte, wenn man mich auf den rechten geschlagen. — Sogar Onkel Tom müßte mit mir zufrieden sein."

Oben in seinem Atelier angekommen, zog er seinen leichten Morgenrock aus (es war dieß ein kostbares Gewand, aus einem feinen Shawl gemacht), der jetzt von dem Regen draußen ganz durchnäßt war. Er warf ihn verächtlich in eine Ecke und nahm sich alsdann eine frische Cigarre, die er ruhig anzündete.

„Sie sind ärgerlich?" sagte freundlich Herr Beil; „haben auch alle Ursache dazu. Es ist das von diesen vornehmen Herren eine eigene Art, mit renomirten Künstlern umzugehen."

Der Maler betrachtete, ohne augenblicklich eine Antwort zu geben, die holden Züge, die ihm von der Leinwand auf der Staffelei entgegen lachten. Nach einer längeren Pause sagte er erst: „Ah! da kann von vornehmen Herrn eigentlich gar nicht die Rede sein! Der Herr von Brand hat allerdings eine anständige Tournure; mit wirklich vornehmen Herren ist es angenehm umzugehen. — Aber der Andere! — Wissen Sie, lieber Herr Beil, solches Volk, das sich aus dem Staube und dem Dreck herauf geschmeichelt, das, wenn es auch jetzt einen feinen Frack und gute Handschuhe trägt, doch die freche Bedientenseele nie verläugnen kann, das es wagt, im eckelhaftesten Hochmuth auf uns herum zu tappen, weil es begnadigt ist, sich als moralischen Spucknapf seines Herrn gebrauchen zu lassen, — das sind

ja oft leider die Geschöpfe, an die wir arme Künstler gewiesen sind, das sind die Zwischenträger zwischen der reinen heiligen Kunst und den Großen der Erde, denen persönlich zu nahen so Wenige von uns gewürdiget werden. — Was ich vorhin von der Sclaverei sagte, ist ganz richtig: all' diese armen Maler und Bildhauer, die mit Herrn von Dankwart und ähnlichem Gelichter zu thun haben, sind arme unglückliche Sclaven, welche die Arbeit ihrer Tage, die Träume ihrer Nächte für ein elendes Honorar verkaufen. Und da das Bild bezahlt ist, soll der Künstler zufrieden sein; jene hohen Herrschaften aber fühlen nicht, daß ihm, so nothwendig er auch die paar Thaler gebrauchen kann, doch ein freundliches anerkennendes Wort ein schönerer Lohn wäre und ihn anspornen müßte zu noch besseren Werken. — Nein, sie fühlen das nicht, sonst würden sie nicht solche Dankwarte schicken und uns die Schmach anthun, daß wir aus solchem Munde vernehmen müssen: Seine Hoheit sind mit Ihnen zufrieden, Seine Hoheit haben Ihr Bild für etwas Vortreffliches erklärt." — — — — Damit schwieg er und wischte auf der Leinwand herum.

„Doch Gott sei Dank!" fuhr er nach einer Pause fort, „es hat mich ordentlich beruhigt, daß ich mich gegen Sie ein wenig aussprechen konnte. Ich versichere Sie, mich hatte da unten eine unbeschreibliche Wuth erfaßt: Herr von Dankwart schwang da eine artige Geißel gegen mich armen Künstlersclaven; er verlangte nämlich, ich solle zeigen, ob ich auch in der That etwas verstände, und als Probe soll ich sein Gesicht abconterfeien."

„Brrr!" machte Herr Beil, der unterdessen den nassen Morgenrock Arthurs aus der Ecke des Zimmers hervorgeholt. — „Und für Alles das haben Sie Ihr allerliebstes Kleid hier total verdorben?"

„Das geht zum Uebrigen in den Kauf, wenn man eine

seinem gewissen Verderben entgegen, das ihm aber als kein Verderben erschien, sondern als die Einlaßpforte in ein stilles, friedliches Thal, wo er sich in einem dunkeln aber nicht unheimlichen Winkel ruhig zum Schlafen werde niederlegen können. —

„Das Leben ist doch schön! sagt der unsterbliche Schiller. — Und er hat Recht," fuhr Herr Beil seufzend fort; „sie ist schwer von sich zu werfen, die süße Gewohnheit des Daseyns. Jetzt begreife ich nicht mehr, wie es einem Menschen einfallen kann, seinem Daseyn freiwillig ein Ende machen zu wollen."

Arthur hatte aus seiner Kaminecke zugeschaut, wie ein inniges, wonniges Gefühl freundliche Strahlen auf dem Gesichte seines Gegenübers hervorzauberte. Als derselbe aber hierauf jene Worte ausrief, entgegnete er: „Sie sprechen ja wie ein halber Selbstmörder. Ich habe Sie überhaupt so verändert gefunden, daß Sie mir es nicht übel nehmen können, wenn mich eine kleine Neugierde beschleicht."

„Die zu befriedigen mir eine Erleichterung sein wird," sagte Herr Beil. Und dann erzählte er mit großer Gewissenhaftigkeit die Vorfälle der letzten Tage bis zu dem Augenblicke, wo ihm jene Gestalt erschienen, und ihm das Versprechen abgenommen, den thörichten, verbrecherischen Schritt nicht zu thun.

„Das kann unmöglich der Teufel gewesen sein," versetzte Arthur, der aufmerksam zugelauscht, und den, während der Andere sprach, zuweilen ein leichter Schauder überflog; denn Herr Beil erzählte das Alles so umständlich, schilderte so natürlich die Qualen seines Herzens und die Zerrissenheit seiner Gedanken. — „Nein, das war gewiß kein böser Geist, denn sonst hätte er Sie ruhig Ihr Vorhaben ausführen lassen."

„Aber ich hörte ihn nicht verschwinden," fuhr Herr Beil fort; „ich blickte auf, es schlug Ein Uhr und er war nicht mehr da."

„Das ist allerdings seltsam. — Und Sie erfuhren nichts mehr von ihm?"

„Bis jetzt nicht das Geringste, obgleich ich immer geglaubt, ja gehofft, er werde mir wieder in den Weg treten, umsomehr, als ich seit jener Mitternacht wohl gesehen oder gefühlt, daß ich beständig von Jemand beobachtet werde."

„Das ist eine Ausgeburt Ihrer Phantasie, die Nachwirkung jener Stunde," meinte Arthur. „Wenn Sie Jemand beobachtet hätte, so müßten Sie es doch wissen, Sie müßten Jemand gesehen haben."

„Das habe ich auch," erwiederte der Andere mit leiser Stimme. „Schon als ich in jener Nacht vom Kanal zurückkehrte und die Straße wieder betrat, glaubte ich oftmals den Klang von Schritten hinter mir zu hören."

„Das Echo der Ihrigen."

„Das dachte ich Anfangs auch, denn wenn ich zögerte, so zögerten die Schritte ebenfalls, wenn ich hielt, so hielten sie auch. Doch um genau zu untersuchen, ob es wirklich der Klang meiner Schritte sei, blieb ich ein paarmal ganz plötzlich und unerwartet stehen, und da hörte ich wohl, daß es kein Echo sei, sondern daß mir wirklich Jemand folge."

„Nun, daß das wenigstens kein Geist war, darüber können Sie sich beruhigen, denn die Phantome gleiten, wie Sie wissen, geräuschlos dahin."

„Ganz richtig, es war weder ein Gespenst, noch war es jene Gestalt, die ich am Kanale gesehen. In der Nacht verlebte ich einige miserable Stunden: ich kauerte mich in einem Winkel zusammen bis der Tag kam; ach! es war empfindlich kalt geworden und fror; ich habe schon angenehmere Sonnenaufgänge erlebt. Aber am Ende geht Alles vorüber, und so verschwanden auch

jene Stunden der Morgendämmerung, wobei mir das Mark in den Knochen zu erfrieren drohte. — Ich sagte vorhin, der, welcher mir gefolgt, sei nicht die Gestalt vom Kanale gewesen; das sah ich, sobald es Tag wurde, denn nun bemerkte ich in dem gegenüber liegenden Straßenwinkel eine Figur, die mich offenbar beobachtete, obgleich sie unruhig auf und ab schritt und that, als erwarte sie sonst Etwas. — Das war mir unheimlich und ich beschloß, zu untersuchen, ob ich mich nicht irre. Ich erhob mich und schlich an den Häusern dahin; der Andere folgte mir nicht, wenigstens nicht sogleich. Ich ging einige Straßen weiter, absichtlich ohne mich umzuschauen, und verlor mich endlich in ein Labyrinth von kleinen, finsteren Gassen, wo einer meiner Landsleute wohnte, ein armer Teufel von Buchbinder, dem ich viele Gefälligkeiten erzeigt, und von welchem ich mit Recht voraussetzte, er werde mir gerne eine Unterkunft bewilligen, für ein paar Tage nur, bis ich etwas Anderes gefunden."

„Und Ihr Verfolger?" fragte Arthur.

„Ganz richtig! — warten Sie nur. — Als ich, beim Hause des Buchbinders angekommen, mich plötzlich umwandte, bemerkte ich ihn wohl am Ende der Straße, die er, anscheinend ohne sich weiter um mich zu bekümmern, überschritt."

„Aber ich begreife immer noch nicht," sagte der Maler, „daß Sie nicht noch in derselben Nacht auf den gesunden Einfall gekommen sind, mich aufzusuchen. Sie wissen, ich habe Sie immer sehr gern gehabt und mich für Sie interessirt, obgleich Sie meine angebotene Hülfe jedesmal hartnäckig zurück wiesen."

„Ich hatte Unrecht," entgegnete Herr Beil gerührt. „Aber wissen Sie, lieber Herr Erichsen, wir armen Teufel werden euch reichen Leuten gegenüber gar leicht mißtrauisch. Wenn ihr uns auch mit dem besten Herzen eure Hülfe anbietet, so zucken wir

doch schmerzlich zusammen; — es ist ein Almosen, denn wir sind ja nicht im Stande, euch dafür Etwas wieder zu geben. Aber — beim Blaffer! — ich hatte Unrecht."

„Ein seltsamer Schwur," sagte Arthur lachend.

„Ich habe ihn mir angewöhnt, denn man muß selbst dem Teufel kein Unrecht thun.

„Aber weiter in Ihrer Geschichte!" sprach Arthur. „Sie sind ja jetzt doch noch unter meine Hände gerathen. — Du wolltest fliehen treuloser Römer! — du bist bezwungen — — — du bleibst bei mir. — Das Schicksal hat Sie mir zugeführt."

„Ja das Schicksal," fuhr der Andere seufzend fort. „Aber ich lobe das Schicksal darum, denn ich fühle mich bei Ihnen hier so behaglich, Herr Erichsen, wie seit langen Jahren nicht. Auch ist mein armes dummes Herz ruhiger geworden; der Schmerz in demselben summt nur noch leise, wenn ich an jene Nacht und an das Mädchen denke. — — — — Doch weiter! — Beim Buchbinder aber war es fürchterlich, und obgleich er mich mit der größten Bereitwilligkeit aufgenommen, konnte ich es doch nicht lange dort aushalten. Ich half ihm, so gut ich es vermochte; war mir doch sein Geschäft nicht unbekannt: es geht ja Hand in Hand mit dem unsrigen, und wenn ich bei Johann Christian Blaffer und Compagnie die ganzen Bücher verpackte und wegschickte, so faltete ich jetzt jeden einzelnen Bogen und half brochiren, was mir übrigens nicht schwer wurde. — Nun habe ich Ihnen aber schon vorhin gesagt, daß ich sogleich an Sie gedacht und während ein paar Abenden den Versuch machte, Sie an Ihrer Hausthüre abzufangen; leider ohne Erfolg: ich hatte ja nicht den Muth, mich Ihnen anzuvertrauen. Aber wenn ich so durch die Straßen schlich, und wenn ich oftmals unter der Gaslaterne da unten stand, so brauchte ich mich nur spähend umzu-

schauen, und ich bemerkte gewiß irgendwo jenen Mann, der mir damals gefolgt."

„Und Sie irrten sich nicht?"

„Ich irrte mich gewiß nicht."

„Wenn das der Fall ist," meinte der Maler, „so haben Sie am Ende wohl gar Jemandens Interesse erregt, der sich Ihrer annehmen will, und der mit mächtiger Hand über Sie wacht. Geben Sie Achtung, hier wendet sich Ihr Schicksal, und Sie sind vielleicht noch zu großen Dingen ausersehen."

„Es hat sich heute Abend schon so gut gewendet," versetzte Herr Veil; „denn kann es mir besser gehen als im jetzigen Augenblicke, wo Sie mit Ihrer liebenswürdigen Gastlichkeit mir Ihr Haus geöffnet, mich an Ihren Heerd aufgenommen, mich gespeist und getränkt, auch Schlafrock und Pantoffeln gegeben! — Ah! der Contrast ist etwas stark," fuhr er kopfschüttelnd fort. — — „Sie hätten das Leben bei meinem armen Buchbinder kennen sollen; wie diese Leute sich durchschlagen müssen, davon haben Sie, davon hatte ich bis jetzt kaum eine Idee. — Zur Wohnung eine einzige Stube und eine finstere und feuchte Kammer, an Betten ein Ding von morschen Brettern, was die entfernteste Aehnlichkeit mit einem solchen hatte, und darin ein Strohsack und eine alte mürbe Wollmatratze, die an allen vier Seiten zu kurz war. Darin lagen die Eltern und zwei Kinder; vier andere behalfen sich in einer Ecke auf einem zerrissenen Stück Teppich —"

„Und Sie?" fragte Arthur.

„Ich legte mich zum ersten Mal in meinem Leben fest auf die Literatur, indem ich mir in der Werkstatt ein Lager von Makulatur machte; übercomplette Bogen einer Gedichtssammlung rollte ich mir zum Kopfkissen zusammen, und zur Decke nahm ich meinen Rock, unter welchem ich mich wie ein Igel zusammen

kauerte. — In gewisser Hinsicht war ich eine Hülfe für die Familie, denn ich fand in meiner Westentasche noch einen Thalerschein, von dem wir die zwei Tage lang herrlich und in Freuden lebten. Vermittelst desselben konnte der Buchbinder ein Säckchen Kartoffeln erschwingen und sich die sechs Kinder ein paarmal wieder recht satt essen. — Sie haben noch ziemlich viel davon," setzte er gutmüthig lächelnd hinzu, „denn ich hätte mir ein Gewissen daraus gemacht, ihnen den ganzen Vorrath mit aufzehren zu helfen."

„Die Leute müssen Sie nächstens wieder besuchen, bester Herr Veil," sagte Arthur, „und ihnen eine kleine Hülfe bringen."

Der Andere nickte schweigend mit dem Kopfe, stützte diesen darauf in die rechte Hand und blickte lange und nachdenkend in das Kaminfeuer.

Die Standuhr zeigte auf Eins.

„Aber es ist schon spät geworden!" rief Arthur, indem er aufstand. „Jetzt wollen wir Ihnen ein Lager besorgen und morgen Früh sehen, was weiter zu thun ist."

„Haben Sie kein Makulatur?" fragte mit komischem Ernste der ehemalige Commis.

„Nein," erwiederte Arthur lachend; „aber wenn Sie es einmal mit der Malerei versuchen wollen, so können Sie es sich dort bei jenen Nymphen bequem machen."

„Gott soll mich bewahren!" versetzte Herr Veil. „Das wäre mir eine gefährliche Nachbarschaft. Da unterwerfe ich mich lieber getrost Ihren sonstigen Anordnungen."

Und daran that er sehr Recht, denn der Maler hatte in kurzer Zeit auf seinem Sopha im Wohnzimmer ein vollkommen üppiges Lager hergerichtet; worauf er seinem Schützling eine gute Nacht wünschte und sich in sein Schlafzimmer zurückzog.

Herr Veil schlief den Schlaf des Gerechten, und obgleich

ihm allerlei Seltsames träumte von dem finster dahin fließenden Kanal mit der bekannten Melodie, von den Augen jener Gestalt, die ihn so seltsam anstarrten, auch vom Buchbinder und dem Makulatur, so erwachte er doch erst am andern Morgen, als der Tag bereits das Zimmer erhellte. Er blickte verwundert um sich und schien im ersten Augenblicke nicht recht zu wissen, wo er sich befinde; er lag gegenüber dem Kamin, in welchem schon wieder die freundlichen Flammen spielten; es war als seien diese heute Nacht gar nicht erloschen. Vor demselben befand sich eine ältliche Dienerin des commerzienräthlichen Hauses, welche beschäftigt war, auf einem kleinen Tisch allerlei Service von sehr freundlichem Aeußeren aufzustellen, dazu auch Teller mit weißem Brod und Butter. Während sie aber dieß Geschäft versah, blickte sie häufig nach dem Schläfer auf dem Sopha um, und schien jedesmal zu erschrecken, wenn sie dort zwischen den weißen Leintüchern die Unmasse von schwarzen Kopf- und Barthaaren erblickte. Diese in ihrem verwilderten Zustande hatten auch durchaus nichts Angenehmes für das Auge, und man hätte glauben können, es habe sich dort irgend ein Ungeheuer, ein Alp oder sonst dergleichen eingenistet. Aus Discretion hatte Herr Veil die Decke bis unter das Kinn hinaufgezogen, wodurch sein Aussehen noch eigenthümlicher und komischer wurde.

Auch Arthur mußte laut auflachen, als er nun aus seinem Zimmer trat und den sonderbaren Kopf seines Schützlings sah. — „Bleiben Sie ruhig so liegen!“ rief er ihm zu, „das muß ich zeichnen.“

Die alte Dienerin gab ihrem Herrn einen Wink, führte ihn behutsam in eine Ecke des Zimmers, richtete dann die Augen auffallend gegen den im Bette Liegenden und fragte mit schüchterner Stimme: „Was ist denn das, Herr Arthur?“

„Das ist ein Gespenst," entgegnete Dieser, „ich habe es heute Nacht auf der Straße gefunden und mitgenommen. — Wissen Sie wohl, Sophie," setzte er mit Betonung hinzu, „das bleibt aber ganz unter uns; es braucht's Niemand im Hause zu erfahren; Mama, wie Sie wohl wissen, kann die Gespenster nicht leiden. Wenn Sie aber jetzt hinunter gehen, so seien Sie so gut und schicken nach dem Barbier und dem Friseur; sie sollen zu mir kommen."

Die Dienerin verließ das Zimmer, nicht ohne noch einen besorgten Blick nach dem Sopha geworfen zu haben.

Worauf Herr Beil sein Lager verließ und sich alsdann schleunig in das Schlafzimmer von Arthur zurück zog, wo er seine Toilette machte.

Als die Beiden später das Frühstück verzehrt hatten, dem natürlicher Weise die unentbehrliche Cigarre folgte, sagte der Maler: „Ich konnte gestern Abend nicht gut einschlafen: ein angenehmes Ereigniß, was mich betroffen, und Ihre Geschichte hielten mich wach. Ich dachte viel an Sie und überlegte, was jetzt wohl zu beginnen sei. — Wenn ich von jetzt spreche, so versteht sich von selbst, daß ich jene Zeit meine, wo Sie sich von Ihren Strapatzen wieder vollkommen erholt haben, überhaupt wenn es Ihnen gefällt, an die Zukunft zu denken. Im Augenblick sind Sie bei mir hier vortrefflich aufgehoben."

„Gewiß, auch ich dachte daran," entgegnete Herr Beil; „doch habe ich dort am Kanal einen ganz andern Menschen angezogen; mir graust vor dem Buchhandel."

„Das begreife ich," erwiederte Arthur. „Aber Sie führen eine gute Feder, wie ich mich erinnere, Sie sind in Ihren Arbeiten pünktlich und umsichtig; das erkannte ja sogar Herr Blaffer, und umsomehr muß es wahr sein. Ich habe nun die Idee, gelegent-

lich mit Papa und meinem Schwager zu sprechen, vielleicht wäre es möglich, daß man Ihnen eine Stelle in unserem Hause geben könnte. — Ich habe Sie ja," setzte er lachend hinzu, „nun einmal an Kindesstatt angenommen, und auf diese Art behalte ich Sie ganz unter meinen Augen."

„Und würden mich unendlich glücklich machen," sagte Herr Veil gerührt. „Ich sehe, daß Sie sich meiner ernstlich annehmen wollen, daß Sie es gut mit mir meinen, und das ist für Jemand, der wie ich so lange in der Welt herumgestoßen wurde, der bisher Jedem eine Last war, ein wahrhaft süßes Gefühl." — Er kämpfte bei diesen Worten gewaltsam seine Bewegung nieder und setzte dann mit heiterem Tone hinzu: „Ich sehe mich im Geiste schon als angehender Banquier oder als junger Kassier, wie ich den Leuten Zahlungen mache und Wechsel discontire."

„Denken Sie nur an das köstliche Gesicht des Herrn Blaffer, wenn er zu uns kommt, — was ja häufig geschieht, — und Sie ihm plötzlich entgegen treten. — Vorderhand aber denken wir noch nicht daran," fuhr Arthur nach einer Pause fort; „wir lassen erst seit Ihrem Verschwinden aus dem Hause des Herrn Blaffer einige Zeit vergehen, damit Sie dort etwas in Vergessenheit kommen. Zuerst müssen wir daran gehen, — Sie werden meine Worte nicht übel deuten? — Ihren äußeren Menschen zu restauriren, und gleich heute Morgen, und zwar mit dem Kopfe, anfangen. Ich kenne freilich Ihre Leidenschaft für Ihr starkes Haupt- und Barthaar, aber da muß ich Ihnen wahrhaftig etwas wegsprechen."

Herr Veil fuhr bei diesen Worten mit einem komischen Schrecken durch seine schwarzen Haare, worauf er aber lachend sagte: „Seien Sie unbesorgt, ich gebe diesen Lieblingen gern den Abschied; ich sprach Ihnen ja vorhin schon von einem anderen

Menschen, den ich angezogen, und zu ihm passen diese Zeichen einer früheren Zeit nicht mehr. Auch kann ich nie mehr die fatale Feuchtigkeit vergessen, die sich am Kanale hier hinein gesetzt, sowie die schauerlichen Eiszapfen, die an meinem Barte hiengen, als ich Morgens in dem Winkel kauerte. — Ah! das sind schreckliche Erinnerungen! — Machen Sie deßhalb mit mir, was Sie wollen."

„Ich werde es künstlerisch behandeln," erwiederte der Maler, „und werde der Sitzung des Barbiers und des Friseurs mit voller Theilnahme anwohnen. — Schon höre ich draußen anklopfen; es wird einer der Herren sein, die ich für Sie bestellt."

Und so war es auch; zuerst kam der Barbier und dann der Friseur. Herr Beil wurde nach den Anordnungen Arthurs von Beiden bedient, wobei sich die Scheere des Haarkünstlers mit einem wahren Appetit in dem dichten Lockenwald seines Opfers zu verbeißen schien. Man hatte gewiß dieß Instrument lange Zeit nicht so vergnügt klappern hören; rechts und links fielen die dichten schwarzen Büsche, und als das Werk vollendet war, machte es dem Künstler alle Ehre, und die Versicherung desselben, aus dem Kopfe sei etwas zu machen, stellte sich als völlige Wahrheit heraus.

Nun war das Haar gekürzt, frisirt, der Kinnbart glatt weggeschoren, der Schnurrbart gestutzt, und als sich Herr Beil hierauf im Spiegel erblickte, nickte er wohlgefällig mit dem Kopfe und versicherte, er sei vollkommen mit sich zufrieden. Er sah auch in dem schönen Schlafrock, wie er nun da saß in dem kleinen Fauteuil, mehr wie anständig, ja fast elegant aus.

Arthur hatte sich an seine Staffelei gesetzt und einen großen Rahmen mit weißer Leinwand vor sich aufgestellt. „Es ist heute ein Festtag," sagte er, „und an solchen mache ich mir das Vergnügen, irgend ein Bild zu ebauchiren, lieber zwei, drei hinter

einander, denn es ist eine wahre Wonne für mich, wenn ich meiner Phantasie die Zügel schießen lassen, und einen Entwurf um den andern auf die Leinwand hinwerfen kann. Heute aber bleibt es bei diesem einzigen, und ich will sehen, ob meine Erinnerung frisch und gut ist."

„Gibt es ein Portrait?" fragte Herr Beil.

„Ja und nein," entgegnete Arthur, indem er anfieng mit schwarzer Kreide einen Frauenkopf zu skizziren; „es soll eine ideale Gestalt werden, doch für mich mit bekannten Zügen. — Aber wie es mir immer geht," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er einige Striche gemacht hatte, „so werde ich immer im besten Arbeiten gestört. — Wenn ich mich nicht irre, so rollt eben ein Wagen durch die enge Gasse neben dem Hause, und das wird wahrscheinlich mir gelten, denn hier herum ist eigentlich kein Weg für Equipagen. — Thun Sie mir den Gefallen, lieber Freund, treten Sie einen Augenblick an's Fenster und sehen Sie, ob wirklich ein Wagen da heraus kommt und wo er hingeht."

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Im Atelier.

Herr Beil sprang eilfertig an's Fenster, sah eine Weile durch die Scheiben, dann sagte er: „Es ist ein kleiner geschlossener Wagen; jetzt biegt er um die Ecke und will wahrscheinlich zu Ihnen. — Richtig! er fährt bei der Thüre vor."

Wirklich hörte man ihn auch in diesem Augenblicke drunten halten.

„Ich will aber jetzt nicht gestört sein!" rief der Maler unmuthig. „Thun Sie mir den Gefallen, springen Sie in's Vorzimmer und schließen die Thüre zu. Sie sollen mich in Frieden lassen."

„Es sind zwei Herren," rief Herr Beil hastig. Und dann sprang er davon, um den Wunsch seines Freundes zu erfüllen.

Doch kam er zu spät, denn die Beiden waren schon auf der Treppe und hätten das Umdrehen des Schlüssels hören müssen, weßhalb Herr Beil dieß unterließ, indem er es für unschicklich hielt, Jemand die Thüre dicht vor der Nase zuzusperren. Er

machte das dem Maler durch ein Zeichen mit der Hand begreiflich, der achselzuckend fortfuhr, auf die Leinwand zu zeichnen.

Die beiden Herren auf der Treppe waren in eifriger Unterhaltung begriffen; wenigstens sprach der Eine, ein kleiner und magerer Mann, sehr laut und lebhaft, während der Andere sich begnügte, zuweilen mit dem Kopfe zu nicken oder: ja, ja! zu sagen.

Der kleine Mann sprang lebhaft die Treppen hinauf, wandte sich aber fast auf jeder Stufe um, um sein Gespräch dem Anderen in's Gesicht hinein mit mehr Erfolg fortsetzen zu können. — „Bester Baron!" rief er, „Sie mögen sagen, was Sie wollen, — und ich weiß wohl, Sie nehmen Partei für die königlichen Stallmeister, aber das ist gleichviel, ich will meine Behauptung der ganzen Welt gegenüber durchführen; — ich habe hier wahrhaftig nicht die Zeit, viele Stunden auf die Dressur meiner Reitpferde zu verwenden, während Jene den ganzen Tag im Sattel sitzen; aber das versichere ich Sie, und Sie können die competentesten Richter aufstellen, ich behaupte: es ist im ganzen Marstall nicht ein einziges Pferd so fein geritten, so sorgfältig dressirt, und dadurch, — beachten Sie das wohl, — nur dadurch von so angenehmen und gefälligen Bewegungen."

Bei diesen letzten Worten war er oben auf der Treppe angekommen und schlug mit dem Knopfe seines Stockes taktmäßig in die rechte Handfläche, während er seine Stimme erhoben hatte und jede Sylbe scharf betonte, sowie mit dem Ausdruck der größten Ueberzeugung sprach.

„Nicht ein einziges Pferd im ganzen Marstall. — Natürlicher Weise nehme ich die aus, welche vor einigen Tagen zum Geschenk für die Frau Herzogin angekommen sind. Die kommen von uns, und da, bester Baron, versteht man zu reiten."

„Hier sind wir am Ziel unserer Fahrt," erwiederte der andere Herr, der die Rede des kleinen Mannes zu unterbrechen versuchte. „Herr Erichsen ist zu Hause?" fragte er den Herrn Beil, welcher die Thüre geöffnet hielt.

Der kleine Mann trat lebhaft in das Gemach, schaute Herrn Beil einen Augenblick forschend in's Gesicht, schien einen Moment nachzudenken, und sagte dann: „Wenn ich nicht ganz irre, so sahen wir uns neulich Abends bei meinem Freund, dem Grafen Fohrbach; Sie ersuchten mich, Ihr Atelier zu besuchen. Nun sehen Sie, ich bin da; ich habe eine Stunde für Sie gefunden und versichere Sie, bei meinen vielen zahlreichen Geschäften will das viel heißen. Aber der Baron Brand sagte mir, ich werde nicht umsonst kommen und einiges recht Gutes sehen."

Herr Beil hatte diesen Redestrom geduldig über sich ergehen lassen; es wäre aber auch vergebliche Mühe gewesen, den kleinen Mann zu unterbrechen, denn nach seiner Gewohnheit sprach er nur Worte, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob sie Jemand anhöre. Auch blickte er dabei bald hierhin bald dorthin, und im Zimmer umher, am allerwenigsten aber sah er auf die Person, zu der er eben redete. Er schien überhaupt einen festen menschlichen Blick nicht gut ertragen zu können.

Der andere Herr ließ ihn ebenfalls gewähren, und erst, als er geendigt hatte, und nach Luft schnappte, sagte Jener: „Sie irren sich, bester Herr von Dankwart, dieß ist nicht Herr Erichsen, — wahrscheinlich einer der Freunde desselben," setzte er mit einem verbindlichen Lächeln hinzu, indem er sich verbeugte.

Herr Beil verbeugte sich ebenfalls und bat die beiden Herren, sich in das dritte Zimmer zu bemühen, wo der Maler immer noch vor seiner Staffelei saß.

Während Herr von Dankwart durch die Zimmer schwebte,

— man muß diese Bewegung schweben nennen, denn er tänzelte mit seinen kleinen Beinen nur so dahin, blickte dabei bald rechts, bald links, ging nie gerade aus, und zu gleicher Zeit machte sein für den zarten Körper etwas zu schwerer Kopf allerlei selbständige Bewegungen, — blieb er jetzt hier, jetzt dort vor einem Bild, irgend einem seltsamen Möbel, einer Waffe oder sonst etwas stehen, wobei er in Einem fort fragte, ohne aber, gleich vielen der Größen dieser Erde, eine Antwort abzuwarten, denn wenn er jetzt von einer Landschaft behauptete, sie sei etwas dunkel im Colorit, oder der Rahmen zu breit und zu schwer für die Leinwand, und alsdann fragte: „ist sie hier gemalt? — von wem ist sie? — ein Original oder eine Copie?" so sprang er gleich darauf zu irgend einem interessanten Dolche über, um sich zu erkundigen, ob er ächt montirt oder ob die Klinge in Wahrheit ein Damascener oder vielleicht aus Khorassan sei.

Trotz allem dem hätte er sich wahrscheinlich nicht weiter in den beiden vorderen Zimmern aufgehalten, um diese für ihn so nothwendigen Bemerkungen zu machen, wenn er nicht von ungefähr in die Nähe des Fensters gerathen wäre, von wo aus er einen Blick auf die unten stehenden Pferde und Wagen werfen konnte. Diese fesselten seine ganze Aufmerksamkeit, und er schien das Zimmer, wo er sich befand, den Künstler, dessen Werke er anschauen wollte, kurz alles Andere auf der ganzen weiten Welt für den Augenblick rein vergessen zu haben.

„Ein magnifikes Ensemble!" rief er dem Baron zu, der so eben mit Arthur einen freundlichen Händedruck gewechselt. „In der That vollendet! Bitte Sie, sehen Sie doch, wie außerordentlich schön die beiden Pferde stehen; dazu die einfachen Geschirre, schön in ihrer Anspruchslosigkeit. Ah! ich muß mir für diese Zusammenstellung selbst ein Compliment machen. — Und Josef

auf dem Bocke hat das wahre Air eines Kutschers aus gutem Hause, — aus sehr gutem Hause. — Baron, ich begreife in der That nicht, wie man es bei Hofe verantworten mag, daß die Kutscher beim Stillestehen die Peitschen nach links hinüber geneigt halten. Ich kann mir nun einmal nicht helfen; das gibt der ganzen Tournure eine Schattirung von Nachläßigkeit. — Bei uns wagt das kein Kutscher. Sehen Sie Josef an; Josef hat die Peitsche, wie es sich gehört, auf dem rechten Schenkel aufgestützt. — Nur so hält der Kutscher eines vornehmen Hauses. — — Aber Sie müssen das betrachten, Baron!"

„O, ich habe es schon oft gesehen," entgegnete dieser lächelnd. — „Aber bester Herr von Dankwart, wollen Sie nicht erlauben, daß ich Sie an den Zweck unseres Besuches erinnere und Sie mit Herrn Erichsen bekannt mache?"

„Gleich! gleich!" erwiederte der kleine Mann, indem er sich mit beiden Händen auf die Fensterbrüstung stützte und sich auf den Zehen erhob, denn die kurzen Beinchen erlaubten ihm sonst nicht, auf die Straße zu sehen. — „Gleich, bester Baron, ich verfolge so eben eine außerordentlich schöne Idee: wenn ich mir so die elegante Figur des Handpferdes da unten betrachte, so kommt mir immer wieder der Gedanke, es sei doch eigentlich Schade, daß man ein solches Pferd einspannt. — Glauben Sie mir, bester Baron, es würde unter dem Sattel Furore machen." — Damit warf er noch einen letzten, halb schmerzlichen Blick auf die Straße hinab, worauf er sich nun endlich umwandte und in das Nebenzimmer zu den Anderen eilte.

An der Thüre desselben geschah es ihm nun abermals, daß er in seiner Zerstreutheit den Herrn Veil für Arthur nahm, denn er klopfte dem Ersteren, der sich bescheiden am Eingang hielt, sanft auf die Schultern, während er mit einer Protectionsmiene

vornehme Kundschaft hat," entgegnete lachend der Maler. „Aber wissen Sie, was mich im Umgange mit solchen Menschen, wie der Herr von Dankwart ist, am Meisten ärgert? — — — — Das sind die Anreden, mit denen sie uns begnadigen: „„Mein lieber Herr! Mein Freund"" und dergleichen. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, aber das kann mich zur Wuth bringen; es soll das herablassend sein, freundlich und gnädig. — Mein lieber Freund! — Es ist aber wie das Du, mit dem ich meinen Bedienten anrede. Und wehe diesem, wenn er sich unterstände, ebenso zu antworten! und wehe uns, wenn wir auf eine solche Anrede ebenfalls antworten würden: „„mein lieber Freund!"" — Diese Dankwarte müssen sich absolut etwas Apartes gegen uns heraus nehmen. Würden sie einfach unsern Namen nennen, so ständen wir ihnen ja gleich, indem wir auch den ihren aussprechen; aber nein! Da reichen sie ihre Hand tief hinab in den Staub und sagen, indem sie weit — weit über uns hinweg sehen: — mein lieber Freund!"

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Am Neujahrstage.

Wie immer, so lange wir nach unserem christlichen Kalender rechnen, war das alte Jahr acht Tage, nachdem die Weihnachtsbäume gebrannt, zu Ende gegangen. — Es ist das für die Menschen eine angenehme Periode: viel Festtage, Geschenke, Lust und Freude aller Art, namentlich in der Sylvesternacht, wo Jeder so viel als möglich sich bemüht, vom alten Jahre fröhlich Abschied zu nehmen und das neue jubelnd zu empfangen.

Trotz den erneuerten Verordnungen einer hochpreislichen Polizei hatte es auch dieses Mal wieder an allen Ecken der Stadt geknallt, ja selbst in der Nähe der Polizeidirection, wo sich einige Mordschläge mit unerhörtem Spektakel entladen, so daß der Präsident erschrocken aus seinem Bette aufgefahren war und sogleich nach seiner Nase gegriffen hatte, weniger, um sich zu überzeugen, ob sie ihm nicht weggeschossen worden, als vielmehr, um, während er diese treue Freundin sanft befühlte, mit sich zu Rathe zu gehen, wie dem heillosen Unfuge ein für alle Mal gründlich zu steuern wäre.

Nach der geräuschvollen Sylvesternacht folgte nun ein heiterer Neujahrstag, heiter insofern, und auch freundlich und gefällig, als er in starkem Froste und blauem Himmel erschien, die nasse Erde trocknete und sich auf diese Art der vielen lackirten Stiefel und Stiefelchen, auch schwarzer Fräcke und weißer Strümpfe erbarmte, die namentlich am heutigen Vormittag in der Stadt umherschwärmten. Das lief und rannte, behend und eilfertig, durch einander mit vergnügten Gesichtern, bald hier einem Freunde zurufend, dort einem Bekannten winkend, jetzt plötzlich stehen bleibend, um mit herabgerissenem Hute einen Vorgesetzten zu grüßen, dann wieder davon springend, um in irgend ein ansehnliches Haus zu verschwinden, wo die schwarzen Fräcke und weißen Handschuhe in langer Reihe auf einander folgten.

Auch vielerlei ward von den Gratulanten in der Hand und unter dem Arme getragen, als: zierliche Paketchen von weißem Papier mit rothen und blauen Schnüren, Düten mit Zuckerwerk, Blumenbouquets; und alles das wurde sorgfältig gehütet, daß man es nicht in dem Menschengewühl zerdrückte oder zerstieß, und damit es wohlbehalten an den Ort seiner Bestimmung gelange. Dort angekommen blinzelte man an dem Hause in die Höhe, nöthigte die schüchternen Hemdkragen ein Weniges aus dem schwarzen Halstuche heraus, besah die Handschuhe und schlüpfte dann in den Hausflur.

Dazwischen rollten Wagen in großer Anzahl durch die Hauptstraßen der Stadt, die Pferde mit den besten Geschirren bedeckt, die Kutscher in grand tenue, die Lakaien hinten auf, ordentlich triefend voll Wichtigkeit.

Wenn man zufällig in die Gegend kam, wo sich die Ministerien befanden, so war man ordentlich betäubt von all' dem Gerassel, von dem Rufen der Bedienten, von dem Zuschlagen

der Wagenthüren. Am allergrößten war das Gedränge der Equipagen an den Einfahrten des königlichen Residenzschlosses, und obgleich die allerhöchsten und höchsten Herrschaften die förmliche Gratulationscour abgesagt hatten, so entleerte doch ein Wagen nach dem anderen seinen Inhalt in reichgestickter Uniform mit Hut und Degen an der großen Freitreppe, die vermittelst des Marmorvestibuls zu einem Vorzimmer führte, wo ein großes Buch aufgeschlagen lag, in welchem Alle ihre Namen und ihre Titel einschrieben.

Der gewöhnliche Rapport war natürlicher Weise heute ebenfalls in großer Uniform erschienen, wo Jeder, der das Glück hatte, vor Seine Majestät zu gelangen, durch ein unbeschreibliches Achselzucken, durch eine außergewöhnliche Neigung des Kopfes, ja durch ein paar sanft gelispelte Worte kund und zu wissen that, wie doppelt glücklich er sich schätze, am heutigen Tage, wo alle Gratulationen verboten seien, dieselben doch wenigstens pantomimisch anbringen zu können.

Die Rapporte dauerten übrigens am Neujahrstage nie lange, und sobald sie beendigt, beeilte sich Jeder, aus dem Schlosse und aus der engen Uniform zu kommen, um zu Hause im Kreise der Seinigen frei und behaglich aufzuathmen.

Das Gefolge frühstückte alsdann allein, natürlicher Weise, weil es die höchsten Herrschaften ebenso machten, und weil man sich doch ein wenig vorbereiten mußte auf das große Hofdiner des heutigen Tages, bei dem ein paar kleine Toaste fielen und wo man doch seinem Nachbar und seiner Nachbarin etwas Angenehmes sagen mußte.

Wie überhaupt an Sonn- und Feiertagen, so besonders am Neujahrstage, namentlich wenn das Wetter so schön wie heute

war, lag das Schloß ziemlich öde und leer. Die Herrschaften waren alsdann spazieren gefahren, das große und kleine Gefolge befand sich zu Hause, von den Kammerdienern und Lakaien hatte sich hinweg gestohlen, wer dieß nur mit seiner Dienstpflicht zu vereinbaren wußte, so daß sich oft im Vorzimmer, wo zu anderer Zeit drei, vier an den Wänden zusammen standen, oder in den Ecken mit einander flüsterten, sich jetzt höchstens eine einzelne Livree zeigte, aus der ein melancholisches Gesicht verdrießlich auf den mit Menschen bedeckten Kastellplatz blickte. Ueber alle Gänge und Treppen lag eine tiefe Stille; nur zuweilen hörte man in der Ferne eine Thüre öffnen, einen Lakaien nießen oder draußen eine Schildwache husten.

Wahrhaft traurig und schwermüthig war an solchen Tagen, wo auf Häusern und Straßen ein heller Sonnenschein glänzte, das Zimmer der Adjutanten. Es lag gegen die Nordseite und ging, wie wir bereits wissen, auf einen kleinen finsteren Hof hinaus, eigentlich auf einen von drei Gebäuden gebildeten Winkel, durch den man nicht reiten und nicht fahren durfte, durch den nur sehr wenige Menschen gingen, und den, namentlich an Wintertagen, beständig kalte und frostige Schatten ausfüllten. Die vorderen und Hauptgebäude ließen dorthin kein Licht, und das Einzige, was man von diesem sah, waren die hoch oben auf einer vergoldeten Windfahne recht wie zum Hohne glänzenden und blitzenden Sonnenstrahlen.

Es wird den geneigten Leser einigermaßen befremden, daß, so oft wir ihn in dieses Adjutantenzimmer führen, jedesmal Graf Fohrbach den Dienst hatte; doch erstens traf dieser ihn sehr häufig, alle vier bis fünf Tage einmal, und zweitens ist es angenehmer, sich diesen wichtigen Räumen nur dann zu nahen, wenn man einen Bekannten dort zu finden weiß.

Der Graf hatte also, wie bemerkt, den Dienst, und saß in einer der tiefen Fensternischen auf einem kleinen Lehnstuhle, von dem schweren dunkeln Vorhange nach außen zu fast verdeckt und ganz wie auf der Lauer. Er betrachtete nämlich angelegentlich aus seinem Verstecke hervor einige Fenster des zweiten Stocks, die in den vorhin erwähnten Hof hinaus gingen, und da diese Fenster sich fast in derselben Flucht mit denen des Adjutantenzimmers befanden, so hatte er trotz verschiedener Grade Kälte eine Fensterscheibe geöffnet und seinen Kopf hinaus gestreckt, um besser nach dem bezeichneten Orte sehen zu können.

Da war aber vorderhand nichts zu bemerken: Alles war gleich öde und still, nirgends eine menschliche Seele zu sehen, und wenn man nicht an den Fenstern, die hier hinaus gingen, da irgend einen farbigen Vorhang, dort die grünen Blätter einiger Blumen bemerkt hätte, so wäre dieser Hof wahrhaft trostlos gewesen.

Auch dort, wohin der Graf Fohrbach blickte, ließen sich hinter einem Doppelfenster Blätter und Blüthen sehen. Zuweilen schien es dem Grafen auch, als komme aus dem Innern des Zimmers eine weiße Hand und mache sich dort irgend Etwas zu schaffen. Sowie er aber in diesem Falle in größter Geschwindigkeit sein ungeheures Theaterglas ergriff und hinauf sah, so ließ er es doch seufzend wieder herab sinken, denn entweder hatte er sich geirrt oder war die Hand droben zurückgezogen worden.

Wenn er alsdann eine Zeit lang vergebens hinauf geschaut, so schloß er wohl auf Augenblicke die Fensterscheibe, nahm ziemlich verdrießlich ein Buch, das vor ihm lag, und sah hinein, ohne jedoch auch nur eine einzige Zeile zu lesen.

Das war Alles heute Nachmittag entsetzlich langweilig, und

die Uhr, die er zu Rathe zog, sagte ihm, es sei erst Zwei. — — Also noch volle vier Stunden bis zur Tafel!

Graf Fohrbach hatte abermals die Glasscheibe neben sich geöffnet, das Theaterglas ergriffen und vergebens nach den bewußten Fenstern hinauf geblickt und wollte sich eben wieder zurückziehen, als er von dem Hofe herauf, und zwar dicht unter seinem Fenster, von einem lauten und kräftigen Lachen begrüßt wurde.

Aergerlich wandte er den Kopf abwärts; — wer konnte es wagen, ihn auf so auffallende Art hier in der Ausübung des königlichen Dienstes zu stören? — Doch hatte er nicht sogleich den, der vor dem Fenster stand, erkannt, als er, selbst lustig lachend, hinabrief: „He, Major, wo kommst du her? — Hast du am Ende die vortreffliche Idee, mir an diesem wunderbaren Feiertag-Nachmittag etwas Gesellschaft zu leisten, so vergelte es dir Gott, und ich will zu allen Gegendiensten bereit stehen."

„Eigentlich war das nicht meine Absicht," entgegnete der Andere; „ich wollte bei dem schönen kalten Wetter eine Promenade machen. Doch wenn es dich besonders freut, so halte ich gerne eine halbe Stunde bei dir an."

Damit ging er dem Eingange zu, verschwand dort, stieg die paar Stufen bis in's Erdgeschoß hinauf und trat gleich darauf in das Zimmer.

Graf Fohrbach hatte unterdessen einen Fauteuil an die andere Seite des Fensters gerückt, auf welchem sich der Major niederließ, die Beine über einander schlug und seinen Freund lächelnd anschaute.

„Es scheint mir, du bist heute guter Laune, Major," sagte der Graf; „und es ist gut: du kannst mich dann ein wenig aufheitern."

„Also bist du verdrießlich?"

„Gott verzeih' dir diese Frage! Man sieht, daß du schon lange an Sonntag keinen Dienst gethan hast und nicht mehr weißt, wie unbeschreiblich leer und öde es hier ist; kein Rapport, keine Audienz für den Herrn, selten ein Besuch für uns, und da draußen Alles bis zum Erschrecken verlassen. Diese Seite des Schlosses ist wie verwünscht: es zeigt sich nicht einmal ein miserabler Fußgänger."

„Dafür aber hast du Muße, die gründlichsten Fensterbeobachtungen zu machen," erwiederte pfiffig lächelnd der Major. „Und das thust du auch wie ich sehe vermittelst dieses unfehlbaren Glases und einer geöffneten Fensterscheibe, bei dieser Kälte den ungeheuersten Schnupfen riskirend."

„O was die offene Scheibe anbelangt," versetzte der Adjutant, indem er sie jetzt erst wieder fest zuzog, „so bist du im Irrthum: ich blickte nur nach dir."

„Nach mir?" fragte der Major. „Und ich mußte dich erst mit einem wahrhaft homerischen Gelächter aus deinen Träumereien aufwecken! — Nein, nein, lieber Freund! gib der Wahrheit die Ehre: du hast da oben hinauf geschmachtet? — Und ich halte das auch verzeihlich und begreiflich."

„Und wenn dem wirklich so wäre," entgegnete zerstreut der Graf und schraubte sein Glas langsam ein, „so hast du eigentlich Recht, mich darüber auszulachen, denn die Fenster da oben sind den ganzen Tag verschlossen, obendrein dicht mit Blumen besetzt; da dringt kein Blick hinein. Und wie das Zimmer so auch die Bewohnerin; das ist nach Göthe wie ein eherner Thurm, zu dem die Besatzung Flügel haben müßte."

„Ja, ja," erwiederte der Major, und recitirte darauf mit Pathos:

„Schön wie der Mond, der einsam wallt,
So schön bist du, doch auch so kalt.

wie ein anderer Dichter sagt, der übrigens noch kein Göthe geworden ist."

„Es ist eigentlich Unrecht," fuhr der diensthuende Adjutant mit einem komischen Ernste fort, „mit einer so wunderbaren Figur, einem solch' schönen Kopfe und so viel Verstand an den Hof zu kommen, ohne ein Herz mitzubringen."

„Laß das gut sein," versetzte der Andere bedächtig, indem er seinen schwarzen Schnurrbart strich, „da ist ein Herz, und ich wette, ein sehr gutes und edles. Aber es hat sich mit einem festen Panzer umgeben. — Vielleicht," setzte er in gefälligem Tone hinzu, „weil es geahnet, daß es sich in die Nähe solcher Eroberer, wie du bist, wagen müsse."

Der Graf legte den Kopf in die Hand und entgegnete mit ernster Stimme: „Nein, nein, laß die Spöttereien! Ich versichere dich, — dir im allergrößten Vertrauen zugegeben, was du aber wahrscheinlich schon entdeckt, — es geht mir dießmal über den Spaß. Ich stehe an dem Wendepunkt, und du wirst wissen, wohin der eine Weg zielt, wenn ich dir sage, daß Eugenie von S. einen mächtigen, unvertilgbaren Eindruck auf mich gemacht."

„Sagst du das dem Freunde, oder dem Anverwandten dieses glücklichen Ehrenfräuleins."

„Du kannst nun einmal die Scherze nicht lassen!" erwiederte Graf Fohrbach. „Aber man muß sich vor dir in Acht nehmen; nur zum Freunde sprach ich eben."

„Daran thust du sehr Unrecht; du solltest dich dem Verwandten dieses liebenswürdigen Mädchens in die Arme werfen. Du weißt, da ließe sich was arrangiren: meine Frau wäre glückselig, eine solche Partie zu Stande bringen zu dürfen. Und nehme mir nicht übel, wenn ein Graf Fohrbach anklopft, so öffnet man bereitwillig die Thüre und setzt keinen Korb davor."

„Das will ich aber eben nicht, du prosaischer Mensch. Hätt ich deßhalb mancher Dame den Hof gemacht, und mit einigem Erfolge, um zuletzt eine Ehe einzugehen unter dem Wappen meines Hauses? — Nein, wahrhaftig nicht! Wenn ich mich einmal glücklich verheirathen werde, so müßte das Mädchen, das ich mir erwählt, ihr Alles daran setzen und im Nothfalle Alles zu verlassen im Stande sein, um mir zu folgen."

„Du hast dich wahrhaftig sehr verändert," bemerkte der Major, „denn es ist das erste Mal, daß ich dich eine Bibelstelle citiren höre. — Also der Herr Graf haben wirklich seine Herrin gefunden? haben in der That sein erlauchtes Herz verloren?"

„Total!" seufzte dieser; „total! und ich glaube, ich finde es niemals wieder."

Der Major schaute einige Augenblicke nachdenkend zum Fenster hinaus, sah hierauf sein Gegenüber lange und forschend an, und dann sagte er: „Ja, ich habe so was gemerkt. Du bist nicht mehr der Alte, namentlich wenn sie in der Nähe ist. Meine Frau hat mich eigentlich darauf aufmerksam gemacht; du benimmst dich in Eugeniens Gegenwart, um wenig zu sagen, schüchtern. Du hast deine ganze Routine verloren und scheinst mir sogar oftmals um eine pikante Antwort verlegen, woran es dir doch sonst wahrhaftig nicht gefehlt hat."

„Ich fühle das wohl," entgegnete der Graf, „und ärgere mich genug darüber. Aber wenn ich in ihre Nähe komme, wenn sie mich mit ihren großen Augen so ruhig anblickt, wenn sie mit ihrer tiefen Stimme zu mir spricht, so schnürt sie mir das Herz zusammen, ich kann kaum athmen, und wenn mir auch etwas nicht gerade Ungescheidtes einfällt, so bin ich oft nicht im Stande, es gehörig in Worte zu fassen und ihr zu sagen."

„Wir kennen das. Aber du mußt diese Aengstlichkeit zu

überwinden trachten. Ein solches Mädchen wie Eugenie verlangt von Jemand, den sie lieben soll, volle Gewandtheit des Geistes; da thut's alle Eleganz und alle Geschicklichkeit des Körpers nicht allein, und wenn du mit deinem Pferde noch halsbrechendere Sprünge auf dem glatten Pflaster machst wie vorgestern, als du ihrem Wagen begegnetest."

„Sprach sie mit dir darüber?" fragte hastig der Graf.

„Gerade nicht zu mir," erwiederte der Andere, „auch sie nicht selbst; sondern die Oberstthofmeisterin, die mit ihr fuhr, erzählte es dem Herzog Alfred, der gerade dabei stand und meinte, du seiest beinahe hingestürzt."

„Das ist nicht wahr!" rief der Adjutant entrüstet.

„Und der Herzog lachte auf seine sonderbare Weise, und meinte dann, nachdem er die dünnen Lippen zusammen gepreßt, es sei eigentlich eine Art Thierquälerei, so mit diesen edlen Pferden umzugehen."

„Eine Thierquälerei, die er freilich nie versucht, weder auf dem Pflaster noch sonstwo."

„Nun ja, da hast du schon Recht," antwortete nachdenkend der Major, nachdem er sich mit der Hand über die Augen gefahren, den Bart gestrichen und dann ruhig in's Zimmer hinein gesehen. — „Mit seinem Reiten ist's nicht weit her, — aber," — setzte er mit Betonung hinzu, „er braucht das auch nicht, dafür ist er Herzog, und was ihm an Körpergewandtheit abgeht, das ersetzt vollkommen seine unglaubliche Zungenfertigkeit."

Bei diesen Worten, die der Major sehr ruhig sprach, zuckte der Graf augenscheinlich zusammen, und dann schaute er seinen Freund fest und mit großen Augen an, welchen Blick der Major mit einem Lächeln zurückgab.

Graf Fohrbach sah forschend im Zimmer umher, dann beugte

er sich zu seinem Freunde hinüber und sprach mit leiser Stimme: „das hast du nicht ohne Absicht gesagt!"

„Und was denn?"

„Du weißt schon, was ich meine; es ist das ein Lied ohne Melodie, das ich in kurzer Zeit öfters gehört. — Ja, er hat eine scharfe und gewandte Zunge; aber sage mir, Eugen, — sage mir die Wahrheit, wir sind ja unter uns, — glaubst du, daß sie auch Geschmack an seinen Worten findet und sie gerne anhört?"

„Lieber Freund," erwiederte ruhig der Major, „das ist eine Frage, die nicht gut zu beantworten ist. Ich kann nur meine Worte von vorhin wiederholen: er ist Herzog und spricht schön und gewandt."

„Da hast du Recht!" rief unmuthig Graf Fohrbach. Worauf er das Theaterlorgnette, mit dem er bisher gespielt, etwas heftig auf den Tisch setzte, und von seinem Stuhle aufstand. Dann machte er einige hastige Schritte durch das Zimmer, so daß sein Säbel, den er nicht fest eingehackt hatte, mit dem Ende der Scheide klirrend auf den Boden fiel, was in dem großen, stillen Gemache einen gewaltigen Widerhall gab, worauf der Adjutant seine Waffe fest in die Hand nahm, ohne aber seinen Spaziergang zu unterbrechen, dem der Major kopfschüttelnd zuschaute.

Nachdem er das Zimmer mehreremale durchschritten, trat er endlich dicht neben seinen Freund hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach mit sanfter Stimme: „Sei ehrlich gegen mich, Eugen; du sagst nie etwas ohne Absicht, und deine Worte von vorhin haben einen verborgenen Sinn. Ich weiß wohl, was sie bedeuten sollen; hier in meinem Herzen fühle ich es; aber ich möchte wissen, ob du dem großen Haufen nachsprichst? denn auch da hörte ich ähnliche Aeußerungen, die ich jedoch verachtete. — Aber nein, nein! du sagst nie eine fremde Ansicht, du sprichst

nur nach Ueberzeugung, und ich bitte dich herzlich, theile mir diese mit, sage mir, was du weißt; das kann ja auf alle Fälle nur zu meinem Glücke sein."

Der Major hatte den viel jüngeren Freund, der vor ihm stand, und dessen ganzes Wesen bei den Worten, die er sprach, gewaltsam erzitterte, mit wahrer Theilnahme angeblickt. Ja er nahm sanft die Hand, welche er auf seine Schulter gelegt, und sagte: „Höre mich ruhig an. Du wirst hoffentlich überzeugt sein, daß ich Alles thue, was dir nützlich ist, was dir zu deinem Glücke, wie du sagst, verhelfen kann, und wenn ich über die Sache von vorhin etwas Genaueres wüßte, hätte ich es dir schon lange mitgetheilt. Du behauptest, ich forme mir meine eigene Ansicht; das ist ganz richtig, und ich spreche nur dann, wie vorhin, die des großen Haufens aus, wenn sie mit meiner eigenen zusammen stimmt."

„Und das thut sie in diesem Falle?" fragte der Graf erschrocken.

Der Major nickte mit dem Kopfe. — „Meine und auch die meiner Frau," sagte er.

„Oh! das ist sehr schlimm!" rief schmerzlich der junge Mann. „Und ihr habt eure Beweise, daß er sich Eugenien nähert? — Vielleicht auch solche, daß sie seine Annäherung duldet, daß sie ihr sogar lieb ist?"

„Nein, nein, nein!" sprach bestimmt der Major. „Nur nicht gleich wieder fertig zum Durchgehen! Wenn ich auf deine Frage mit Ja antwortete, so müßte ich ja zugeben, die Beiden seien schon im vollkommensten Einverständniß."

„Ja, das ist wahr," erwiederte der Adjutant nach einer Pause, wie aus tiefen Träumen erwachend. „Dann wären sie freilich im Einverständniß; und das sind sie wohl noch nicht! —

Nicht wahr, Eugen?" fragte er dringend. — — — — „Ah! wenn ich nur an ein solches Einverständniß denke, so steigt mir das Blut in den Kopf und ich sehe nichts mehr. — Ein Einverständniß! — Was könnte zwischen den Beiden für ein Einverständniß sein?"

„Sei nur nicht so eraltirt!" bat der Major. „Setz' dich ruhig dahin. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn einer der Kammerdiener seine wißbegierigen Ohren an die Thüre legte, um dich schreien zu hören."

Der Graf Fohrbach drückte gewaltsam Schärpe und Säbelkuppel herunter; das schien ihn Beides im freien Athmen zu hindern. Dann warf er sich, dem Wunsche des Freundes gehorsam, in seinen Stuhl, der, wie wir wissen, so nahe am Fenster stand, daß es ihm leicht wurde, seine brennende Stirne gegen die kalten Scheiben zu drücken."

„Ich möchte etwas sagen," begann er nach längerem Stillschweigen wieder; „aber nimm' es mir nicht übel: es ist ein fürchterlicher Gedanke, der auch dich schmerzen muß; aber mir zerreißt er das Herz, und so vergib denn, wenn ich ihn ausspreche."

„Nur zu," erwiederte der Andere lächelnd; „ich kann mir fast denken, was da heraus kommen wird. Laß deinen Phantasieen vollen Lauf; — genire dich gar nicht."

„O Eugen, das sind nicht blos Phantasieen; ich fürchte, es ist etwas Wahres dahinter. — — — — Eugeniens Vater — es ist leider einmal ein Anverwandter von dir —"

„Sehr, sehr entfernt," versetzte der Major.

„Ja, ja; aber dieser Herr von S. steht, wie du weißt, in keinem guten Renomée."

„Er ist etwas Spieler und Aventurier; aber eigentlich Schlimmes kann man ihm nicht nachsagen."

„Bis jetzt nicht, aber —"

Der Graf stockte, weil ihn ein eigenthümlicher Blick seines Freundes traf.

„Aber —" fuhr er nach einer Pause fort — „er ist derangirt; würde er sich Etwas daraus machen, wenn ihm zum Beispiel der Herzog, der sehr reich ist, auf die eine oder die andere Art wieder emporhelfen wollte? — — Doch verzeih' mir, daß ich das sage; ich weiß wohl, ich bin außer mir, vielleicht sinnlos. Mir scheint, ich spreche ohne allen Verstand."

„Nein, du sprichst ganz verständig," erwiederte der Major mit großer Ruhe, während er mit vieler Sorgfalt ein großes E auf die angehauchte Fensterscheibe zeichnete. „Deine Worte sind nicht sinnlos, und ganz im Vertrauen gesagt, halte ich den Herrn von S. zu allerlei fähig, Seine Durchlaucht den Herrn Herzog nicht minder. — Denn haben wir junge Leute zu unserer Zeit Besseres getrieben?"

„Aha! doch dergleichen nicht!" rief Graf Fohrbach entrüstet. „Ich wenigstens habe um einer vergnügten Stunde willen nie das ganze Lebensglück eines Mädchen und desjenigen, der sie liebt, auf das Spiel gesetzt."

„Du nicht?" fragte lachend der Major. „In deiner Gesellschaft hast du allerdings dergleichen nicht versucht; aber blicke tiefer hinab, da taucht dir doch vielleicht irgend eine Erinnerung auf, welche mit dieser Geschichte Aehnlichkeit hat."

„Du könntest Recht haben," antwortete Graf Fohrbach, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht.

„Aber das gehört eigentlich nicht hieher," fuhr der Andere fort. „Genug, ich gebe dir zu, der Vater wäre vielleicht im Stande, sich die Tochter abkaufen zu lassen. — Wie kannst du aber nun glauben, daß Eugenie, dieß unschuldige Geschöpf, dieß

reine Herz, wie du sie selbst oft genannt, in dergleichen willigen könne! — Schon der Gedanke müßte ein solches Mädchen vor Abscheu wahnsinnig machen."

„Du bist älter als ich und erfahrener," erwiederte kopfschüttelnd der junge Mann, „und es scheint mir, ich muß dich belehren. Man wird es freilich nicht wagen, ihr einen solchen Antrag zu machen, aber man hilft dem anderen Theile, indem man ihm die Annäherung erleichtert; und die wird uns nicht schwer," fügte er mit Betonung bei, „wenn man Herzog ist und eine gewandte Zunge hat."

„Die dir auch nicht fehlt!" rief halb entrüstet der Major. — „Aber jetzt habe ich die Geschichte vollkommen satt. Weiß der Teufel, daß ich mich immer für Eugenie herum zanken muß! Kaum bin ich von Hause fort, wo mir meine Frau die Ohren voll geplaudert, so komme ich vom Regen in die Traufe, und hier an einen wüthenden Liebhaber."

„Siehst du, Verräther!" sagte der Graf mit halbem Ernste; „deine vortreffliche Frau denkt und fühlt gewiß wie ich. Oh! die Weiber haben darin einen unbeschreiblichen Takt! Auch sie wird es merken, daß hier nicht Alles in Richtigkeit ist. Nicht wahr? — Sprich! ich habe Recht."

„Was wird sie merken!" erwiederte eifrig der Major mit komischem Zorne, da er sich in die Enge getrieben fühlte. „Nichts merkt sie; das ist wieder wie in so manchen Dingen, viel Lärmen um nichts; Alles, was die Leute sagen und was meine Frau schwätzt und was du fürchtest, läuft am Ende auf nichts mehr und nichts weniger hinaus, als auf eine vielleicht unschuldige Courmacherei."

„Die du also doch am Ende zugibst!"

„Ja, die ich am Ende zugebe," entgegnete der Major nach einem tiefen Athemzuge. — „Aber jetzt laß mich zufrieden. Da

wäre mir ein Spaziergang in frischer Luft auf alle Fälle viel besser bekommen."

„Nun, es ist nur gut, daß deine Frau wie ich denkt," sprach der Adjutant nach einigem Nachsinnen. „Das ist ein vortreffliches Weib; ich werde mich an sie halten."

„Um gemeinschaftlich über mich zu raisonniren?" lachte der Major, der sich von seinem Stuhle erhob. — „Nun, das kannst du noch heute Abend thun, freilich werde ich dabei sein und — Eug-ie, aber ihr braucht euch gar nicht zu geniren; euch zu Liebe will ich mich mit dem schönen Ehrenfräulein in irgend einer dunkeln Ecke festsetzen, und dann kannst du meiner Frau sagen, was du willst."

„Ich verstehe dich nicht recht," erwiederte aufmerksam der Graf, indem er sich ebenfalls erhob und seinem Freunde, welcher das Zimmer zu verlassen sich anschickte, folgte. „Was faselst du eigentlich von deiner Frau und Eugenie?"

„Nun ja, undankbarer Mensch!" sagte lachend der Major, „dafür, daß du meine Anverwandten verdächtigst, will ich feurige Kohlen auf dein Haupt sammeln; du darfst heute Abend zu uns kommen."

„Und Eugenie ist auch da?" fragte der Andere jubelnd.

„Eugenie ist auch da, und — verstehe mich wohl — sonst Niemand: du, sie, meine Frau und ich, — die vollständigste Partie quarée."

„Major, du bist göttlich!" rief freudig der junge Mann; „es ist ein Unglück, daß Seine Majestät eine Aversion gegen alle Gnadenbezeugungen am Neujahrstage hat; ich würde für dich um den Oberstentitel bitten. — Also wir vier ganz allein?"

„Ganz allein; komm so um acht Uhr, da ist ja die Hoftafel und dein Dienst vorbei; wir trinken Thee, wir machen einen klei-

nen Whist, wir plaudern, und da es Neujahrstag ist, so soll es dir unbenommen sein, meiner Frau und also auch Eugenie ein kleines Cadeau mitzubringen. Du siehst, ich bin uneigennützig."

„So uneigennützig, daß mir ordentlich vor dir graut. Du hast alle Anlage zu einem vortrefflichen Kuppler. Gott stehe dir bei, oder dem armen Menschen, gegen den du agirst."

„Nun also bis acht Uhr!" sagte lachend der Andere; worauf er dem Freunde die Hand schüttelte und sich empfahl.

Graf Fohrbach begleitete ihn bis in den Vorsaal, wo die Wachen langweilig auf und ab schritten, und wo der einzige Lakai, der keinen Vorwand gefunden, sich zu entfernen, hinter dem Ofen saß und sanft den Schlaf des Gerechten schnarchte.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Einladungen zu Hofe.

In sein Zimmer wieder zurückgekehrt, ging der diensthuende Adjutant mit leichten, gefälligen Schritten eine Zeit lang auf und ab, von einer Thüre zur andern, bei dem großen Spiegel vorbei, in welchen hie und da einen nicht ganz unzufriedenen Blick zu werfen er sich nicht enthalten konnte. Er träumte von dem Abend, der vor ihm lag, und sein Herz schlug sehr vergnügt; nur zuweilen blieb er an einem der Fenster stehen, schaute nachdenkend hinaus und zog die Augenbrauen düster zusammen. In solchen Momenten dachte er an die Nebenbuhlerschaft des Herzogs und an alle möglichen Folgen derselben; er wußte ganz genau, was bei vielen Frauenherzen die Durchlaucht vor einem Namen zu sagen hat. Und dann war auch der Herzog in anderer Richtung ein nicht zu verachtender Gegner. Hübsch war er allerdings nicht, weder am Körper noch am Gesichte, aber er tanzte gut und unermüdlich, und was seine Zunge anbelangte, so war sie glatt und behende wie ein Aal.

Wenn Graf Fohrbach das Alles überlegte, namentlich aber die Leichtigkeit in Betracht zog, mit der der Herzog fast zu jeder Stunde des Tages die in den Gemächern seiner Mutter oder Ihrer

Majestät befindlichen Damen sprechen konnte, so überlief es ihn fröstelnd, er faßte krampfhaft den Griff seines Säbels und bohrte die Scheide so heftig in das Parkett ein, daß ihn der Hofmarschall, wenn er es gesehen hätte, unfehlbar wegen freventlichen Verderbens des königlichen Eigenthums verklagt haben würde. —

Im anderen Augenblicke dachte er dagegen an die Stunden, die er schon mit Eugenien zugebracht, sei es bei den Hoffesten, sei es im Hause seines Freundes, und wenn er sich diese in's Gedächtniß zurückrief, so baute er sich aus Blicken, aus Worten, besonders aber aus einem leisen Drucke ihrer Hand auf seinen Arm, den er einstens zu fühlen geglaubt, die wunderbarsten Luftschlösser und richtete daran seine Hoffnungen wieder empor. — „Heute Abend," sprach er zu sich selber, „ist in der That ein günstiger Moment, wir sind ganz allein, ich bin überzeugt, Eugen wird discret sein, und dann will ich doch versuchen, ihr irgend ein Wort zuzuflüstern, was mich weiter bringen soll. — Auf jeden Fall weiter, vielleicht zu einer Entscheidung, sei es nun zu meinem Glücke oder zu meinem Unglücke."

Damit nahm er seinen Säbel wieder in die Hand und begann seinen Spaziergang durch das Zimmer auf's Neue, hatte aber dasselbe noch nicht einmal durchschritten, als sich die Thüre des Vorsaals öffnete und der Hofmarschall herein trat, jetzt schon — es war noch nicht vier Uhr, also noch zwei Stunden bis zur Tafel — in großer Uniform, den Hut unter dem Arm, das Gesicht wie gewöhnlich mit äußerster Wichtigkeit hoch empor haltend.

Die beiden Herren begrüßten sich, indem der Graf seine ganze Hand hinhielt, in welche Seine Excellenz, wie er es in der Regel zu machen pflegte, nur zwei Finger legte, die aber von dem Adjutanten freundlichst und kräftigst geschüttelt wurden.

„Euer Excellenz sind früh bei der Hand," sagte er hierauf.

„Wir haben ja noch zwei volle Stunden bis zur Tafel. Nein, das mache ich mir bequemer: höchstens eine halbe Stunde vorher wird sich angezogen, eine Viertelstunde darauf steige ich in den Wagen und komme an mit dem Glockenschlag."

„Dafür sind Sie auch ein freier Mann, mein lieber Graf," erwiederte seufzend die Excellenz, „haben hie und da, wie heute zum Beispiel, eine kleine Function, die aber nach einigen Stunden endet, und an die Sie nicht mehr zu denken brauchen, sobald Sie den Säbel abgeschnallt und den Federhut weggelegt haben. — Aber ich! — Dienst! — Dienst! — Dienst! von Morgens Früh, wenn ich meine Augen öffne, bis Nachts, wenn ich sie wieder schließe; und auch dann oft noch keine Ruhe, denn ich träume davon. — Eine wahre Sclaverei!"

„Aber Euer Excellenz nehmen alle Dinge zu schwer; ich glaube, ich würde es mir viel bequemer machen."

„Das glaube ich selbst," erwiederte der Hofmarschall mit einem wichtigen Lächeln, „aber nehmen Sie mir nicht übel, da würde auch Manches drunter und drüber gehen."

„Das ist möglich: was nicht zu halten wäre, ließe ich eben fallen."

„O ihr jungen Leute habt gut sprechen! Man muß den ganzen Tag mit Anstrengung aller seiner Kräfte die Zügel halten, denn wie man ein Bischen nachläßt, so gibt's rechts und links Confusionen."

„Aber heute zum Beispiel könnte es sich Euer Excellenz doch bequemer machen. Da gibt's doch bis zur Tafel nichts mehr zu thun: die Einladungen sind gemacht, das Diner ist seiner Vollendung nahe und die Säle in der besten Ordnung."

Der Hofmarschall war mit einer wehmüthigen Miene an's Fenster getreten und blickte jetzt achselzuckend nach dem Adjutan-

ten um, der hinter ihm stand. — „Ich will Ihnen einen Beweis geben, wie kurzsichtig ihr jungen Leute seid, mein lieber Graf," bemerkte er nach einer Pause. „Sie sagen, die Einladungen seien gemacht. Allerdings sind sie gemacht, auch angenommen; aber ist es meine Schuld, daß sich zwei, drei Personen heute Nachmittag unwohl fühlen und mir absagen lassen? — Zwei, drei Personen sage ich Ihnen, und eine darunter, die Seine Majestät sogleich vermissen werden. — Was nun thun?"

„Nun," entgegnete der Adjutant, „die Tafel um so viel kleiner machen."

„Eine Tafel von hundertundzwanzig Couverts nur so im Handumdrehen kleiner machen!" lachte krampfhaft der Hofmarschall. „O Graf Fohrbach! Sie sind ein vortrefflicher Reiteroffizier und Adjutant, aber — nun, man kann das nicht anders von Ihnen verlangen."

„So machen Sie ein paar andere Einladungen!"

„Als wenn Hofeinladungen zu einem Neujahrsdiner nur so leicht gemacht wären! Die heutige Gesellschaft wurde gebeten auf den speziellen Befehl Seiner Majestät. Alles, was ich noch dazu thue, geschieht auf eigene Verantwortung, und für drei, die ich selbstständig einlade, bekomme ich dreißig Feinde über den Hals, die Alle glauben, an Ihnen wäre viel eher die Reihe gewesen. — Ah! ich habe ein hartes Brod."

„Da würde ich es machen wie beim Militär, und mir immer eine Reserve halten."

„Das habe ich auch," erwiederte wichtig die Excellenz. „Aber wenn uns die Reserve ebenfalls im Stich läßt! Sehen Sie" — damit erhob er den Arm und zeigte auf eine Fensterreihe im großen Hofe — „da hinten wohnt, wie Sie wissen, der alte pensionirte General-Adjutant, der, wie sich von selbst versteht, ein

für allemal zur Hoftafel eingeladen ist, aber sich fast jedesmal hartnäckig entschuldigen läßt. Bei dem war ich nun vor einer halben Stunde in Person, um ihn zu bitten, dießmal doch zu kommen. — Keine Rede davon! Ich vernahm auch schon im Vorzimmer, daß ich vergeblich komme, denn er brüllte wieder einmal so laut, daß man es durch drei Zimmer hören konnte."

„Hat er Schmerzen?" fragte anscheinend ganz unbefangen der Adjutant.

Der Hofmarschall wandte den Kopf rückwärts und sah ihn mit einem sonderbaren Blicke an. „Ah! was Schmerzen!" versetzte er, „Sie kennen den doch lange genug, um zu wissen, daß der keine Schmerzen hat."

„Also vielleicht wieder eine Familienscene?"

„Natürlich; das hört da niemals auf."

„Die arme kleine Frau!"

„Na, na!" sagte die Excellenz, indem sie leicht mit der Hand an dem gestickten Uniformskragen herum griff, „das nimmt Alles freilich Partei für die hübsche Baronin, aber —"

„Euer Excellenz sagten: aber —" versetzte der Adjutant nach einer längeren Pause.

„Allerdings könnte man da auch ein Aber vermuthen," fuhr der Hofmarschall fort. „Ich versichere Sie, lieber Graf, Unsereins, das so lange hier aus und ein geht, wirft zuweilen einen scharfen Blick hinter die Coulissen."

„Dafür ist Euer Excellenz bekannt," antwortete der Graf im Tone der größten Ueberzeugung. — „Aber die Baronin nimmt sich so in Acht, sie vermeidet völlig ein Gespräch mit jungen Leuten; sie tanzt auf den Bällen nur mit alten Generalen und obersten Hofchargen, die dem Gemahl doch unmöglich Argwohn einflößen können."

„Wie? Weil sie nur mit obersten Hofchargen tanzt?" fragte Seine Excellenz leicht pikirt. Doch fuhr sie gleich darauf in anderem Tone fort: „Ja, das ist Alles wahr; man spricht auch nicht von der Gegenwart, sondern" — hier hustete der Hofmarschall wieder bedeutend, als habe er schon zu viel gesagt.

„Allerdings von der Vergangenheit," nahm der Adjutant leichthin das Wort. — „Wissen Sie, Excellenz, die böse Welt macht sich kein Gewissen daraus, einer schönen Frau was Uebles nachzusagen. — Und am Ende, was spricht man von der Baronin?"

„Ich nichts; — Gott soll mich bewahren!"

„Ja, ich auch nichts. Aber ihre Herkunft ist doch wohl sattsam bekannt."

Der Hofmarschall schüttelte leicht mit dem Kopfe.

„Nicht? — Ich habe wenigstens geglaubt, sie sei aus einer bekannten alten schottischen Familie."

„On dit," erwiederte der Hofmarschall, nachdem er einige Augenblicke vor sich niedergesehen.

„Nun, dem mag sein, wie ihm wolle!" fuhr lebhaft Graf Fohrbach fort. „Jetzt führt sie einmal einen guten Namen, und ich setze wirklich den Fall, es sei etwas in ihrem früheren Leben nicht ganz correct, so hat sie das jetzt in ihrer freudlosen Ehe tausendmal abgebüßt. Nehmen Sie mir nicht übel, es ist keine Kleinigkeit, mit dem alten General auszukommen. Er hält sie wie seine Sclavin, aber nicht wie seine Frau."

Die letzten Worte hatte der junge Mann etwas lauter gesprochen, weßhalb sich der Hofmarschall sorgfältig im Zimmer umschaute, ob sie sonst Niemand gehört. Denn, als scheine ihm dieß Gesprächsthema für den Ort wo sie sich befanden, zu gefährlich, änderte er es offenbar absichtlich, indem er einen tiefen Seufzer ausstieß und hierauf sagte: „Ich hatte geglaubt, Seine Majestät sei schon zurück; so muß ich mir denn selbst zu helfen suchen."

„Soll ich Ihnen ein paar Einladungen vorschlagen?“ fragte der Adjutant lächelnd, nachdem er Seiner Excellenz bis zur Thüre des Vorsaals gefolgt war.

„Natürlich einige von euch jungen Leuten,“ entgegnete der Hofmarschall mit emporgezogenen Augenbrauen.

„Nun, wenigstens welche, von denen man weiß, daß sie kommen, die in der Nähe zu finden sind.“

„Zum Beispiel?“

„Da ist Eduard von B., unser bisheriger Assessor, der gestern Regierungsrath geworden ist; er könnte bei dieser Gelegenheit seinen zierlichen Dank anbringen. — Ich weiß, wo er ist.“

„Das kann ich ohne Befehl nicht thun.“

„Oder den Baron von Brand. — Ich bin gewiß, Sie finden die Beiden auf dem Cavalier-Casino bei einer Partie Piquet.“

„Den Baron von Brand?“ sagte die Excellenz und machte dazu ein Gesicht, als habe sie plötzlich auf ein Sandkorn gebissen. „Nein, nein, nehmen Sie mir nicht übel, das ist nicht meine Leidenschaft; es thut mir jedesmal leid, — aber im tiefsten Vertrauen gesagt, — wenn ich den Herrn auf unserem Silber speisen sehe. Ich meine immer, es komme ihm das ungewohnt vor.“

„Ah! Excellenz haben einen zu scharfen Witz!“ erwiederte lachend der Adjutant. „Und jetzt fällt mir ein, daß ich taktlos war. Richtig, Sie mögen den Baron Brand nicht leiden.“

„Das läugne ich auch gar nicht, und ich behaupte, — natürlich Freunden gegenüber — er gehört nicht an den Hof, nicht einmal in die Gesellschaft.“

„Da thun Sie ihm wahrhaftig Unrecht; der Baron ist ein vollkommener Cavalier und benimmt sich gewiß als solcher.“

„Aeußerlich! äußerlich!“ entgegnete der Andere mit einigermaßen gereiztem Tone. „Sie werden das auch noch erfahren.“

„Aber er geht mit den anständigsten Leuten um! — Sie können zum Beispiel nicht läugnen, daß er mit dem Herrn Herzog sehr liirt ist."

„Leider! leider! Ich wollte, dem wäre nicht so, denn was der Eine nicht weiß, das lernt er vom Andern. Unter uns gesagt, ist Seine Durchlaucht seit seiner genauen Bekanntschaft mit dem Herrn Baron nicht solider geworden, das können Sie mir glauben."

„Meinen Sie wirklich?" fragte der Graf mit dem größten Interesse, das er aber zu verbergen suchte. — „Sind da Geschichten vorgefallen? — O Euer Excellenz weiß doch Alles!" — Diese letzteren Worte rief er im Tone der größten Bewunderung.

„Saubere Geschichten," erwiederte wichtig der Hofmarschall; „Sie erinnern sich doch noch des Refus, den der Herzog erhielt, als es ihm neulich plötzlich einfiel, zum Militär überzugehen und als Offizier in das Gardedragoner-Regiment einzutreten?"

„Gewiß — ganz genau; ich hatte damals zufällig den Dienst. Doch glaube ich, fand man ihn höheren Orts nicht stark genug zum Cavalleriedienst."

„Ah bah!" machte der Hofmarschall und sah den Anderen mit einem eigenthümlichen Blick von der Seite an. — „Geschichten, lieber Freund! — Geschichten, die einigen Eclat gemacht. — Was weiß ich, oder was will ich davon! Es war da begreiflicher Weise ein junges Mädchen im Spiel, aber von einer anständigen Bürger-Familie; die Sache muß einen sehr unangenehmen Hacken gehabt haben, und man fürchtete wohl nicht mit Unrecht, irgend einer der alten Offiziere des Regiments, die überhaupt diesen Einschiebungen sehr unhold sind, möchte dadurch Veranlassung finden, diese fatale Angelegenheit zur Sprache zu bringen. — Verstehen Sie mich?"

„Wie kann man überhaupt Euer Excellenz mißverstehen!"

sagte Graf Fohrbach mit einer tiefen Verbeugung. „Ja, wenn die Geschichten nicht wären!"

„Meinetwegen mögen sie außerhalb des Schlosses treiben, was sie wollen," sprach würdevoll der Hofmarschall; „aber so lange ich den Stab führe, soll mir der Burgfriede gehalten werden in jeder Richtung. Diese jungen Herren denken aber nicht anders, als Alles, was Schönes und Reizendes bei Hof erscheint, sei nur zu ihrem Vergnügen da. — Aber das kann ich Sie versichern, Graf Fohrbach: ich bin auch da. Ordnung muß sein, sogar in diesen Dingen bei Hof, und es gibt eine Stelle, wo ich als Oberfthofmeister Seiner Majestät eben so kitzlich bin, wie der hochselige König von Spanien. — Es heißt doch kitzlich?"

„Sterblich bin," verbesserte der Adjutant.

„Nun ja, sterblich bin. Und sehr sterblich bin; das kann ich all' diesen jungen Herrn versichern. Man weiß es aber auch."

„Ja, man weiß es!" rief der Adjutant, indem er eine tiefe Rührung affectirte. „Und es ist ein wahres Glück, das mit solchen Grundsätzen, wie sie Euer Excellenz aussprechen, die Verwaltung des Hofes geleitet wird."

Er war innerlich hoch entzückt darüber, daß er an dem Hofmarschall gegen den Herzog einen so guten und wichtigen Bundesgenossen erhalten. Der Excellenz blieb selten etwas verborgen von dem, was im Schlosse vorging, und wenn er also gegen die angedeuteten Geschichten sei, so arbeite er nur für sein, des Grafen Interesse. In der Freude seines Herzens schüttelte er die beiden, ihm abermals dargereichten Finger des Anderen mit außerordentlicher Feierlichkeit, und konnte sich nicht enthalten, dem Hofmarschall auf die Einladungen bezüglich noch nachzurufen:

„Wissen Euer Excellenz wohl, womit Sie Seiner Majestät heute bei der Neujahrstafel ein ungemeines Vergnügen bereiten

könnten? — — — Laden Sie doch den Herrn von Dankwart ein, der refusirt nicht, darauf können Sie sich verlassen."

„Oh! oh!" machte der Hofmarschall, „das könnte allenfalls am jüngsten Hoftage geschehen, wenn es sich darum handelte, mir eine ewige allerhöchste Ungnade zuzuziehen."

Der Adjutant wollte lachend in sein Zimmer zurücktreten, als er durch die geöffnete Thüre des Vorsaales bemerkte, daß auf dem Gange sein Jäger stehe und augenscheinlich nur auf das Weggehen des Hofmarschalls warte, um sich bei ihm melden zu lassen. Er winkte ihm, hereinzukommen, und fragte ihn dann, ob zu Hause etwas vorgefallen sei.

Franz zog einen Brief aus der Tasche und überreichte ihn seinem Herrn, wobei er sagte, er sei vom Kammerdiener geschickt worden.

Nachdem Graf Fohrbach das Couvert abgerissen hatte, fand er einen Zettel, in welchem ein zweiter kleinerer Brief lag, und auf diesem Zettel von der Hand seines Kammerdieners die Worte: „So eben wurde einliegender Brief für den Herrn Grafen gebracht und als sehr eilig bezeichnet. Ich erlaube mir deßhalb, ihn hiermit durch den Jäger zu übergeben; Franz soll warten, bis ihn Euer Erlaucht gelesen und Ihre weiteren Befehle gegeben haben."

Graf Fohrbach trat an das Fenster und betrachtete sich das Aeußere des Schreibens, das er hin und her wandte. Die Aufschrift, offenbar eine Frauenzimmerhand, war ihm gänzlich unbekannt, ebenso das Siegel des Briefs, zeugend von einem plumpen Petschaft, ein großes E und B in grobes Siegellack ausgedrückt. — „Was brauche ich da lange zu überlegen?" sprach er zu sich selber; „der Brief ist an mich; sehen wir nach, von wem er ist und was er enthält."

Er setzte sich in einen Stuhl, doch ehe er das Schreiben

öffnete, warf er abermals einen Blick nach dem bewußten Fenster empor. Aber es ließ sich dort jetzt ebensowenig sehen wie früher. Er entfaltete seufzend den Brief und betrachtete die Unterschrift. — — — — Emilie Becker. — Was ist das? — Ah Teufel! ich erinnere mich."

„Ew. Erlaucht!" lautete der Brief. „So große Mühe es mich auch gemacht hat, so ist das Geschäft mit dem Sie die Gnade hatten, Ihre gehorsamste Dienerinn zu beehren, nun nach vieler Schwierigkeiten von Seite mir und außerordentliche Ausdauer glücklich zu Stande gebracht, Es hat mich übermäßig viele Zeit und Auslagen gekostet, doch davon sage ich nichts, nur von das Glück, das es mich gelungen, Ew. Erlaucht wahrscheinlich zufrieden gestellt habe sowie auch ihren hohen Freund."

„Da am heute Abend das Ballet im Achte aus ist, dagegen das Theater bis Zehne spielen wird, so ist von Seitens der Eltern gar keine Besorgniß zu erfahren, wo sie denn so lange bleiben könnte, bitte auch Ew. Erlaucht deßhalb, an der Ecke von die Prinzenstraße einen Wagen hinbesorgen zu wollen, aber genau im Achte, bitte auch gnädigst selbst zu wollen oder eine vertrauliche Persohn zu schicken, damit sie sich nicht erschrickt."

„Auch halte ich mir bestens empfohlen und bitte ihrem hohen Freund zu sagen, wie viel Mühe ich mir gegeben habe

als

ihre ganz ergebenste Dienerinn

Emilie Becker."

Der Adjutant ließ den Brief auf den Tisch niederfallen und fuhr sich mit der Hand über die Augen, worauf er in tiefes Nachdenken versank.

„Wie schnell sich die Zeiten ändern!" sagte er mit einem Blicke auf das bewußte Fenster. „Ja, ich hatte einmal diese Grille

und hätte viel daran gesetzt. — Aber jetzt — — — — nie! nie! Gott soll mich bewahren!" — — — — Gleichsam, als wollte er seine guten Vorsätze bestärken, öffnete er die Scheibe neben sich, ließ den kalten Luftstrom über sein Gesicht wehen und schaute alsdann wieder aufwärts zu den Blumen. — „Wie man sich ändern kann!" — — fuhr er nach einer Pause, in sich hinein lächelnd, fort. — „Wie uns das Bild eines wirklich geliebten Mädchens so ganz auszufüllen vermag! — O meine Eugenie! — — — — Schon diese beiden Gedanken zu gleicher Zeit ist eine Entweihung; aber gewiß, ich fühle es, du bist vom Himmel dazu bestimmt, ganz mein zu sein, mir ein freudenvolles Leben zu bereiten. — — Weg mit allem Anderen! — — — — Es ist aber so wahr: man soll sich vom Teufel nicht bei einem Haar fassen lassen; jetzt habe ich diese Geschichte entrirt und kann sie doch unmöglich so mir nichts dir nichts fallen lassen. — So ein armes Mädchen! — Wenn auch — — — — aber doch einiger Theilnahme werth, denn sie ist jung, schön und reizend. Hat ihr auch viele Mühe gemacht, wie die Person hier schreibt. — Nun, das kann auch eine Speculation auf meine Kasse sein." — Er überlas den Brief nochmals. — „Aber was soll denn das hier heißen," fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräch fort, „daß sie da von einem hohen Freunde spricht? — Habe keine Idee, was sie damit meint."

Während dem stand der Jäger hoch aufgerichtet an der Thüre des Zimmers und schien unausgesetzt das lebensgroße Bild Seiner Majestät zu betrachten, welches ihm gegenüber hieng. Doch wenn man ihn schärfer beobachtet hätte, so würde man wohl bemerkt haben, daß er die blitzenden Augen von Zeit zu Zeit auf seinen Herrn richtete, und dann auf das abgerissene Couvert schaute, das unbeachtet auf dem Boden lag.

„Wann, sagst du, daß dieser Brief gekommen sei?" fragte nun der Graf seinen Jäger.

„Vor einer kleinen halben Stunde, Erlaucht. Der Kammerdiener nahm ihn selbst in Empfang, siegelte ihn ein und ich eilte augenblicklich damit hieher."

Graf Fohrbach hatte das Billet leicht in die linke Hand genommen und schlug damit auf die rechte, während er nachdenkend bald an die Zimmerdecke schaute, bald vor sich auf den Fußboden. — „Wenn es eine ganz gewöhnliche Geschichte wäre," dachte er, „so würde man einfach weder hingehen noch Jemand hinschicken. Selbst hinzugehen ist mir auf alle Fälle unmöglich; wahrhaftig, es widerstrebt mir, mich in solche Geschichten zu mischen. — Und wen soll ich hinschicken? — Einen Bedienten; vielleicht meinen Jäger dort, der mir nicht auf den Kopf gefallen zu sein scheint. — Nein, nein, das wäre undelicat. — Einen Bekannten also! — Aber wen finde ich gleich? Alle Welt macht jetzt Vorbereitungen zum Diner. — Wenn ich es bei der Hoftafel Jemand sagte! Ich habe so Manchem ähnliche Gefälligkeiten erwiesen; ich würde schon Jemand finden, der vielleicht — meine ganze Rolle übernimmt. — — — — Ah! es ist doch bei Gott ein leichtfertiges Geschlecht, diese Mädchen! Die da" — er schlug in diesem Augenblick mit der Hand auf das Papier — „galt als ein Ausbund von Tugend; und was vermochte hier nicht eine Handvoll Goldstücke! — Aber man sagte mir später, sie unterstütze einen alten Vater und kleine Geschwister; das habe ich damals nicht bedacht, und es fällt mir jetzt schwer auf's Herz. Ah! um so besser, daß die Sache so gekommen ist, denn es wäre doch am Ende ein schändlicher Kauf gewesen, den ich da gemacht. — Aber die Summe soll sie haben, — voll, voll! — Ich danke dem Himmel, daß ich jetzt so denke." — — Er warf noch einen

Blick zum Fenster hinaus nach der uns bekannten Richtung, dann erhob er sich und schritt langsam durch das Zimmer auf seinen Diener zu. Halb Weges blieb er aber wieder stehen, indem er zu sich selber sagte: „Ja, ich werde doch Jemand finden, der für mich hingeht. — Wenn ich nur wüßte, wen sie mit dem hohen Freunde gemeint hat! — — — — Halt! Da fällt mir was ein! — Richtig! Arthur versprach mir, den Brief auf die Post zu werfen oder selbst zu besorgen; er wird das Letztere gethan haben. Vornehm genug sieht er aus, — ja, es muß so sein: die Alte hat eine neue saubere Kundschaft gewittert. — Aber warum auch nicht? — Ja wahrhaftig, das wäre der beste Mensch, der für mich dort hin gehen könnte. Und er thut's, ich habe ihm auch schon Gefälligkeiten genug erzeigt, und am Ende sieht er das eher für eine Annehmlichkeit an, als für eine Arbeit."

Damit drehte sich der Graf rasch wieder um, ging zu dem Tische zurück, wo Schreibmaterialien lagen, steckte den Brief, den er so eben erhalten, in ein kleines Couvert, siegelte es zu und überschrieb es an Arthur. — „Diesen Brief," sagte er alsdann zu seinem Jäger, „wirst du augenblicklich besorgen. Du kennst die Adresse? — Geh sogleich in das Haus dieses Herrn, wenn er nicht da ist, frage, wo er sein könne und suche ihn mir auf. Es ist mir viel daran gelegen, daß er diesen Brief erhält. — Verstehst du?" Franz nickte mit dem Kopfe.

„Im Falle du ihn also findest, und ihm den Brief selbst in die Hand gibst, — was unbedingt geschehen muß, denn auf Zwischenträgereien darfst du dich gar nicht einlassen, — so wirst du fragen, ob du mir Ja oder Nein sagen sollst. Heißt es Ja, so kannst du ruhig nach Hause gehen, und die Sache ist für dich abgemacht, heißt es aber Nein, so läßt du den Brief wieder einsiegeln, stellst dich damit an den großen Saal, wo heute die

Tafel ist, und läßt mir durch einen Lakaien sagen, du seiest da. — Hast du mich wohl verstanden?"

„Vollkommen, Erlaucht: mit Ja ist Alles besorgt, mit Nein komme ich, mir neue Anweisungen zu holen."

„Sehr gut!" sagte lächelnd der Graf; „ich sehe, Franz, du bist zu gebrauchen."

„Wenn Euer Erlaucht das wirklich glauben," erwiederte der Jäger mit einem seltsam leuchtenden Blick, „so soll mich das in der That glücklich machen. Aber dann bitte ich Euer Erlaucht, mir die Freiheit zu entschuldigen, wenn ich Sie auf das abgerissene Briefcouvert am Boden aufmerksam mache, welches man vielleicht völlig zerreißen oder wegwerfen könnte."

„Da hast du Recht," versetzte Graf Fohrbach; „man braucht dergleichen hier nicht zu finden. Du bist umsichtig, Franz, das gefällt mir. Ich hoffe, wir werden zusammen auskommen."

„Das ist mein sehnlichster Wunsch, Erlaucht," erwiederte der Jäger mit einer tiefen, etwas unsicheren Stimme, und es zuckte seine Hand, als wolle er die seines Herrn ergreifen, um sie zu küssen.

Doch blieb es bei diesem Gedanken, denn der Adjutant machte eine halbe Wendung gegen das Kamin, wo die Uhr stand, legte die Hand leicht auf den Säbelgriff und sagte: „Halb Sechs — es ist Zeit. Johann wird wohl mit meinem Anzuge draußen sein."

„Zu Befehlen, Euer Erlaucht, er kam mit mir."

„Nun gut, ich gehe, mich umzukleiden. Besorge du jetzt deinen Auftrag, und nimm dir einen Wagen, damit du keine Zeit verlierst."

Der Graf schritt gegen die Thüre zu, welche der Jäger ehrerbietigst öffnete, und dann verschwanden Beide aus dem königlichen Vorzimmer.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Vor, während und nach dem Hofdiner.

Das große Hofdiner am heutigen Neujahrstage ging, wie alle dergleichen Festlichkeiten, feierlich und sehr langweilig vor sich. Es war in den Sälen eine außerordentliche Pracht zu sehen an reichgestickten Uniformen, an Sternen, Ordensbändern, an rauschenden Seide- und Sammetroben, an goldgestickten Stoffen aller Art, an Brillanten und sonstigem glänzenden Schmucke.

Ehe die Tafel anfieng, stand Alles nach Rang und Stand neben einander an den Wänden aufgestellt, und Alles blickte auf die höchsten und allerhöchsten Herrschaften, die so eben zur gegenüber liegenden Thüre hereingetreten waren und mit freundlichem Kopfnicken die tiefen Knixe und feierlichen Verbeugungen entgegen genommen hatten.

Hierauf hielten die Majestäten ihren kleinen Cercle, was aus der Hofsprache für dich, geliebter Leser, in ganz gewöhnliches Deutsch übersetzt, so viel sagen will, als sie gingen bei den Umherstehenden vorbei, sprachen mit den Begünstigten einige gnädige

Worte, nickten den minder Glücklichen huldreich zu, sahen Andere wenigstens mit einem freundlichen Blicke an und ließen die Unbedeutenden oder gerade nicht in der Gnade Stehenden so vollkommen links liegen, als ob diese gar nicht in der Welt existirten.

Es ist in solchen Augenblicken sehr amusant anzuschauen, wie sich die Physiognomien verändern, sobald eine der allerhöchsten Herrschaften langsam vorschreitet. Es ist das gerade, als wenn der Mond aufsteigt und so nach und nach mit seinem sanften Lichte hier eine frische Wiese, eine freundlich murmelnde Quelle, eine alte Ruine, dort eine finstere Schlucht, eine kahle Felspartie und viele steife, langweilige Tannenwälder bestrahlt und milde beleuchtet. Gerade wie diese Gegenstände klären sich auch hier die Gesichter auf, die Augen blicken starr nach dem aufsteigenden Gestirne, der Mund spitzt sich zierlich oder legt sich in wichtige Falten, die frische Wiese kokettirt vielleicht mit ein paar hübschen Armen, indem sie zierlich den Fächer sinken läßt, die Quelle hört auf zu rauschen, sammelt ihre Wasser, um gleich darauf eine mächtige Redeschleuße aufziehen zu können. Die Ruine denkt vergangener Tage, wo auch sie in erster Linie stand und blickt sehnsüchtig nach dem Monde, der sich aber jetzt zufällig hinter einer Wolke verbirgt, ohne ihr einen süßen Blick geschenkt zu haben. Die finsteren Schluchten und kahlen Felspartieen — ach! und deren gibt es hier eine große Anzahl! — zucken die mageren Achseln, neigen spöttisch zusammen flüsternd ihre brillantenbedeckten Köpfe, und versichern einander gegenseitig, daß es auf der Welt nichts Langweiligeres gebe, wie diese ewigen Cercles vor der Tafel. Ach! für sie sind diese wirklich langweilig; dort hinein dringt kein erleuchtender Strahl, diese düstern, erstorbenen Gegenden werden von keinem freundlichen Scheine mehr belebt. — Aber die Tannenwälder, sie stehen da in geschlos-

sener Phalanx und trotzig, mit herausforderndem, wenn auch grämlichen Lächeln. Das sind starke Bäume mit spitzigen Nadeln, und wenn der Mond sie nicht besonders freundlich bescheint, so sagen sie: „er wird vergeßlich, dieser gute Mond, wie wäre es ihm sonst möglich, uns zu übersehen, uns in unserer unergründlichen Langweiligkeit und Steifheit!“ —

Hinter den höchsten Herrschaften, das heißt, sobald sie vorvorüber gegangen sind, fällt Alles wieder in's frühere trostlose Dunkel zurück; man sieht da seltsame Blicke, verstecktes aber sehr bedeutungsvolles Achselzucken, und hört auch wohl ein spitziges Wort, und, geneigter Leser, die gewissen Husten, — von denen dir zu erzählen wir schon die Ehre hatten, — hier aber so mannigfaltig und bedeutungsvoll, daß man Bände darüber anfüllen könnte.

Aber wie gesagt: der lichte Glanz ist nun vorbei gezogen, verschwunden gerade wie beim Schattenspiele an der Wand der runde glänzende Kreis, nachdem die Gläser weggezogen und die Lampe ausgelöscht ist. Nur hie und da strahlt noch ein erhelltes Gesicht aus dem allgemeinen Grau hervor; das gehört vielleicht einem jungen Ehrenfräulein oder einem neugebackenen Kammerherrn, die zum ersten Mal bei der Hoftafel erscheinen und die zum ersten Mal mit einem freundlichen Worte beglückt worden.

Graf Fohrbach hatte sich mit jüngeren Offizieren und anderen Herren vom Hofe bescheiden in eine Ecke zurückgezogen; sie standen hinter der Person des Hofmarschalls, der, den Hut unter dem Arm, den Stab in der Hand, in größter Wichtigkeit verharrte, mit einem Auge die Kammerdiener an der Thüre des Speisesaals, mit dem anderen die Majestäten betrachtete.

„Lieber Doctor,“ sagte der diensthuende Adjutant zu dem Generalstabsarzte, der wie immer das ganze Getreibe mit einem

eigenthümlichen Grinsen beobachtete, „treten Sie ein Bischen vor, neben den Hofmarschall; ich sehe, die Frau Herzogin brennt vor Begierde, Ihnen ein freundliches Wort zu sagen."

„Ja, ja," entgegnete dieser, „ihr hättet jetzt wohl wieder einmal Lust zu sehen, wie eine arme Fliege gegen das Licht hinschnurrt und sich die Flügel verbrennt. Seit ich Seine Durchlaucht nicht für tauglich zum Gardedragoner erklärte, bin ich für einen Theil der höchsten Herrschaften gar nicht mehr in der Welt."

„Das wird Sie ungeheuer kränken?"

„Ich kann es Ihnen gar nicht sagen, wie es mich betrübt," erwiederte der Arzt in komischem Tone. „Habe ich doch dadurch einen wichtigen Theil meiner Praxis verloren. Denken Sie sich, Graf, die Kammerfrauen lassen mich des Nachts nicht mehr holen, wenn sie Abends zu stark soupirt haben."

„Bsssst!" machte der Hofmarschall leise, ohne übrigens Stellung und Miene im Geringsten zu verändern; denn er hatte Alles wohl verstanden und fürchtete die freche Zunge des Doctors und dessen schrille Stimme.

„Uebrigens soll es mich gar nicht wundern," fuhr dieser fort, „wenn mir nicht heute auf's Ecclatanteste gezeigt wird, welch' niederträchtiger Sünder ich eigentlich bin."

Und der Doctor hatte dießmal wahrhaftig Recht, denn ein paar Secunden darauf machte der Hofmarschall vor der Front eine scharfe Wendung nach links, begleitet von einer außerordentlich tiefen Verbeugung, welche Ihrer Hoheit, der ebengenannten Frau Herzogin galt, die rauschend und majestätisch wie ein prächtiges Gewitter einherzog, gegen den Kreis der jungen Leute, dort anhielt, um mit einem Major von der Cavallerie einige sehr freundliche Worte zu sprechen. Dabei aber wandte sie sich so dicht vor dem unglücklichen Leibarzte um, daß dieser kaum Zeit hatte, sich

durch einen großen Schritt in die Ecke zu retten, sonst würde er unfehlbar mit Ihrer Hoheit zusammen gestoßen sein. — Und dann, welcher Ecclat! Da hätte man deutlich wieder einmal gesehen, wie diese Leute von bürgerlicher Herkunft doch so entsetzlich ungeschickt sind und sich so gar nicht in den Hofcirkeln zu benehmen wissen.

Ihre Hoheit sprachen fast mit Jedem der ganzen Gruppe, den Doctor natürlicher Weise ausgenommen, der für sie, wie er vorhin vollkommen richtig bemerkt hatte, gar nicht mehr in der Welt war.

Endlich schritt Seine Majestät auf die Thüre des Speisesaals zu; die Flügelthüren wurden geöffnet, der Hofmarschall schaute auffordernd rings im Kreise umher, und hinter ihm drein rauschte nun Alles in den anstoßenden Saal, um sich dort an der Tafel und zum Speisen niederzulassen.

Dieß ging nun vor sich fast wie bei einem anderen Diner, nur daß am heutigen Tage die steifen Uniformskrägen und die fest zusammen geschnürten Taillen der Eingeladenen nicht erlaubten, viel zu sich zu nehmen. Doch — „die Ehre macht satt," meinte der Doctor am unteren Ende der Tafel. Er saß neben dem diensthuenden Adjutanten und nicht weit vom Hofmarschall, der aber nur mit hoch empor gezogenen Augenbrauen und sehr ernstem Gesichte zu ihm sprach.

Glücklicher Weise ging Alles schnell vorüber; nachher wurde freilich noch ein kleiner Cercle gehalten, aber ungezwungener, freier wie der vor der Tafel.

Der Adjutant, dessen Dienst nun bald zu Ende ging, erkundigte sich an der Thüre des Saales, ob sein Jäger nicht zurückgekommen sei, worauf er sich, als ihm diese Frage verneint wurde, über den gegebenen Auftrag beruhigt, in eine Fensternische zurück-

zog, theils um auf den Kastellplatz sehen zu können, theils aber auch, um, selbst ungesehen, einige der Anwesenden zu beobachten.

Wir wissen wohl, wohin seine Blicke gingen, und nicht blos er allein, sondern die meisten der jungen Leute schauten nach jener prachtvollen Gestalt, der sich aber, da sie sich unmittelbar bei der Person Ihrer Majestät halten mußte, Niemand ohne höhere Aufforderung so recht nahen durfte; der arme Graf Fohrbach in seiner dienstlichen Stellung am allerwenigsten.

Eugenie verdunkelte den ganzen Kreis, in dem sie stand, sowohl durch die Schönheit ihres Kopfes und ihrer Gestalt, als durch die Einfachheit ihres Aeußeren. Sie trug ein weißes, anliegendes Kleid von matter Seide, fast ohne Schmuck; nur an dem feinen Handgelenk hatte sie ein schwermassives Armband, — ein Erbtheil ihrer Mutter. Ihr schwarzes Haar war glatt gescheitelt, die überaus dicken Flechten hatte sie einfach um den Kopf geschlungen, und es war das, wie die Obersthofmeisterin gegen die Hofmarschallin bemerkte, eigentlich keine Frisur zu nennen, — „und kann auch nur der Fräulein von S. gestattet werden, weil sie einmal die Fräulein von S. ist, ein so schönes und in der That sehr liebenswürdiges Mädchen."

Dieses Wort der alten Dame hörte Graf Fohrbach hinter seinem Vorhang und ebenso, wie die Hofmarschallin antwortete:

„Es ist in der That ein einziges Geschöpf; man muß sie lieben, denn sie hat wahrhaftig keinen Fehler."

„Ja, man muß sie lieben!" seufzte er in sich hinein. „Ah! wenn das sogar diese beiden alten Excellenzen von Eugenie sagen, welche Worte soll dann ich gebrauchen?"

Der junge Herr Herzog hatte allein das Recht, sich seiner Mutter und also auch dem Ehrenfräulein zu nähern. Und er machte von diesem Rechte wie immer so auch heute einen solch'

umfassenden Gebrauch, daß sich der arme Graf in der Fensternische fast die Lippen blutig biß und den Griff seines Säbels faßte, als habe er nicht übel Lust, diesen gegen einen sehr gefährlichen Feind zu ziehen.

Bis jetzt hatte der Herzog dort hinten bei der Gruppe wie es schien nur allgemeine Redensarten an die Damen, die um ihn standen, gerichtet; jetzt aber — „der Teufel soll ihn holen!" dachte der Adjutant, — wußte er sich so geschickt zu drehen, und so schön zwischen den ehrerbietigst ausweichenden Hoffräulein zu manövriren, daß er Eugenie von den Uebrigen trennte, und nun auf einmal abseits mit ihr stand. — „Verdammt! was hat er da zu sagen?"

Der Herzog that eine Frage, — Eugenie von S. schlug leicht die Augen nieder und gab ihm eine kurze, doch wie es schien nicht unfreundliche Antwort. Darauf zuckte er die Achseln und machte ein betrübtes Gesicht, schien aber gleich darauf über Etwas nachzudenken, in Folge dessen sich sein Gesicht aufklärte. Er that noch einen halben Schritt näher zu dem schönen Mädchen hin und flüsterte ihr Etwas auf sehr verbindliche Weise zu. Sie machte eine leichte Verbeugung, vermittelst welcher sie aber um einen ganzen Schritt zurückwich. Der Herzog entfernte sich und der Graf athmete tief auf.

„Und doch ist die Sache nicht ohne allen Grund," sprach er nach einer Pause ergrimmt zu sich selber. „Wenigstens von seiner Seite nicht. Teufel! da gilt es aufzupassen! Wenn man sich nur wenigstens der Gruppe auch nähern dürfte! Aber Ihre Majestät und die Frau Herzogin scheinen wahrhaftig gerade auf diese Stelle des Saales wie verpicht zu sein. — — — — Ah! jetzt machen sie ihre Complimente! — Die Damen verneigen sich; Gott sei Dank! — Aber auch Eugenie muß folgen. Weiß Gott

im Himmel, ich habe heute kein Glück; war es mir doch nicht möglich, auch nur eine einzige Sylbe vor oder nach der Tafel an sie zu richten. — Doch halt! — — — — — sie bleibt an der Thüre stehen. Ah! wenn sie sich umschaut! — Vielleicht nach dem Herzog; doch wenn sie es thut, so werde ich es augenblicklich sehen."

Der Herzog stand auf der anderen Seite des Saales und also war es in der That nicht zu verkennen, wohin sich ihre Blicke richten würden. — —

Jetzt trat sie unter die Thüre, in der langen glänzenden Reihe die Letzte und Schönste. — Ah! sie blieb wirklich einen Augenblick unter der Thüre stehen, sie wandte wirklich den schönen Kopf rückwärts und blickte nach der Seite hin, wo der Herzog stand, aber dieser Blick war flüchtig wie ein Blitz, und sie wandte ihn alsbald wieder fort und ließ ihn unverkennbar durch den ganzen Saal gleiten. Suchte sie Etwas mit ihren Augen? O wenn sie ihn suchte! — Wie schlug sein Herz! Er konnte unmöglich ruhig in seinem Verstecke hinter dem Vorhange stehen bleiben, er mußte aus demselben heraus treten, und als er das rasch that, glitt ihm der Säbel aus der Hand und stieß klirrend auf den Parkettboden. — Gott im Himmel! flog nicht in diesem Augenblicke ein leichtes Lächeln über ihre Züge? — O Glück! o Seligkeit! Neigte sie nicht leicht das Haupt gegen ihn, ehe sie durch die Thüre verschwand? — Er hätte darauf schwören wollen, daß sie es gethan. Doch dieß Glück wäre zu groß gewesen; er durfte nicht leichtsinniger Weise daran glauben. — Aber etwas Anderes war nicht wegzustreiten, was in diesem Augenblicke geschah: Eugenie ließ nämlich, auf jeden Fall ganz absichtslos, ihr Battistsacktuch auf der Thürschwelle fallen, wobei es in der That komisch anzusehen war, wie im gleichen Moment sämmtliche noch

anwesende Offiziere und Herren vom Hofe sich mit einer wahren Wuth darauf stürzten.

Wir brauchen wohl dem geneigten Leser nicht zu versichern, daß Graf Fohrbach eher sein Leben als das Taschentuch in anderen Händen gelassen hätte; er hob es im gleichen Augenblicke auf, als der Herzog neben ihm ankam.

Dieser streckte die Hand gegen den Adjutanten aus, als wünsche er das Tuch ausgeliefert zu erhalten.

„Es gehört wohl nicht Euer Durchlaucht?" fragte Graf Fohrbach. — „Ich werde mir wohl erlauben dürfen, es dem Fräulein nachzubringen?"

„Versteht sich von selbst!" entgegnete höhnisch lachend der Herzog, indem er einen Schritt zurücktrat. „Dem Sieger gehört der Dank, und den will ich ihnen nicht streitig machen."

Wäre der arme Graf nur Hofmann gewesen, so würde er das Tuch respectvollst dem Herzog zugesteckt und sich mit dessen Erkenntlichkeit begnügt haben. So aber war er verliebt, und — eifersüchtig, weßhalb er denn auch nur eine flüchtige Verbeugung machte und eilig durch die Zimmerreihe davon schoß.

Das Ehrenfräulein hatte schon mehrere Thüren hinter sich und war gerade im Begriff, das Vestibul zu betreten, wo die Treppe zu ihrem Appartement mündete, als sie vernahm, daß Jemand mit klirrenden Schritten ihr eiligen Laufes folge. Sie wandte den Kopf zurück, und als sie sah, daß es Graf Fohrbach sei, der ein weißes Tuch in der Hand hielt, schien sie erst ihren Verlust zu bemerken, und machte ein paar Schritte gegen den glücklichen Finder.

Dieser, so nahe am Ziele, wo er den für ihn so köstlichen Fund wieder abgeben mußte, konnte sich nicht enthalten, ehe er das that, das feine Tuch sanft an seine Lippen zu drücken, wor-

auf er eine Verneigung machte, die mit einer halben Kniebeugung sehr viel Aehnlichkeit hatte.

„Ah! ich danke Ihnen, Herr Graf!“ sagte das schöne Mädchen, während sie das Tuch in Empfang nahm. „Ich habe meinen Verlust jetzt erst bemerkt, und freue mich in der That, daß gerade Sie der Finder sind.“

„Gewiß ein glücklicher Zufall für mich, Fräulein Eugenie,“ erwiederte er; „denn er verschafft mir das bis jetzt schmerzlich entbehrte Glück, mich Ihnen einen Augenblick nähern, Ihnen zwei Worte sagen zu dürfen.“

„Richtig, Sie sind im Dienst,“ sprach sie lächelnd.

„Weßhalb es mir um so weniger erlaubt ist, mich unaufgefordert dem hohen Kreise zu nähern, wo Sie als Königin glänzen.“

„Ei, ei! Herr Graf!“ antwortete sie mit einem Lächeln, das gleich darauf verschwand, als sie rings um sich schaute; „solche Unwahrheiten darf man hier nicht hören.“

„Leider! leider!“ versetzte er hastig. „Sie haben Recht, Eugenie: man muß sich hier in diesen Mauern mit seinen Worten sehr in Acht nehmen; man darf nur denken. Und das erlauben auch Sie mir, gestrengste aller Damen?“

„Da müßte ich vor allen Dingen erst wissen, was Sie denken.“

„O, ich denke nur“ — an Sie! wollte er leidenschaftlich ausrufen; doch schloß er diesen Satz anders, indem er sagte: „Ich dachte, ob Sie vielleicht vorhin im Saale meine ehrerbietige Begrüßung bemerkten?“

„Als Sie so plötzlich aus der Fensternische hervortraten?“ —

„Also Sie haben mich bemerkt, mein Fräulein?“ sprach er entzückt, denn er dachte: wenn sie mich gesehen, so galt mir auch jener Blick, jener leichte Gruß, — o Gott! vielleicht

sogar die kleine Verwirrung, die ich auf ihrem schönen Gesichte bemerkt.

„Diese Fensternische ist ein artiger Winkel zum Beobachten," antwortete sie, seiner Frage ausweichend.

„O, ich habe auch dort beobachtet!"

„Das müssen Sie mir ein ander Mal erzählen," sagte sie mit einem liebenswürdigen Lächeln. — „Recht bald, vielleicht heute Abend noch. — Sie kommen doch zu S.?"

„Gewiß werde ich kommen, Fräulein Eugenie, gewiß! O ich freue mich wie ein Kind darauf! — Und Sie?" — Er betrachtete sie mit flammendem Blick und erwartete angstvoll ihre Antwort.

„Auch ich gehe gerne zu S.", erwiederte das schöne Mädchen und schlug absichtslos die Augen nieder. Gewiß ohne weitere Absicht, als um ihr Bracelett zu betrachten, das sie an ihrem runden weißen Arme ein klein wenig drehte. „Namentlich heute Abend gehe ich gerne hin, weil wir, wie ich höre, ganz unter uns sind."

In diesem Augenblicke vernahm man Schritte im Nebensaal, weßhalb Eugenie dem Grafen einen flüchtigen Gruß sagte, in das Vestibul hinaus trat und dort zwischen den Säulen verschwand.

Es war gut, daß sie ging, denn der entzückte und glückliche junge Mann war nahe daran, vollkommen den Kopf zu verlieren und dem Ehrenfräulein Ihrer Majestät hier bei offener Thüre eine Liebeserklärung zu machen, wozu er auch in der That den Zeitpunkt nicht hätte schlechter wählen können. Denn kaum war Eugenie verschwunden, so kam der Herzog, gefolgt von einigen Offizieren, lachend und plaudernd daher.

„Aha! unser Ritter!" sagte er. — „Haben Sie Ihre Dame

noch erreicht? — Gewiß, Sie haben, denn ich sehe das Siegespfand nicht mehr in Ihrer Hand!"

Der Adjutant war zu glücklich, um diese sonderbare Anrede, in deren höhnischem Ton das Verletzende lag, gebührend zu erwiedern. Auch war es ja ein Prinz des Hauses, der sich einen gnädigen Scherz mit ihm erlaubte, weßhalb er sich begnügte, Seiner Durchlaucht mit einer höflichen Verbeugung zu antworten: „Ich hatte in der That das Vergnügen, Fräulein von S. das verlorene Tuch zu übergeben."

„Diese Adjutanten Seiner Majestät sind doch in Wahrheit bevorzugte Leute," mischte sich ein Dragoner-Offizier in das Gespräch, augenscheinlich in der Absicht, um dem Herrn Herzog Stoff zu Fortsetzung eines so pikanten Gesprächs zu geben.

Wogegen Graf Fohrbach trotz seiner guten Stimmung durchaus nicht geneigt schien, einem Anderen auch nur die leiseste Idee eines Scherzes über sich zu erlauben, denn er sagte ziemlich ernst und mit festem Blick: „Dürfte ich wohl um eine kleine Erläuterung Ihrer nicht ganz klaren Aeußerung bitten, Herr von Werthen?"

„Nun das liegt doch auf der Hand," nahm der Herzog das Wort. „Werthen meint, es sei doch eine recht angenehme Beschäftigung für einen Adjutanten Seiner Majestät, den Ehrenfräuleins die Schnupftücher nachzutragen."

„Meint Herr von Werthen das wirklich?" fragte der Graf mit einer seltsam klingenden Stimme.

„Nein, nein! nicht so ganz!" antwortete der Dragoner-Offizier mit einem verlegenen Lachen. „Seine Durchlaucht haben den Sinn meiner Worte nicht vollkommen richtig ausgelegt."

„Ja, sehen Sie, Herr von Werthen," sagte der Adjutant nun ebenfalls lachend, wobei jedoch seine Mundwinkel leicht zuck-

ten, „das kann Einem schon widerfahren, wenn man sich unberufen in anderer Leute Gespräch mischt. — Würden Sie dann jetzt wohl selbst die Freundlichkeit haben, mir den Sinn Ihrer Worte zu erklären?"

„Ah! lassen Sie es gut sein, Werthen!" rief der Herzog. „Das sieht ja aus wie eine kleine Neckerei. Auch dürfen wir die Zeit des Herrn Grafen nicht so in Anspruch nehmen: der Herr Graf sind ja im Dienst. Sie sehen — Schärpe und Cartouche."

„Euer Durchlaucht verzeihen," erwiederte ruhig der Graf, während er sich hoch aufrichtete und jedem Einzelnen, den Herzog nicht ausgenommen, fest in die Augen blickte, „mein Dienst ist nach der Tafel zu Ende und ich habe die vollkommenste Zeit für jeden dieser Herren." — Die letzten Worte sprach er mit scharfer Betonung. Dann fuhr er mit einer gefälligen Handbewegung fort: „Ich bitte also, Herr von Werthen!"

„Nun ja, bester Graf Fohrbach," entgegnete Dieser, indem er sich, einigermaßen in Verwirrung gebracht, hin und her wandte und drehte; „ich wollte in der That nur so viel sagen, als es sei doch recht angenehm, — und es sei wirklich ein bevorzugter Dienst, der Einem zugleich gestatte, einer so hochverehrten jungen Dame, wie Fräulein Eugenie von S. ist, das Schnupftuch aufheben zu dürfen."

„Ah so!" erwiederte nach einem tiefen Athemzuge lächelnd der Adjutant, dem der höhnische Blick des Herzogs, mit welchem ihn dieser fortwährend beschaute, das Blut gewaltsam nach dem Kopfe trieb, ohne ihn jedoch glücklicher Weise vergessen zu lassen, wen er vor sich habe und wo er sich befinde. — „Ah so! also Sie betrachteten das Schnupftuchaufheben nur als eine angenehme Nebenzugabe? Das kann ich mir schon gefallen lassen. Und daß das mit dem Dienst eigentlich nichts zu thun hat; —

sonst wäre es ja sehr leicht, Adjutant Seiner Majestät zu werden, denn Schnupftücher aufheben können Viele, Herr von Werthen. Aber in die Umgebung Seiner Majestät werden Wenige gezogen. — Nein, nein!" setzte er lachend hinzu, indem er die Hand des einigermaßen erstaunten Offiziers ergriff und sie freundlich schüttelte, „ich hatte Sie mißverstanden, Herr von Werthen. Stellen Sie sich aber in meine Lage, oder nehmen Sie an, man sagte zu Ihnen: ein Schnupftuch graziös aufheben zu können sei genug, um zum Beispiel in das Gardedragoner-Regiment eintreten zu können; das würden Sie ja auch übel nehmen, mein lieber Herr von Werthen, da Sie doch fest überzeugt sind, daß auch noch andere Sachen dazu gehören, um Adjutant Seiner Majestät zu werden oder um Offizier in einem Gardedragoner-Regiment zu werden."

Wir wollen gerade nicht behaupten, daß diese Aeußerung des Grafen vor den Umstehenden, namentlich vor dem Herzoge, sehr klug gewesen sei, und sie war vielleicht nur insofern verzeihlich, als er in Letzterem einen, wenn auch nicht gefährlichen, doch zudringlichen und kecken Nebenbuhler sah.

Seine Durchlaucht biß sich denn auch heftig auf die Lippen und erblaßte etwas Weniges, faßte sich aber im nächsten Momente wieder, und versuchte ein Lächeln, welches man aber als sehr mißlungen betrachten konnte. Besser gelang ihm eine ziemlich hochmüthige Verbeugung, als er im Weggehen sagte: „Nun sind Sie also wohl ebenso zufrieden gestellt, Werthen, wie der Herr Graf Fohrbach? — — Wenn dem so ist, so können wir für heute diese Unterredung abbrechen; ein andermal vielleicht findet sich eine bessere Gelegenheit, dieselbe fortzusetzen."

Damit eilte er hinweg und seine Begleitung folgte ihm.

Der Adjutant blickte ihnen eine Weile nach, dann nahm er

seinen Säbel unter den Arm und ging durch die noch immer glänzend erleuchteten Zimmer zurück nach dem Speisesaal, während er vor sich hin murmelte: „Es thut auf die Länge der Zeit nicht gut, daß man diesem hohen Herrn in einigermaßen abhängiger Stellung wie ich heute hier im Schlosse zu begegnen gezwungen ist. Wäre er mir so an drittem Orte gekommen, ich hätte ihm einige passende Worte weiter gesagt, und bin überzeugt, Seine Majestät hätte mir das gar nicht übel genommen. — Doch denken wir nicht mehr daran! Mein Wagen wird unten auf mich warten; für heute gute Nacht Herrendienst! Wenn ich wieder in der Ecke meines Coupé's sitze, so bin ich wieder, Gott sei Dank! ein freier Mann. — Und dann wird Eugenie heute Abend hoffentlich das Gespräch mit mir fortsetzen, um auf meine Fragen von vorhin zu antworten. — Die Majorin ist eine kluge Frau, wer weiß, im Laufe dieses Abends werde ich vielleicht noch unsäglich glücklich werden."

So dachte der diensthuende Adjutant Seiner Majestät und schritt mit wahrhaft seligen Gefühlen im Herzen durch den Speisesaal, wo die Lakaien eifrigst beschäftigt waren, das Tafelgeräthe hinweg zu räumen.

Die Lampen an den großen Lustres waren schon ausgelöscht, und nur auf einem Nebentische, der mit Krystall und Silber bedeckt war, brannten noch die Kerzen in einigen Armleuchtern; die Thüren standen offen und die flackernden Lichter strahlten auf dem glänzenden Metall und dem feingeschliffenen Service in einer Menge buntfarbiger Blitze und feuriger Punkte wieder.

Als der Graf vorüber ging, hustete einer der Lakaien bedeutungsvoll und sagte zu dem Tafeldecker: „Dort kommt Seine Erlaucht."

Worauf dieser sich umwandte, dem Adjutanten ehrerbietigst

sich näherte und ihm leise zuflüsterte: „Seine Excellenz, der Herr Hofmarschall, haben schon einige Mal nach Euer Erlaucht gefragt und werden im Augenblick wieder hieher zurückkommen."

„Was gibt's denn?" fragte Graf Fohrbach ärgerlich. „Was will man von mir? Es ist doch heute Abend hier nichts mehr zu thun, denn Seine Majestät sind wahrscheinlich in's Theater."

„So ist es," entgegnete händereibend der Tafeldecker.

„Nun denn?"

„Ihre Majestät und die Frau Herzogin befahlen eine Whistpartie."

„Dabei habe ich doch nichts zu thun?" fragte er so erschrocken, daß der gewandte Hofbediente unwillkührlich lächeln mußte, und entgegnete:

„Ich glaube nicht, Euer Erlaucht, denn Seine Excellenz der Herr Hofmarschall sowie der Herr Herzog werden von der Partie sein. — Doch da kommt Seine Excellenz."

Wirklich erschien auch der Hofmarschall in diesem Augenblicke unter der Thüre des Speisesaals, blickte mit vorgehaltener Hand in diesen hinein, und als er den Offizier entdeckte, rief er vergnügt aus: „Ah! da sind Sie ja! Ich habe Sie lange gesucht." — Bei diesen Worten nahm er ihn unter dem Arm und zog ihn mit sich davon in den Corridor.

Dem Grafen, der den Hof genau kannte, ahnte nichts Gutes, denn er wußte wohl, daß Seine Excellenz nicht so ohne weitere Ursache nach ihm fragen würde. — Vielleicht ein Auftrag Seiner Majestät, dachte er, sich selbst beruhigend, denn eine andere Idee, die ihn durchfuhr, wäre doch gar zu schrecklich gewesen.

Die beiden Herren machten einige Schritte in dem halbdunklen Gange, ehe die Excellenz etwas sprach, und ehe der junge Mann den Muth hatte, eine Frage zu stellen.

„Es ist mir in der That lieb, daß ich Sie gefunden habe," sagte endlich der Hofmarschall sehr wichtig. „Sie wissen, ich protegire Sie wo ich kann, und habe das auch heute Abend gethan. Sie sind im Glück, Graf Fohrbach; ich versichere Sie, Sie sind im Glück."

„Daß ich noch nicht wüßte, Excellenz!" entgegnete der Andere mit beklommener Stimme. „Und ich wäre wahrhaftig begierig das zu erfahren."

„Sogleich — sogleich! — Ihre Majestät haben eine Partie Whist befohlen —"

„Das weiß ich," unterbrach ihn hastig der Adjutant. — „Die Frau Herzogin, Sie und der Herr Herzog."

„So war es bestimmt," versetzte lächelnd die Excellenz. „Doch hat sich der Herzog bei seiner Mutter entschuldigt."

„Großer Gott!" dachte der Graf.

„Nun hätte man allerdings den Oberhofmeister Ihrer Majestät zur Partie nehmen müssen, — aber sehen Sie, Graf Fohrbach, wie sehr ich Ihr Freund bin: ich habe Sie vorgeschlagen."

„Mich?" rief der unglückliche junge Mann mit fast tonloser Stimme.

„Sie," wiederholte die Excellenz, indem sie stehen blieb und den Adjutanten vertraulich mit dem Finger auf die Brust stieß, „Sie, junger Mann! Lernen Sie mich schätzen."

„Als meinen größten Feind," dachte der Andere, „als meinen Verderber! — Gerechter Himmel! womit habe ich diese schreckliche Gnade verdient?"

„Jetzt kommen Sie aber," fuhr der Hofmarschall eilig fort. „Es ist das keine Kleinigkeit, mein lieber Freund, zum intimen Spiel Ihrer Majestät gezogen zu werden. Ich bitte, das morgen Früh dem Papa zu sagen. Wissen Sie: manus manum lavat,

sagt der Lateiner, und mein leichtsinniger Sprößling macht gerade sein Offiziers-Examen."

„Daß er durchfiele!" sprach der Adjutant grimmig zu sich selber, indem er die Zähne fest über einander biß. „Daß er durchfiele, zehntausend Klafter tief in den Erdboden hinein, und die ganze Whistpartie ihm nach! — Gott verzeih mir diesen schrecklichen Gedanken, aber das ist zu fürchterlich! — — Und wie lange wird die Partie dauern?" fragte er nach einer längeren Pause ängstlich den Hofmarschall.

Dieser nahm den Hut fest unter den Arm und erwiederte: „Was weiß ich? Vielleicht bis Zehn, halb Eilf, und dann haben wir ein ganz kleines, kleines Souper; es wäre auch möglich, daß Seine Majestät noch auf einen Augenblick kommt. — Nun, freuen Sie sich doch!"

„O ich freue mich über alle Maßen!" rief der tiefbetrübte Adjutant, dem allerlei schreckliche Gedanken im Kopfe umher liefen. — „Und wo ist denn der Herzog?" fragte er ängstlich nach einer Pause.

„Wo wird der sein!" entgegnete die Excellenz, „wichtige Geschäfte, irgend eine verliebte Zusammenkunft oder so was. Der denkt ja an nichts Anderes; macht vielleicht irgendwo eine Partie quarrée. — Nun, unter uns gesagt, wäre mir das an seiner Stelle auch lieber, als mit Mama und Tante eine Partie Whist zu spielen. — Verstehen Sie: für ihn; aber für uns ist das etwas ganz Anderes. Wissen Sie Graf, morgen wird Sie der ganze Hof beneiden. — Aber hier ist das Adjutantenzimmer; legen Sie Ihre Schärpe und Geschichten hinein und kommen gleich hinauf. — Keinen Dank weiter: ich habe das gern für Sie gethan."

„O ich danke Ihnen herzlich!" seufzte der junge Mann, indem er die Hand des Anderen ergriff und sie krampfhaft schüt-

telte. „Sie verschaffen mir einen wunderbar genußreichen Abend. — — Hol' Sie der Teufel!"

Das Letztere dachte er natürlich blos, oder wünschte vielmehr, daß dieß schon vor einer halben Stunde geschehen wäre.

In dem Adjutantenzimmer brannte ein einsames Licht, das in den Ecken des weitläufigen Gemachs tiefe Schatten liegen ließ. Der Graf schritt ingrimmig auf und ab, wie ein gefangener Löwe in seinem Käfig; und gerade so war ihm auch zu Muthe. — „Freiheit! Freiheit!" seufzte er. „Bin ich nicht gerade so, als hätten sie mir eine Kette an den Fuß geschlossen oder ein Gitter vor mir herabgelassen, und zeigten mir prächtige, entzückende Gegenden, die ich nicht zu erreichen vermag, weil ich hier eingesperrt bin wie ein wildes Thier oder wie ein elender Sclave! — Ja, Sclaverei ist das rechte Wort; und wenn die Ketten auch von Gold oder Silber sind, Ketten sind und bleiben sie doch einmal. — Und Sclaverei und Ketten in der schlimmsten Art! Darf ich denn wohl daran rütteln? — Darf ich wohl den Versuch machen, sie zu brechen? — Darf ich auch nur eine betrübte Miene zeigen, daß ich diese Fesseln wirklich für Fesseln halte? — — Nein! nein! nein! und zehntausendmal nein! Ich muß ja lächeln unter diesem Hieb, den mir das harte Schicksal versetzt. — Ja, das ist ein grimmiger Hieb, und in meiner Lage habe ich wohl das Recht, vom harten Schicksal zu sprechen: dort ein geliebtes Mädchen, die — o Gott! ich mag nicht daran denken! — mit ihren schönen Augen vielleicht oftmals nach der Thüre blickt, durch welche ich nicht herein treten werde, dabei ein angefangenes, so süßes Gespräch im Herzen, das ich heute nicht fortsetzen kann. — Und die Frage, ob sie wirklich nach mir gesehen, ob sie mich gegrüßt! Heute hätte ich um eine Antwort in sie dringen können. — Ach! und es ist so süß, von der Geliebten eine Antwort zu erflehen,

ihr eine Bejahung zu erschmeicheln. — — Wenn ich aber morgen oder in einigen Tagen davon wieder anfangen will, so kann ich mich lächerlich machen. — Das Alles steht für mich auf dem Spiel. — Ah! und noch viel mehr! — Vielleicht das ganze Glück meines Lebens, denn wer weiß, ob ich sobald wieder eine ähnliche günstige Gelegenheit finde, mich gegen sie aussprechen zu können. — Verdammt! — Nein, sage noch Jemand, irgend ein Mensch auf dieser Erde habe seinen freien Willen! Das ist eine Lüge: kein Mensch ist frei; der Wille von Niemanden reicht über die nächste Minute hinaus, Jeder hat die Kette am Fuß, er fühlt sie nur zuweilen weniger, wenn nämlich das Schicksal nicht gerade Lust hat, dieselbe schärfer anzuziehen." — — — —

Unter diesen anmuthigen Betrachtungen war er an das uns bekannte Fenster getreten, stützte sich mit der Hand auf die Stuhllehne und starrte in den kleinen Hof hinaus. Dieser war jetzt bei Nacht wo möglich noch trostloser als bei Tage; ein paar einsame Gaslaternen in den Ecken warfen einen zitternden und ungewissen Schein in einem kleinen Kreise um sich her, einen Schein, der sich ordentlich vor der Dunkelheit zu fürchten schien, denn dort draußen, wo er mit ihr in Berührung kam, zuckte er jeden Augenblick zaghaft zusammen, und wenn er sich auch zuweilen etwas weiter ausdehnte, so flog er doch gleich darauf wieder erschrocken zurück und räumte der finsteren Nacht das Feld. — Und diese finstere Nacht hatte sich so behaglich in dem Hofe niedergelassen: die hohen Mauern der angränzenden Gebäude lagen fast ganz finster da; nur hie und da sah man ein schwach beleuchtetes Fenster, oder es schimmerte ein Lichtstrahl durch die Ritze irgend eines Ladens.

„Und ihre Fenster!" dachte traurig der junge Mann, indem er die Scheibe neben dem Tisch, an welchem er stand, öffnete

und sich hinaus lehnte, um sie zu betrachten. Man sah gar nichts von ihnen: Alles war eine einzige schwarzgraue Fläche; — Alles, Alles war verschwunden, was er heute Nachmittag so liebend angeblickt; verschwunden die Blumen dort oben, verschwunden auch die goldene Fahne auf dem Dach mit ihrem kleinen Sonnenstrahl, der ihm entgegen geglänzt wie eine süße Hoffnung. — — — — „Und der Herzog!" dachte er plötzlich und richtete sich hoch auf; „was mag er vorhaben, daß er sich bei dem Spiel seiner Mutter entschuldigt? — Auf jeden Fall etwas Wichtiges, sonst hätte er es nicht gethan. — Bah! wer weiß, wo er herumschwärmt! — — — — Nein, nein," sprach er ängstlich nach einer Pause zu sich selbst, „das ist nicht möglich; das wäre ja schrecklich! — — Aber er sagte Eugenie einige leise Worte, er fragte sie Etwas, — sie antwortete ihm, und dann sah er wie verklärt aus. — — — — Ah, Teufel! wenn da Etwas dahinter steckte! Wenn sie absichtlich mit mir so freundlich gewesen wäre, um allen Verdacht zu entfernen! — Wenn man ein abgekartetes Spiel mit mir getrieben! — Wenn der Herzog statt meiner hinginge! — — — — Aber nein, nein! der Major wird und kann so was nicht dulden. — — — — Dulden!" wiederholte er darauf grimmig lachend; „dulde ich nicht auch? — Und ist er nicht ebensogut Sclave seiner Verhältnisse wie ich? — Ich werde hier zum Spiel commandirt, ihm wird dort befohlen, den Herzog freundlich zu empfangen. — — — — Wenn ich Alles das wirklich glauben könnte," sagte er nach einer Weile mit ruhigerem Tone, „so stände ich wahrhaftig nicht für einige Unannehmlichkeiten, die mir heute Abend bei der allerhöchsten Whistpartie geschehen dürften. — Deßhalb nein, nein! — — — — nein! — — aller Welt zum Trotz!"

Da hörte er die Stimme eines Lakaien, der unten im Hofe

laut und deutlich rief: „der Wagen des Herrn Herzogs!“ — Darauf rollte eine Equipage mit dumpfem Tone unter das gewölbte Thor, der Schlag wurde geöffnet, der Tritt fiel herab; — es mußte Jemand eingestiegen sein, — jetzt dasselbe Geräusch beim Schließen des Wagens. Worauf die Stimme von vorhin abermals rief: „Nach dem Hause des Herrn Major von S.“

— — — —

Im gleichen Augenblicke öffnete einer der Kammerdiener die Thüre zum Adjutantenzimmer und sagte mit leisem angenehmem Flüstern: „Euer Erlaucht werden verzeihen, es schlägt so eben acht Uhr; die allerhöchsten Herrschaften begeben sich in's Spielzimmer.“

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Die Spielmarken des Herzogs.

Man spielte in den Appartements der Frau Herzogin. Das waren zierliche, elegant eingerichtete Gemächer, nicht von den übergroßen Dimensionen derer Ihrer Majestät, und deßhalb für eine kleine Gesellschaft angenehmer und behaglicher.

Die Frau Herzogin liebte den Comfort und eine freundliche Umgebung. Deßhalb hatte sie aus ihren Zimmern die unvermeidlichen steifen Sopha's mit den dazu gehörigen zwölf Sesseln, ein gewöhnliches Ameublement der Schlösser, das an einer furchtbaren Familienähnlichkeit leidet, sowie die zopfigen Vasen, die allzu derben Tabourets und die Tische von Holz, Messing und Marmor entfernen lassen und dagegen ihre Einrichtung mehr dem heutigen Geschmacke angepaßt.

Der junge Herzog hatte viel dazu beigetragen, denn er liebte die dicken Teppiche, welche den Schritt so unhörbar machen, sowie die weichen Fauteuils und die tiefen Fensternischen mit Blumen-

parthien, Sitzgelegenheiten mit den dieß Alles verdeckenden Vorhängen.

Dieses Appartement der Frau Herzogin, worin sie ihre kleinen Gesellschaften empfieng, bestand aus drei Gemächern, das Vorzimmer natürlicher Weise nicht mit eingerechnet.

Im ersten, mit grauseidener Tapete sowie Fenstervorhängen und Portièren von Rosa mit Weiß, wurde geplaudert; man konnte nicht leicht in der ganzen Welt heimlichere, lauschigere Winkel finden als hier. Da war Alles benutzt: die Ecken und Winkel des Zimmers, die Fensternischen, große Epheuwände, um es der Gesellschaft möglich zu machen, sich in kleinen Particen zu zersplittern und frei von allen lästigen Fesseln zu Drei oder auch zu Zwei ein animirtes Gespräch führen zu können. Ueber diesen Gruppen von leise Plaudernden hieng ein Kronleuchter, dessen Lampen durch kunstreiche Porcellanschirme bedeckt und das Licht so gedämpft wurde, daß, wenn man von einem vollkommen hellen Gemach hier herein trat, einem die Beleuchtung nicht anders erschien, wie das sanfte Licht des Vollmondes. Die Frau Herzogin litt zuweilen an den Augen, und dann liebte sie es, sich hier in dieses Halbdunkel zurückziehen zu können.

Das zweite Zimmer, in welchem gespielt wurde, war dagegen glänzend und strahlend. Seine Wände, mit gelber Seide bedeckt, warfen jeden Lichtstrahl hell zurück, die Vorhänge waren blau, und das Ameublement sehr einfach; das heißt, es bestand aus zwei Spieltischen, an denen je vier Sessel standen, einigen Fauteuils daneben für die Zuschauer, und zwei Eckdivans, vor welchen sich runde Tische befanden.

Das dritte Zimmer endlich, das letzte der ganzen Reihe, welches heute Abend geöffnet war, hatte grüne Wände, dunkelbraune Vorhänge, und hier befanden sich große, reich incrustirte Tische,

auf welchen die prachtvollsten Albums lagen. An einer Wand war eine riesenhafte Etagère von geschnitztem Palisanderholz in der angenehmen dunklen Farbe, fast ganz gleich mit der der Sammetvorhänge, welche man davor hin ziehen konnte. Auf dieser Etagère lagen in den kostbarsten Einbänden die seltensten illustrirten Werke fast aller Nationen — die Bibliothek der Frau Herzogin. — —

So sah dieß kleine Appartement aus, und wenn es, wie heute Abend, durch den hellen Schein der Kerzen und Lampen freundlich beleuchtet war, so angenehm und sanft durchwärmt, so durchduftet von Blumen und anderen Wohlgerüchen, wenn der Fuß des Eingetretenen so weich auf die dicken Teppiche trat, ja fast hinein sank, so mußte dieser sich gestehen, es sei das eine höchst behagliche, ja entzückende Wohnung; namentlich aber, wenn er dann zufällig an ein Fenster trat und den Vorhang aufhob, um in die dunkle Nacht hinaus zu blicken, in die Straßen, durch welche ein eisiger Wind fegte.

Es hatte eben acht Uhr geschlagen, als Graf Fohrbach, nachdem er drunten auf die Ermahnung des Kammerdieners hastig seine Schärpe abgeworfen, die Treppen hinauf eilte und in das graue Vorzimmer trat. Es waren, wie der Hofmarschall gesagt hatte, nur wenige Personen da: der Oberstthofmeister, die Oberstthofmeisterin, ein paar ältere Kammerherren, zwei Damen vom Dienst und einige pensionirte Excellenzen, deren Leidenschaft es war, dem Spiel Ihrer Majestät zuzuschauen und leise dafür oder dagegen zu wetten.

Der dienstthuende Adjutant kam in der That schon etwas spät, denn Ihre Majestät war bereits eingetreten und die Frau Herzogin hatte bereits die Anwesenden begrüßt und sich darauf zu ihrer Schwester in's Spielzimmer zurückgezogen, wohin sich denn

auch Graf Fohrbach auf einen bedeutungsvollen Blick des Hofmarschalls augenblicklich begab, um mit einer sehr tiefen Verbeugung gehorsamst einen guten Abend zu sagen und um Entschuldigung zu bitten, daß er so spät komme.

Die Frau Herzogin geruhten aber gnädigst zu bemerken, der Graf habe heute den Dienst gehabt, und es habe ihn nur dieser einige wenige Augenblicke zurückgehalten. — „Denn," fügte sie lächelnd bei, „Sie sind ja sonst ein wahres Muster von Pünktlichkeit."

Ihre Majestät begaben sich hierauf an den Spieltisch und bezeichneten den Hofmarschall als ihren Partner.

Graf Fohrbach spielte also mit der Frau Herzogin.

In dem Augenblicke, wo er sich auf seinen Stuhl niederlassen wollte, glitt der Kammerdiener Ihrer Hoheit wie ein Aal an seine Seite, that, als rücke er etwas an den silbernen Leuchtern des Spieltisches zurecht, und flüsterte mit einer tiefen Verbeugung und ganz ergebenst die Frage: „Seine Durchlaucht, der Herr Herzog werden nicht spielen?"

Die Herzogin hatte aber diese Frage ebenfalls vernommen und versetzte, indem sie die Karten in die Hand nahm: „Mein Sohn wird wahrscheinlich erst zum Souper kommen; ich vergaß, Ihnen das zu sagen."

Der Kammerdiener antwortete mit einer tiefen Verbeugung, wodurch er sich zu bedanken schien, daß er aus dem Munde der hohen Gebieterin selbst eine Auskunft erhalten. Dann aber schnellte er förmlich in die Höhe, hob seine lange bleiche Nase einige Zoll über das ihr gebührende Niveau, nahm eine sehr wichtige Miene an und spitzte zierlich seinen Mund.

Graf Fohrbach hatte sich unterdessen niedergelassen und war eben beschäftigt, die Spielmarken an seiner Seite auf einander zu

schichten, als er mit Verwunderung die dünne weiße Hand des Kammerdieners bemerkte, der sich mit einem süßen Lächeln bemühte, eben diese Marken an sich zu nehmen. Er sah ihn fragend an, worauf derselbe mit ganz leiser Stimme entgegnete: „Es sind die Marken Seiner Durchlaucht; ich legte sie dahin, weil ich geglaubt, der Herr Herzog würden selbst spielen."

„So lassen Sie sie auch jetzt ruhig liegen," sagte lachend die Herzogin. „Ich weiß wohl, mein Sohn gibt sie jedesmal nach dem Spiele in Ihre Hand, aber ich denke, sie werden hier ganz gut aufgehoben sein."

Die dünnen Finger zuckten zurück, die Gestalt des Kammerdieners krümmte sich, und er schlich rückwärts auf dem Teppich zurück und in das Nebenzimmer. Seine blassen Wangen aber hatten sich sanft geröthet, und sein Auge, scharf und glänzend wie das eines Falken, blickte gierig nach den goldenen Marken.

„Ist etwas Besonderes an ihnen," fragte Ihre Majestät, „daß der Herzog sie sorgfältig aufbewahren läßt?"

„Es ist wahrscheinlich ein Cadeau," entgegnete achselzuckend die Herzogin; „sie sind allerdings von einer netten Arbeit; das Ganze aber ist wohl nichts mehr und nichts weniger als eine von Alfreds Eigenheiten."

„Lassen Sie doch sehen."

Der Graf erhob sich schnell und brachte die vier Marken an die Seite Ihrer Majestät, welche sie in die Hand nahm und betrachtete. „Sie scheinen hohl zu sein," sagte sie; „wahrscheinlich kann man sie öffnen; ich kenne dergleichen Spielereien. — Erinnerst du dich, Hedwig, Papa's Oberstthofmeister hatte ebenfalls dergleichen Marken, er schrieb dann kleine Zettelchen, die er hinein steckte und den Damen zuschob. — Ein alter, wunderlicher Herr. Ich sah das häufig, that aber nicht, als ob ich es bemerkte. Die

Marken waren gerade gemacht wie diese, alle vier schraubten sich auf, aber nur eine hatte einen doppelten Boden. Wenn man aber oben auf die Emaille drückte, welche die Kartenfarbe darstellt, so sprang eine andere Cuivette auf; und darunter verbarg er seine kleinen Angelegenheiten."

„Das hier gehört vielleicht dem gleichen Zwecke an," meinte die Herzogin. „Gott! wer kann sich um dergleichen bekümmern! — Ist dir's gefällig, das Spiel anzufangen?"

Ihre Majestät nickten mit dem Kopfe.

„Coeur ist à tout," sagte ganz ergebenst der Hofmarschall.

Geneigter Leser, du wirst gewiß schon sehr häufig in deinem Leben Whist gespielt haben. Es ist das an sich ein harmloses Spiel, außerordentlich leicht und angenehm, wenn man es mit sehr gutmüthigen Leuten spielt, die es gerade so machen wie du, das heißt, ihre dreizehn Karten eine nach der andern auf den Tisch werfen, die froh sind, wenn sie einen Trique machen, denen es auch nicht darauf ankommt, daß du so eben ihren Piquekönig gestochen, während du doch den Zweier, Dreier und Vierer von dieser schönen Farbe in der Hand behieltest, die es am Ende auch nicht besonders übel nehmen, wenn zum Schluß vielleicht eine Karte übrig bleibt, oder wenn du quatre d'honneur ansagst, während sie doch selbst Aß, König und Dame besaßen.

Nicht so angenehm ist dagegen dieses Spiel, wenn du es mit Leuten zu thun hast, die sich einbilden, darin große Meister zu sein, und die nicht sehr duldsamer und liebenswürdiger Natur sind, die gerne aufbrausen und in allen Dingen Recht haben wollen. Du kannst es machen, wie du es willst: du hast beständig gefehlt; befolgst du die Regeln des Spiels und es gefällt deinem Partner nicht, so zuckt er heftig die Achseln, rückt unmuthig auf seinem Stuhle hin und her, wirft dir einen zornigen

Blick zu. — Ist es eine Dame, so ergelbt sie auch wohl ganz gelinde, und man sagt zu dir in gereiztem Tone: „Lieber Gott! man muß doch zuweilen Ausnahmen zu machen verstehen!" — Machst du nun das Nächstemal eine Ausnahme, so hättest du dießmal um Alles in der Welt bei der Regel bleiben sollen. — Spielst du Coeur, so lacht man dir krampfhaft in das Gesicht, denn Pique war ja die angezeigte Farbe; Pique hätte ein Kind begreifen können; um hier bei dieser Veranlassung nicht Pique zu spielen, muß man doch offenbar der schlechteste Spieler sein, der je eine Karte in die Hand genommen. Spielst du nun das Nächstemal bei der ganz gleichen Veranlassung ein unschuldiges Piqueblättchen aus und hast zufällig die richtige Farbe getroffen, weßhalb du deinen Partner triumphirend anblickst, so erwiedert derselbe doch diesen Blick mit wahrhaftem Entsetzen. Er wiegt den Kopf hin und her, als wolle er sagen: bei dieser Ungeschicklichkeit kann man nichts thun, als sich in Geduld fassen. Und frägst du endlich: „war denn Pique dieses Mal wieder nicht recht?" so lächelt man vielleicht mitleidig und entgegnet dir: „Mein bester Herr, Pique an sich wäre schon nicht ganz unrecht gewesen, aber wie können Sie um Gotteswillen den Zehner ausspielen, wenn Sie den Buben in der Hand haben? Das heißt ja muthwillig Alles auf's Spiel setzen! Ah! das ist doch ein Bischen zu stark!"

Wahrhaft peinlich ist es aber nun, Whist mit hohen Herrschaften zu spielen, wo du auf alle Fälle Unrecht hast, wo du keine Gegenrede wagen darfst, wo du beim Unglück, durch schlechte Karten herbeigeführt, dasselbe verschuldet, wo dich dagegen beim Glücke dein Partner oder Partnerin durch ihr glänzendes Spiel mit durchgerissen. Hier erhältst du natürlich selten oder nie einen lauten Vorwurf, aber dafür trifft dich ein sonderbar fragender

Blick; ein leichter Husten ist dir außerordentlich verständlich; ein kaum bemerkbares Achselzucken oder ein gelinder Seufzer schmettert dich gänzlich zu Boden. — So ergeht es dem vortrefflichen Spieler, der mit aller Anstrengung seiner Verstandeskräfte bei der Sache ist und sich durch nichts zerstreuen läßt.

Welche Qualen dagegen ein Unglücklicher, ein Liebender, ein Eifersüchtiger am Spieltische der höchsten Herrschaften ausstehen muß, davon, geneigter Leser, bist du vielleicht glücklicher Weise nicht im Stande, dir einen Begriff zu machen.

Und der arme Graf Fohrbach befand sich in diesem Falle; doch machte er übermenschliche Anstrengungen, sich vor den strengen Augen der Frau Herzogin keine Blöße zu geben, und das Glück, das ihm heute Abend in der Liebe manquirt, war ihm denn auch, gemäß dem Sprüchwort, im Spiele günstig, und er bekam, wie der Hofmarschall bei jedem Ausgeben seufzend versicherte, immense Karten. Die Frau Herzogin lächelte holdselig und freundlich, denn Ihre Majestät und Seine Excellenz waren groß Schlemm geworden und hatten einen sehr starken Rubber eingebüßt.

Und nicht allein die verlorene kleine liebenswürdige Soirée bei dem Major von S. beschäftigte die Phantasie des unglücklichen Grafen, nicht nur der Herzog, der statt seiner dorthin gefahren, nein, auch die Marken Seiner Durchlaucht, die vor ihm auf dem Tische lagen, fesselten seine Aufmerksamkeit, und er mußte sie immer und immer wieder nachdenkend betrachten, als verbärgen sie ihm irgend ein wichtiges Geheimniß. — Warum wollte sie der Kammerdiener so schleunig fortnehmen? — Sie waren hohl, wie Ihre Majestät meinten, und Ihre Majestät hatten ferner einer Geschichte gedacht, wo irgend ein seliger Oberst-hofmeister in ähnlichen Marken den Damen Billete zuzustecken gewußt.

Wie gesagt, der Rubber war zu Ende und Ihre Majestät schienen nicht darauf zu dringen, augenblicklich einen neuen zu beginnen, sie lehnten sich vielmehr in ihren Stuhl zurück und sprachen leise mit der Frau Herzogin.

Auf den Marken befanden sich, wie Ihre Majestät vorhin bemerkt, in Emaille die vier Kartenfarben. Der Graf spielte mit Treff, nahm die Marke leicht in die Hand, ließ sie, wie ganz absichtslos, unter dem Tische verschwinden, und drehte daran. — Ihre Majestät hatte Recht: die Marke öffnete sich und bot ein kleines Gehäuse dar, welches aber leer war und auch nichts Weiteres zeigte, als er auf die Emaille drückte. Ganz geschickt wußte er Treff, nachdem er wieder zugeschraubt hatte, auf den Tisch zu bringen und nahm dafür Caro. — Auch Caro war und blieb leer, ebenso Pique; — aber Coeur. — — Scheu blickte er umher, um zu sehen, ob Niemand auf ihn achte. Doch die Herrschaften sprachen noch immer leise zusammen, und der Hofmarschall hatte die Rechnung über den verlorenen Rubber in der Hand und überlegte, wie viele Ducaten ihn das Spiel heute Abend kosten würde. — — Richtig! Coeur war nicht leer; bei einem Drucke auf die Emaille sprang die Cuivette auf, und unter derselben lag ein kleines, zusammen gefaltetes Papier. — War es Unrecht, dieß an sich zu nehmen? — Es zu *behalten* — gewiß, aber nicht, es nur zu lesen und dann wieder hinein zu legen. Mit diesen Gedanken beschwichtigte der junge Mann sein Gewissen. — „Es ist das eine Kriegslist," sprach er zu sich selber, „ich recognoscire nur feindliches Terrain; denn der Herzog ist in diesem Punkte mein Feind, und ich fürchte, wir werden einen erbitterten Krieg mit einander führen. — — — — Nein, nein! da gilt keine Schonung. Wer weiß, ob er selbst mich nicht statt seiner hieher gebracht hat!"

Unter diesen Gedanken hatte er auch schon die Marke geleert, sie wieder zugeschraubt und auf den Tisch gestellt.

Wie aber nun das Papier lesen? — Und das mußte schnell geschehen, denn sobald Ihre Majestät zufällig das Spiel aufhob, so hatte er nicht mehr Zeit, den Zettel in die Marke zu stecken, und der schlaue Kammerdiener mußte augenblicklich den Verlust desselben entdecken.

Glücklicher Weise half ihm der Hofmarschall über diese Klippe hinweg, indem er ihm die Whistrechnung sowie den Bleistift darreichte und ihm sagte: „Sehen Sie doch mal nach, Graf Fohrbach, da muß irgendwo ein Fehler stecken, Plus und Minus stimmt mir nicht überein."

„Lassen Sie sehen," versetzte der Graf entzückt, während er das Papier ergriff, seinen Zettel, den er in der hohlen Hand verbarg, geschickt darauf legte und statt sich um die Zahlen zu bekümmern, die Worte las:

„Bericht — wie gewöhnlich um 11 Uhr. Vierte Thüre neben der blauen Gallerie"

welche er sich fest in's Gedächtniß einprägte.

„Nicht wahr, es ist ein Fehler darin?" fragte die Excellenz. „Sehen Sie, hier plus zwanzig und dort nur minus fünfzehn."

„Lassen Sie mich rechnen," erwiederte der Adjutant, der jetzt erst das andere Papier betrachtete. — „Ach ja! hier steckt der Irrthum; die fünf Points minus gehören dorthin. Sehen Sie, so gleicht sich die Rechnung völlig aus."

„Ja, Sie haben Recht," sagte die Excellenz, „es macht freilich fünf Points mehr Verlust für mich, aber man muß auch in kleinen Dingen ehrlich sein."

Es war ein Glück, daß es dem Grafen so schnell gelungen war, das Papier ohne Aufsehen zu lesen und ebenso in die Marke

zurückzustecken, denn Ihre Majestät schienen jetzt schon alle Lust am Spiele verloren zu haben, ließen Ihre Schulden durch ihren Kammerherrn berichtigen und erhoben sich darauf mit der Frau Herzogin vom Tische.

Der Hofmarschall und der Adjutant machten eine tiefe Verbeugung; Ersterer ging in das Bibliothekzimmer, der Andere schritt langsam nach dem grauen Kabinete, doch blieb er unter der Thüre desselben hinter dem Vorhange einen Augenblick stehen.

Kaum waren die Herrschaften vom Spieltische aufgestanden, so erschien alsbald der Kammerdiener und packte die vier Marken seines Herrn zusammen, warf einen schnellen Blick auf jede einzelne, dann einen anderen durch das Zimmer, um sich zu überzeugen, ob Niemand die Hast bemerkt habe, mit welcher er die Marken in Sicherheit gebracht.

Doch hatte ihn der Graf wohl beobachtet, und nachdem dieser das Zimmer verlassen und nothgedrungen mit einigen Herren und Damen, die ihm gerade in den Weg traten, ein paar gleichgültige Worte gewechselt hatte, zog er sich hinter eine große Epheuwand zurück und ließ sich dort auf ein Sopha nieder.

„Vor allen Dingen muß ich mir klar machen," dachte er, „für wen der Zettel bestimmt ist. — Ohne Zweifel für den Herzog. — Aber warum alsdann diese Heimlichkeiten mit den Marken? Hätte ihm der Kammerdiener nicht ebenso gut dieses Papier in die Hand geben können? — Halt! da gibt's was zu überlegen. Dieser Zettel kam vielleicht während der Tafel und wurde an den bewußten Ort gelegt, damit ihn Seine Durchlaucht ohne Aufsehen an sich nehmen könne. — Der Herzog will es wahrscheinlich vermeiden, daß man ihn geheimnißvolle Worte mit dem Kammerdiener seiner Mutter wechseln sieht. — Oder — nein, nein! — So

muß es sein! — Der Kammerdiener selbst ist nicht eingeweiht, wie man diese Marken öffnet, er weiß nur, daß sie für den Herzog kostbar sind, deßhalb wollte er sie zu sich nehmen. — Ein Anderer aber, ja ein Anderer, der nicht in diesen Kreis kommt, kennt das Geheimniß der Marke und legte den Zettel hinein, um Seine Durchlaucht zu benachrichtigen. — — — — Bericht wie gewöhnlich," murmelte er vor sich hin, „um eilf Uhr. — Das ist sehr unbestimmt, wird aber um eilf Uhr heute Abend heißen sollen, denn sonst hätte jener Andere ja Zeit gehabt, dem Herzog zu schreiben. — — Die vierte Thüre neben der blauen Gallerie. — Das klingt schon begreiflicher: die blaue Gallerie kenne ich sehr genau, und die vierte Thüre wird nicht schwer zu finden sein. — Aber was an dieser vierten Thüre thun? — Soll der, welcher hinkommt, einen Bericht erhalten oder einen geben? — Das Letztere wäre für mich sehr unangenehm. — Bah! wie kann ich da zweifeln? Man kann einen Herzog nicht nur so zum Bericht auffordern. — Nein, nein! man will ihm irgend etwas Interessantes anvertrauen. — Und da das Ganze auf hundert Meilen nach einer Liebesgeschichte riecht, und da Seine Durchlaucht der Herr Herzog die außerordentliche Gnade haben, Seine leichtfertige Cour einer jungen Dame zu machen, die ich unbeschreiblich und aufrichtig liebe, — da er ferner heute Abend meinen Platz eingenommen, so werde ich mir auch wahrhaftig kein Gewissen daraus machen, als Revange ein wenig für ihn zu gelten. — — — — Ja, ich werde hingehen, denn es ist mir gerade, als müßte dort Etwas verhandelt werden, was für mich am Ende noch von größerem Interesse ist als für ihn."

Damit war sein Entschluß gefaßt; er erhob sich beruhigt aus seiner Ecke und mischte sich wieder unter die Gesellschaft.

Die kleine Soirée nahm übrigens recht langweilig ihren

Fortgang, wie es wohl meistens bei einer höchsten Spielpartie der Fall ist, wo nicht gespielt wird. Die Herrschaften hatten sich am Kamine niedergelassen und zogen nur hie und da eine der alten Excellenzen in den Bereich ihrer Unterhaltung, wobei übrigens Ihre Majestät häufig auf die Uhr blickte und sich entweder nach dem Fortgehen oder dem Souper zu sehnen schienen.

Das Letztere kam nun gegen halb Eilf, und brachte wieder einiges Leben in die Gesellschaft. Die Damen und Herren in den Ecken des Zimmers hörten auf, verstohlener Weise zu gähnen, die Fächer wurden nicht mehr unaufhörlich auf und zugeklappt, die Hüte nicht mehr in den weißen Handschuhen hin und her gedreht. Es war, als fliege ein allgemeines Ah! durch das Zimmer, und nicht blos die Bedienten rannten geschäftig hin und her, um die gedeckten Tische im Spielzimmer mit einer Menge Platten voll kalter Küche, mit Früchten und allerlei Weinen zu bedecken, auch die Herren bewiesen sich liebenswürdig gegen die Damen. Die Hüte wurden in einem Winkel placirt, die Damen setzten sich nieder, und ließen sich mit dem, was gerade nach ihrem Geschmacke war, bedienen, worauf man dann bald nichts mehr hörte als das Klappern der Teller, Messer und Gabeln, oder das leise Klingen eines Glases.

Aber in der Art, wie die Leute ihr Souper einnahmen, lag eigentlich so gar nichts Behagliches. Die Herren verzehrten ihr Bißchen meistens stehend, die Damen, indem sie abwechselnd einen Blick auf den Teller und dann wieder einen auf die allerhöchsten Herrschaften warfen. Es war keine Ruhe bei diesem Essen: man konnte sich doch nicht am Ende der Gefahr aussetzen, einen gnädigen Wink oder ein freundliches Lächeln zu übersehen; deßhalb die ewige Aufmerksamkeit auf den allerhöchsten Teller und den allerhöchsten Mund, und erst als man sicher war, daß Letzterer

gerade selbst beschäftigt war, zwang man heftig und unnachsichtlich schluckend irgend einen tüchtigen Bissen hinab, um gleich darauf wieder kampfgerüstet zu sein.

Den Herren erging es zuweilen noch schlimmer, und eine unzeitige Frage Ihrer Majestät konnte im Stande sein, sie in die furchtbarste Verlegenheit zu setzen. — Antworte einmal Einer correct und deutlich, wenn er vom Viertel eines ziemlich großen Kapaun's im Munde hat; das schluckt sich nicht nur so augenblicklich hinunter. — Aber auf eine Antwort warten lassen! — Lieber riscirt man im Verschlingen das Unmögliche.

Der geneigte Leser wird hieraus ersehen, daß das Essen und Trinken bei Hofe auch seine großen Unannehmlichkeiten hat, und daß die Herren und Damen desselben darum gerade nicht zu beneiden sind. Man kann von ihnen in Wahrheit sagen, sie essen meistens ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts; und es ist das oftmals ein hartes Brod, nicht gewürzt durch wahre Freude. Die Meisten von denen, welche der Spielpartie heute Abend anwohnen mußten, — wir sagen nicht ohne Absicht mußten, — gingen fast mit den gleichen Gefühlen hin, wie der arme Graf Fohrbach. Sie schleppten am Fuß ihre unsichtbare Kette und fühlten sich wohl unglücklicher, wenigstens gelangweilter, als Tausende von anderen Menschen, die im mäßig erwärmten Zimmer um eine Schüssel Kartoffeln sitzen, ein Stück Brod in der Hand und einen freien Willen im Herzen. — Hier betritt man den glänzenden und reich erleuchteten Salon, nachdem man vor der Thüre sich vielleicht heftig auf die Lippen gebissen und einen letzten tiefen Seufzer gethan, da man an andere Freuden gedacht, die heute Abend zu genießen wären. Darauf legt sich das Gesicht in freundliche Falten, das Auge glänzt schalkhaft und liebenswürdig, und diese Maske muß den ganzen Abend festbehalten werden, obgleich manche dieser

scheinbar so glücklichen Damen sich lieber mit gerungenen Händen in eine Ecke setzen würde, um heiße, bittere Thränen zu weinen. Ja, der Ausdruck der Freude und des Glückes muß beibehalten werden, bis Ihre Majestät zweimal leicht den Mund verzieht und dann bemerkt: „es ist sogleich eilf Uhr," bis ihr eines der Ehrenfräuleins den weißen Burnus umhängt, bis sie die Frau Herzogin auf die Stirn geküßt hat und mit einem „adieu ma chère!" Abschied genommen. — Dann folgt noch ein tiefer Knix rings umher, ein zweiter, wenn sich endlich auch die Frau Herzogin zurückzieht; die Thüren zu den Vorzimmern werden geöffnet, die Bedienten reichen Mäntel und Shawls, die Herren sagen flüchtig eine gute Nacht, die Damen suchen ihre Wagen oder eilen durch die nun sehr öden und halb dunkeln Gänge des Schlosses nach ihren Zimmern, — und dann erst fällt die Maske, dann erst trübt sich der bis jetzt so heitere Blick, und Manche denkt an einen verlorenen Abend, Manche preßt die Hand auf das Herz und schaudert leicht zusammen, wenn sie an so viele dergleichen Abende denkt, die schon hinter ihr liegen, und an unzählige, die wahrscheinlicher Weise noch auf sie warten. — — — — Und so ist das auch eine Art Sclavenleben, geliebter und sehr geneigter Leser.

In der beschriebenen Art ging auch die heutige Soirée zu Ende, und wenige Augenblicke, nachdem sich die Herrschaften zurückgezogen, war das kleine schöne Appartement gänzlich verlassen. —

Was nun den Herrn Herzog anbelangte, so hatte er sich auch nicht beim Souper sehen lassen, wodurch sich der Graf veranlaßt sah, mehrere tiefe Seufzer zu unterdrücken, zuweilen die rechte Hand krampfhaft zu ballen und auf seinem einmal gefaßten Entschlusse, den Bericht selbst anzuhören, fest zu beharren.

Nachdem er den Herren und Damen, die an ihm vorüber

geeilt, eine gute Nacht gewünscht, ließ er sich von seinem Jäger, der im Vorzimmer auf ihn wartete, den Mantel umhängen.

„Du hast den Herrn Erichsen getroffen?“ fragte er ihn.

Worauf Franz erwiederte: „Ich habe den Brief Euer Erlaucht in seine Hände gegeben.“

„Er las ihn durch?“

„Herr Erichsen las ihn durch, lächelte und sagte: ich will es bestens besorgen.“

„Schön; ich danke. Du kannst mit dem Wagen nach Hause zurückkehren; ich brauche ihn nicht und komme vielleicht in einer Stunde zu Fuß. — Gehe aber vorher drunten in's Adjutantenzimmer und nimm die Schärpe mit, die dort liegen geblieben.“

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Ein Bericht.

Es war unterdessen eilf Uhr geworden; Graf Fohrbach zog seinen Mantel fester um sich und schritt über das Vestibul und die große Treppe hinab, die nur noch spärlich erleuchtet war. Die blaue Gallerie lag im anderen Theile des Schlosses, und um dorthin zu kommen, mußte er über einen langen Corridor, der beinahe gänzlich dunkel war, denn nur an beiden Enden desselben flackerten um diese Stunde noch ein paar trübe Lampen. Doch kannte er den Weg genau, und wenn er sehr behutsam dahin schlich, so geschah dieß nur, damit seine Sporen auf dem Steinpflaster nicht klirren und irgend einen der sich unten aufhaltenden Bedienten oder die Wache beunruhigen möchten.

Es ist aber eigenthümlich, wie sich in der Stille der Nacht jeder Ton verdoppelt und hörbar ist, den man am Tage gar nicht beachtet. So vernahm auch Graf Fohrbach jetzt deutlich seinen leisen, fast geräuschlosen Schritt, und wenn sich zufällig sein

Säbel bewegte, so klirrte es gerade so, als rassele Jemand mit einer Kette.

Der Adjutant erreichte bald das Ende des Corridors und stieg dort eine Wendeltreppe hinauf, die ihn auf einen Vorplatz führte, den er quer durchschreiten mußte, um zum Eingange der blauen Gallerie zu gelangen. Hier war es schon schwieriger, sich zurecht zu finden, denn nirgendwo brannte ein Licht, und die Nacht war so finster, daß man kaum die hohen Fenster von der Wand unterscheiden konnte. —

Hier war die blaue Gallerie; jetzt galt es, die vierte Thüre zu finden. Sehen konnte er nicht eine einzige; er mußte also an der Wand hintappen und sich seinem Gefühle überlassen.

„In dieser greifbaren Finsterniß," dachte er, „geht mir auf einmal über Etwas ein Licht auf; ich erkläre es mir jetzt vollkommen, zu welchem Zwecke sich neulich der Herzog drüben in dem Laden die kleine elegante Blendlaterne kaufte. So ein Ding könnte ich auch jetzt hier ganz gut gebrauchen. — Das war die zweite Thüre. — Nun kommt die Dritte. — Da ist sie! — Aber nun halt! — Wahrscheinlich werde ich an der vierten und richtigen ein Zeichen brauchen, um eingelassen zu werden. Das wäre unangenehm, da ich bis hieher so ohne allen Anstand gekommen und weiter nichts weiß. — — — — Vielleicht auch, daß ich meine Anwesenheit durch einen lauten Schritt anzeigen muß. Hier wohnt eigentlich Niemand, wie ich glaube, und wir können schon ein wenig hörbarer auftreten."

So that er auch, und dieß Manöver brachte augenblicklich eine Wirkung hervor. Es erschien nämlich rechts neben ihm, wo die vierte Thüre sein mußte, ein kleiner leuchtender Punkt, wie wenn sich Jemand mit einem Lichte dieser Thüre näherte und der Schein desselben durch das Schlüsselloch fiele. — Mit zwei wei-

teren Schritten hatte er die Thüre erreicht und nun vernahm er zu seinem großen Vergnügen, daß dieselbe langsam geöffnet werde. Er ergriff mit der Hand die Klinke, drückte sie ganz auf, trat eilig über die Schwelle und befand sich in einem ziemlich kleinen Zimmer, einem jungen Mädchen gegenüber, die bei seinem Anblick so heftig zusammen fuhr, daß ihr die Wachskerze, welche sie in der Hand trug, fast entfallen wäre. Einen lauten Aufschrei, der wahrscheinlicher Weise gefolgt wäre, verhinderte der Graf, indem er den Finger erhob und dem Mädchen leise aber eindringlich: „stille!" zurief. — Darauf verschloß er die Thüre, schob einen Riegel vor und ließ einen schweren Vorhang darüber fallen, bei dessen Anblick er begriff, weßhalb er früher keine Spur des Lichtstrahles gesehen.

Nachdem dieß geschehen, machte er ein paar Schritte weiter in das Zimmer hinein gegen das Mädchen hin, die mit einem wahren Ausdruck des Entsetzens gegen das ebenfalls dicht verhängte Fenster zurückwich.

„Das ist ein sonderbares Abenteuer," dachte er. „Sollte es sich hier um ein einfaches Rendezvous handeln? — Ich glaube nicht; und wenn dem so wäre, müßte ich mich eilig zurückziehen, denn das ginge alsdann über Indiscretion. — Doch nein, nein! die Kleine da hat mir ein ganz anderes Aussehen. Suchen wir auf eine gescheidte Art zu unserem Berichte zu kommen."

Das Mädchen hatte den Leuchter auf den Tisch gestellt, ohne ihn aus der Hand zu lassen, die noch immer heftig zitterte. Sie hatte eine schlanke, schmächtige Figur, ein schmales, bleiches Gesicht und blondes Haar, welches in zwei dicken, sehr zierlichen Flechten um ihren Kopf gewickelt lag. Ihr einfacher und sauberer Anzug war, wie ihn die Kammerjungfer einer anständigen Dame zu tragen pflegt. — Sie vermochte es nicht, ein Wort hervor zu

bringen und starrte den Eingetretenen mit ihren großen blauen Augen an, wobei sich ihre feinen Lippen krampfhaft bewegten.

„Beruhigen Sie sich doch, mein Kind," sagte der Graf so sanft als möglich, „ich werde Ihnen gewiß nichts zu Leide thun. — Gewiß nicht! auf mein Wort! Lassen Sie Ihren Leuchter ruhig auf dem Tische stehen und setzen Sie sich meinetwegen in jene Ecke, während ich hier, sehr entfernt von Ihnen, auf dem Tabouret Platz nehmen will. — So thun Sie es doch! — Ich komme bei Gott! in keiner schlechten Absicht."

Nach längerem Zögern that das Mädchen endlich, wie er ihr geheißen. Sie ließ die Hand von dem Tische herabgleiten, ging rückwärts zu dem bezeichneten Stuhl, blieb aber dort aufrecht stehen und schien sich an der Lehne festzuhalten.

„Sie haben mich nicht hier erwartet?" sagte der Graf, nachdem er sie eine Zeit lang betrachtet.

„Nein, nein, nein! — gewiß nicht!" brachte das Mädchen mühsam hervor.

„Aber Jemand anders sollte kommen? — Schütteln Sie nicht den Kopf: ich weiß Alles. — Jemand anders wurde von Ihnen hier um eilf Uhr erwartet. — — — — Da hilft ja kein Läugnen. — Sie hatten ihm Etwas mitzutheilen. — Sehen Sie, Sie schlagen die Augen nieder. — — Nun also, ich komme an seiner Stelle; lassen Sie mich hören, was Sie zu sagen haben."

Das Mädchen schüttelte mit dem Kopfe, schlug die Hände zusammen und drückte sie alsdann heftig an ihre Augen.

„Sie trauen mir nicht," fuhr der junge Mann nach einer Pause fort. — „Nun, ich finde das begreiflich. — Sie erwarten Jemand, den Sie schon länger kennen, nun erscheint plötzlich ein Unbekannter, — das muß Sie natürlicher Weise überraschen. — — Wenn ich Ihnen aber sage," — diese letzten Worte sprach er

in bestimmtem Tone und sehr langsam, — „daß Seine Durchlaucht der Herzog Alfred hieher kommen sollte, daß er aber augenblicklich nicht im Schlosse ist und daß ich statt seiner hier bin, — ist das Alles nicht wahr?"

Das Mädchen ließ ihre Hände herab sinken, schaute ihn mit einem festen Blicke an und entgegnete alsdann: „Was hilft mein Läugnen, Sie haben mich ja in Ihrer Gewalt."

„Ach was Gewalt!" entgegnete er unmuthig. „Davon kann gar keine Rede sein. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen; Sie haben es mit keinem Undankbaren zu thun."

Ein schmerzliches Lächeln flog bei diesen Worten über ihre Züge, dann seufzte sie tief auf und flüsterte: „Es ist etwas Schönes um die Dankbarkeit; o, wenn auch ich dankbar sein dürfte!"

„Also Sie erwarteten den Herrn Herzog?"

„Ja," sprach das Mädchen nach einer Pause mit festerer Stimme.

„Schön. — Nun bin ich aber da. — Sprechen Sie ohne Rückhalt. Was haben Sie mir zu sagen?"

„Ich brauche nicht zu sprechen," erwiederte das Mädchen mit sanfter Stimme, „ich brauche nur auf Fragen, die an mich gestellt werden, zu antworten. — Also fragen Sie in Gottes Namen!"

Auf diese Worte hustete der Graf gelinde und sah sein Gegenüber erstaunt an. — „Das ist ein schönes Labyrinth," dachte er. „Finde mir da Jemand einen Ausweg! Ich komme da her, um einen Bericht zu hören, und jetzt soll ich diesen Bericht mit Fragen heraus locken. — Was soll ich fragen, ohne mir eine Blöße zu geben? Denn ich weiß nicht einmal, wer das Mädchen ist, und also auch nicht, worüber sie mir Auskunft zu geben ver-

mag. — Helfen wir uns, so gut wir können. Sie muß doch bei irgend einer Herrschaft sein, nach der wollen wir uns ein wenig erkundigen; vielleicht gibt sich das Andere von selbst. — — Also," begann der Graf nach einem längeren Stillschweigen, und nachdem er sich mit der Hand über das Gesicht gefahren, auch seinen Schnurrbart gedreht und den Mantel etwas von der Schulter herab genommen, „also Sie erwarten meine Fragen?"

„Ja," erwiederte das Mädchen.

„Nun denn! — Teufel!" dachte er, „wer ihre Herrschaft ist, darf ich nicht fragen, — aber wo sie sich im Augenblicke aufhält. Das geht! — Nun denn, ist Ihre Herrschaft zu Hause?"

„Das gnädige Fräulein kamen vor einer halben Stunde."

„Ah! ein Fräulein! — Das ist schon Etwas!" sprach er für sich. — „Und — hm! — sie — sie — blieb zu Hause?"

„Sie begab sich zu Bette."

„Natürlich! — es ist schon spät. — Und wo war denn das gnädige Fräulein, wenn ich fragen darf?"

„Sie fragen nur für den Abend? — Oder meinen Sie den ganzen Tag?"

„Vorderhand ist es mir nur um den Abend zu thun," erwiederte Graf Fohrbach, der wohl fühlte, daß er bald mit seinen Fragen am Ende sei. „Dann aber wünsche ich auch Einiges über den Tag zu erfahren."

„Das gnädige Fräulein waren von Sechs bis halb Acht bei der Tafel und fuhren darauf in Gesellschaft."

„Wohin?"

„Zu dem Herrn Major von S."

„Was?" rief der Graf im höchsten Erstaunen, indem er heftig zusammenfuhr und dicht vor das Mädchen hintrat, „zu Major von S.? — Träume ich denn? — Zu Major von S.?"

„Um Gotteswillen! ja. Ich sage gewiß die Wahrheit," versetzte sie erschrocken.

„So ist Ihr Fräulein — — Eugenie von S.?"

„Allerdings!" rief das Mädchen, nun ihres Theils überrascht. — „Das wußten Sie nicht?"

„Nein, beim Teufel! ich wußte es nicht. — Ah! das ist ein Bischen zu stark!"

„So hat Sie auch der Herr Herzog nicht geschickt?" fuhr ängstlich das Mädchen fort.

„Nein, nein, er hat mich gewiß nicht geschickt; aber ich danke Gott, daß ich gekommen bin. — Sie also betrifft dieser Bericht? — Eugenie? — O das ist über alle Beschreibung! Sprich Mädchen," fuhr er ernster fort, indem er ihr Handgelenk faßte; „jetzt werde ich wirklich Fragen stellen, bitte aber um richtige und pünktliche Antworten. — Sie haben also den Herrn Herzog hier erwartet?"

„Ja, ich sagte es schon."

„Und er kam schon öfters hier in dieses Zimmer?"

„Zuweilen hier, zuweilen anderswo, wie es mir befohlen war."

„Wie es Ihnen befohlen war? — doch davon nachher! — Also Sie trafen hier oder anderswo mit dem Herrn Herzog zusammen, um ihm — Bericht über Ihre Herrin zu geben, über ihr Leben und Treiben, was sie thut und spricht, zu wem sie geht, wer zu ihr kommt? — Ah! Verrath ohne Gleichen! — Schändlichkeiten, wie noch keine da gewesen! — Und das fühlen Sie nicht? — Ein solches Verbrechen liegt nicht schwer auf Ihrer Seele? — Pfui der Schande!"

Anfänglich hatte das Mädchen den jungen Mann mit weit aufgerissenen Augen angestarrt, dann schlug sie die Hände vor

das Gesicht und ein tiefer, schmerzlicher Seufzer wand sich aus ihrer Brust; zuletzt aber, als sein Auge flammte und er mit Entrüstung des schändlichen Verraths gegen ihre Herrin erwähnte, ließ sie langsam die Hände von ihrem Gesicht herab sinken, athmete tief auf und blickte in die Höhe, aber nicht mehr ängstlich oder niedergedrückt, sondern als wollte sie sagen: Gott sei gedankt! — Eine Thräne, die in ihrem Auge zitterte, bekräftigte diesen Gedanken.

„So sind Sie der Herr Graf Fohrbach?" brachte sie darauf mühsam hervor.

„Der bin ich. — Woher kennen Sie meinen Namen?"

„O, er wird oft bei uns genannt," entgegnete schüchtern das Mädchen.

Zu jeder andern Zeit hätte ihn dieß Wort glücklich und vergnügt gemacht, aber in diesem Augenblicke, wo er einer so ausgedachten Verrätherei auf die Spur gekommen war, einer Verrätherei gegen sie, gegen das Mädchen, das er so innig liebte, brachte es keine große Wirkung auf ihn hervor. — Und es war ja nicht nur eine Verrätherei gegen Eugenie; wer weiß, welchen Zweck man hatte, ihre Handlungen und Worte zu belauschen, ihre Schritte mit Schlingen und Fallen zu umgeben! — Wohl durchzuckte es ihn seltsam, als das Mädchen sagte, sein Name werde oft genannt, doch machte er eine ablehnende Handbewegung gegen sie.

„So oft genannt," fuhr sie eifriger fort, „daß er mir leicht im Gedächtnisse blieb und daß ich immer auf die Stunde hoffte, wo es mir vielleicht vergönnt sein würde, Sie zu sprechen, zu Ihren Füßen zu fallen, Ihren Schutz anzuflehen."

Bei diesen Worten that das Mädchen wie es sagte: es sank

neben dem Stuhle nieder, und als der Graf erstaunt einen Schritt zurücktreten wollte, faßte es nach seinem Mantel.

„Das ist eine sonderbare Comödie," sagte er. „Was Teufel brauche ich Sie zu schützen? — Sie scheinen mir selbstständig genug zu sein, stehen ja auch unter weit mächtigerem Schutze als der meinige ist. Uebrigens bitte ich recht sehr, stehen Sie auf; ich mag Sie nicht da liegen sehen, selbst wenn dieß am Ende eine Stellung ist, die Sie wohl verdienen nach dem, was Sie einer gewiß so guten und sanften Herrin gethan."

„O mein Gott! ja, sie ist so gut und so sanft," versetzte jammernd das Mädchen. Dabei ließ sie den Mantel los, stützte sich mit der einen Hand auf den Boden und schien mit der anderen ihre herabstürzenden Thränen zurückhalten zu wollen.

„Die Ihnen gewiß nie Veranlassung zu diesem Schritte gab," fuhr er entrüstet fort.

„Nie," sagte das Mädchen. — „Nie! nie! Man fühlt bei Fräulein Eugenie nicht, daß man Dienerin ist; man arbeitet zu seinem Vergnügen, indem man ihre freundlichen Bitten erfüllt; man wird belohnt durch Gutmüthigkeit und Vertrauen. — Nie kommt ein hartes Wort über ihre Lippen, nie hat man bei ihr eine Laune zu ertragen."

„Und doch," rief der junge Mann, mehr und mehr überrascht, während er einen Blick des Abscheu's auf die Knieende warf, „und doch diese Verrätherei? — So also belohnen Sie die Liebe und Güte Ihrer Herrin?"

„Ich muß ja wohl!" klagte das Mädchen und rang wie verzweifelnd die Hände. „Bei Gott dem Allmächtigen! ich muß, man zwingt mich dazu."

„Wer kann Sie zwingen? — Sind Sie nicht die Herrin Ihrer Handlungen, sind Sie nicht in dem Punkte vollkommen frei?"

„O nein! o nein! ich bin nicht frei; ich mußte diesen Befehlen Folge leisten.“

„Den Befehlen Ihrer Herrin?“

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Hat denn sonst irgend Jemand eine Macht über Sie?“

„Ja.“

„Eine Macht, die Sie zwingen kann, gegen Ihre Herrin zu handeln wie Sie gethan?“

„Ja.“

„Also ein Wesen,“ sprach er, mehr und mehr erstaunt, „das Sie zwingt, Ihre Herrin zu verrathen?“

„Ja, ja!“

„Das Ihnen befiehlt, Eugeniens Thun und Lassen genau zu beobachten und darüber Bericht zu machen?“

„O mein Gott, ja!“

„Berichte an den Herzog?“

„Ja, Herr Graf — Berichte an den Herzog, oder an wen man mir befiehlt.“

Nach diesen Worten faltete sie, immer noch auf den Knieen liegend, die Hände, und ließ den Kopf tief auf die Brust herab sinken.

„Und wer ist dieses Wesen, das eine solche Macht über Sie ausübt?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie nach einer Pause, indem sie ihren Kopf erhob und dem jungen Manne mit einem Blick voll Offenheit, ja mit einem Ausdruck vollkommener Ehrlichkeit in die Augen schaute. — — „Ich weiß nicht, wer es ist, ich kenne seinen Namen nicht, ich erinnere mich nur noch jenes schrecklichen Ortes, wo ich ihn sah, ihn, der mir den Befehl ertheilte, also zu thun wie ich gethan.“

„Und wo ist dieser Ort?"

„Er ist," sprach das Mädchen — doch hielt sie plötzlich inne, öffnete starr die Augen und lauschte nach dem Gange hin, wobei sie wie beschwörend ihre Hände aufhob.

Auch der Graf wandte leicht den Kopf herum und vernahm, obgleich sehr gedämpft, feste männliche Schritte, die sich von der blauen Gallerie her zu nähern schienen.

„Der Herzog!" flüsterte das Mädchen mit fast lautloser Stimme.

„Ja, er wird es sein," sagte der Graf ruhig, aber gleichfalls sehr leise. „Verhalten Sie sich ganz stille; nur stellen Sie das Licht zur doppelten Vorsicht noch in die Fensternische; durch die Vorhänge wird sein Schein nicht durchdringen."

Sie erhob sich vorsichtig von ihren Knieen und that wie ihr geheißen; dann blickte sie angstvoll auf den Grafen, dem ein leichtes Lächeln um den Mund spielte.

Die Schritte kamen näher — ganz nahe; jetzt hielt Jemand vor der Thüre. Zuerst hustete es draußen leise, dann wurde sachte an die Thüre geklopft, und da auf alle diese Zeichen keine Antwort erfolgte, so vernahm man deutlich, daß eine Hand die Klinke ergriff und die Thüre zu öffnen versuchte, was ihr aber natürlicher Weise nicht gelang. Dasselbe Manöver wurde von draußen mehrere Male probirt, und als es immer gleich erfolglos blieb, vernahm man einige leicht gemurmelte Worte, worauf sich die Person wieder langsam entfernte. Einmal schien dieselbe umkehren zu wollen; man vernahm ein Anhalten, dann eine halbe Wendung auf dem Steinboden des Ganges, doch besann sie sich eines Besseren: gleich darauf klangen die Schritte wieder regelmäßig und fest und verloren sich in der tiefen Stille, die über dem ganzen Schlosse lag.

„Der gute Herzog sucht, obgleich spät, doch noch zu seinem Rendezvous zu kommen," dachte der Graf. — Und dann wandte er sich wieder an das Mädchen, das, ein Bild der Angst, bleich und zitternd an dem Fenstervorhange stand.

„Beruhigen Sie sich," sagte er, „diese Gefahr ist gänzlich vorüber, denn wie ich den Herzog kenne, wird er heute Nacht nicht mehr zurückkehren. — Sie können ihm dann vielleicht morgen Ihren Bericht machen."

Diese letzten Worte sprach er in einem schneidenden Tone.

Das Mädchen seufzte tief auf und entgegnete: „Wie Gott will!"

„O nein," erwiederte er heftig, „nicht wie Gott will, vielleicht wie der Teufel will! Denn nur der hat eine Macht über Menschen wie die sind, von welchen Sie so eben gesprochen."

„O Sie glauben mir nicht, Herr Graf!" sagte sie tief bekümmert. — „Und es wäre doch für Alles gut, wenn Sie mir glauben wollten."

„So bringen Sie was Glaubwürdiges vor und ich will mir Mühe geben, Ihren Worten zu vertrauen."

Sie blickte sich scheu um, als fürchte sie, belauscht zu werden, namentlich nach dem Fenstervorhang hin, als sei es möglich, daß dort plötzlich Jemand vortrete. — „Ich mußte einen fürchterlichen Schwur nachsprechen," sagte sie zitternd.

„Einen Schwur, nichts von dem Orte zu verrathen, von dem Sie vorhin sprachen, und von dem, was man Ihnen dort gesagt?"

„Warten Sie einen Augenblick," entgegnete sie nach einer Pause nachdenkend, indem sie die Hand an ihre Stirne legte. — „Nein, nein, das ließ er mich gerade nicht schwören, denn daß das je geschehen könnte, mochte er sich wohl nicht denken, da er

mir Gutes erzeigt. — Aber ich mußte schwören, meine neue Herrin zu beobachten, um, so oft es von mir verlangt würde, einen Bericht zu machen, wenn sie ausgeht, wohin sie geht, wer zu ihr kommt, was sie zu Hause macht, an wen sie schreibt, — — ja, das mußte ich schwören bei dem allmächtigen Gott, der mich strafen sollte, wenn ich je meinen Schwur bräche." — — Nachdem sie das gesagt, schauerte sie leicht zusammen.

In allem dem, was das Mädchen sprach, war trotz des Räthselhaften so viel Glaubwürdiges, auch trugen ihre Worte so den Stempel des Wahren und Aufrichtigen, daß sie der junge Mann mehr und mehr mit Interesse betrachtete, und sein Zorn vor ihrem sanften und klaren Blick zu verschwinden begann.

„Das ist äußerst seltsam," sagte er, „und ich will Ihren Worten trauen. Wenn Sie aber wollen, daß ich Ihnen vollkommen glauben, mich Ihrer vielleicht annehmen soll, so lösen Sie mir die Räthsel, die in dieser Geschichte liegen, und erzählen mir die Wahrheit, meinetwegen, so weit es Ihnen der geleistete Schwur erlaubt."

„Ja, das will ich!" versetzte sie eifrig. „Ihnen will ich Alles das sagen, Herr Graf, — denn ich weiß ja," fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort, „wie sehr Sie meiner Herrin zugethan sind, und wie Sie gewiß Alles, was ich Ihnen anvertraue, nur zu deren Besten anwenden werden. Ah! und ich wünsche ja meiner Herrin alles Gute, alles Glück, alles Heil."

„Und das wären Sie vom Herrn Herzog nicht gerade überzeugt?" fragte er forschend.

„Nein, nein!" entgegnete sie eifrig; „er meint es schlimm und unredlich. O glauben Sie mir, Herr Graf, ich habe ihm gewiß nur Sachen berichtet, die meiner Herrin nicht schaden können; ich habe seinen sonderbaren Zumuthungen nie Gehör ge-

geben, ich war gewiß keine so schlimme Verrätherin, wie ich wohl scheine."

„Ei, ei! er machte Ihnen Zumuthungen?" sagte aufmerksam Graf Fohrbach. — „In Betreff Ihrer Herrin?"

„Sehr häufig."

„Und worin bestanden diese Zumuthungen?"

„Bald sollte ich ihm dieß oder das von ihr verschaffen — ein Band, eine Haarlocke oder ein Blatt ihres Albums, in welches sie zuweilen kleine Gedichte schreibt. Auch verlangte er, ich sollte ihn Abends einmal, wenn Fräulein Eugenie ausgegangen, in deren Zimmer führen."

„Was der Teufel! — Und Sie?"

„Bei Gott! ich wies Alles das zurück. — Auch wünschte er, ich solle zuweilen beim Ankleiden auf eine unverfängliche Art die Rede auf ihn bringen, um zu hören, was das gnädige Fräulein sagen würde. — Aber gewiß, ich that es nie."

„Sehr gut."

„Was mir befohlen war und wozu mich mein Schwur zwang, habe ich gethan, aber gewiß nur auf die schonendste Art für Fräulein Eugenie. — Wenn Sie, Herr Graf," fuhr sie nach einer kleinen Pause stockend fort, „geneigt wären, den Worten eines armen Mädchens Glauben zu schenken, so würde ich Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, die Versicherung geben, daß der Herzog von meiner Dame nie ein anderes Wort erfuhr, als was die ganze Welt wissen kann."

„Und mir würden Sie auch nicht mehr sagen?" fragte er lächelnd.

„Gewiß nicht, Herr Graf," entgegnete sie mit einem festen, offenen Blick. „Sie würden das auch nicht verlangen, denn" — — Hier schwieg sie plötzlich.

„Sprechen Sie weiter!“ sagte er; „denn —“

„Denn,“ fuhr sie mit einem kaum bemerkbaren Lächeln fort, „denn meine Herrin würde Ihnen vielleicht selbst mehr sagen, als ich dem Herzog zu berichten im Stande bin.“

„Ah! Sie glauben?“ rief er erfreut. „Nun, da wir Beide hier einmal auf so eigenthümliche Art zum Austausche von Geheimnissen kommen, so kann ich Sie versichern, ein jedes Wort von Fräulein Eugenie zu mir gesprochen, ist mir unaussprechlich kostbar. — — Doch wir kommen ganz von unserer Sache ab,“ unterbrach er mit einem viel ernsteren Tone sich selbst und seine freundliche Rede von vorhin. — „Wollen Sie mir Ihr Vertrauen schenken? — Wohlan! ich will Sie anhören, ich will Ihnen rathen, wo ich kann.“

„Das ist aber eine ziemlich lange und traurige Geschichte,“ entgegnete das Mädchen, „und ich fürchte Sie damit zu ermüden, will mich aber so kurz zu fassen suchen, wie nur möglich.“

Darauf nun erzählte sie dem Grafen ganz ehrlich und aufrichtig die Geschichte, welche der geneigte Leser bereits weiß, genau so, wie sie solche im Fuchsbau dem Harfenmädchen anvertraut, wie man sie eines Diebstahls beschuldigt und fortgejagt, wie sie darauf mit der Harfenspielerin in jenes Wirthshaus gekommen und wie sie zu Bette gegangen seien. — „Dann wurden wir in der Nacht geweckt,“ sprach sie weiter; „eine alte Frau hieß mich aufstehen, meinen Anzug zurecht machen und brachte mich hinunter in ein Zimmer, wo ich eine Zeit lang warten mußte, — dann führten sie mich vor ihn.“

„Vor ihn? — Wer war denn das?“

„Das weiß ich in der That nicht; das schien auch Niemand im Hause zu wissen, es hieß nur immer: er ist gekommen, er ist da. Aber Jeder, der dieß sagte, selbst die rohesten und verwegen-

sten Leute, wie mir schien, sprachen von ihm mit großer Ehrfurcht, ja mit Angst und Zittern. Die Harfenspielerin sagte zu mir, als man mich aus dem Schlafzimmer abholte: ja, wenn er dich holen läßt, da hilft kein Widerstreben."

„Das ist sehr seltsam," erwiederte der Graf. — „Also Alle schienen ihm zu gehorchen?"

„Unbedingt."

„Sie wurden also vor ihn gebracht. — Thun Sie mir jetzt den Gefallen und nehmen Sie Ihr ganzes Gedächtniß zusammen. — Wie sah er aus? Wie ein wilder, verwegener Kerl?" —

„Nein, nein!" entgegnete sie eifrig, „so sah er nicht aus; im Gegentheil. Es war ein noch junger Mann von, ich möchte sagen, angenehmem Aeußeren, in Ihrer Größe, Herr Graf, schlank, von leichten Bewegungen; sein Gesicht hatte eine ziemlich dunkle Farbe, sein Haar war schwarz, seine Augen aber blau, und sein gleichfalls schwarzer Bart hing an beiden Seiten des Mundes herab. — Ich erinnere mich, bei uns Zigeuner gesehen zu haben," fuhr sie nach einem kleinen Nachdenken fort, „gerade so sah er aus, nur daß seine Kleidung nicht zerlumpt war, sondern einfach, aber sehr anständig."

„Und womit war er ungefähr bekleidet?" fragte der Graf mit großer Aufmerksamkeit.

„Das kann ich nicht sagen," entgegnete das Mädchen; „ich war so bestürzt und überrascht, und in so großer Angst, daß ich nur auf das Gesicht blickte.

„Ja, das haben Sie behalten, wie mir scheint," versetzte lächelnd der Graf. „Sie haben mir es wenigstens zum Malen beschrieben. Dunkle Gesichtsfarbe, schwarzes Haar und Bart und dazu blaue Augen — das Bild eines schönen Zigeuners."

„Eines noch fällt mir ein," sagte das Mädchen. „Ich war

an dem Tage von Kummer, Elend und Müdigkeit so erschöpft, daß ich vor ihm ohnmächtig wurde. Er fieng mich in seinen Armen auf, vorher aber glitt ich auf den Boden nieder, und da berührten meine Wangen etwas Kaltes und Glänzendes an ihm."

„Vielleicht ein Säbel?"

„Nein, nein! Ich bemerkte nachher, daß es hohe Stiefel waren, die ihm bis an die Knie reichten.

„Hatte er überhaupt keine Waffen?" fragte der Graf. „Sahen Sie keine an ihm?"

„O doch; ich erinnere mich, etwas wie eine Art Dolch gesehen zu haben, mit weißem Griff, das er an seinem Gürtel trug; er hatte es mit der linken Hand erfaßt."

„Das klingt ja ganz romantisch," meinte Graf Fohrbach, nachdem er einen Augenblick sinnend vor sich niedergeschaut. „Wenn man mir das von Rom oder Neapel erzählte, so würde ich es unbedingt glauben und begreiflich finden."

„O glauben Sie mir, Herr Graf!" bat das Mädchen. „Glauben Sie meinen Worten: ich habe Ihnen die reinste Wahrheit gesagt."

„Gewiß glaube ich Ihnen; aber Sie müssen mir noch einige Fragen ebenso wahr beantworten. — Als er Sie entließ, was geschah da weiter mit Ihnen?"

„Ich wurde in ein anständiges Zimmer gebracht, und am andern Tage gab man mir gute Kleider, einen Paß und eine Instruction, die ich auswendig lernen mußte. Darin stand, wie ich mich fortan zu nennen, sowie Vorschriften in Betreff der Berichte, die ich über meine Herrin zu erstatten habe."

„Und wem mußten Sie anfänglich diese Berichte machen?"

„Das weiß ich nicht; an einer mir bezeichneten Straßenecke fand ich einen dicht verschlossenen Wagen, der mich in ein Haus

brachte, wo man mich in eine dunkle Stube führte, und wo Jemand aus dem Nebenzimmer mit mir sprach."

„Keine schlechten Vorsichtsmaßregeln! — Und dort erhielten Sie auch den Befehl, hier in diesem Zimmer den Herzog zu erwarten?"

„Ja, Herr Graf."

„Aber ich vergaß das Wichtigste zu fragen. Wie wurden Sie in Ihren jetzigen Dienst eingeführt? — Der war doch, wenn ich mich recht erinnere, einer Anderen zugedacht. Ich selbst empfahl ja den Schützling eines Freundes."

„Das geschah auf eine eigene Art," entgegnete das Mädchen; „ich fand bei der Instruction einen versiegelten Empfehlungsbrief an einen vornehmen Herrn, den ich persönlich abgeben mußte, worauf ich ein anderes Schreiben erhielt, das mich nachher zu Fräulein Eugenie von S. wies, die mich in ihren Dienst genommen."

„Und wer war jener vornehme Herr?" fragte der Graf in großer Spannung. „Kennen Sie ihn vielleicht?"

„O ja, sehr gut; ich sehe ihn öfters. Er besucht auch zuweilen das gnädige Fräulein."

„Sein Name?" — —

„Es ist der Herr Baron von Brand. In seinem Hause erhielt ich wie gesagt einen Empfehlungsbrief an meine Herrin."

„Das ist seltsam!" rief einigermaßen bestürzt Graf Fohrbach. — „Ganz richtig, der Baron bat mich, Ihnen eine Stelle zu verschaffen, und ich sprach für Sie, — — auch er. — Das ist eine ganz sonderbare Geschichte. — Und von wem der Brief war, den Sie dem Baron brachten, wissen Sie nicht?"

„Nein; aber soviel erinnere ich mich, daß er mit einem großen Wappen versiegelt war."

Der Graf dachte längere Zeit nach, wobei er, wie in großer Unruhe, im Zimmer auf und ab schritt. Endlich aber wandte er sich wieder zum Fenster hin und stellte sich abermals dicht vor das Mädchen. — „Die Sache ist sehr ernst und wichtig," sagte er zu ihr; „thun Sie mir den einzigen Gefallen und nehmen Sie die ganze Kraft Ihres Gedächtnisses zusammen, gehen Sie in Gedanken nochmals jenen Abend durch, den Sie im sogenannten Fuchsbau verlebten, namentlich aber jene Augenblicke, wo Sie vor ihm im Zimmer standen. — Ueberlegen Sie sich genau, ob Sie nicht irgend einen kleinen Umstand vergessen, zum Beispiel irgend ein Wort, das er sagte, irgend eine Bewegung, die er machte. — Ueberhaupt haben Sie mir noch nicht erzählt, wie er zu sprechen pflegte, ob laut oder leise, ob kräftig und energisch, oder was man bei uns geziert nennt. Es ist mir das sehr wichtig."

„Nein, er sprach nicht geziert," entgegnete sie, „sondern laut und deutlich, dabei kräftig wie Jemand, der gewohnt ist, zu befehlen."

„Und sonst fällt Ihnen nichts mehr bei?"

„Warten Sie einmal," erwiederte das Mädchen, indem sie die Augen mit der Hand bedeckte und dann hinauf an die Decke schaute. „Ich besinne mich da auf etwas, aber es ist zu unbedeutend."

„Bei diesem Vorfall ist nichts unbedeutend."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, wie ich glaube, daß ich vor ihm ohnmächtig niedersank. Er hob mich in die Höhe, und als ich wieder zu mir selbst kam, umwehte mich ein eigenthümlicher Duft."

„Ein eigenthümlicher Duft!" rief der Graf in der höchsten Spannung. — „Wie war es? — Sprechen Sie! sprechen Sie!"

„Es war ein scharfer Duft," sagte das Mädchen, das etwas

erschreckt schien von der Heftigkeit des Grafen. — „Es war ein Duft wie von lauter Rosen."

„Ah!" schrie Graf Fohrbach, indem er in die Höhe fuhr, als habe er etwas ganz Erschreckliches gehört. — „Ah! — — — — Coeur de rose!"

— — — — — — — — — — — — — — —

„Nun wissen Sie Alles," sprach ängstlich das Mädchen nach einer kleinen Pause. — „Was soll ich nun weiter thun? — Ich bin jetzt gänzlich in Ihre Hand gegeben, Herr Graf," setzte sie schmerzlich hinzu, „Sie können mich nach beiden Seiten hin verderben: durch eine Anklage bei meiner Herrin, und dadurch, daß Sie von dieser räthselhaften Geschichte etwas laut werden lassen. Dort steht meine Ehre, meine Zukunft, hier mein Leben auf dem Spiel."

Während sie so sprach, war der Graf abermals heftig im Zimmer auf und ab geschritten. Doch als sie geendet, wandte er sich rasch zu ihr hin und sagte feierlich: „Gott soll mich bewahren, daß eins von Beiden geschehe! Nein, nein! gewiß nicht! Ihr Geheimniß ist bei mir gut aufgehoben."

„Aber was soll ich ferner thun?"

„Machen Sie Ihre Berichte nach wie vor, aber seien Sie klug und lassen Sie von Ihrer Herrin nichts erfahren, was derselben schaden könnte; ich will sehen, was ich für Sie thun kann. — Das schleicht sehr versteckt einher; man muß ihm ebenso begegnen, um es sicher zu treffen."

„Aber wenn man mir neue Befehle zukommen ließe! Zum Beispiel dieß oder das zu thun; — was weiß ich? — Etwas, das wir jetzt nicht vorhersehen können?"

„Wenn es Ihnen unschuldig erscheint und — verzeihen Sie mir — Ihnen als kleine Plauderhaftigkeit oder Nachläßigkeit

angerechnet werden könnte, so thun Sie es in Gottes Namen, suchen mich aber von dem Vorgefallenen gleich in Kenntniß zu setzen. — Man muß vorderhand allen Eclat vermeiden. — Sonst," fuhr er lächelnd fort, „verlange ich keinen Bericht von Ihnen. — Aber bei Gott! es ist spät! — — Ich danke Ihnen, mein Kind. Bleiben Sie Ihrer Herrin getreu; gewiß, sie verdient es."

„Ob sie es verdient!" entgegnete fast schwärmerisch das Mädchen.

„Wenn Ihnen diese Sache auch noch Ungelegenheiten machen kann, so hoffen Sie doch auf die Zukunft und auf mich. Ich werde mich Ihrer fortan erinnern."

Damit reichte er ihr die Hand, worauf sie das Licht aus der Fensternische nahm, um ihm ein paar Schritte zu leuchten.

„Gehen Sie nicht zu weit mit mir," sagte der Graf, „vielleicht nur bis an die Wendeltreppe; von da finde ich den Weg schon allein."

So that sie dann auch, und während er behutsam und so geräuschlos als möglich hinab stieg, beugte sie sich oben über das Geländer und streckte den Leuchter von sich, um das dunkle Treppenhaus zu erhellen.

Es wäre übrigens besser gewesen, wenn sie das nicht gethan hätte, denn obgleich Mitternacht längst vorüber war und Alles im Schlosse fest zu schlafen schien, so war dieß in Wirklichkeit doch nicht der Fall. Einer der Portiers, welcher seine Wohnung an eben dieser Wendeltreppe hatte, hörte mit seinem Ohr die Tritte und öffnete geräuschlos ein Fensterchen, welches auf dieselbe hinausging, und da sah er denn deutlich das Kammermädchen droben stehen, und einen Offizier, in einen Mantel gehüllt, sich sachte hinab schleichen. — Die meisten Schloßbedienten sind auf der-

gleichen pikante Neuigkeiten begierig und setzen gerne ihren ganzen Scharfsinn daran, sie zu ergründen. Deßhalb bemühte sich denn auch der Portier, an einzelnen Kleinigkeiten des Offiziers zu entdecken, welche Uniform er wohl tragen könnte. Unglücklicher Weise ließ Graf Fohrbach unten an der Treppe seinen Mantel etwas von der Schulter herabgleiten, so daß man Epaulettes und Fangschnüre sehen konnte.

„Aha!" dachte der Portier, „einer der Adjutanten. — Wer hatte den Dienst? — Graf Fohrbach. — Richtig! das ist seine Figur und sein Gang." — Damit verschloß er sein Fensterchen wieder und schlief nach einigen Augenblicken beruhigt weiter.

Der Graf kam indessen durch das Labyrinth von Gängen, Treppen und Vorplätzen glücklich in's Freie.

Es war eine finstere, kalte Nacht, weßhalb er seinen Mantel dicht zusammen zog, als er auf den Kastellplatz hinaus trat. Um von hier nach Hause zu gelangen, hatte er zwei Wege; der eine führte durch die höher gelegenen vornehmeren Stadttheile, durch breite Straßen und über bequeme Brücken, war aber bedeutend weiter als der andere, der mitten durch die alte Stadt ging. Doch hatte der Letztere den Nachtheil, daß er meistens durch enge Straßen führte, einigemal durch finstere Durchgänge, auch beim Kanal vorbei und über dessen enge und schlechte Brücken.

Doch war es hart gefroren, die Straßen auch reinlich und ohne Nässe, weßhalb der Graf den Weg durch die alte Stadt wählte. Er hatte auch nach Allem dem, was er heute Abend gehört, eine leicht begreifliche Lust, sich die finstere Häusermasse, den Fuchsbau, obgleich er ihn recht wohl kannte, genau anzusehen.

Er schlenderte deßhalb langsam über den Kastellplatz und kam jenseits desselben in die engen und winkeligen Straßen, welche nach der unteren Stadt führten. Rings war Niemand zu sehen

noch zu hören; die Schildwachen hielten sich in ihren Häusern; von den Nachtwächtern bemerkte man nirgendwo eine Spur. Dazu war, wie wir wissen, der Mond nicht am Himmel, und die Nacht hüllte Alles in dichte Finsterniß.

Wie er so langsam dahin schritt, ließ er in seinem Geiste nochmals die Erlebnisse des heutigen Abends vorüber gehen und schüttelte nachdenkend den Kopf, als er wieder an die Erzählung des Mädchens kam. — „Sollte es denn möglich sein," dachte er, „daß der Baron wirklich hier im Spiele ist, daß das anscheinend so harmlose, leichtfertige, ja beschränkte Wesen desselben nur eine Maske wäre, hinter welcher sich eine so räthselhafte, ja unheimliche Gestalt verbärge, wie mir das Mädchen geschildert! — Wenn dem so wäre, welche Zwecke verfolgt er? Aus welchem Grunde belauscht er die Schritte Eugeniens? — Ah! das ließe sich am Ende erklären; er ist mit dem Herzoge sehr liirt und macht vielleicht einen angenehmen Zwischenträger. — Aber nein! — Worauf gründet sich meine Vermuthung, daß der Baron hier im Zusammenhange? — Auf jenem Odeur, von dem das Mädchen sprach, den scharfen Rosenduft? — Bah! das ist am Ende ein wenig weit gegangen. Die feinen Unterschiede zwischen Coeur de rose und gewöhnlichem Rosenöl wäre ja wohl allein der Baron zu machen im Stande. — Und doch," fuhr er in seinen Betrachtungen fort, indem er noch langsamer ging, „es gibt da so viele Menschen, die in dem Wesen des Barons etwas Räthselhaftes finden wollen. So heute noch der Hofmarschall. — Und dann erinnere ich mich auch noch einer Geschichte, die man mir einstens erzählen wollte. Ich weiß nicht, war es der Major oder der Assessor, — nein, nein! ich glaube Arthur war es, — richtig! der sprach mir von einem höchst sonderbaren Vorfalle, worin er den Herrn von Brand verflochten glaube. Aber ich war damals eilig und hatte keine Zeit,

es mir erzählen zu lassen. Das wollen wir gleich morgen nachholen. — — — Ist aber dieses so natürlich scheinende Wesen des Barons in der That nur eine vortrefflich durchgeführte Maske, so muß man sich mit ihm in Acht nehmen, und er wird schwer zu fassen sein."

Unter diesen Gedanken war der junge Mann in die Nähe des uns bekannten Gebäudes gekommen, das wie eine dunkle Masse etwas von den übrigen Häusern abgesondert mit finsterer, geheimnißvoller Miene, ja wir möchten sagen, trotzig dalag. Von den spärlichen schmalen Fenstern, die nach außen gingen, war keines erhellt, und die riesenhaften Mauern schienen eine einzige breite Fläche zu bilden, vom Grunde hinauf bis in die Höhe der spitzen Dächer, die aber von den breiten und hohen Schornsteinen so deutlich überragt wurden. Nur ein einziger Lichtschein machte sich im Fuchsbau bemerklich, und der kam von der Gaslaterne in dem uns bekannten Durchgange, wo die eiserne Thüre mündete, die zur Wirthschaft hinauf führte.

Diesem Durchgange gegenüber auf der anderen Seite der Straße blieb der Graf einen Augenblick stehen und betrachtete sinnend diese Passage. Dort war das Mädchen, wie sie erzählt, eingetreten und von da über eine steinerne Wendeltreppe in die Schenkstube gelangt. Was aber hinter derselben läge, sei ein solches Labyrinth von Treppen, Gängen, Zimmern und Höfen, daß sie nicht angeben konnte, nach welcher Richtung man sie ungefähr geführt, und wo jenes Zimmer gelegen, in dem sie ihn, den Namenlosen, gesehen. — — — —

„Halt!" unterbrach Graf Fohrbach mit einem fast hörbaren Ausruf seine Gedanken, „es kommt Jemand. Drücken wir uns fester an die Mauer; wer weiß, in wiefern mir heute Abend das Glück günstig ist."

Richtig! von seiner linken Seite her klangen Schritte, und die vernahm er so plötzlich auf dem Pflaster und in der Nähe, daß der, von dem sie herrührten, so eben aus einem der anliegenden Häuser herausgetreten sein mußte. — Vielleicht aus dem Fuchsbau selbst.

Graf Fohrbach warf leicht den Mantelkragen über seine Feldmütze, damit das Silber derselben nicht durch die Dunkelheit glänze und blieb darauf regungslos stehen in höchster Spannung, ja Aufregung.

Jetzt näherte sich ihm in der That von der linken Seite ein Mann, und er bemerkte anfänglich nur eine dunkle Gestalt, dann aber sah er, daß es Jemand sei, der in einen sogenannten Radmantel gehüllt war, dessen eines Ende er über die rechte Schulter geworfen hatte. Seine Figur war hoch und schlank; auf dem Kopfe trug er einen ganz gewöhnlichen Hut.

Dieser Mann trat fest und klingend auf. Ja, es waren Sporen, die auf dem Pflaster klirrten, und als der Graf seine Blicke herab senkte — der Fremde war unterdessen zwischen ihm und dem Durchgange angekommen — so bemerkte er vielleicht eine Secunde lang, wie sich der Strahl der Laterne auf etwas Blankem abspiegelte — glänzende Reitstiefel. —

Der Unbekannte schien aber gar keine Ahnung zu haben, daß er belauscht werde, denn er ging ruhig, mit gleichförmigen Schritten dahin, sogar ohne rechts oder links zu schauen. Bald war er im Dunkel der Nacht verschwunden.

„Was soll ich thun?" sprach der Graf zu sich selber, während er in die Straße hinaus trat. — „Ihm folgen, um zu sehen, wo er bleibt? — Da mache ich mir eine undankbare Mühe, denn ist Jener dort wirklich eine verdächtige Person, so wird er Verstecke genug in der Nähe haben, wo er mir entwischt, und ich

mache ihn auf mich aufmerksam, was alsdann viel schlimmer ist. — Soll ich ihm nacheilen, ihm gerade auf den Leib gehen und ihn dann zu Rede stellen? — Ich habe kein Recht dazu, und vielleicht ist er ein ebenso unschuldiger Spaziergänger wie ich selber. Und gesetzt auch, er wäre das nicht, so spiele ich eine verflucht ungleiche Partie; immer würde ich als Angreifer gelten und mich auf diese Art in Sachen mischen, die sich mit dem Rocke, den ich trage, nicht vereinbaren lassen. — Auch weiß ich ja vorderhand genug, und habe eine Spur, der mit Klugheit zu folgen man wohl im Stande sein wird."

Er verließ den Fuchsbau und schritt die gleiche Straße hinauf, die der Unbekannte vor ihm gegangen. Ein paar Mal blieb er stehen, und dann glaubte er wohl hie und da noch die Schritte auf dem Pflaster zu vernehmen, was ihn eigentlich willenlos jedesmal zu stärkerem Gehen anspornte.

So erreichte er in Kurzem die obere Stadt und trat in eine der breiteren Straßen, wo er abermals anhielt um zu lauschen. Tiefe Stille herrschte rings umher; auch nicht das kleinste Geräusch ließ sich vernehmen. — Doch jetzt — ja, er irrte sich nicht, — vernahm er aus ziemlich weiter Entfernung den leichten Trab eines Pferdes.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Vorbereitungen zum Gefecht.

Unter den vielen Häusern, vor welchen der Baron Brand am Neujahrstage seine Karte abgab, oder in welchen er durch allerlei Gegenreden und verfängliche Fragen, trotz der Versicherung des Bedienten, es sei Niemand zu Hause, einen schwachen Versuch machte, seinen Glückwunsch persönlich anbringen zu können, ließ er sich nun bei der Wohnung des Polizei-Präsidenten gar nicht abweisen und tänzelte lächelnd die Treppen hinauf, um, wie er sagte, wenigstens droben seine Karte abzugeben. Dieß that er denn auch mit auffallendem Geräusche, bat den Bedienten mit sehr lauter Stimme, doch ja der Herrschaft seine besten Empfehlungen zu melden, auch, wie unendlich er es bedaure, nicht vorgelassen worden zu sein, — und erreichte damit vollkommen seinen Zweck. Denn als er schon die Thüre in der Hand hatte, um sich wieder fort zu begeben, wurde ihm gegenüber der Salon geöffnet, und Fräulein Auguste erschien, aber wir können versichern, vollkommen absichtslos; denn als sie den Baron bemerkte,

wollte sie sich mit einem kleinen Aufschrei sogleich wieder zurück ziehen. Daß ihr aber dieß nicht gelang, daran war nur die Geschwindigkeit des Barons Schuld, der sich augenblicklich näherte, leicht und gewandt ihre Hand ergriff und sie feierlich küßte, während ein tief gefühlter Glückwunsch, das neue Jahr betreffend, seinen Lippen entströmte. „Ah!" sagte er hierauf, „so grausam zu sein, Fräulein Auguste, und dem, den Sie Ihren Hausfreund nennen, die Thüre zu verschließen!"

„Ohne alle Gnade!" erwiederte lächelnd das Mädchen. „Hoher Befehl von Papa und Mama. — Und leider ohne Ausnahme," setzte sie leise hinzu.

„Und Sie hatten vor, eine Ausnahme zu machen?" fragte entzückt der Baron.

„Ah! jetzt fangen Sie schon wieder an, mich zu examiniren. Man kann sich vor Ihnen nicht genug in Acht nehmen; aber wie gesagt, keine Ausnahme. — Mama meint," fügte sie erröthend und mit niedergeschlagenen Augen bei, „es sei noch nicht an der Zeit — — irgend Jemand Begünstigungen zu erweisen."

„Aber bald, bald! Auguste," versetzte er stürmisch, und wandte sich bei diesen Worten so geschickt auf der Thürschwelle, daß er dem Bedienten alle Aussicht versperrte und es wagen konnte, das leicht zurückweichende Mädchen auf die Stirne zu küssen. — „Und keine Hoffnung," fuhr er nach einer Pause hastig fort, „Sie heute Morgen noch einen kleinen, lieben Moment zu sprechen? — Wird mich Papa nicht vorlassen?"

„Er hat dringende Geschäfte und läßt heute nur die Beamten vom Dienst vor sich."

„Die Herren Commissäre?"

„Ja, sie machen ihren Bericht."

„Coeur de rose!" rief der Baron, „da bin ich ja ganz in

meinem Recht; erinnern Sie sich, Auguste, Papa war so gnädig, mir neulich die Erlaubniß zu ertheilen, so einem Berichte anwohnen zu dürfen. — Ich lasse mich bei ihm melden, es gilt nur den Versuch, — und einen Versuch," setzte er zärtlich hinzu, „der, wenn er gelingt, mir das hohe Glück verschafft, Sie — — später sehen und sprechen zu dürfen; denn wenn der Herr Präsident mich einmal in's Zimmer läßt, so muß er mich auch nachher zu Ihnen hinüber führen."

„Ja, ja, thun Sie so," entgegnete sie eilig. „Aber jetzt fort! — ich höre Mama." Damit sprang sie in's Zimmer und schloß die Thüre hinter sich zu.

Der Baron nahm eine wichtige Miene an und bat den Bedienten mit ernster Stimme, ihn dem Herrn Präsidenten in Geschäften zu melden.

Worauf er denn auch wenige Augenblicke nachher in das Kabinet des Polizei-Präsidenten geführt wurde.

Dieser war eben im Begriffe, seine Nase spazieren zu führen, denn er hatte sie mit der rechten Hand sanft erfaßt, während er, die Linke auf dem Rücken haltend, auf und ab schritt. Beim Anblick des Barons ließ er sie aber los, worauf sie augenblicklich ein paar Zoll höher schnellte, als er sie gewöhnlich zu tragen pflegte. — Der Präsident wollte hiedurch einigermaßen sein Erstaunen, ja Befremden ausdrücken, sich so in einer wichtigen Stunde gestört zu sehen.

Doch war Herr von Brand der Mann nicht, der sich so leicht einschüchtern ließ; er näherte sich dem Chef der Polizei mit einer tiefen Verbeugung, wobei er sagte: „Euer Excellenz wollen mir verzeihen, ich komme allerdings in Geschäften. Der Herr Präsident hatten neulich die außerordentliche Gewogenheit, mir zu erlauben, einem der Rapporte beizuwohnen, und da ich mich unter-

stehe, heute von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, so wird mir zu gleicher Zeit das Glück zu Theil, Ihnen meinen tiefgefühlten und herzlichsten Glückwunsch zu Füßen legen zu dürfen." Dabei hatte er die Hand des Präsidenten ergriffen, und drückte sie so herzlich und gerührt, daß der alte Herr augenblicklich anfieng, seine Nase mit der einen noch freien Hand zu streicheln, was als ein Zeichen einer guten Laune bei ihm angesehen werden konnte.

Und so war es denn auch; er vergaß, daß der Baron gegen seinen Willen eingedrungen, und erwiederte dessen Wunsch zum Beginn des neuen Jahres so verbindlich als möglich.

„Was aber den Rapport anbelangt," sagte er, „so kommen Sie dießmal etwas spät und auch zu einem ganz interesselosen Zeitpunkt; ich habe nur noch einen Bericht zu empfangen, und wenn Sie den mit anhören wollen, so habe ich nichts dagegen. Später aber, hoffe ich, sollen Sie Gelegenheit haben, einen besseren Blick in die von mir organisirte Maschine des Polizeiwesens werfen zu können."

Bei diesen Worten fieng er mit einem gewandten Griffe seine Nase wieder, die in der Luft umher schnüffelte, und indem er sie tief hinab zog, blickte er dem jungen Manne väterlich und wohlmeinend von unten herauf in die Augen.

Die Thüre öffnete sich und der erwartete Commissär trat ein. Nach einer tiefen Verbeugung brachte er dem hohen Chef seinen Glückwunsch dar, fieng aber hierauf seinen Bericht nicht sogleich an, sondern blickte bald auf den Präsidenten, bald auf den Baron von Brand.

„Ich bin ja der geheime Secretär Euer Excellenz," flüsterte der Baron dem Chef der Polizei zu.

Worauf dieser seine Nase heftig zwickte, ihr einen leichten

Klaps gab, so daß sie sich zugleich mit dem ganzen Gesichte gegen den Beamten drehte. — „Sprechen Sie nur," sagte er alsdann, „dieser Herr ist einer meiner Vertrautesten, vor welchem ich keine Geheimnisse habe."

Nun war aber der Bericht des Polizei-Commissärs für den Präsidenten in der That ziemlich unbedeutend, nicht so ganz aber für den Herrn von Brand. Er handelte nämlich von dem Hause eines gewissen Meister Schwemmer, welches, so sagte der Beamte, zuweilen der Aufenthaltsort allerlei Gesindels, das man gewöhnlich in dem berüchtigten Fuchsbau anzutreffen pflege, sei. „Mir ist gemeldet worden," berichtete er, „daß in den nächsten Tagen dort irgend eine Streitigkeit, ein Zank ausbrechen wird, weßhalb ich es für meine Pflicht halte, diesen ohnedieß sehr abgelegenen Ort beobachten zu lassen."

Dagegen wußte der Polizei-Präsident durchaus nichts zu erinnern, und da der Andere nichts weiter vorzubringen hatte, so wurde er in Gnaden entlassen und zog sich rückwärts zur Thüre hinaus, nicht ohne sich vorher die Gestalt des Barons — derselbe hatte sein Gesicht abgewandt — mit einem langen, prüfenden Blick in's Gedächtniß zu prägen.

Der Präsident hatte für heute Morgen seine Arbeitsstunden beendigt, und der Baron mehrere seiner Zwecke erreicht. Wir sagen mehrere, denn es geschah, was er vorhin der jungen Dame vorausgesagt: der Papa nahm ihn, ohne mit dem Gang und dem Bedienten in Berührung zu kommen, durch eine Reihe der hinteren Zimmer mit sich in den Salon, und dort verplauderte er mit den Damen des Hauses eine höchst angenehme Stunde.

Da aber bei dieser Unterredung nichts vorkam, was für unsere Geschichte von Interesse wäre, so überlassen wir ihn seinem

Schicksale, das heißt, der scharfen, redseligen Zunge der Präsidentin und den sehr gefährlichen Augen ihrer Tochter.

— — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später in demselben Monate Januar, an einem frischen und klaren Nachmittage — es mochte an fünf Uhr sein — gingen zwei Männer neben einander nach der äußeren Stadt, wo die regelmäßigen Straßen aufhörten und wo nur hie und da einzelne Häuser zwischen Gärten lagen.

Der eine dieser Männer, eine große, kräftige Gestalt, schritt aufrechten Hauptes einher und hatte im Gehen die Gewohnheit, daß er etwas mit dem Oberkörper hin und her wankte.

Der Andere, ein kleines, mageres Männchen, hatte die Hände auf den Rücken gelegt, und bei jedem Schritte, den er machte, folgte sein Kopf, wohl unwillkührlich, dieser Bewegung und war deßhalb in einem unaufhörlichen Nicken begriffen.

Ersterer war der junge Hammer, Sohn des ersten Theatermaschinisten, der Andere Herr Schellinger, der Theaterschneider.

Beide gingen eine Zeitlang stillschweigend ihres Weges dahin; nur zuweilen räusperte sich Herr Hammer, indem er einen Seitenblick auf seinen kleinen Gefährten warf, oder Herr Schellinger hob den Kopf in die Höhe, zog seine Nase empor, schnüffelte in der Luft und sagte mit seiner dünnen Stimme: „Heute wird's malitiös kalt."

Bald ließen sie die letzten Häuser hinter sich und kamen in die Nähe der Stadtmauer, wo der Garten lag, durch welchen uns zu begleiten der geneigte Leser schon einmal so freundlich war, als wir uns nämlich in die Wohnung und in die Kleinkinderbewahranstalt des Meister Schwemmer begaben.

Herr Hammer und Herr Schellinger traten ebenfalls in diesen Garten, doch gingen sie nur bis zum kleinen baufälligen Hause,

in welchem, wie wir bereits wissen, der Garderobegehülfe seine armselige Wohnung hatte.

Der junge Zimmermann blieb vor der Thüre stehen, stemmte die Arme in die Seite und sagte, während er an dem Hause hinauf blickte: „Nimm mir nicht übel, Schellinger, das ist in der That eine scheußliche Barake. Wenn es Einer von unserem Handwerk sieht, so muß ihm völlig übel werden. Es ist mir immer, als sollte ich mit der Schulter auf die eine Seite drücken, daß dieß Gestell wieder in's Blei käme. Aber ich fürchte, es könnte umfallen. Sind dir die schiefen Fußböden nicht selbst unangenehm?

„Mir gewiß nicht," entgegnete ruhig der Schneider, „ich bin das so gewohnt; es erweckt mir auch eine höchst angenehme Erinnerung, denn von allen Tagen, die ich auf meinen weiten Reisen zubrachte, waren es die glücklichsten, wo ich in einem Dorfe lebte, in welchem alle Häuser noch weit schiefer standen als dieses hier."

„Und wo war denn das, Schellinger?"

„Das war da vornen," versetzte der Garderobegehülfe, indem er mit dem Zeigefinger seiner linken Hand vor sich hinwies, „in der Wallachei, weißt du, wo alle Männer, die nicht heirathen, zu Wallachen gemacht werden."

„Teufel auch!" sagte lachend der Zimmermann. „Wie bist denn du da glücklich durchgekommen?"

„Ah! das ist sehr einfach. Ich habe mich in jedem Orte, wohin ich kam, provisorisch verheirathet; das geht da vornen herum sehr leicht."

„Ah so!"

„Ja wohl, lieber Richard. — Aber siehst du, mit dem Dorfe war es so: das lag nämlich am Fuß eines starken Geberges, von welchem im Herbst, wenn der Schnee schmolz —"

„Schellinger, du meinst im Frühjahr."

„Nein, auf Ehre! dort schmilzt er im Herbst. — Und dann kamen dir also die grausamsten Wasserbäche von den Felsen herabgestürzt, und Alles auf das Dach los, und da die Häuser sehr tief lagen, so schoß es zu den Fenstern herein; und deßhalb standen alle Gebäude schief. — Verstehst du, Richard — damit das Schneewasser drüben ablaufen konnte."

„Ah! das muß ich mir merken; das ist eine schöne Einrichtung."

„Ja, sehr schön," sprach melancholisch der Garderobe-Gehülfe, während er seinen Schlüssel aus der Tasche zog und anfieng, die baufällige Treppe hinauf zu klettern. Auf der Mitte derselben angekommen sah er sich aber nach seinem Gefährten um, der drunten stehen geblieben war und ihm lachend zurief:

„Geh nur voran, Schellinger! Mich soll der Teufel holen, wenn das Ding da uns Beide trägt. Wenn dein Hausherr nicht so ein niederträchtiger Hund wäre, da käme ich aus reiner Menschenliebe her und nagelte es mit ein paar Brettern zusammen. Das wankt ja, daß Einem angst und bange wird."

„Ich mache mir nichts daraus," entgegnete der Schneider, indem er vollends hinaufstieg. „Wenn man zum Beispiel in Amerika reist, da wird man solche Stege, die immer auf und ab gehen, sehr leicht gewöhnt. Weißt du, Richard, in den Sümpfen; so ein Sumpf ist seine viertausend Schuh tief, und da muß man hinüber, hat aber weder Damm noch Brücke."

„Da geht man wohl auf Stelzen," bemerkte Herr Hammer, der nun ebenfalls vorsichtig die Treppe hinauf geklettert war.

„O nein," sagte sehr ernst der Andere, „das müßten ja Stelzen von viertausend Fuß Länge sein, und wenn ich mich je unterstehen wollte, euch so etwas zu erzählen, da würde es gleich

wieder heißen: Wie der Schellinger lügt! — Nein, nein! aber die amerikanische Regierung hat da unzählige Alligatore angestellt. — Weißt du, was ein Alligator ist?"

„Ja, ich glaube eine Art Krokodill."

„An die achtzig Schuh lang und zehn Schuh breit. Aus ihrem Fette macht man die Stearinkerzen. — Verstehst du: die ächten, — aber das kommt nicht hieher. — Nun also, diese Krokodille werden auf Kosten der Regierung gefüttert und sind famos abgerichtet. Wenn nun ein Reisender kommt (er muß aber einen Schein gelöst haben für die Krokodillpost), da ruft er nur: Giv Achtong! und da reihen sich die Bestien an einander, wobei eins das andere immer in den Schwanz beißt. — Und da ist eine vortreffliche Brücke; aber sie schwankt ein Bischen."

„Das kann ich mir denken, Schellinger." —

„Aber sonst ist sie vollkommen sicher; man muß sich nur in Acht nehmen, daß man so einem Krokodill nicht gerade auf die Nase tritt, denn sonst fängt es an zu nießen, und wenn es nießt, da hilft dir aller Schutz der amerikanischen Regierung nicht mehr, da fällst du in den Sumpf, wie es schon manch' Einem geschehen ist."

Bei diesen Worten hatte Herr Schellinger seine Stubenthüre geöffnet, und Beide traten in das mehr als dürftig möblirte Zimmer. Da befand sich nur ein alter Tisch, eigentlich nur ein Brett, das an der Wand stand, von einem einzigen Fuße unterstützt, ferner zwei sehr wackelige Stühle, und in der Ecke ein Geräthe, welches die Frechheit hatte, sich für ein Bett auszugeben, in Wahrheit aber nichts war als ein hölzerner Schragen mit einer alten Wollenmatratze, einem Kopfkissen, auf welchem als Decke ein Stück Teppich lag, sowie ein langgedienter Reitermantel. Leintücher hatte sich Herr Schellinger längst abgewöhnt; in Indien nämlich hatte er einen unüberwindlichen Abscheu dagegen

gefaßt wegen der vielen Tausendfüße und Schlangen, die sich nach frischer Wäsche sehnen und deßhalb zu Einem in's Bett kriechen. — Was einen Ofen anbelangt, so war davon nirgend eine Spur zu sehen, Herr Schellinger behauptete auch, Frieren und Schwitzen seien Fehler, die man sich abgewöhnen könne, und er habe es darin sehr weit gebracht. Er behandelte dieß Kapitel auch heute wieder, als nämlich Richard sagte: „Puh! Schellinger, bei dir ist es kalt!" und dabei in seine Hände blies.

„Ich zehre immer noch an meinen Reise-Erinnerungen in Brasilien," versetzte er gleichmüthig. „Wir haben da eine übermenschliche Hitze ausgestanden. Hier schwitzt man auch, aber das ist gar nicht der Rede werth. Ich habe einstmals in Rio bei einem Maler gearbeitet, das heißt, ich mußte ihm Modell sitzen, denn er behauptete, mein Kopf sähe dem des Kaisers Napoleon auf eine wahrhaft erschreckliche Weise ähnlich. Da saß ich nun auf meinem Stuhl und hatte die Beine um die Füße desselben herum geschlungen; es waren, glaube ich, an dem Tage hundertundvierzig Grad Hitze. —— Nein, es waren hunderteinundvierzig, weil bei hundertundvierzig noch Schule gehalten wird, aber bei hunderteinundvierzig haben die Kinder Hitzvacanz. — Da saß ich also, und lief der Schweiß so an mir hinunter, daß von den beiden Stuhlfüßen, wo Alles zusammen kam, ein paar ordentliche Bäche bis nach der Stubenthüre hinliefen. — Auf Ehre! Richard; ich bekam für die Stunde Modellsitzen einen preußischen Thaler."

„Ei Schellinger!" rief lachend der Zimmermann, „dabei hättest du die schiefen Häuser aus der Wallachei brauchen können. — Aber wenn es dir nun recht ist, so wollen wir ein Bischen von unserer Angelegenheit reden."

Dabei hatte er sich einen Stuhl genommen, ihn vorher sorg-

fältig geprüft und sich dann darauf niedergelassen. Herr Schellinger machte es seufzend und mit empor gezogenen Augenbrauen ebenso, nur schlug er die Hände über einander, die Jener fröstelnd in seine Hosentaschen gesteckt hatte.

„Du weißt also," begann Richard, „warum es sich eigentlich handelt; wir wollen, wenn es möglich ist, der Catharine, der armen Weibsperson, wieder zu ihrem Kinde verhelfen, das, wie du selber meinst, da drüben in dem Hause ist."

„Der Beschreibung nach vermuthe ich das wohl," erwiederte der Schneider; „sie ließen mich freilich nur einen kleinen Blick in den Affenstall hinein werfen, aber da sah ich so ein Ding, wie man es mir beschrieben, auch hatte es ein blaues wollenes Kleid an."

„Und es sah in dem Stalle da jämmerlich aus?"

„O," erwiederte kopfschüttelnd Herr Schellinger, „über alle Maßen. Ich habe auch da hinten herum mancherlei Elend gesehen, namentlich bei den Frosch-Indianern; die wohnen nämlich in Sümpfen und quacken wie die Frösche. Beiläufig gesagt, behauptet man, von ihnen stammen die amerikanischen Quäcker her; ich habe aber hierüber nicht in's Klare kommen können. — Die Frosch-Indianer nun haben die sehr schlechte Gewohnheit, sich gegenseitig ihre Kinder aufzuessen, und da das doch die Regierung der vereinigten Staaten, wo sie naturalisirt sind, nun einmal nicht leiden kann, so hat sie große Kleinindianerkinderbewahranstalten errichten lassen, wo es aber, unter uns gesagt, arg genug hergeht."

„Ich will dir das recht gern glauben," sagte einigermaßen ungeduldig der Zimmermann. „Aber jetzt handelt es sich nicht von Frosch-Indianern, sondern von Meister Schwemmer und der Catharine ihrem Kind. — Du weißt also genau, was du bei der Geschichte zu thun hast?"

„Ja, ich weiß es," entgegnete der Garderobe-Gehülfe; worauf er in tiefem Nachsinnen seine Hände auf den Knieen faltete und den Kopf auf die Brust sinken ließ. „Ich weiß es ganz genau. — Aber da war dazumal bei den Frosch-Indianern — — nein, nein! ich irre mich: es war bei den Vögelnegern! — ein ganz verfluchter Kerl, eigentlich ein Verbrecher. — Richard, hast du je Schillers Verbrecher aus verlorener Ehre gelesen?"

„Ich glaube wohl; aber bleibe bei der Sache, Schellinger?"

„Gleich, gleich, lieber Richard," erwiederte Jener sanftmüthig. — „Also dieser Kerl — ich glaube ein Preuße — war also auch ein Verbrecher geworden, nicht aus verlorener Ehre, sondern weil es ihm unmöglich war, irgendwo eine Schraube festsitzen zu lassen."

„Ach dummes Zeug!"

„Nein, auf meine Ehre! Richard. Schon als ganz kleines Kind fieng er damit an, wo es sich nur thun ließ, eine Schraube heraus zu ziehen; ich sage dir, wenn er eine sah, so zitterte er ordentlich drauf hinein. Da halfen keine Schläge und gar nichts; und das ward immer ärger, je mehr er heran wuchs."

„Nun, so laß ihn in's Teufels Namen heranwachsen, und gib mir einmal eine vernünftige Antwort, denn wenn du so hartnäckig zerstreut bist und immerzu auf Reisen, da kann ja kein Mensch ein vernünftiges Wort mit dir reden."

„Ja, du hast Recht, lieber Richard," sagte melancholisch der Schneider, indem er sich mit der Hand über die Stirne fuhr und tief aufseufzte; „es ist das allerdings eine schlechte Angewohnheit und plagt mich sehr. Es ist ein Unglück, daß ich diese weiten Reisen gemacht habe und es nun einmal nicht lassen kann, die Menschen aus meinen Erinnerungen zu belehren. — Was habe ich davon? — Nichts wie Undank! Ich weiß ja wohl, was

die Leute sagen, wenn ich weggegangen bin. — Wie der Schellinger wieder gelogen hat! lachen sie. Und siehst du, Richard, die Reputation eines Lügners zu haben, ich, der nur die Wahrheit spricht, das bringt mich noch unter den Boden."

„Das sagt ja auch kein Mensch," entgegnete begütigend der Zimmermann; „ich am allerwenigsten. Nur meinte ich eben, du solltest deine Phantasie ein Bischen bemeistern und auch hie und da einmal von anderen Dingen sprechen, als von deinen schönen Reisen."

„Ach, die Phantasie!" versetzte traurig Herr Schellinger, „die ist stärker als unser Wille; ich habe davon die schrecklichsten Beispiele. Glaubst du wohl, Richard, daß ich neulich des Nachts mich so in meinen Phantasieen verlor, daß ich deutlich die Brücke in Hinterindien vor mir sah, wo ich auf meinem Zebra in den Fluß hinabsprang, als mich der Oberst der leichten Braminen-Cavallerie verfolgte. Es war eigentlich ein Halbtraum, aber so schrecklich und deutlich, daß ich, als ich aufwachte, nachdem ich geträumt, ich sei im Wasser gelegen, nun über und über naß war. — Glaubst du das, Richard?"

„Ja, ja, ich glaube es dir, Schellinger. Aber jetzt ruf' deine Phantasieen zurück und laß uns einmal ein anderes Gespräch anfangen. — Du wirst also beim Dunkelwerden hinüber gehen?"

„In einer halben Stunde."

„Bei Meister Schwemmer setzst du dich wie oft an den Ofen und erzählst deine Geschichten, mußt ihnen aber solche Dinge vortragen, daß sie dir nicht glauben."

„Das wird schwer angehen," meinte Herr Schellinger.

„Na, versuch es nur. — Wenn sie dir also nicht glauben wollen, und das sagen, so ereiferst du dich und machst ihnen einige Grobheiten. — Das kannst du doch? — So gibt denn ein

Wort das andere; am Ende bedrohen sie dich vielleicht, du läßt dir nichts gefallen, ihr kommt an einander, und dann machst du von deiner Waffe Gebrauch. — Du hast doch deine Pistole bei dir?"

„Hier ist sie," entgegnete der Schneider und zog ein rostiges Theater-Terzerol aus der Tasche. „Der Inspicient hat es mir geliehen und auch mit einem schwachen Schusse geladen."

„Es ist aber doch kein Schrot darin?"

„Gott bewahre! nur ein leichter Pfropfen. Auch werde ich damit an die Decke hinauf halten."

„So ist's recht. Zu gleicher Zeit schreist du dann um Hülfe, und dann sind wir wie ein Donnerwetter bei der Hand."

„Was meinst du, Richard," sagte Herr Schellinger nach einer Pause, „wenn sie mir zu hart auf den Leib gehen, soll ich nicht vielleicht Einen oder den Anderen zu Boden schlagen?"

„Nein!" entgegnete der Zimmermann, indem er lächelnd die miserable Figur des Schneiders betrachtete. „Laß' das nur bleiben."

„Das ist eigentlich Schade," fuhr dieser fort; „ich könnte dabei so gut den Handgriff anbringen, den mich die Tscherkessen gelehrt. Man bewegt nur die Faust ein wenig, läßt sie ganz sanft niederfallen, und wenn man dabei die richtige Stelle trifft, so stürzt dir ein Ochs zusammen. — Aber wenn du meinst, so thue ich es nicht."

„Ich meine wirklich, es werde besser sein, wenn du es bleiben läßt, Schellinger; du hast überhaupt in dem Augenblick viel zu beobachten. Wenn du um Hülfe schreist, so mußt du im gleichen Augenblicke das Fenster oder die Thüre aufreißen. — Jetzt aber noch Eins. Was du hier an Habseligkeiten hast, das packen wir gleich zusammen, denn dableiben kannst du begreiflicher Weise nach der Geschichte nicht mehr; wir wollen schon ein Quartier

für dich besorgen. Vorderhand kannst du zu mir ziehen, wir haben eine Kammer und ein Bett, besser als dieses hier. Es wäre gut, wenn du mit dem Einpacken gleich anfiengest; ich lege dann die Geschichten irgendwo hin, von wo wir sie nachher mitnehmen können."

„Das Zusammenpacken ist schnell besorgt," erwiederte trübe lächelnd der Garderobe-Gehülfe. „Wenn ich bedenke, wo all' die schönen Sachen hingekommen sind, — ich kam damals aus Indien zurück mit vierundsechzig Kisten, — wo sind sie geblieben? — Gott weiß es! Aber das machte mir keinen Kummer, ich habe mir vorgenommen, nächstens einmal wieder eine Tour zu machen, und da werde ich schon wieder was Besonderes finden. — Wenn es dir Spaß macht, Richard, so bringe ich dir einen wahnsinnigen Affen in Lebensgröße mit."

„Und warum gerade einen wahnsinnigen, Schellinger?"

„Ja siehst du, Richard, die gewöhnlichen sind zu toll und unanständig; man kann nichts mit ihnen anfangen. Haben sie aber einmal den Affenverstand verloren, so werden sie gelehrig und vernünftig wie ein Mensch. Sie sind freilich sehr theuer, aber das kommt mir bei dir nicht darauf an."

Während er das sprach, war er aufgestanden, hatte eine alte Kiste unter dem Bettschragen hervorgezogen, und fieng nun an, sie auf den Boden auszuleeren, zu welchem Zwecke er ein nicht mehr ganz neues Hemd ausbreitete und darauf allerlei unbedeutende Gegenstände, als: Knochen, Glas, kleine Stücke Holz, vergilbte Papiere, Haarbüschel, auch abgerutschte Tressen, schmierige Rockaufschläge und Kragen und dergleichen mehr niederlegte.

„Ich hatte einmal solch einen wahnsinnigen Affen," sagte er während dem, „und er war mir lange Jahre ein treuer und redlicher Bedienter. Er war ohne alle Unarten; nur konnte er

es nicht ertragen, wenn man ihm von seinem früheren Stande sprach. Da wurde er grob und sagte mir oft die bittersten Wahrheiten. — Siehst du, Richard," unterbrach er sich selbst, indem er ein kleines Papier hervorzog, es aufmachte und dem Zimmermann eine Wurfhaut darreichte, „sieh, das kannst du mitnehmen, es ist ein Stück Brillenschlangenhaut, davon brauchst du dir nur ein klein wenig um die Finger zu wickeln, und alle Schlangen, die dir begegnen, ergreifen augenblicklich die Flucht. Es beißt dich alsdann keine; auf Ehre! du kannst es mir glauben. — Da nimm es und thu' mir nur den Gefallen, es gleich zu probiren. Ich will ein Lügner sein und ein schlechter Mensch, wenn du mir morgen nach dem Theater sagen kannst, es habe dich eine einzige Klapperschlange oder dergleichen Zeug gebissen."

„Hilft es auch gegen die Flöhe?" fragte lachend der Zimmermann, während er die vertrocknete Wurfhaut in die Tasche steckte.

„Laß einmal sehen. — Gegen die Flöhe?" erwiederte Herr Schellinger, streichelte gedankenvoll sein spitzes Kinn und sah zum Fenster hinaus. „Laß doch einmal sehen," wiederholte er alsdann. — — „Nein, gegen die Flöhe hilft es nicht; aber hier habe ich was Anderes für diesen Zweck, was mir in Arabien gute Dienste geleistet."

Bei diesen Worten griff er in den Kasten und händigte seinem Freunde Etwas ein, was dieser laut lachend betrachtete.

„Das ist ja ein Stiefelzieher," sagte er.

„Nein, nein, gewiß nicht! Man braucht das in Arabien, um den Flöhen die Zähne auszubrechen."

„Da müssen sie ungeheuer groß sein, Schellinger."

„O, es geht so an," entgegnete der Schneider. „Die größten, die ich gesehen habe, waren wie hier zu Lande ein kleiner

Pudel. Doch soll's hinter Palmyra, wie glaubwürdige Reisebeschreibungen versichern, noch viel größere geben. Ich kam aber nicht dahin, sie wollten mir in Damaskus meinen Paß nicht weiter visiren, indem der dortige Oberamtmann behauptete, ich sei von meiner Regierung als militärpflichtig reclamirt worden."

Unter diesen Erzählungen hatte der Schneider sein Bündel gepackt und übergab es Richard, der ebenfalls aufgestanden war und es unter den Arm nahm. — —

Die Sonne war untergegangen, klar und rein, wie sie den ganzen Tag geschienen, und hinterließ noch lange nachher eine Röthe am Horizont im Westen, so tief und glühend, daß die Nebel, welche sich im nächsten Augenblick über die Stadt lagerten, sie nicht zu bewältigen vermochten, sondern von ihr dunkelroth gefärbt wurden.

Der Zimmermann trat an's Fenster und sagte, während er hinaus blickte: „Das wird eine kalte Nacht werden; ich bin froh, daß ich mich warm angezogen habe; denn wir werden doch eine Zeitlang draußen auf dich warten müssen."

„Ja, kalt wird es werden," meinte auch der Schneider. „Schau, wie blutig der Nebel aussieht. Wenn man an Vorbedeutungen glauben wollte, so könnte man vielleicht denken, unser Unternehmen möchte nicht ganz gut ablaufen."

„Denkst du etwas dergleichen?" fragte Richard. „Schellinger! Schellinger! du hast dich so bereitwillig zu deinem Posten angeboten; noch ist es Zeit zurückzutreten, wenn du etwa Furcht haben solltest. — Aber das will ich nicht glauben; du hast dich immer als muthig bewährt."

„Furcht?" sprach geringschätzend der Garderobe-Gehülfe. „Ich meine, ich hätte in meinem Leben Muth genug gezeigt; von meinen Reisen will ich dießmal nichts reden, denn die sind welt-

bekannt. Aber du wirst dich wohl erinnern, daß ich ein ganzes Jahr lang Theaterdiener war, als der alte Stütz gestorben."

„Das weiß ich freilich. — Aber zu dem Geschäft gehört doch kein besonderer Muth."

„Muth und Entschlossenheit. Geh' du einmal zu einer ersten Sängerin hinein, wenn sie ohnehin schlechter Laune ist, wenn sie sich einbildet, heiser zu sein, weil sie nicht singen mag. Tritt du vor sie hin und fordere ihr irgend eine Rolle ab. — Lieber Freund, ich habe mancher Löwin ihre Jungen weggenommen — das thaten wir in Indien zur Bewegung vor dem Frühstück — und habe nie dabei gezittert. — Aber hier! — — Oder bring' einem ersten Künstler den Befehl der Intendanz, eine, wie er glaubt, untergeordnete Rolle zu spielen, oder auch die Verweigerung eines neuen Costüms! — Da heißt es Courage haben und fest hinstehen. Aber da drüben der Schwemmer, das ist mir ein Kinderspiel."

„Es ist aber nicht nur der Schwemmer allein," erwiederte der Zimmermann, sondern die Kneipe hinten im Hofe soll eine Auflage alles möglichen Gesindels sein."

„Das ist schon wahr," fuhr der Schneider nachdenkend fort. „Aber ich kenne sie Alle; wie schon gesagt, der Schwemmer kann kaum von seinem Stuhle aufstehen, sonst bringt ihn der Husten um. Da ist nun ferner ein Monsieur Sträuber, ein hochnasiger Schuft, der aber nicht für einen Pfennig Muth im Leibe hat. Der einzige tüchtige Kerl, der da sein könnte, ist ein gewisser Mathias. — Doch," setzte er mit ungewohnter Aufrichtigkeit hinzu, „thut der einem armen Schneider, wie ich bin, nichts zu Leide."

„Für alle Fälle," versetzte Richard nach einer Pause, „haben wir auch gute Freunde, die uns unterstützen werden." — Er lehnte sich bei diesen Worten abermals an das Fenster und blickte

auf die langsam dunkler werdende Stadt, wo sich schon hie und da einzelne Lichter zeigten. — „Die Catharine war neulich bei einem Doctor, dem hat sie ihre Sache anvertraut und erzählt, daß sie hauptsächlich durch deine Hülfe ihr Kind wieder zu erlangen hofft. Es soll das ein braver Herr sein, und er hat mit dem Polizei-Commissär dieses Viertels gesprochen, damit irgend Jemand in der Nähe ist, wenn wir allenfalls Hülfe brauchten."

„Ich habe mit der Polizei nicht gerne zu thun," sagte Herr Schellinger; „es ist das für anständige Leute immer eine unangenehme Geschichte. Das tappt nur so zu, namentlich im Dunkeln, und wenn sie selbst einmal den Unrechten beim Kragen nehmen, so lassen sie ihn so bald nicht wieder fahren." — Er schlug die Arme über einander und blickte, wie es schien, mit allerlei Gedanken beschäftigt in's Freie hinaus, an den Himmel empor, wo sich trotz des Nebels einige Sterne mit blassem Lichte zeigten. — „Und wo ist die Catharine?" fragte er nach einer Pause.

„Ganz in der Nähe," entgegnete Richard; „in der Verwirrung, wo wir dir zu Hülfe springen, wird sie in das Haus eilen, nach dem Affenstall, wie du die Kinderstube nennst, und dort ihr Mädchen holen."

„Schön, schön; das ist nicht schlecht arrangirt. So wollen wir denn jetzt an die Ausführung gehen."

„Ist es nicht noch zu früh?"

„Nein, später lassen sie mich gar nicht mehr in's Haus."

„Und wie lange glaubst du, daß es dauern wird, bis wir zu thun bekommen?"

„Ich denke, so eine halbe Stunde bis drei Viertel; wenn sie nicht gar zu sanftmüthig gelaunt sind, so ist das Zeit genug, um einen Streit mit ihnen anzufangen."

„So geh' denn hinunter, Schellinger," sagte der Zimmer-

mann, während er ihm mit komischem Ernste beide Hände auf die Schultern legte. „Denk, du seiest in Hinterindien oder in Vorderasien und gehest zur Attaque auf irgend einen wilden Indianerstamm. Halte dich tapfer und schreie zur gehörigen Zeit und recht laut um Hülfe."

„Daran soll's nicht fehlen," erwiederte der Schneider, der noch einen Blick rings durch seine Stube laufen ließ, während er sich anschickte, sie zu verlassen. Plötzlich blieb er stehen, schlug sich vor die Stirne und sagte: „Wie kann man auch so vergeßlich sein! Hätte ich doch bald etwas ganz Nothwendiges übersehen! — Richard, du mußt mir die Liebe thun, da ich selbst keine Zeit mehr dazu habe, an meine Stubenthüre ein Papier zu kleben und darauf zu schreiben: — Schellinger wohnt nicht mehr hier, ist aber zu erfragen auf einem hochpreislichen Hoftheater-Intendanz-Bureau. — Es ist das für mich von großer Wichtigkeit, denn von Tag zu Tag erwarte ich den Besuch eines meiner besten Freunde, eines russischen Fürsten, mit dem ich in Kairo beim Vicekönig zu Gast war. Er versprach mir, mich in Deutschland zu besuchen, und sagte noch beim Abschied mit Thränen in den Augen zu mir: Paschol Durak — Schellinger! Was so viel heißen will als: Schellinger, ich werde dich niemals vergessen. — Nicht wahr Richard, das besorgst du mir? — Es war ein guter Kerl, dieser Russe, und er würde mir niemals vergeben, wenn er hier vor meine verschlossene Stubenthüre käme."

Der Schneider reichte hierauf seinem Freunde die Hand, bezeichnete auf der Stubenthüre die Stelle, wo er das Plakat angebracht zu haben wünschte, und stieg hierauf vorsichtig die Treppen hinab. Als er aber unten angekommen war, blieb er stehen und rief einige Male Richards Namen.

„Was soll's?" antwortete dieser in das dunkle Haus

hinab, wo er die Gestalt des Schneiders nicht mehr erkennen konnte.

„Nur noch eine Kleinigkeit," versetzte der Garderobe-Gehülfe. „Du mußt auf das Plakat über die Notiz wo ich zu finden bin statt meines einfachen Namens schreiben: der berühmte Reisende von Schellinger, denn nur so kennt mich mein Freund, der russische Fürst. — Jetzt aber gehab' dich wohl und fall mir nicht die Treppen hinunter."

Richard hörte nun für den Augenblick nichts weiter als die tappenden Schritte, mit welchen Herr Schellinger sich entfernte, sowie das Knarren der Thüre, als derselbe das Haus verließ.

Sechszigstes Kapitel.

Er.

Meister Schwemmer saß wie fast immer so auch am heutigen Abend auf seinem gewöhnlichen Platz am Ofen, die angeschwollenen Füße in Filzschuhen, auf den Knieen das unvermeidliche rothcarrirte Tuch, dessen eigentliche Bestimmung es war, den vielen von den Fingern herabfallenden Schnupftabak wieder aufzufangen. Hierauf hielt die Frau, und sie vergaß nie, dieses Tuch mehrmals des Tags in ein Papier auszuschütteln.

Vor dem Hausherrn saß rittlings auf einem Stuhle Herr Sträuber; er hatte die Hände auf die Lehne desselben gelegt und rieb sein spitzes Kinn auf ihnen hin und her. Madame Schwemmer befand sich in einer Ecke des Zimmers und schälte Kartoffeln, ging aber häufig in die Küche hinaus, um, wie sie sagte, nach dem Kindsbrei zu sehen, der auf dem Heerde schmorte, in Wahrheit aber, um regelmäßig eine kleine Herzstärkung zu sich zu nehmen.

Herr Sträuber mußte etwas erzählt haben, was den Anderen

einigermaßen überrascht, denn dieser schüttelte mit dem Kopfe, machte große Augen und ein schiefes Maul und meinte alsdann: „So, so! — Ei, ei! — und spurlos verschwunden?"

„Spurlos!" entgegnete Herr Sträuber, indem er seinen Kragen in die Höhe zog; „das heißt, wohlverstanden spurlos als Lebender. Freilich, todt genug zog man ihn am andern Morgen aus dem Kanal hervor."

„Ah! das ist doch was Anderes! da wußte man also doch, wo er geblieben war! — Und wer besorgt dergleichen Geschichten?"

„Bssst! Meister Schwemmer, darüber spricht man nicht gern; es weiß es auch eigentlich Niemand genau, wer da den Scharfrichter spielt. Genug, es ist schon einige Male vorgekommen, so viel ich weiß."

„Und da spricht er ganz einfach einen Urtheilsspruch?"

„Nachdem er drei, vier der Anderen gehört hat, und sie seiner Meinung sind."

„Na, das ist doch eigentlich eine Art von Gericht, und dagegen kann man nichts haben."

„Ganz richtig: dabei wäre am Ende auch nichts zu erinnern. Aber er übt auch sonst, — unter uns gesagt, — eine zu wahnsinnige Tyrannei aus. Kann Einer von uns wohl thun, was er mag? — Hat irgend Einer einen freien Willen? — Nein, nein! beim Teufel! nein! Ich versichere Euch, Meister Schwemmer, ich gehe stark mit der Absicht um, wieder ehrlich zu werden und mein Brod auf anständige Weise zu verdienen. Ich absonderlich tauge nicht in diese Gesellschaft; man hat eine Erziehung genossen, man hat eine Vergangenheit, und dann — gibt es ein paar zu schöne Augen, die mich oftmals mit heißen Thränen bitten, aus dem Dunkel hervorzutreten, in das mich unsere Lebensweise hüllt. — Schöne Augen!"

„Nun, wenn die schönen Augen Geld haben, so heirathet sie in Gottes Namen und lebt Eurer Erziehung und Eurem Stande gemäß."

„Findet Ihr das nicht auch, Meister: ich bin zu nobel, zu vornehm für dieß Gewerbe?"

„Das wollte ich gerade nicht sagen," meinte hustend der Hausherr. „Wißt Ihr, Sträuber, Euch fehlt der rechte Muth zu unserem Geschäft, Ihr habt Angst vor einem Handgemenge, Ihr seid zu weich."

„Richtig, richtig, Meister Schwemmer!" erwiederte schwärmerisch der Andere, wobei er den Hut, den er auf dem Kopfe hatte, fest in die Augen drückte. „Das sagt meine Gräfin mit den schönen Augen auch. Was mich dieses Weib liebt, davon habt Ihr gar keine Vorstellung. — Es frißt mir das Herz ab, wenn ich sie so vornehm und stolz vorüber fahren sehe, und dabei bedenke, was ich für ein miserabler Sclave bin. — Und Sclaven sind wir, das ist nicht zu läugnen."

Als Herr Sträuber von der schönen Gräfin sprach, nahm der Hausherr eine gewaltige Prise und kniff sein linkes Auge zu gegen das Weib hin, das darauf verächtlich lächelnd die Achseln zuckte.

„Glaubt Ihr nicht, daß wir Sclaven sind?" fuhr Herr Sträuber fort, da er diese Grimasse, welche seiner angeblich vornehmen Bekanntschaft galt, mißverstanden.

„O ja doch," entgegnete Meister Schwemmer; „namentlich Ihr vom Fuchsbau. Mich hier läßt er so ziemlich in Frieden."

„Wartet nur; ich sehe es auch noch kommen, daß er Euch irgend was am Zeuge flickt. Er soll neulich zum Mathias gesagt haben: Was wißt Ihr von der Wirthschaft bei dem Schwemmer? Da sollen zuweilen saubere Geschichten vor sich gehen; sagt ihm mein Compliment und er soll sich in Acht nehmen."

„Hat er das wirklich gesagt?“ fragte der Meister, der einen plötzlichen Schrecken mühsam hinter einem leichten Hüsteln zu verbergen suchte, wogegen das Weib Kartoffeln und Messer in den Schooß fallen ließ und mit weit offenem Munde drein schaute.

„Ja, das hat er gesagt,“ fuhr Herr Sträuber fort, offenbar sehr befriedigt durch die Wirkung, welche diese Worte hervorgebracht. — „Von mir sprach er ebenfalls, und nicht gerade besonders schmeichelhaft; er nennt mein unschuldiges Vergnügen, den kleinen Kindern die Ohrringe wegzunehmen, ein gemeines Verbrechen, eine Schande; er wolle ein Wort mit mir reden, wenn er sich einmal von der Wahrheit überzeugt. — Nun, ist das keine Sclaverei? Müssen wir uns eine solche Herrschaft gefallen lassen?“

Der Andere winkte mit der Hand, als wollte er sagen: stille, stille! Und dann fragte er mit leiser Stimme: „Woher erfährt er denn alle diese Geschichten?“

„Das weiß der Teufel!“ sagte Herr Sträuber; „aber ihm bleibt nicht leicht etwas verborgen. — Ich habe immer schon gedacht, der Mathias mache zuweilen den Spion gegen uns.“

„Nein, gewiß nicht!“ erwiederte Meister Schwemmer im Tone der Ueberzeugung. „Der Mathias ist ein rauher Kerl, aber verrathen thut der Niemand. — — Es ist das überhaupt ein räthselhafter Herr,“ fuhr er nach einer Pause fort.

„Wer? — der Mathias?“

„Ach nein! er. — Habt Ihr ihn kürzlich gesehen?“

„Gott sei Dank! nein; nur neulich zufällig erfahren, daß er im Hause sei, wie die Geschichte mit dem Lakaien spielte.“

„Aber Ihr spracht ihn früher schon?“

„Ein einziges Mal. Und ich muß gestehen, da machte er auf mich einen gewaltigen Eindruck. Er ist nicht übermäßig groß, aber seine Stimme geht Einem durch Mark und Bein, und wenn

er eine Bewegung macht, auf und ab geht oder etwas thut, so meint man, seine Glieder seien von Stahl und Eisen."

„Ja, ja, so ist es," entgegnete der Hausherr, während er langsam den Kopf in die Hand sinken ließ. — „Aber glaubt Ihr wohl," fuhr er nach einer Pause fort, „daß ihn Jemand von den Anderen genau kennt?"

Herr Sträuber schüttelte den Kopf und versetzte: „Sehr genau kennt ihn gewiß Niemand, am besten wohl der Mathias, und dann der Josef, dessen Ihr Euch wohl noch erinnern werdet."

„Richtig, der Josef! — Wo ist der wohl geblieben?"

„Hm! hm!" machte der Andere. Dann hob er den Kopf in die Höhe und blickte seinem Gegenüber forschend in die Augen, so daß dieser fortfuhr:

„Vor mir braucht Ihr Euch nicht zu geniren, denn wir kennen uns lange und genau genug."

„Das ist schon wahr," meinte Herr Sträuber und blinzelte mit den Augen. „Ich habe eigentlich auch schon lange mit Euch darüber sprechen wollen; jedoch —" er warf einen Blick auf das Weib in der Ecke, welchen der Hausherr vollkommen verstand, denn er sagte augenblicklich mit seiner heiseren Stimme:

„Geh' hinaus und schau einmal nach den Kindern; ich meine, ich hör' da ein Geschrei."

Worauf sie sich mit einer unmuthigen Bewegung erhob und das Zimmer verließ.

„Nun —?"

„Der Josef verschwand also plötzlich spurlos und blieb wenigstens ein ganzes Jahr weg. Eines Abends erschien er nun wieder einmal im Fuchsbau, ganz zerlumpt und abgerissen."

„Er hatte wohl eine Kunstreise gemacht?"

„Wie ich Euch sage: er schaute zum Erbarmen aus. Und

das war gerade an jenem Abend, wo er auch im Fuchsbau war. Er muß auch den Josef gesprochen haben, denn der Mathias führte ihn auf ein Zeichen der Alten aus der Schenkstube hinweg, und Beide kamen nicht wieder. Mathias freilich nur für den Abend, der Josef aber auch am anderen und die folgenden Tage nicht."

„Da wird er wieder auf Reisen gegangen sein?"

Herr Sträuber lehnte sich mit seinem Stuhle so weit als möglich vorn über, worauf er mit den Augen blinzelte und leise flüsternd sagte: „Unter uns, Meister Schwemmer, er blieb in der Stadt; ich möchte wenigstens hundert Gulden gegen einen faulen Apfel wetten, daß ich ihn kürzlich wieder gesehen."

„Zerlumpt?" —

„Im Gegentheil; er stand auf einer herrschaftlichen Kutsche, auf's Schönste als Jäger angezogen."

„Nun, das ist was Rechtes. Da wird er eine Stelle haben wie der selige Lakai."

„O nein; mit dem blieben wir beständig im Rapport, der kannte uns genau und nickte uns auf der Straße, so oft er nur konnte, verstohlen zu. — Aber Herr Josef sind stolz und vornehm geworden, ein ganz Anderer, kennen uns nicht mehr und wenden den Kopf ab, wenn wir ihn ein Bischen scharf anblicken."

Meister Schwemmer schaute an die Decke empor, nahm eine starke Prise und hielt darauf seine Nase eine Zeit lang mit dem Fingern fest, während er eifrig nachdachte. — „Das ist allerdings sonderbar," sagte er alsdann. „Aber ich will Euch einen Rath geben, bester Sträuber; wenn sich die Sache so verhält, so thut Euch selbst den Gefallen und blickt den Josef nicht so scharf an, denn sonst könnte er Euch auf curiose Art zwingen, die Augen niederzuschlagen."

„Immer wieder er!" entgegnete der Andere, und setzte mit

prahlerischem Tone hinzu: „Was will er denn eigentlich? Ich werde doch beim Blitz! auf der Straße die Menschen ansehen dürfen! — Ihr habt eine gewaltige Angst vor ihm."

„O lieber Freund," antwortete lächelnd der Hausherr, „wir wissen wohl, wer die meiste Angst hat, aber auch das größte Maul. Wollte Euch nur sehen, was Ihr für ein Gesicht machen würdet, wenn er jetzt zufällig zum Fenster herein schaute."

Bei diesen Worten blickte der Sprecher, um den Anderen zu necken, etwas scharf auf die dunkeln Scheiben, worauf Herr Sträuber erschrocken herumfuhr, und dann, als Jener laut auflachte, verdrießlich sagte: „Ah! laßt doch die schlechten Witze! Damit treibt man keinen Spaß."

„Na, setzt Euch nur wieder ruhig hin," fuhr Meister Schwemmer nach einem heftigen Hustenanfalle fort. „Daher kommt er nicht: wir stehen nicht in seiner Gnade; er bekümmert sich auch nicht um uns, was mir übrigens sehr angenehm ist. — — Aber sagt mir über Eins Eure Meinung, — ich weiß, Ihr denkt viel und habt in manchen Sachen einen außerordentlichen Scharfblick, — wofür haltet Ihr ihn eigentlich?"

Herr Sträuber zuckte bei diesen Worten hoch und lange die Achseln, dann schob er seine Unterlippe vor und entgegnete: „Das mag der Teufel wissen."

„Na, gebt was los!" meinte der Hausherr, da Jener zu zaudern schien. „Ihr habt gewiß viel darüber nachgedacht und auch Manches in Erfahrung gebracht."

„Erfahren habe ich eigentlich über ihn nie Etwas," erwiederte Herr Sträuber. „Aber meine Idee steht so ziemlich fest."

„Nun denn?" —

„Daß er keiner unseres Gleichen ist, das liegt am Tage, ebenso, daß die Gestalt, unter der er bei uns erscheint, nicht seine

wahre ist. — Ich halte ihn mit einem Wort für einen vornehmen und reichen Herrn, dem es nun einmal Spaß macht, eine solche Rolle zu spielen."

„Ja, ja, das denke ich auch."

„Der eine Freude daran findet, so eine unsichtbare und mächtige Hand über die Menschen auszustrecken, und hier und dort Einen zu schütteln und zu kneifen; dessen Laune es ist, manchmal Jemand, der sich vielleicht seinen Zorn zugezogen, gewaltig zu treffen. — Denn aus Eigennutz oder des Verdienstes halber hat er sich nicht mit uns eingelassen, das liegt am Tage."

„Gewiß nicht; ich wüßte mich wenigstens nicht zu erinnern, daß er je auch nur Nadelknopfs werth von dem Erworbenen für sich in Anspruch genommen."

„Ihr müßt aber da Etwas unterscheiden," fuhr Herr Sträuber mit einem pfiffigen Gesichte fort; „er verlangte freilich nie Etwas, was für uns Werth hat, aber die Sachen, die er sich vorbehielt und die wir hie und da mitnahmen, mußten doch wohl für ihn wichtig sein, denn er hat sie uns meistens reich bezahlt."

„Und was waren das für Sachen?"

„Papiere, lieber Freund, — Documente; was weiß ich! oftmals Briefschaften, ja nur ein einfaches Portrait, das er haben wollte. Und wie genau wußte er immer, wo das zu finden sei. In solchen Fällen gab er das Zimmer an, den Tisch oder den Schrank, wo sich die und die Kassette befände; ja er wußte oft, wo der Schlüssel war, oder sagte, man müsse sie aufsprengen oder ganz mitnehmen."

„Aber Papiere von Geldwerth nahm er nicht?"

„Davon habe ich niemals etwas gehört. — — Als ich ihn damals sah, — er gab uns in der Nacht über einen verwickelten Fall eine sehr genaue Instruction, — sprach er Etwas, das ich

nicht vergessen werde. — Einer ist auf dieser Erde der Sclave des Anderen, sagte er; mir macht es nun einmal Vergnügen, so eine recht scharfe Peitsche über Alle schwingen zu können, nachdem sie mich lange und schwer gegeißelt. — Zu derselben Zeit bekam der Mathias noch einen ganz sonderbaren Auftrag, den er auch mit einer unglaublichen Gewandtheit ausführte. — Was meint Ihr wohl, Meister? — Er mußte sich mit großer Gefahr in ein Haus schleichen, mehrere Thüren öffnen, und das Alles nicht um Etwas zu nehmen, sondern um Etwas zu bringen."

„Ah! Sträuber, Ihr bindet mir Eins auf!"

„Gewiß nicht; mich soll der Teufel holen! Er bekam von ihm ein Paketchen mit Briefen, und die mußte der Mathias dort in einen Schreibtisch in ein ihm genau bezeichnetes Fach legen."

„Das begreife ein Mensch."

„Ich hab's begriffen," sprach Herr Sträuber schmunzelnd, indem er die linke Hand mit ausgespreizten Fingern von sich abstreckte; „das war eine Mine, die er in dem Hause legte, die artig aufplatzte und dort mehr Verwirrung anrichtete, als wenn wir hunderttausend Thaler gestohlen hätten."

In diesem Augenblicke vernahm man ein leises Klopfen an der Hausthüre.

„Wer kann das sein?" fragte Meister Schwemmer.

„Vielleicht der Mathias."

„Nein; der klopft nicht so leise," sagte der Hausherr. „Geh' an die Thüre!" rief er seiner Frau, die eben wieder eintrat, zu, „und schau, wer da ist. Wir brauchen keinen Besuch."

„Dem Klopfen nach," meinte sie, „ist es der Schneider von drüben."

„Ah! mein Freund Schellinger!" rief lustig Herr Sträuber. „Den müßt Ihr auf einen Augenblick herein lassen, das ist

ein gar zu amüsanter Kerl; er soll uns von seinen Reisen erzählen. — Nicht, Meister?"

„Meinetwegen!" entgegnete der Hausherr. „Ich habe eigentlich nichts dagegen; eine halbe Stunde kann er schon da bleiben. Aber dann kommt der Mathias, und der ist, wie Ihr wißt, kein Freund von solchen Schnurrpfeifereien."

Die Frau öffnete die Thüre und Herr Schellinger trat ein. Er rieb sich fröstelnd die Hände, bewegte seine Schultern hin und her, und sagte dann: „Guten Abend bei einander; heute Nacht wird's kalt, ich wollte mir nur noch eine Handvoll Wärme mitnehmen, ehe ich in mein Bett gehe."

„Ja, Ihr bringt einen wahren Frost mit herein," versetzte Meister Schwemmer stark hustend. „Setzt Euch da auf die Bank und thaut ein Bischen auf."

Der Schneider that wie ihm geheißen und ließ sich auf einen Schemel an der Seite des Ofens nieder, wo sich die Stubenthüre befand.

„Habe lange nicht das Vergnügen gehabt, Freund Schellinger," sprach Herr Sträuber. „Ihr besucht Eure Freunde so selten."

„Wer zu oft kommt, der wird überlästig," sagte Schellinger lächelnd. Dann wandte er sich an den Hausherrn und meinte: „So ein warmer Ofen thut doch gut; Ihr solltet mir nächstens auch einen in die Stube setzen lassen."

„Das erträgt's Gebälk nicht," warf lachend Herr Sträuber ein. „Ich fürchte immer, daß Ihr's einmal durchbrecht und daß ich Euch eines Tags im untern Stock von der Decke herabhängend finde."

Der Schneider legte seine Arme auf die Knie, wie er gern zu thun pflegte, und ließ den Kopf tief sinken, den er nur

zuweilen seitwärts erhob, um alsdann Dem, mit welchem er gerade sprach, mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdrucke von unten herauf in die Augen zu blicken. — „Das wäre möglich," sagte er, „daß ich mich noch einmal selbst da aufhänge; aber vorher warte ich noch auf Etwas."

„Und wäre das?" lachte Herr Sträuber.

„Daß Andere zuerst Euch aufhängen," entgegnete ruhig der Garderobe-Gehülfe. „Ich möchte sehen, wie sich dabei ein Mann von Lebensart und guter Erziehung wie Ihr ausnimmt."

„Pfui Schellinger!" erwiederte der Andere. „Wer kann von so Etwas nur reden!"

„Ja Ihr brachtet mich darauf," lächelte der Schneider. „Nicht wahr, Meister, ich fieng nicht an?"

„Nein, Ihr fiengt nicht an," antwortete der Hausherr, während er Herrn Schellinger seine Dose darbot.

„Danke schön. — Bin so frei. — Und wie geht's mit der Gesundheit?"

„Ich kann's nicht gerade rühmen," entgegnete Meister Schwemmer. „Der Winter greift mich an; das ist für Unsereins eine garstige Jahreszeit."

„Ja, das Frühjahr ist besser," mischte sich Herr Sträuber in's Gespräch, und nickte dabei dem Schneider bedeutsam zu.

„Es ist etwas Seltsames," sprach dieser kopfschüttelnd nach einer Pause und sah starr vor sich auf den Boden, „um so einen starken Schnupfen wie Ihr habt. Das kommt in der Geschwindigkeit angeflogen und geht langsam wieder."

„Aber bei mir ist es doch etwas mehr als Schnupfen," meinte trübe lächelnd der Hausherr.

„Nichts als Schnupfen," entgegnete Herr Schellinger in bestimmtem Tone. „Ich habe ihn einmal in Rußland vier Jahre

gehabt, unaufhörlich fort. Und da ich damals in sehr feine Gesellschaft ging, so brauchte ich täglich vierundzwanzig Schnupftücher, gerade zwei Dutzend; daran habe ich die Zahl behalten."

„Aber meinen Husten, — den hattet Ihr nicht. Seht, das ist oft so arg, ich könnte wahrhaftig vom Stuhle herunterfallen."

„Der meine war dazumal noch schlimmer," fuhr der Schneider unerschütterlich fort; „ich mußte mich oft durch sechs Kosaken halten lassen, nur um nicht hinzustürzen."

„Und wie wurdet Ihr Euren Schnupfen los?" fragte Herr Sträuber.

„Allein durch Luftveränderung. In der Verzweiflung schloß ich mich an eine Gesellschaft an, die hinauf an den Nordpol reiste, um dort das große Loch zu untersuchen, welches die Erdaxe in's Eis gebohrt hat."

„Aber um einen solchen Husten und Schnupfen los zu werden, meine ich, man ginge besser nach dem Süden, dahin, wo es recht warm ist," sagte der Hausherr.

„Das hatte bei mir nicht geholfen," erwiederte Herr Schellinger. „Die Aerzte zuckten bei meinem Anblick die Achseln und behaupteten, mir könne nur die Frierkur helfen."

„Und wie ist die?"

„Man reist also ganz einfach nach dem Nordpol hinauf, dort ist die Anstalt, wo man die Frierkur durchmacht; man kann auch da Molken trinken, aber sie schmecken von dem vielen Schneewasser ein Bischen salzig. — Nun also wurde ich in dicke Pelze eingehüllt, Alles: Körper, Gesicht, Mund und Nase. Dann bohrte man mir unter der Letzteren zwei Löcher, da hinein steckte man Röhren, durch welche der Frost auf mich einwirken sollte. Und so wurde ich vier Tage lang gerade mitten auf die Erdaxe gesetzt, bis der Schnupfen in meinem Kopf erfroren war, dann

nahm man ihn heraus, setzte ihn in Spiritus, und ich habe ihn lange bei mir verwahrt, verkaufte ihn aber zuletzt auf vieles Zureden an die Universität nach Berlin für zwanzigtausend preußische Thaler."

„Da wurdet Ihr ja auf einmal ein reicher Mann," sprach laut lachend Herr Sträuber.

„Hätte es sein können," entgegnete wehmüthig der Schneider. „Aber ich erhielt mein Geld in lauter Papierscheinen zu jener Zeit, als es dort so ungeheuer viel Falsche gab. Das war ein großes Unglück, denn als ich mich mit meinen zwanzigtausend Thalern in der Tasche ein Milchbrod kaufen wollte, so mußte ich noch sechs Pfennige darauf legen."

„Das ist allerdings ein hartes Schicksal," meinte der Hausherr. „Und das hat Euch gewiß ein für allemal Preußen entleidet?"

„Ich will das nicht geradezu behaupten," antwortete Herr Schellinger. „Allerdings schmerzte mich der Verlust dieses Geldes; doch Gold läßt sich wieder erwerben. Aber ich verließ dazumal Berlin, — es war im Monat August und es wimmelte auf den Straßen von tollen Hunden —"

„Und das machte Euch Angst?"

„Es war mir wenigstens nicht besonders angenehm; und da mir die Welt offen stand, so reiste ich direct nach Persien. — Aber da fällt mir noch eine schauerliche Geschichte ein, die damals mit solch' einem wüthenden Hunde in Berlin passirte. Dieser Hund — ich glaube er hieß Sultan — wurde, Gott weiß aus welcher Ursache, rasend, er biß ein Pferd, das nach gehöriger Zeit ebenfalls wüthend wurde, und zwar gerade, als man im Begriff war es einzuspannen. Dieser Gaul schlägt wie toll um sich und endlich beißt er zu wiederholten Malen in die Deich-

sel. — Das hat nun weiter nichts zu sagen, meint ihr; aber ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß die Sache einen fürchterlichen Verlauf nahm. Diese Deichsel nämlich, ja der ganze Wagen war am anderen Tage angesteckt und rannte wie toll durch alle Straßen, und in einer Geschwindigkeit, daß zwölf Mann Gensdarmerie zu Pferde kaum im Stande waren ihn einzuholen."

„Aber er hat doch Niemand gebissen?" fragte pfiffig blinzelnd Herr Sträuber.

„Das gerade nicht; aber ich habe Leute gekannt, die bei diesem Anblick in Ohnmacht fielen, und die, als sie wieder zu sich kamen, ihr ganzes Leben hindurch behaupteten, sie hätten ein herumlaufendes Rad im Kopfe. — Und das ist keine Kleinigkeit."

„Schellinger ist immer noch der Alte," sagte der Hausherr, nachdem er zuerst gelacht, dann gehustet und sich darauf in einem wahren Erstickungsanfall die Seiten zusammengepreßt hatte.

„Ja, ja, wir bleiben die Alten," entgegnete kopfnickend der Schneider, — — „bis an unser seliges Ende."

Herr Sträuber verzog bei diesen Worten auf unangenehme Art den Mund und schnalzte mit der Zunge, als koste er etwas sehr Scharfes und Bitteres. — „Sprechen wir nicht davon," sagte er; „ich mag das nicht leiden; es kommt früh genug."

„So solltet Ihr nicht sprechen," erwiederte der Garderobe-Gehülfe und sah den Anderen fest an. „Unsereins hat bei seinem Tode nichts zu erwarten; wir gehen abwärts, sieben bis acht Schuh abwärts, und liegen da ruhig, bis uns die Graswurzeln in's Gesicht wachsen. Aber Ihr, Sträuber, Ihr geht bei Eurem seligen Ende ein paar Klafter aufwärts, darauf möchte ich schwören, und erhaltet da vornehme Gesellschaft, die Euch laut schwätzend umkreisen und sehr vielen Geschmack an Euch finden wird."

Wir können nicht verschweigen, daß Herr Sträuber bei

diesen Worten leicht zusammen schauerte und sich einigermaßen entfärbte.

Auch Meister Schwemmer bewegte sich unmuthig auf seinem Stuhle, während er sagte: „Laßt doch diese scheußlichen Reden; das greift mir wahrhaftig die Nerven an."

„Man muß immer an sein Ende denken," versetzte unerschütterlich der Schneider. „Und Ihr werdet doch keine Angst vor dem Tode haben? das ist Euch ja ein alter, lieber Gast, der oft genug hier im Hause einkehrt."

Der Hausherr war bei diesen Worten erschreckt zusammen gefahren, dann aber raffte er sich empor und blickte den Schneider mit seinen weit aufgerissenen, unheimlich glänzenden Augen an, wobei er den Mund öffnete, so daß seine dünnen Backen tief einsanken. Doch versuchte er es gleich darauf wieder, zu lächeln, während er hüstelnd sagte: „Alter Spaßvogel, der Schellinger! — Gott sei es gedankt, mit uns ist der Tod bis jetzt recht säuberlich verfahren."

Der Schneider that gar nicht, als habe er nur das Geringste von der Aufregung der Anderen gesehen; er klopfte sich mit den Händen auf seine dünnen Schenkel und schaute an die Decke, als er sprach: „Wißt Ihr, Meister, die Leute sagen so; mir kann es ja im Grunde gleichgültig sein."

„Was sagen die Leute?"

„Nun, was werden sie sagen! Daß Ihr hinten in Eurem Hause einen Stall habet, wo die armen kleinen Kinder, die von Gott und den Menschen verlassen sind und deßhalb in Eure Hände fallen, zu Tode gefüttert werden."

„Ah!"

„Ja, das sagen sie. Und sie halten das Ganze hier nur für eine Seelenverkäuferei; und deßhalb bin ich auch eigentlich

gekommen, um mein Quartier bei Euch aufzukündigen, denn wenn ich noch ferner wohnen bliebe, so könnte meine Reputation darunter leiden."

Herr Sträuber hatte sich bei diesen seltsamen Worten zoll- und ruckweise von seinem Stuhle erhoben und den Schneider mit einem wahrhaft gläsernen Blicke betrachtet. Seine rechte Hand tappte dabei hinter sich an die Stuhllehne, als glaube er dort irgend ein Instrument zum Dreinschlagen finden oder fassen zu können. Zu gleicher Zeit blickte er aber auch auf die Stubenthüre, und schien in Erwägung zu ziehen, ob es nicht besser wäre, dieß Haus, von dem man so schreckliche Dinge sagte, zu verlassen.

„Ich begreife übrigens gar nicht," fuhr der Schneider mit großer Kaltblütigkeit fort, „wie Ihr mich so verwundert anstaunen mögt. Habt Ihr denn nicht gewußt, daß die Leute so was sagen?"

„Nein, nein!" stieß der Hausherr mühsam hervor. „Das sagt auch Niemand als Ihr allein."

„Ich? — Was geht's mich eigentlich an? Meint Ihr denn, daß Jemand, der Abends hinter der Stadtmauer spazieren geht, nicht zuweilen das Lachen und Singen Eurer Pflegekinder hört? — Lachen und Singen, daß einem ehrlichen Manne die Haut schaudern muß."

„Nein, nein, man kann es nicht hören!" schrie Meister Schwemmer. Doch da er augenblicklich heiser war, so setzte er flüsternd und kaum hörbar hinzu: „Niemand als ein Spion kann das hören! und ein solcher Spion seid Ihr, — Ihr! Ihr!" Er warf sich bei diesen Worten gewaltsam vorn über, so daß sich seine spitzige Nase wenige Zoll von der Brust des Schneiders befand, und bei jedem „Ihr," das er mühsam heraus brachte,

stieß er damit vorwärts, als wollte er seinem Gegner jedesmal einen Dolchstoß versetzen.

Das Weib war unterdessen wieder in die Stube getreten und hatte sich mit wankenden Schritten genähert. Ihre Nase war stark geröthet, und aus den Augen flammte die Trunkenheit; sie hatte die Kartoffeln fallen lassen, das Küchenmesser dagegen in der Hand behalten.

Herr Schellinger besaß wirklichen Muth; denn Angesichts dieser drohenden Geberden, die ihn rings umgaben, zuckte er leicht die Achseln und sagte mit bewundernswürdiger Ruhe, indem er sich langsam erhob: „Ich habe das schon lange gewußt: wer die Wahrheit spricht, den beherbergt man nicht; und deßhalb halte ich es für das Beste, wenn ich nach Hause gehe."

Bei diesen Worten war er ganz aufgestanden und hatte vorsichtiger Weise den schweren hölzernen Schemel, auf dem er gesessen, wie einen Schild vor sich genommen, während er sich mit dem Rücken an die Wand lehnte. Er gebrauchte diese Vorsichtsmaßregeln nur wegen des betrunkenen Weibes, deren wilde Leidenschaft er wohl kannte, und da er ganz richtig überlegte: „wenn ich auch wirklich um Hilfe schreie, so kann die mir ein paar Zoll ihres Messers in den Leib stoßen, ehe Jemand Amen sagt."

„Nein — nein — — er soll — nicht — von — hier — fort, — jetzt!" — rief Meister Schwemmer. Und dabei machte er den Versuch, sich zu erheben; doch versagten ihm die kraftlosen Beine den Dienst, so daß er in seinen Stuhl zurücksank. — „Er soll — dableiben — bis — der Mathias — kommt. — — Und — der wird — gleich — hier sein. — Sträuber — stellt Euch — an die — Thüre — und laßt — ihn — nicht — — hinaus."

Dieser that zögernd wie ihm geheißen; er war auffallend

erblaßt, und obgleich wenigstens einen Kopf größer als Herr Schellinger schien es doch, er würde diesem viel lieber die Thüre öffnen und ihn laufen lassen, als daß er genöthigt sei, ihn am Fortgehen zu verhindern.

Kaum aber hatte sich Herr Sträuber mit dem Rücken dagegen gelehnt, so fuhr er mit einem Ausruf des Schreckens und wie von einer Feder geschnellt wieder in das Zimmer hinein, denn hinter ihm wurde eben diese Thüre plötzlich geöffnet und der erwartete Mathias trat eilfertig herein.

„Da ist — er schon!" schrie Meister Schwemmer eifrig. — „Da ist er schon! — Habt Ihr — die Hausthüre — geschlossen, Mathias? — So, jetzt — stellt — Euch — wieder vor die Stubenthüre, — Sträuber. — Warte — warte, Schneider!" — Er hätte wahrscheinlich noch mehr hinzugefügt, doch überfiel ihn ein so furchtbarer Husten, daß es ihn gewaltsam vorn über und dann wieder zurück an die Stuhllehne warf, und er längere Zeit brauchte, ehe selbst Jemand anders zu Worte kommen konnte.

Herr Sträuber, als er sah, daß es nur eine neue kräftige Hülfe war, die ihn vorhin so in Schrecken gesetzt, zog hastig seinen schwarzen Frack etwas herab, drückte mit einem gelinden Klaps den Hut auf dem Kopfe fest und stellte sich hierauf an die Thüre, trotzig und augenscheinlich voll Kampflust.

Mathias war in die Mitte der Stube getreten und schaute Jeden der Anwesenden der Reihe nach ruhig an. — „Was geht denn hier vor?" fragte er dann nach einer Pause. „Sollte man doch wirklich meinen, der Teufel sei auch hier los."

Der Hausherr, der noch immer nicht sprechen konnte, verzog heftig sein Gesicht und deutete auf den Schneider.

„Was ist's denn mit ihm?" fragte Mathias. Und da Meister Schwemmer nicht antwortete, so fuhr er zu Sträuber

gewendet fort: „So schwätzt Ihr! Das Maul zu gebrauchen wird Euch doch wohl nicht schwer werden."

„Der Schneider führte hier so eben ganz absonderliche Reden," antwortete der an der Thüre. „Es ist das ein gefährlicher Kerl geworden —"

„Ein Spion!" rief nun der Hausherr mit einer verzweifelten Anstrengung. — „Man muß ihn festhalten, Mathias."

„Teufel auch!" entgegnete dieser sehr ernst. „Ich gebe sonst nie viel auf Euer dummes Gerede, aber dießmal mögt Ihr wahrhaftig Recht haben; es ist draußen nicht richtig."

„Wo?" fragte erschrocken Herr Sträuber.

„Als ich eben zum Garten herein will," fuhr der Andere fort, „blickte ich, wie das so meine Gewohnheit ist, scharf nach allen Seiten, und sehe da mehrere Kerle, die sich links von hier am Zaune aufhalten. Ich mochte natürlicher Weise nicht thun, als ginge das mich Etwas an, und schielte nur so herüber, bemerkte aber gleich, daß die Sache sehr verdächtig ist, denn ich sah deutlich Etwas glänzen, wie Uniformsknöpfe, und vernahm auch das Klirren eines Säbels."

„Das Klirren eines Säbels?" sprach angstvoll Herr Sträuber.

„Fragen wir den da!" schrie Meister Schwemmer. „Der weiß darum."

„Ich weiß von nichts," entgegnete der Schneider, indem er zu gleicher Zeit mit der rechten Hand unter den Rock fuhr, wo er auf der Brust das Theaterpistol verwahrt hatte. „Laßt mich ruhig meiner Wege gehen; ich will nichts von Euch."

„Aber wir wollen was von Euch," sagte Mathias sehr ernst und trat einen Schritt näher. „Schellinger! Schellinger! macht Euch keine Ungelegenheit! Mit mir ist nicht zu spassen."

„Ich verlange auch nicht nach einem Spaße mit Euch," versetzte der Schneider. „Drum laßt mich ruhig meiner Wege gehen: — Sonst," setzte er unvorsichtiger Weise hinzu, „schreie ich um Hülfe."

„Ah!" rief Mathias, einen halben Schritt zurückfahrend, „er will um Hülfe schreien! — Also muß wohl eine Hülfe in der Nähe sein. — So wollen wir dich lieber vorher zu Boden schlagen, und dann kannst du nach deinen Helfershelfern schreien, so lange du magst." — Bei diesen Worten, und noch ehe er sie beendigt, ergriff er einen der schweren Stühle, die hinter ihm standen, schwang ihn mit Blitzesschnelle um seinen Kopf und ließ ihn auf den Garderobe-Gehülfen niederfallen.

Dieser aber zog im gleichen Augenblicke sein Pistol aus der Tasche und erhob ein lautes Geschrei. Der Schuß krachte los, und Herr Sträuber, der offenbar meinte, er sei tödtlich getroffen, riß die Stubenthüre auf und floh behende auf den Gang hinaus. Ihm folgte nicht minder behende und gänzlich unversehrt Herr Schellinger, denn der Schlag, den Mathias mit Riesenkraft nach ihm geführt, hatte glücklicher Weise nicht ihn, sondern den Ofen getroffen, und die in ihren Fugen morschen Eisenplatten desselben so aus einander geschmettert, daß das brennende und rauchende Holz in der Stube herumfuhr und einen Qualm verursachte, in dem Meister Schwemmer zu ersticken drohte.

Es war eine Scene unbeschreiblicher Verwirrung; die Lampe stürzte von dem Tische herunter, und Mathias, den seine rasche That gereute, stand lauschend inmitten der Dunkelheit und des Qualms, und hörte, wie draußen ein paar Stimmen riefen: „Wir kommen schon, — wir kommen, Schellinger!" — Rasch eilte er an das Fenster, warf einen Blick auf den Hof und dann sprang er zurück und rief dem Hausherrn zu: „Ich kann

Euch hierzu nichts helfen, und vielleicht nur Schaden bringen; ich finde schon meinen Weg in's Freie." Damit eilte er durch die Küche und verschwand hinter dem Hause.

Schellinger, der einen Augenblick erwartungsvoll im Gange gestanden, hatte ebenfalls die Stimmen seiner Freunde vernommen und schob den Riegel der Hausthüre zurück.

Es war Richard, der eintrat, eine schwere Axt in der Hand; ihm folgten ein paar andere Zimmerleute, von denen Einer eine Laterne trug. Eine weibliche Gestalt huschte ebenfalls zum Hause herein, wurde aber, als sie rasch vordringen wollte, von Richard am Arme zurückgehalten, der ihr sagte: „Ruhig, Catharine; gemach, gemach! — Laß uns nur voran gehen; Schellinger kennt die Gelegenheit."

Und Schellinger wußte in der That ganz genau, wo sich die Kinderstube befand. Er nahm seinem Kameraden die Laterne ab und eilte an das Ende des Ganges.

„Die Thüre ist offen!" rief er. „Es muß schon Jemand da hinein sein. — Jetzt aufgepaßt Leute, und vorsichtig."

„Wie viel Mann sind im Hause?" fragte entschlossen Richard.

„Nur ein einziger," entgegnete der Schneider; „zwei andere, die noch da sind, zählen für gar nichts. Und auch dieser einzige, der mich, beiläufig gesagt, fast todt geschlagen hätte, wird seine guten Gründe gehabt haben, das Haus zu verlassen; denn sonst hätte er euch, wie ich ihn kenne, den Eintritt ziemlich sauer gemacht."

„Da ist mein Kind!" schrie nun Catharine mit lauter Stimme. — Sie war den Männern voraus und die Warnung Schellingers nicht beachtend in das Zimmer gestürzt. — „Es lebt! es lebt! — Gott sei gedankt! es lebt!" — Damit sank sie

zu dem kleinen Mädchen auf den Boden nieder, preßte es heftig in ihre Arme, und lachte und schluchzte abwechselnd, während sie ihm Kopf, Hände und die geschwollenen Füße küßte, wobei ihre Thränen reichlich flossen. — „Seht ihr, daß es nicht todt ist!“ rief sie triumphirend; „ja, ja, seht nur her, es lebt! — Und der Schein war falsch; die gute Marie hat Recht gehabt. — O wie danke ich euch! — Es sieht wohl ein wenig elend aus, auch ist sein blaues Kleidchen ganz zerdrückt, aber das thut nichts — du bekommst schon ein neues. — O gewiß, ein neues! — Und wieder ein blaues, denn du bist ja nicht todt. — — — — Ha! ha! ha!“ lachte sie krampfhaft hinaus, „ja, es lebt, es — —“

Diese Aufregung, die Angst und alsdann die Freude war zu viel für ihren schwachen Körper. So auf den Knieen liegend und sprechend knickte sie zusammen, ihr Kopf sank tief herab, und ohnmächtig, wie sie war, wäre sie auf den Boden niedergestürzt, wenn sie nicht einer der Zimmerleute gehalten hätte.

„Das ist gescheidt,“ — — sagte Richard, der sie mitleidig betrachtete und seltsam mit den Augen blinzelte. — „Bravo! da fällt sie um und das in einem recht geschickten Augenblick. — Schellinger, du weißt mit den Frauenzimmern umzugehen, bück dich ein Bischen zu ihr herab und schau nach, was da zu machen ist.“

Der Schneider that wie ihm geheißen, richtete ihren Kopf auf und blickte um sich her, während er gerührt sprach: „das arme Geschöpf! Man hätte sich das denken können! — Wenn nur etwas Wasser da wäre!“

„Hier ist welches,“ sagte eine frische Kinderstimme hinter Richard.

Und als dieser sich umwandte, sah er einen kleinen Knaben, der sich anfänglich hinter den Bettschragen verkrochen hatte,

jetzt aber ruhigen Muths zum Vorschein kam. Seine Kleidung sah ziemlich zerlumpt und abgerissen aus, und er hatte den Kopf mit einem blutigen Tuche verbunden. Doch waren seine Züge keck, ja fast heiter, und seine dunklen Augen blitzten mit sichtlichem Behagen.

„Hier ist Wasser," wiederholte er und zeigte auf einen großen Krug, der in der Ecke stand.

Der Garderobe-Gehülfe tauchte ein Tuch hinein und bespritzte alsdann die Schläfe der Ohnmächtigen.

„Und wer bist denn du?" fragte Richard den Kleinen, der aber statt aller Antwort pfiffig lächelnd den Kopf schüttelte und mit dem Finger unter den Bettschragen wies.

„Was willst du? — Was ist denn da?" fragte der Zimmermann leise, indem er seine Art etwas in die Höhe hob.

„Einer," entgegnete das Kind, „Einer von ihnen."

Auf diese Nachricht bückte sich Richard alsbald nieder, um unter das Gerüst zu schauen, und entdeckte da in der Ecke einen Mann, der augenscheinlich dahin gekrochen war, um sich zu verbergen.

„He da, mein guter Freund!" rief er ihm zu. „Kommt einen Augenblick hervor; ich möchte doch gar gern Jemanden vom Hause zu Gesicht bekommen, dem ich mittheilen könnte, was wir hier in der Kinderstube zu thun haben. — Kommt nur hervor, es soll Euch kein Leid geschehen; wir wollen Euch auch ruhig hier lassen, wenn Ihr nicht vielleicht auch ein gestohlenes Kind seid. — Kommt nur, kommt, sonst muß ich ein Bischen helfen."

Eine kleine Weile schien sich der unter dem Schragen zu besinnen, dann aber seufzte er tief auf und schob sich rückwärts hervor. Zuerst kamen ein paar ziemlich lange Beine zum Vorschein, dann ein schwarzer Frack, der in die Höhe gerutscht war und so

oberhalb der Hose sehr gelbe Wäsche sehen ließ. Dann richtete sich die Gestalt in die Höhe, und Herr Sträuber in ganzer Figur, den Hut in der Hand, mit einem aschfahlen und verstörten Gesicht, stellte sich der Gruppe dar.

„Ein gutes Gewissen scheint der mir auch nicht zu haben," sagte Richard zu den Anderen. — „Wer ist das, Schellinger? — Du kennst ja dieses Volk so ziemlich."

Der Schneider, dem es unterdessen gelungen war, vermittelst des kalten Wassers Catharine wieder zu sich zu bringen, schaute in die Höhe und erwiederte: „Das ist Herr Sträuber, von dem ich dir heute Abend schon Einiges gesagt."

„Ja, Sträuber ist es in eigener unglückseliger Person," sagte der Schuft mit einer demüthigen Verbeugung. — „Erlauben vielleicht die Herren, daß ich mich entferne?" setzte er nach einer Pause mit einem falschen Blick hinzu.

„Nein, nein!" entgegnete eifrig der Schneider, „es ist besser, er bleibt da, bis wir uns entfernt haben; er könnte uns sonst noch allerlei Unheil bereiten, weißt du, uns aus einem dunkeln Winkel hervor etwas anhängen. Halte ihn an deiner Seite, bis wir in die obere Stadt kommen, und dann kannst du ihn springen lassen."

Der Herr Sträuber dachte an die Polizei, und hoffte aus der Gesellschaft des Schneiders und der Zimmerleute unbemerkt entschlüpfen zu können, weßhalb er mit großer Freundlichkeit erwiederte: „Meine Herren, Ihr Vorschlag ist mir sehr angenehm, und ich mache mir eine Ehre daraus, Sie zu begleiten." Darauf schlug er zierlich die Hände auf dem Rücken zusammen, setzte den rechten Fuß vor und schien es tiefgerührt mit anzusehen, wie die Mutter des armen kleinen Mädchens durch die Bemühungen des Herrn Schellinger allmälig wieder zu sich kam und sich dann mit

Richards Hülfe aufrichtete, ohne jedoch ihr Kind aus den Armen zu lassen. — — — —

— — Unterdessen hatte sich Meister Schwemmer vorn in der Wohnstube eher von seiner Ueberraschung und seinem Schrecken erholt, als von dem Erstickungsanfall, der ihn in Folge des Rauches überfallen. Er hatte sich mühsam erhoben und in die Küche geflüchtet, während seine Frau kaltes Wasser auf die brennenden Holzscheitchen goß. Nachdem so das Feuer gelöscht war, riß sie das Fenster auf, um frische Luft einzulassen, dann kehrte sie zitternd vor Zorn und Schrecken zu ihrem Manne zurück, der lauschend an der Thüre stand, die von der Küche auf den Gang und in das Kinderzimmer führte. Er winkte seiner Frau mit der Hand, näher zu kommen, und als sie neben ihm stand, flüsterte er ihr zu: „Das war eine abgekartete Geschichte; aber man will nicht an uns, wie es scheint, nur an die Kinder."

„Wem mag es gelten?" fragte das Weib, das nun vollkommen nüchtern geworden war.

„Vielleicht dem Buben. Ich habe dir immer gesagt, der bringt uns noch in Ungelegenheiten."

„Horch!" rief die Frau. „Das ist keines Mannes Stimme. — Auch habe ich ein Weib mit ihnen kommen sehen; gib du nur Achtung: von dem Buben will Niemand was; es wird die verrückte Näherin sein, deren Kind die Bilz gebracht."

„Und wofür wir den Todtenschein des andern gaben," versetzte Meister Schwemmer, dessen Gesicht sich etwas verlängerte.

Die Frau nickte stumm mit dem Kopfe. „Hörst du," sagte sie nach einer Pause, während welcher sie aufmerksam nach dem Nebenzimmer gehorcht, „das ist der Sträuber, der spricht."

„Der feige Schuft! — Gott soll ihn verdammen! Er ist zuerst ausgerissen."

„Nun, von dem wundert's mich doch nicht," flüsterte giftig das Weib. — „Aber der Mathias! Von dem hätte ich nimmer gedacht, daß er sich fürchtete und seine Freunde im Stich lasse."

„Der fürchtet sich auch nicht; der hat seine Ursachen gehabt. Sprach er nicht von der Polizei, die das Haus umstellt habe? — Was kann man da machen?"

„Und wir sollen sie also ruhig ziehen lassen?"

„Soll ich sie vielleicht aufhalten?" fragte Meister Schwemmer mit einem jammervollen Blick auf seine wankende Gestalt. — „Ja, vor zwanzig Jahren," setzte er zähneknirschend hinzu, „mit einer gesunden Faust und keinen trüben Erinnerungen, da hätte mir Einer so kommen sollen. — Aber jetzt! — Doch ruhig, Weib; komm' vor in die Wohnstube, da ist's dunkel und wir können unbeachtet zum Fenster hinaus schauen, um zu sehen, wer geht und was sie mitnehmen. — Merk dir die Figuren so genau du kannst, — das kann später von großem Nutzen sein. — — Der verfluchte Husten!" —

Bei diesen Worten schlich er aus der Küche in die Wohnstube und näherte sich leise der Thüre, die in den Gang hinaus führte. Dabei machte er dem Weibe mit der Hand ein Zeichen, sie solle geräuschlos die Fenster schließen, denn die kalte Nachtluft sei ihm im Athmen beschwerlich.

Die draußen hatten nun das Kinderzimmer verlassen, Catharine drückte ihr Mädchen fest an die Brust, der Bube schlich hinter den Zimmerleuten drein, ohne von ihnen gesehen zu werden, und die zurückgebliebenen beiden kleinen Kinder auf dem Schragen schrieen jämmerlich, daß man sie aus ihrem Schlafe geweckt.

Richard war voran und hatte fast die Hausthüre erreicht, als er plötzlich stehen blieb, denn er bemerkte, daß diese weit offen stand und von mehreren Gestalten besetzt war.

Eine löste sich rasch aus dem Haufen los, trat in den Gang und rief den Ankommenden ein Halt! entgegen. Diese Stimme klang nicht gerade übermäßig stark, aber der Ton, mit welchem sie ihr „Halt!" rief, brachte auf den Zimmermann, der seine Art schon erhoben hatte, eine eigenthümliche Wirkung hervor. Es war ihm gerade, als gäbe ihm ein Vorgesetzter einen Befehl.

„Schließt die Thüre!" fuhr die Stimme fort. „Ich meine, man hätte von dem verfluchten Lärm draußen genug gehört.

Herr Schellinger, der zuletzt kam, trug die Blendlaterne, welche einer der Zimmerleute mitgebracht. Bei dieser unerwarteten Störung hob er sie hoch empor, um das Hinderniß, welches sich ihnen entgegen gestellt, zu beleuchten, wodurch es Richard möglich wurde, den Mann zu betrachten, der ihn so unerwartet und befehlend angesprochen.

Es war das eine ziemlich hohe Figur, in einen weiten Mantel gewickelt, dessen eines Ende so hoch um Hals und Schultern geschlungen war, daß es das Kinn bedeckte und man so von dem dunkeln Gesichte nichts sah als den langen schwarzen Bart, glänzende Augen, die unter einem gewöhnlichen runden Hute hervorblitzten.

„Ihr macht da ein sauberes Stück Arbeit," fuhr die Gestalt mit großer Ruhe fort, „brecht in anderer Leute Häuser ein und geht auf den Kinderraub aus. — He!"

Richard, der genug persönlichen Muth besaß, versicherte später oftmals, es sei ihm in diesem Augenblick nicht möglich gewesen, ein unheimliches Gefühl zu unterdrücken. Die Ruhe und Kälte, mit der dieser einzelne Mann — denn die Hausthüre hatte man sogleich hinter ihm geschlossen — nun in dem engen Gange ihnen gegenüber getreten, habe ihm mächtig imponirt, weßhalb

es denn auch erklärlich war, daß der Zimmermann Schritt vor Schritt zurückwich, während Jener langsam vorwärts schritt.

An der Stubenthüre blieb er stehen, öffnete sie und sprach: „Trete Einer von Euch da hinein, auch das Weib mit dem Kinde; die Uebrigen mögen draußen bleiben."

Welchem Befehle Richard Folge leistete, indem er Catharine am Arme nach sich zog.

Meister Schwemmer war zurückgetreten, als sich die Thüre geöffnet, und zog sich langsam nach der Küche hin, um dort zu erwarten, wie sich dieser neue Vorfall entwickeln werde.

„He! ein Licht!" sagte die Stimme von vorhin.

„Soll ich eines bringen?" flüsterte das Weib ihrem Manne zu. — Und als dieser versetzte: „Gegen die Gewalt ist nichts zu machen," ging sie an den Heerd, zündete eine Lampe an und trug sie mit zögernden Schritten in die Stube.

Dort stand der fremde Mann im Mantel und wandte langsam den Kopf herum, wodurch der volle Schein des Lichtes auf sein Gesicht fiel.

Wäre aber in diesem Augenblicke die ganze Polizei erschienen, ja das ganze Gerichtspersonal, inclusive Kerkermeister, es hätte auf den Meister Schwemmer unmöglich einen schrecklicheren Eindruck hervorbringen können, als der Anblick des fremden Mannes, der so ruhig mitten in seiner Stube stand. Er fühlte, daß ihm die Knie den Dienst versagen wollten und hielt sich deßhalb mit aller Kraft an einem Thürpfosten.

„Verzeihen Sie," sagte er alsdann nach einem tiefen Athemzuge, „daß ich nicht vorkomme, um Sie bestens zu begrüßen; aber ich bin ein armer kranker Mann, den seine Füße nicht mehr recht zu tragen vermögen."

„Der aber trotz seiner Schwachheit beständig die Hand zu

Geschichten bietet, die doch am Ende nothwendiger Weise Aufsehen erregen und ihm Strafe auf den Hals laden müssen. — Nicht wahr?"

„Wie so, Herr?" fragte der Andere erschrocken, während er scheu an dem Fremden hinaufblinzelte, sogleich aber die Augen wieder niederschlug, als er einem jener flammenden Blicke begegnete.

„Wenn Ihr Euch nur das Fragen abgewöhnen könntet!" entgegnete der im Mantel ungeduldig. „Gebt mir lieber gute Antworten auf die meinigen, das ist besser."

Meister Schwemmer fuhr nun wieder zusammen und blieb mit ziemlich gekrümmtem Rücken stehen.

„Von wem habt Ihr dieses Kind?" sagte nun der Fremde nach einer Pause und zeigte auf das kleine Mädchen.

„Dieß Kind ist uns von seiner Mutter anvertraut worden," entgegnete der Gefragte mit ganz leiser Stimme.

„Nehmt Euch in Acht! — Ich will die Wahrheit — die ich weiß — aus Eurem Munde hören. — Wer brachte Euch das Kind?"

„Nun denn, — die Frau Bilz."

Der Mann im Mantel nickte mit dem Kopfe, dann warf er einen fragenden Blick auf das Mädchen, das freudig ausrief:

„Ja, ja, Frau Bilz — so hieß sie, der ich mein Kind anvertraute und die mir in Gegenwart der Madame Becker sagte, es sei gestorben, und die mir auch den Todtenschein einhändigte."

Der Fremde zuckte verächtlich mit den Achseln und warf auf den Hausherrn einen Blick, der diesen erbeben machte. Man sah deutlich, wie er zusammen schrack. Dann aber nickte der Andere mehrmals mit dem Kopfe und fuhr strenge fort: „Ja, es wird schon

so sein, ich kenne diese Geschichten. — Aber noch einmal dergleichen, Meister Schwemmer, und alle Schonung hört auf. — Ihr da," wandte er sich an Richard, „geht ruhig Eurer Wege, das Mädchen kann ihr Kind mitnehmen. — Doch bitte ich mir eins dafür aus," fügte er in ganz anderem, weit gefälligerem Tone hinzu, „sie soll diesem würdigen Mann da den Todtenschein gelegentlich zurückschicken und sich auch künftig besser vorsehen, ehe sie das arme Ding da einer Frau Bilz anvertraut."

Hätte Richard seinen Hut noch auf dem Kopfe gehabt, er würde ihn unfehlbar ehrfurchtsvoll abgenommen haben; denn die Art, wie der fremde Mann sprach, und besonders, wie er mit jenem Gauner, dem Meister Schwemmer, umzuspringen wußte, hatte ihn mit dem allergrößten Respekt erfüllt. — „Bedanke dich, Catharine," sagte er leise zu dem Mädchen.

Doch winkte der fremde Mann leicht mit der Hand, als diese einige Worte stammeln wollte.

Dann zogen sie sich rückwärts aus der Stube und verließen das Haus, gefolgt von den Kameraden und Schellinger, der die Blendlaterne trug.

Auf dem kleinen Hofe standen mehrere Männer beisammen, die aber augenblicklich aus einander traten, als die Anderen aus dem Hause kamen.

Nur Einer von ihnen trat dicht an den Schneider heran, klopfte ihm leicht auf die Achseln und sagte: „Hättest gleich sagen können, was du da in dem Hause wolltest; ich würde dir wahrhaftig geholfen haben, das Kind wegzuholen. Bist aber sehr unvorsichtig gewesen, denn wenn mein Stuhl einen halben Zoll mehr links gekommen wäre, dann machtest du keine Stiche mehr, — und auch keine Reisen, darauf kannst du dich verlassen. — Gute Nacht!"

„Gute Nacht!“ erwiederte Herr Schellinger, indem er eilig den Anderen folgte, die schon in das baufällige Vorderhaus getreten waren.

Dort blieb Richard stehen, und als er bemerkte, daß ihm keiner seiner Getreuen fehle, stemmte er die Arme in die Seite, schaute sich rings um und sprach: „Nun, was denkt ihr davon? — Ist euch so was in eurem ganzen Leben vorgekommen? Hat Einer von euch die Figur oder das Gesicht schon gesehen? — Ich gewiß nicht, — soll mich der Teufel holen! — Ihr auch wohl nicht? — Und du, Schellinger?“

Der Schneider war offenbar sehr nachdenkend geworden; man bemerkte das an seiner ganzen Haltung. Er stand etwas vorn übergebeugt und hatte sein spitzes Kinn mit der linken Hand erfaßt.

„Nun, Schellinger?“

„Habt ihr euch die Männer im Hofe genau betrachtet?“ versetzte endlich der Garderobe-Gehülfe nach einer längeren Pause.

„Ja wohl; ziemlich genau.“

„Hatten sie keine weiten Hosen an und kurze Jacken, oder Pelzmützen auf dem Kopfe?“

„Beim Henker! nein,“ lachte einer der Zimmerleute. „Dergleichen habe ich nicht gesehen, und auch du wohl nicht, Richard.“

Dieser, welcher sehr froh war, daß das ziemlich gefährliche Abenteuer so glänzend und gut abgelaufen, lachte lustig und meinte: „Wenn Schellinger Jacken und Pelzmützen gesehen hat, so wird er dafür seine Gründe haben. — Nun sprich: was denkst du denn?“

„Ja, ja, es kann nicht fehlen,“ erwiederte der Garderobe-Gehülfe. „Und jetzt erinnere ich mich ganz genau des Gesichtes wieder. — Siehst du, Richard, welchen Nutzen es hat, wenn

man auf seinen Reisen gute Bekanntschaften macht, — denn," setzte er flüsternd hinzu, „ich will ein Lump meines Namens sein, wenn der da drinnen nicht der russische Fürst war, vom dem ich dir erzählt. Er hat uns mit seinen Kosaken aus dieser verwickelten Geschichte herausgeholfen."

Damit schlug Herr Schellinger die Hände auf dem Rücken zusammen, zuckte ein paarmal mit den Achseln und ging ruhig davon, wobei sein unbedeutendes Köpfchen auf dem langen und dünnen Halse stärker als je vorn über wankte.

Die Anderen folgten ihm. — —

— — Der Fremde in der Wohnstube des Meister Schwemmer hatte ruhig gewartet, bis Jene das Haus verlassen, dann nahm er das Mantelende von seiner rechten Schulter herunter, wodurch sein ganzer Kopf frei wurde, auch die Arme sichtbar, von denen er einen in die Seite stemmte und sich mit dem anderen auf den Tisch stützte.

„Ich will Euch nun zum Abschied einen guten Rath geben," sagte er mit seiner so eigenthümlich klingenden Stimme. „Thut Euch selbst den Gefallen und laßt die Geschäfte von der Art, wie das, worüber wir so eben verhandelt. In welchem Ruf Ihr in der Stadt und bei den Behörden steht, wißt Ihr selbst am Besten; die letzteren sind nun auf Euch besonders aufmerksam geworden, und die Polizei würde Euch heute Abend einen sehr unangenehmen Besuch geschenkt haben, wenn ich es nicht verhindert. — Also nehmt Euch für die Zukunft in Acht; wenn ich das nächste Mal komme, geschieht es nicht um Euch zu warnen."

Bei diesen Worten wandte er sich nach der Thüre um und wollte das Zimmer verlassen; doch blieb er plötzlich stehen und fragte: „Wer ist denn das?"

Meister Schwemmer, der mit einer zerknirschten Miene die

Worte des Fremden angehört, blickte in die Höhe und sah den Buben, der sich hinter Richard unbemerkt in das Zimmer geschlichen hatte und bis jetzt ruhig an der Thüre stehen geblieben war. Dieser hielt seinen kleinen Körper gerade und aufrecht, schaute unbefangen in die Höhe und blickte den Mann im Mantel fest mit seinen blitzenden Augen an. Dabei hatte er ebenso wie dieser den linken Arm in die Seite gestemmt.

„Das ist ein auffallendes Gesicht," murmelte der Fremde und fuhr sich mit der Hand über die Augen. — „Dieser Blick! Und die ganze Form des Kopfes. — Bei Gott! seltsam." — Er wandte sich rasch nach dem Hausherrn um und fragte: „Wem gehört dieses Kind?"

Dieser bückte sich demüthig und zog furchtsam die Achseln in die Höhe, als er entgegnete: „Ich weiß es nicht, Herr; gewiß, ich weiß es nicht."

„Keine Lüge, Meister Schwemmer!" —

„Auf meine Seele, nein! — Möge ich verderben, wenn ich nicht die Wahrheit sage. — Der Knabe wurde mir vor Kurzem durch eine Unterhändlerin gebracht, die ich nennen kann; doch war auch das schon die zweite Hand, durch welche der Bube gegangen."

„Es ist möglich, daß Ihr dießmal nicht lügt," erwiederte der Fremde mit einem sonderbaren Lächeln. „Ich will Euch was sagen, guter Meister Schwemmer: bis morgen Abend um sechs Uhr wünsche ich auf's Genaueste zu erfahren, wie die erste Hand heißt, die den Knaben in die zweite geliefert. — Habt Ihr mich verstanden?"

„Ja, Herr. — Soviel ich indessen weiß —"

„Für jetzt nichts Weiteres; ich mag keine Vermuthungen. — Also morgen Abend um sechs Uhr Etwas, worauf ich mich

verlassen kann! — — Wer bist du?" wandte er sich an das Kind.

„Das weiß ich nicht," entgegnete der Knabe mit heller Stimme. „Ich kann dir nur sagen, daß ich Karl heiße, bei der alten Frau Fischer wohne und von hier fort will."

„So, du willst von hier fort? — Also gefällt es dir da nicht?"

Das Kind blickte scheu um sich, und als es das Weib mit der rothen Nase nicht bemerkte, sagte es: „Ich mag nicht mehr bleiben; sie sind so böse, namentlich das Weib mit der rothen Nase. Wir bekommen fast nichts zu essen, sie schlagen uns viel, und dann ist es drüben so arg kalt."

„Der legt ein gutes Zeugniß von Eurer Wirthschaft ab," sprach der Fremde mit einem flammenden Blick. — „Aber es ist wirklich erstaunlich," fuhr er ganz leise fort, „welche Aehnlichkeit ich da heraus finde, namentlich in den Augen; ja sogar, wenn er spricht, die gleichen Bewegungen des Kopfes. — Aber ist das möglich? — Bei Gott! es könnte sein. Nun, wenn Jemand der Sache auf die Spur kommen könnte, so wäre ich der Mann dazu. — — Du sprachst vorhin von einer Frau Fischer; getraust du dir vielleicht das Haus, wo sie wohnt, aufzufinden?"

„Das ist gewiß nur ein falscher Name, den man dem Knaben gesagt, denn" — — — — wagte Meister Schwemmer sich in das Gespräch zu mischen. Doch machte ihn ein Blick des Anderen plötzlich verstummen.

„Von hier werde ich das Haus schwerlich finden, aber wenn man mich auf den Platz bringt, wo das schöne Schloß steht, — ich habe da viel gespielt und die Soldaten gesehen, — da glaube ich wohl, ich würde das Haus finden, wo die gute Frau Fischer

wohnt." — Dieß sagte der Knabe mit einer freudigen Erregung, wobei seine Augen strahlten.

„Nun gut," erwiederte der Fremde, „den Versuch wollen wir morgen machen; und du siehst mir gerade so aus, als wenn du zu halten im Stande wärest, was du versprichst. — Willst du mit mir gehen?"

„Gern! gern!" rief das Kind, und eine tiefe Röthe flammte auf seinem Gesichte auf.

„Aber doch wohl noch lieber zu deiner Frau Fischer? — Oder bliebst du gern beständig bei mir?"

Der Knabe besann sich einige Secunden, dann warf er einen Blick auf den Meister Schwemmer und das Weib, die unter der Küchenthüre erschienen war, um sogleich wieder zu verschwinden. Hierauf antwortete er: „Zuerst möchte ich wohl die Frau Fischer wieder sehen, um ihr zu sagen, daß sie mich hier nicht todtgeschlagen, dann möchte ich aber zu dir kommen und bei dir bleiben. — Ich bin gewiß überzeugt, du hast auch Waffen zu Haus — Säbel oder Pistolen oder auch nur ein Messer."

„Und wozu das?"

„Damit ich mich wehren kann, wenn sie mich wieder fortbringen wollten. — Ja, hätte ich nur an dem Abend mein kleines Gewehr gehabt, das hat ein ganz spitzes Bajonett oder hätte mir Einer ein Messer gegeben." — Bei diesen Worten ballte er seine kleinen Hände und erhob sie drohend gegen das Nebenzimmer.

Der Fremde betrachtete ihn einen Augenblick lächelnd, und, wie es schien, mit großem Wohlgefallen. Dann legte er die Hand vor die Augen und sprach wie zu sich selber: „Bei dem Anblick dieses Knaben treten blutige Bilder aus meiner Jugend lebendig hervor. Ganz so stand ich da, nur mit dem Unterschiede, daß ich wirklich ein Messer in der Hand hielt. — Eigenthümlich!" Dar-

auf ging er mit raschen Schritten an das Fenster, blickte hinaus und murmelte: „Richtig! Mathias ist nicht mehr da. Ich wußte es ja." — Er wandte sich hierauf an den Meister Schwemmer und sagte: „Ist Jemand im Hause, der das Kind heute Nacht in den Fuchsbau bringen kann?"

„Der Sträuber wird noch da sein," entgegnete der Hausherr; und dann rief er in's Nebenzimmer hinein: „Geh, such' den Sträuber, er muß sich noch im Haus befinden."

Darauf vernahm man, wie das Weib die Küche verließ, und wie sie kurze Zeit nachher mit Jemand im Gange flüsterte.

Der Fremde lehnte sich ruhig wartend an den Tisch, und Meister Schwemmer blickte mit der demüthigsten Miene von der Welt nach der Stubenthüre, die sich jetzt langsam öffnete.

Herr Sträuber trat ein und blieb, den Hut in der Hand haltend, mit gesenktem Kopfe am Eingange stehen.

„Ah ja, Herr Sträuber! — Der Beste der Besten!" sagte der Fremde, unverkennbar mit tiefer Verachtung. — — „Sie sind mir als Begleiter dieses jungen kleinen Herrn da nicht der Liebste; aber man nimmt, was man hat. — Hören Sie mich an."

Der Andere war auf diese ziemlich laut gesprochenen Worte augenscheinlich zusammen gefahren und wagte es nicht, den Kopf zu erheben; er drehte nur seine Augen in die Höhe und erwiederte mit leiser Stimme: „Ich höre."

„Sie gehen also mit diesem Kinde auf dem geradesten Wege nach dem Fuchsbau; doch verstehen Sie mich wohl: auf dem geradesten Wege, halten auch nirgendwo an und sprechen mit Niemand, Sie schauen gerade vor sich hin und lassen mir das Herumgaffen bleiben; es könnte Aufsehen erregen, und ich kenne Sie. — Nehmen Sie sich aber ja in Acht, Herr Sträuber," fuhr er in lauterem Tone fort, „daß Sie von dieser Instruction

nicht eine Idee abweichen; es könnte Ihnen schlecht bekommen. — Im Fuchsbau wird Mathias sein; ihm übergeben Sie den Knaben, er soll ihn für heute Nacht anständig unterbringen. Morgen erhält er meine Befehle."

„Und mit dem soll ich gehen?" fragte das Kind.

„Nur eine kleine Strecke," erwiederte bestimmt der Fremde. — „Also Gott befohlen! Morgen wirst du zu deiner Frau Fischer kommen oder vielleicht auch zu einem Herrn, der es gut mit dir meint." — Damit reichte er ihm die Hand, und der Kleine folgte seinem Führer, der bereits in den Gang hinaus getreten war.

Der Fremde trat an die Thüre und schaute ihnen nach, wie sie durch die Hausflur dahin gingen. — „Ich empfehle Ihnen den geradesten Weg, Herr Sträuber," wiederholte er nochmals und setzte lächelnd hinzu: „Mit dem Kinde werden Sie keinen Versuchungen ausgesetzt sein, denn es ist ja ein Knabe und trägt keine Ohrringe."

Sobald die Tritte der Beiden draußen im Hofe verhallt waren, schlug der Fremde sein Mantelende wieder über die rechte Schulter, nickte dem Meister Schwemmer leicht mit dem Kopfe zu, und verließ ebenfalls das Haus.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am gleichen Abend hielt Graf Fohrbach mit Arthur ein Rendezvous in dem Kaffeehause auf dem Kastellplatze. Beide Freunde hatten sich schon mehrermal in ihren Wohnungen verfehlt und sich schriftlich diese Zusammenkunft gegeben. Sie waren längere Zeit in einem hinteren Zimmer allein gewesen und hatten eifrig mit einander gesprochen.

Der Gegenstand dieser Unterredung, den der geneigte Leser wohl errathen wird, war für den Grafen so wichtig, daß er es sogar vergessen, Arthur zu fragen, wie er am Neujahrsabend in

jener uns ebenfalls bekannten Angelegenheit für ihn gehandelt und welches Resultat seine Unterredung mit der jungen Dame gehabt.

Die Beiden verließen nun das Kaffeehaus und schritten in fortgesetztem Gespräch über den Kastellplatz dahin.

„Also sein Gesicht konnten Sie damals nicht sehen?" fragte der Graf.

„Nein, das war unmöglich, wie ich Ihnen schon sagte," erwiederte Arthur, „denn er hatte den Mantel dicht um den unteren Theil des Gesichtes geschlungen.

„Aber die Stimme glaubten Sie wirklich zu erkennen?"

„Ich glaube nicht, daß ich mich darin täusche: es war die des Barons. Nur sprach er die Worte anders aus, als es sonst seine Art ist; er redete kräftig, energisch, ja befehlend."

„Es ist kein Zweifel," entgegnete Graf Fohrbach nach einer längeren Pause; „es mußte dieselbe Person sein. — Aber haben Sie je eine so furchtbare Geschichte erlebt? — Was kann und wird Alles daraus entstehen? Denken Sie sich den Scandal, wenn dieser Mann, der in der Gesellschaft nach allen Richtungen seine Verbindungen angeknüpft hat, plötzlich von der Hand des Gerichtes erfaßt wird! — Das muß in unseren Kreisen Verletzungen zurück lassen, die schwer zu heilen oder zu verwischen sind. Aber vor allen Dingen, lieber Arthur, denken Sie ja daran, was Sie mir vorhin versprochen — die tiefste Verschwiegenheit über Alles, was ich Ihnen mitgetheilt. Wenn wir je zu einem Ziele gelangen können, so ist das nur möglich, wenn wir mit der größten Behutsamkeit vorgehen. Man darf darüber nicht athmen."

„Gewiß nicht, Graf Fohrbach: und Sie werden das von mir überzeugt sein."

„Das wissen Sie ja, lieber Arthur; sonst hätte ich Ihnen

nicht das Ganze so ohne allen Rückhalt anvertraut. — Sie gehen nach Hause?"

„Ja, ich muß. — Und Sie?"

„Ich werde noch einen Besuch machen. — Aber lassen Sie sich ja bald bei mir sehen."

„Schon morgen. Wie Sie wissen, hatte Seine Excellenz der Herr Kriegsminister die Gnade, mich zu Spiel und Thee einladen zu lassen."

„Richtig! da sehen wir uns ja. — Also gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Damit trennten sich die beiden Freunde; Arthur ging links, der Graf nach rechts gegen die Polizeidirection hin, in deren Nähe er seinen Wagen warten ließ.

Wie wir wissen, war es bereits vollkommen dunkel geworden, doch brannten überall die Gaslaternen; und namentlich hier wo es so viele Laden und Magazine gab, war die Straße fast taghell beleuchtet.

Graf Fohrbach ging gedankenvoll seines Weges und sah nur zuweilen in die Höhe, um einen Blick in die hellerleuchteten Gewölbe zu werfen oder um hie und da Jemand auszuweichen. So kam er in die Nähe der Polizeidirection, als zu seiner Rechten aus einer engen Gasse, die an der Seite dieses großen Hauses bei den Hintergebäuden und Gärten desselben vorbeilief und in eine andere Straße mündete, zwei Männer hervortraten, bei deren Anblick er plötzlich seinen raschen Schritt mäßigte, ja in der nächsten Secunde wie angefesselt stehen blieb. — — Der Eine dieser beiden Männer war der Baron Brand. Ja, er konnte sich nicht täuschen: es war sein Gang, seine Haltung, seine ganze Figur. — — — — Und auch die Stimme; denn jetzt sprach er einige

Worte zu dem Anderen, der neben ihm ging. Dieß war aber ein Polizei-Commissär in voller Uniform.

Der Graf war so überzeugt, den Baron zu erkennen, daß er ihn zu jeder anderen Zeit angerufen hätte. Und jetzt — nein, da war keine Täuschung möglich — jetzt war er sicher, daß dieß auch derselbe Mann sei, den er in jener Nacht aus dem Fuchsbau heraus kommen sah.

Die Beiden gingen unterdessen im gewöhnlichen Schritte dahin und hatten bald die Thüre der Polizeidirection erreicht. Dort blieben sie stehen; der Mann im Mantel reichte dem Anderen die Hand, worauf der Commissär eine tiefe Verbeugung machte und dann an der Treppe stehen blieb, Jenem nachblickend, welcher in eine Seitenstraße einbog und verschwand.

„Heute wäre es eine günstigere Gelegenheit, ihm zu folgen," dachte Graf Fohrbach, indem er rasch vorwärts eilte. „Es ist noch eine ziemlich frühe Stunde; ich rufe seinen Namen, und da wollen wir sehen, ob er anhält und mir Rede steht." — Doch kam ihm im nächsten Augenblicke ein anderer, und wie er glaubte, besserer Gedanke. Er hatte mit zwei Schritten die Treppe der Polizeidirection erreicht, welche der Commissär so eben langsam hinauf stieg.

Graf Fohrbach bot ihm laut einen guten Abend.

Der Beamte wandte sich plötzlich um, und als er beim hellen Lichte der Gaslaterne den Adjutanten Seiner Majestät erkannte, machte er schon auf der obersten Stufe eine tiefe Verbeugung und stieg eilig und mit großer Höflichkeit die Treppen herab, da er wohl bemerkte, daß ihn der Graf erwartete.

„Euer Erlaucht haben irgend einen Befehl für mich?" fragte er verbindlich.

„Das nicht, Herr Commissär," erwiederte der Adjutant.

„Würde mir das auch nicht erlauben; doch wenn Sie mir eine Frage beantworten könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar dafür."

„Mit dem größten Vergnügen."

„Wer war jener Herr, der eben mit Ihnen ging und Sie vor wenigen Augenblicken verließ?"

Der Polizei-Commissär rieb sich die Hände und lächelte pfiffig, worauf er sagte: „Das ist eigentlich eine Art Dienstgeheimniß, was aber Euer Erlaucht mitzutheilen ich mich nicht zu geniren brauche. Jener Herr, der im Mantel, — ich gebe Euer Erlaucht mein Ehrenwort, daß ich seinen Namen nicht einmal weiß, — aber, unter uns gesagt," — — damit hielt er die rechte Hand an eine Seite des Mundes und flüsterte dem Grafen in's Ohr: „es ist einer der Secretäre Seiner Excellenz des Herrn Präsidenten, und gehört zur geheimen Polizei."

„Zur geheimen Polizei?" sprach der Graf im Tone des höchsten Erstaunens.

„Es ist so, Euer Erlaucht. — Aber nicht wahr, das bleibt ganz unter uns?"

Einundsechszigstes Kapitel.

Die Soirée des Kriegsministers.

Wenn bei Seiner Excellenz dem Kriegsminister große Soiréen stattfanden, was im Laufe des Winters mehrmals vorkam, so wurden hiezu die unteren Appartements des pallastähnlichen Hauses, die sonst immer verschlossen waren, geöffnet. Sie bestanden aus einem großen Tanzsaal mit Nebenzimmern zu allen möglichen Zwecken; hier konnten die Tänzer ausruhen, dort konnten Mütter und andere Anverwandte sich einer angenehmen Conversation hingeben und doch mit einem einzigen Blick den Ballsaal und somit ihre Töchter und Schutzbefohlenen übersehen. Etwas entfernter von der rauschenden Musik, waren Conversations- und Spielzimmer, sowie auch ein Gemach, dessen schwere eichene Tische mit Albums aller Art und illustrirten Werken überladen waren.

Wie wir bereits wissen, verband der kleine Wintergarten das Haupthaus mit dem Hintergebäude, wo der junge Graf Fohrbach wohnte. An solchen Abenden aber wie der heutige, war

nicht blos der Blumengarten geöffnet, beleuchtet und zum Eingang von Gästen eingerichtet, sondern das Appartement des jungen Grafen mit Ausnahme des Schlafzimmers in die ganze Reihe hinein gezogen, und es wurde hier gewöhnlich soupirt.

Wenn man nun vor Beginn der Soirée durch die ganze Zimmerreihe dahin schritt, wo die hohen Wachskerzen so eben angezündet waren und der Glanz ihrer Lichter noch durch keinen Staub getrübt wurde, wo die Blumen in den Ecken und auf den Tischen noch in ihrer ganzen Frische prangten, wo sich die Möbel der verschiedenen Zimmer und Salons noch in jener gut berechneten Unordnung befanden, die dem Auge so wohl thut, wenn die reine Atmosphäre noch versüßt war durch den Duft der Blumen und Gesträuche aus dem geöffneten Wintergarten, — so mußte man sich gestehen, daß dieß Appartement, wenn auch wohl in der Größe und Ausdehnung manchem andern nachstehend, doch an zierlicher Eleganz, Geschmack und Lieblichkeit gewiß weit und breit seines Gleichen vergeblich suchte. Namentlich machte es dem jungen Grafen vieles Vergnügen, seinen ersten großen Salon, der an das Gewächshaus stieß, immer wieder auf neue Art zu decoriren und einzurichten.

Heute nun schien er eine Fortsetzung des Wintergartens zu sein, und wenn man hinein trat, so glaubte man in ein großes Gewächshaus zu kommen. Alle Ecken waren mit dichten Gebüschpartieen besetzt, von welchen sich nach verschiedenen Seiten hin Blumen und Sträucher in das Zimmer hinein zogen und dasselbe auf diese Art in eine ganze Menge kleiner Pflanzenkabinete abtheilte. Diese nun waren auf das Mannigfaltigste möblirt, aber jedes anders, und hier bot eins Platz für zehn und zwölf Personen, dort vielleicht für fünf und sechs, weiterhin aber sah man recht lauschige Plätzchen, wo nur ein einsamer Sopha oder zwei

Fauteuils standen, wie geschaffen zu einem heimlichen Zwiegespräch. Einen Kronleuchter hatte der Salon nicht; er würde auch die ganze Wirkung dieses künstlichen Gartens zerstört haben. Zwischen den Blumenpartieen, namentlich aber am Ende derselben, standen kleine Postamente, auf diesen Lampen, welche über die Pflanzen emporragten oder zwischen ihnen durchschimmerten. Die Kugeln dieser Lampen waren mit künstlichen, gemachten und transparenten Blumen umgeben, die nun aus dem dunkeln Grün magisch hervorleuchteten, hier ein Bouquet riesenhafter, glühender Rosen darstellend, dort einen Strauß anderer sanft schimmernder Blüthen, oder weiterhin eine Partie weißer, glänzender Lilien.

Auch zu Anfang des Balles, wo sich Alles in den vorderen Zimmern befand, war hier ein recht heimlicher, anmuthiger Aufenthalt. Da hörte man aus weiter Entfernung das Murmeln der Stimmen, die Accorde der Tanzmusik, oder, wenn diese einen Augenblick schwieg, das sanfte Plätschern der Springbrunnen in dem anstoßenden Wintergarten. Doch ließen sich wenige Gäste hier nieder: man spazierte nur hindurch, um die schönen Arrangements zu bewundern und zog sich hierauf wieder nach dem vorderen Theile des Appartements zurück, weil dort Tanz und Spiel zu finden war, und weil, wie Jedes wußte, der zierliche Salon des jungen Grafen für die allerhöchsten Herrschaften so zu sagen reservirt war, wohin sich diese auch häufig mit einzelnen auserwählten Vertrauten zurückzogen.

Wenige Minuten nach acht Uhr hatte übrigens das ganze Appartement am heutigen Abend den Reiz der Einsamkeit und auch schon theilweise der Frische verloren und diente nur noch zu dem Aufenthalt eines wahrhaft fabelhaften Glanzes, der sich in seinen Räumen ausbreitete.

Vor dem Tanzsaale empfieng der Kriegsminister die hohen

Herrschaften, wobei der alte Herr mehrere tiefe Verbeugungen machte, die bald mit vertraulichem Gruß und einigen freundlichen Worten erwiedert wurden, bald auch nur mit einem steifen und und sehr vornehmen Nicken des Kopfes, je nachdem man damit eine größere oder kleinere Gnade andeuten wollte.

Nachdem so der allgemeine Empfang vorüber war, zu welchem sich Alles, was auf das Recht bemerkt zu werden Anspruch machen konnte, in den Vorzimmern und dem Eingang des Tanzsaales zusammen gedrängt hatte, lösten sich die Anwesenden in einzelne Gruppen auf, die hohen Personen hielten in den verschiedenen Zimmern ihre kleinen oder großen Cercles, die jungen Herren und Damen folgten der rauschenden Tanzmusik, die alten Excellenzen und sonstigen Würdeträger zogen sich in die Spielzimmer zurück, und jene Eingeladenen, deren schwarze Fräcke schon mehreren Moden siegreich widerstanden, deren weiße Westen etwas zu kurz, die Handschuhe dagegen etwas zu lang waren, tapezirten die Wände, standen, in der Absicht auffallend bescheiden und schüchtern zu sein, Jedermann im Wege, traten sich gegenseitig auf die Füße, machten vor jedem Stern einen tiefen Bückling, wobei sie nicht selten von hinten mit einer alten Dame sehr unangenehm carambolirten, und schwammen im Allgemeinen für sich und Andere sehr unerquicklich auf der Woge dieses glänzenden Lebens dahin, bis sie endlich von der gewaltigen Fluth in ein entferntes Nebenzimmer geschleudert wurden, um hier in irgend einer Ecke ruhig zu warten, bis sie mit Anstand verschwinden konnten, oder um ein paar Stunden lang mit großer Geduld und Ausdauer verschiedene Albums zu durchblättern, wobei sie sehnsüchtige Blicke auf die Uhr warfen und schmerzliche auf ihre Füße, deren Hühneraugen unter den engen Schuhen von Glanzleder entsetzlich brannten und schmerzten.

Im Uebrigen war jetzt der Ball vollkommen en train; man tanzte, man lachte, man spielte, man unterhielt sich, und dabei rauschten Kleider und Bänder, glänzten Diamanten, Perlen und Sterne, glühten frische Wangen und funkelten schöne Augen.

Der geneigte Leser wird in dem Gewühle hier und in allen Theilen des Appartements viele seiner Bekannten wieder finden. In dem Spielzimmer die Excellenzen, denen er im königlichen Vorzimmer begegnete, — hier aber ihrer würdevollen Mienen sowie der Uniform entkleidet und dagegen angethan mit dem schwarzen Frack, der weißen Weste, über welcher das breite, farbige Ordensband glänzt; — sowie auch den Herrn von Dankwart, der sich bemüht, in alle Karten zu schauen, über das Spiel im Allgemeinen zu sprechen, oder hie und da gute Rathschläge im Einzelnen zu ertheilen, die ihm aber höchstens einen erstaunten Blick eintragen.

Im Tanzsaale finden wir den Major von S., der, obgleich über die Jahre des Tanzens schon fast hinüber, sich doch neulich auf heute Abend zu einem Walzer verpflichtete, ein Leichtsinn, den er nun im Schweiße seines Angesichtes abbüßen muß; den nunmehrigen Regierungsrath Eduard von B., der es an der Zeit findet, sich gründlich unter den Töchtern des Landes umzuschauen; — sowie auch abermals den Herrn von Dankwart, der, ohne selbst zu tanzen, über diese Kunst im Allgemeinen sehr gründlich abspricht, und einzelnen jungen Damen Rathschläge ertheilt, die aber bei den Schönen und Gesuchten ein vornehmes Achselzucken, bei den Bescheidenern und minder Hervorragenden ein leichtes mitleidiges Lächeln hervorbringen.

In den entfernteren Zimmern, an den Tischen mit den Albums, sehen wir jene Herren mit den altmodischen Fräcken, Beamte des kriegsministeriellen Departements, junge, noch schüch-

terne Offiziere und Künstler; — sowie auch wieder den Herrn von Dankwart, der hier als Protector und Kritiker auftritt, sich so hoch streckt, als es seine kleinen Beine erlauben, die Nase gewaltig erhebt und mit großer Bescheidenheit versichert, wenn auch seine Anwesenheit in hiesiger Stadt im Allgemeinen noch von keinen großen Folgen gewesen sei, so müsse er sich doch selbst zugestehen, daß sein Urtheil, sein Lob und Tadel auf dem Gebiete der Kunst schon außerordentliche Früchte getragen. — „Man fürchtet sich vor mir," sagt er, „man weiß, wie ich nur das Gute schätze, aber dem Mittelmäßigen streng entgegen trete; man muß es anerkennen, daß ich die Aufmerksamkeit der Frau Herzogin auf manches bisher unbekannte Talent gelenkt, und daß ich so zu sagen Künstler erzogen habe, die es noch zu etwas Großem bringen werden, wenn sie wie bisher meinen Winken und Rathschlägen Folge leisten."

Im Wintergarten finden wir einige Hofdamen, die plaudernd auf und ab gehen, bald vor dieser Blumengruppe, bald vor jener bewundernd stehen bleiben, während sie häufig ausrufen: „Charmant! — köstlich! — deliciös!" die dabei ihre weißseidenen Roben sehr in Acht nehmen, damit sie nicht an irgend ein nasses Blatt streifen, und die Alle mit dem Fächer wedeln, sobald Eine die Bemerkung macht, in dem Saale sei es unerträglich heiß; — sowie auch den unvermeidlichen Herrn von Dankwart, der über Blumenzucht im Allgemeinen spricht, auch recht anerkennend über den Gärtner des Kriegsministers urtheilt, im Einzelnen aber die bündige Erklärung abgibt, daß, obgleich hier viel für Blumenzucht geschähe, die hiesigen Gewächshäuser doch keinen Vergleich aushalten könnten mit denen, die er zu Haus verlassen, und daß, ohne ungerecht zu sein, was Pflanzen und Blumen anbetreffe, hier sich gegen dort wie Sibirien zu Italien verhalte.

Im Salon des jungen Grafen ist dieser selbst und nimmt

freundlich und bescheiden die ausschweifenden Lobsprüche einiger alten Hofdamen in Empfang, die ihn versichern, so etwas Magnifikes und wirklich Graziöses noch nie gesehen zu haben; — sowie auch der Herr von Dankwart, der lächelnd hinzu tritt, und dem Grafen vertraulich auf die Schulter klopfen will. Es bleibt jedoch bei dem Versuche, denn Graf Fohrbach macht eine entschieden rückgängige Bewegung, von einem sonderbaren Blicke begleitet, was aber den Herrn von Dankwart durchaus nicht abzuschrecken scheint; denn er nähert sich abermals, reibt seine Hände, und sagt, indem er sich auf den Fußspitzen wiegt: „Bei Gott! dieser gute Graf hat Etwas gelernt. Gestehen Sie, Ihnen hat der Salon der Fürstin X. bei uns vorgeschwebt und Sie haben den hiesigen darnach gebildet. — Aber wirklich mit vielem Geschmack und Eleganz. Wahrhaftig, Graf Fohrbach, Ihr Geist ist ein dankbares Feld für Bemerkungen, die man Ihnen gelegentlich macht; Sie haben da meine Idee mit den transparenten Blumen vortrefflich benützt, — in der That vortrefflich benützt. Nur wissen Sie, was ich hie und da noch besser gemacht hätte? — Zwischen dem Grün hindurch ein Bouquet Wachskerzen. Ich versichere Sie, der Glanz der Lichter zwischen den Blättern macht eine fabelhafte Wirkung. So war es auch bei der Fürstin X.; das allein haben Sie vergessen." —

So plauderte Herr von Dankwart unermüdlich fort und eilte dabei mit außerordentlicher Beweglichkeit, ohne auf seine Reden irgend eine Entgegnung abzuwarten, zu den verschiedenen Gruppen, wo er Wachslichter angebracht zu haben wünschte, und als er sich endlich wieder zu der Gesellschaft umdrehte, bemerkte er, daß Alle das Zimmer verlassen hatten bis auf eine alte Gräfin, die ihm mit wahrer Bewunderung zuzulauschen schien, denn sie war von der Frau Herzogin sehr abhängig und erhielt durch die

Hand des Herrn von Dankwart vertraulicher Weise manche Unterstützung.

Im Vorzimmer, um bis an das Ende des Appartements zu gehen, sah man die Dienerschaft des Hauses die Erfrischungen herrichten, und die Limonaden sowie das Gefrorene vorher heimlicher Weise versuchen, ob es auch wohl würdig sei, den Gästen präsentirt zu werden; — sowie auch den Herrn von Dankwart, der eigentlich hieher gehörte, und der einem Kammerdiener anempfahl, es ihm ja augenblicklich zu melden, sobald der Wagen der Frau Herzogin vorgefahren sei.

Einen unserer Bekannten suchten wir bis jetzt überall vergebens, den Herrn von Brand nämlich, der aber eingeladen und auch erschienen war. Doch fanden wir ihn nicht, weil er wie der Herr von Dankwart bald hier bald dort war, übrigens eine ganz andere Rolle spielend, denn wo dieser sich vordrängte, viel sprach und also leicht bemerkbar war, zog Jener sich zurück, knüpfte fast gar keine Unterhaltungen an und schien nur aus der Ferne dieß und das zu beobachten.

Jetzt näherte er sich dem Spielzimmer, trat aber dort sogleich in eine Fensternische und ließ sich auf einen kleinen Fauteuil nieder, der ihn durch den daneben herabhängenden Vorhang fast ganz verbarg.

Es waren in diesem Zimmer drei Spieltische aufgestellt, und man arbeitete fast überall mit dem Strohmann; doch war der Stuhl desselben fast nirgendwo unbesetzt, und wenn sich ein Zuschauer von demselben erhob, so nahm gleich ein anderer Platz darauf.

An dem Tische, der dem Baron zunächst stand, saß Seine Excellenz der Oberststallmeister, der Hofmarschall, sowie ein kleiner, alter, vertrockneter Herr, dessen Bekanntschaft wir noch

nicht gemacht. Er hatte ein spitziges Gesicht von unangenehmem Ausdruck, tief liegende, trübe Augen, wenig Zähne und auf dem Kopfe eine Perücke, deren Farbe offenbar zu dunkel abstach gegen seine fahle, verlebte Gesichtsfarbe. Der alte Herr saß mit ziemlich gekrümmtem Rücken da und bückte sich bei jeder Karte, die ein Anderer ausspielte, noch tiefer hinab, wobei er die Augen blinzelnd zusammen kniff. Zuweilen bediente er sich auch einer Lorgnette, die neben ihm lag, um einen etwas entfernten Stich betrachten zu können. Seine Finger waren unendlich mager und zitterten oftmals so heftig, daß er mit der rechten Hand nachhelfen mußte, um die in Unordnung gerathenen Karten wieder gehörig aufzurichten.

Wenn wir dem geneigten Leser sagen, daß er von seinen Mitspielenden mit „Excellenz" angeredet wurde, daß er über der weißen Atlasweste ein breites Band trug, sowie auf dem schwarzen modischen Frack einen blitzenden Stern, so wird derselbe versichert sein, daß wir ihn so eben mit einer sehr vornehmen Person bekannt gemacht.

Es war dieß Seine Excellenz, der in dieser Geschichte schon einigemal erwähnte pensionirte General-Adjutant Baron von W., in seiner Jugend ein gewaltiger Eroberer in mancherlei Beziehungen, jetzt nur noch eine alte, verdrießliche Ruine, die nur in solchen Augenblicken etwas freundlicher aussah, wenn sie von der Sonne allerhöchster Huld und Gnade beschienen wurde.

Neben ihm, auf dem Platze des Strohmanns, saß seine Frau, die Baronin W., und man konnte sich keinen größeren Contrast denken, als dieses Ehepaar darstellte. Sie war eine schöne Frau in den Zwanzigen, hatte volle, schwellende Formen, einen unbeschreiblich weißen, aber sehr blassen Teint und die schönsten hellblonden Haare, die man sehen konnte.

Die Baronin war einfach in hellblaue Seide gekleidet; ihr Schmuck war unbedeutend und bestand nur in Perlen, die sie am Armband und in den Ohrringen trug. Sie war, wie gesagt, heute noch eine der reizendsten Erscheinungen, mußte aber vor Jahren wunderbar schön gewesen sein, als sich die Frische der Jugend noch in den Formen ihrer Gestalt ausdrückte und als ihr jetzt etwas umflortes Auge noch im vollen Glanze strahlte. Sie war etwas stark geworden, und ihre Augenlider hatten eine eigenthümliche Färbung; dunkler wie die Stirne lag über ihnen ein Schimmer von Rosa und Braun, welcher aber das Gesicht durchaus nicht entstellte, ja es wo möglich noch anziehender und interessanter machte. Wie schon gesagt, saß sie an der Stelle des Strohmannes und hatte den vollen weißen Arm so auf die Ecke des Tisches gelegt, daß der Fächer, der am Handgelenke befestigt war, frei herab hieng und hin und her schwebte, welches Spiel sie angelegentlich zu betrachten schien. Zuweilen aber, wenn Seine Excellenz einen Ton des Mißfallens oder der Freude hören ließ, hob sie die müden Augenlider empor und schaute über die Karten hin, wobei ein leichtes Lächeln um ihren Mund spielte, wenn sie die Blicke des Gemahls trafen.

Der Herr von Brand saß so in seiner Ecke, daß ihm Seine Excellenz der General-Adjutant den Rücken zudrehte, er dagegen der Baronin in's Gesicht sehen konnte.

Seine Excellenz bekamen vortreffliche Karten und nahmen häufig ihre Lorgnette, um die Stiche zu betrachten. Auch lachte sie zuweilen laut hinaus, was aber durchaus nicht angenehm klang, aber die Freude ihres Herzens bekundete.

Die Baronin schien an dieser Freude offenbaren Antheil zu nehmen, denn sie ließ ihr Fächerspiel bleiben, stützte den Kopf

auf ihren Arm und begleitete das triumphirende: „enfin — petit Schlemm!“ Seiner Excellenz mit einem freundlichen Kopfnicken.

Als sie in diesem Momente das Gesicht erhob, und, gewiß zufälliger Weise, ihre Blicke durch das Zimmer schweifen ließ, begegneten sie denen des Herrn von Brand, der sie aufmerksam und fest ansah. Es mußte für sie etwas Seltsames in diesem Anschauen liegen, denn ihre Gesichtszüge änderten sich vielleicht während einer Secunde, was sie fühlte, denn sie blickte fast erschrocken auf ihren Gemahl, der aber in seine Karten sah und durchaus nichts bemerkt hatte.

Hierauf drehte sich die Baronin nach und nach an dem Tische so, daß sie nach der Fensternische schauen konnte, während die rechte Hand den Spielenden ihr Gesicht verdeckte. Wir müssen nun eingestehen, daß sie jetzt häufig ihre Blicke dem Baron zuwandte, daß dieser ebenfalls scharf herüber sah, ja daß er kurze Zeit nachher ein für uns unverständliches Zeichen machte, welches die schöne Frau dadurch beantwortete, daß sie langsam ihre Augenlider senkte, was offenbar Ja bedeutete; denn nun erhob sich der Baron aus seiner Fensternische und schlich, von den Spielenden ungesehen, zum Zimmer hinaus.

Die Baronin blieb noch eine Zeit lang, dann legte sie ihre volle, weiche Hand auf den schlotternden Aermel ihres Gemahls und sagte mit ihrer sanften Stimme: „Ich wünsche dir alles Glück wie bisher.“

Worauf der Oberststallmeister galant erwiederte: „Das wird von ihm verschwinden, sobald Sie, gnädige Frau, ihn verlassen.“

„Was übrigens auch nicht mehr wie recht und billig ist,“ meinte einigermaßen verdrießlich der Hofmarschall. „Denn Seine Excellenz gehen in der That zu grausam mit uns um.“

„Mais où allez vous?“ fragte mürrisch der Gemahl, indem er der Baronin einen unfreundlichen Blick zuwarf. „Man sollte wahrhaftig glauben, es thue dir leid, mich einmal gewinnen zu sehen — contre la règle.“

„Contre la règle!“ lachte laut der Hofmarschall. „Nein, gnädige Frau, geniren Sie sich durchaus nicht; verlassen Sie ihn nur, und wenn ihn damit sein Glück verläßt, so hat er es verdient.“

Diese Worte schienen ohne alle andere Deutung gesprochen worden zu sein, doch riefen sie auf dem Gesichte des Oberststallmeisters ein leichtes Lächeln hervor, und die andere Excellenz biß sich auf ihre dünnen Lippen, zuckte die mageren Achseln und sagte mit ihrer schnarrenden Stimme: „Ah! je ne pense pas de vous retenir. — Beim Spiel,“ setzte er mit scharfer Betonung hinzu, „nennt ihr oft rasendes Glück, was eigentlich doch nur gutes Spiel ist. — Mais dites moi, ou allez vous?“

„Ich will einen Gang durch die Appartements machen,“ erwiederte die Baronin mit leiser Stimme. „Graf Fohrbach wollte mich schon vorhin durch den Wintergarten führen; ich muß doch diese Artigkeit vergelten, indem ich ihn aufsuche.“

„Eh bien donc,“ sprach verdrießlich der General-Adjutant, „va — t'en va — t'en. Du störst ohnehin meine Aufmerksamkeit. — Den Stich,“ rief er dem Hofmarschall zu, „haben Sie allein dieser Unterredung zu danken. — Diable! quelle distraction.“

Die blasse Frau legte nochmals ihre Hand auf seinen Arm, was übrigens keinen weiteren Erfolg hatte, als ein unmuthiges Zucken. Dann schwebte sie leicht und anmuthig zum Zimmer hinaus.

Im Tanzsaal erblickte sie der Kriegsminister, der sich ihr augenblicklich näherte und artig seine Begleitung durch die Zim-

mer antrug. Doch sagte sie mit einem freundlichen Lächeln: „Ich sehe wohl, wie Euer Excellenz hier noch von aller Welt umringt sind; auch kommt dort so eben die Frau Herzogin, der Sie nicht aus dem Wege gehen dürfen. Ich will unterdessen schon voraus in den Wintergarten, und wenn Sie später einen Augenblick Zeit haben, so werde ich sehr dankbar für Ihren freundlichen Unterricht sein."

„Sie haben wirklich Recht," erwiederte der Kriegsminister, indem er sich umwandte. „Aber man kann mit Ihnen, schöne Frau, nicht zwei Worte reden, ohne daß man Ihnen zu Dank verpflichtet sein muß. Wahrhaftig, die Frau Herzogin würde in ihrer guten Laune gegen mich geglaubt haben, ich suche sie absichtlich zu vermeiden. — Doch folge ich Ihnen sogleich."

Sie grüßte anmuthig und schritt durch den Tanzsaal und die übrigen Zimmer in den Wintergarten hinab, wo sich augenblicklich sehr wenige Gäste befanden. Entfernt von diesen und anscheinend eine prachtvolle Camelie betrachtend, stand der Baron von Brand in der Nähe des Einganges zu den Zimmern des jungen Grafen Fohrbach.

Die Baronin näherte sich, und als sie so dicht bei ihm war, daß sie seine Worte verstehen konnte, sagte er: „In den hinteren Zimmern ist Niemand, da es aber auffallen könnte, wenn man uns dort allein träfe, so will ich hier stehen bleiben, wo ich den ganzen Wintergarten und die Zimmer bis in den Tanzsaal übersehen kann. Tritt etwas näher zu mir und setze dich hier auf den kleinen Fauteuil, wo du unbefangen auf Jemand warten kannst, während es mir sehr leicht möglich ist, dort hinaus zu verschwinden."

Die schöne Frau that, wie ihr der Baron gesagt, und als sie sich auf den kleinen Stuhl niedergelassen hatte, beugte er sich zu ihr hinab und sprach: „Ich habe dir viel zu sagen."

„Ich dir ebenfalls," entgegnete sie. „Ich habe heute einen fürchterlichen Tag verlebt."

Er nickte mit dem Kopfe.

„Ah! wie Recht hattest du," rief sie mit gefalteten Händen, „als du mir damals schon anboteſt, die Angelegenheit des Kleinen in deine Hände zu nehmen."

„Es wäre in der That besser gewesen."

„Aber ich fürchtete mich. Du hättest das freilich Alles vorsichtiger behandelt; aber man muß sich doch irgend Jemand anvertrauen, und das Schlimmste, was für uns Beide geschehen könnte, würde doch wohl sein, wenn man auf einmal ein Einverständniß zwischen uns ahnete."

„Natürlich wäre das jetzt unbegreiflich für die Welt und müßte zu den tollsten Vermuthungen Anlaß geben," versetzte er mit trübem Blicke. „Und damals ging es nicht an; du wußtest ja nichts von mir, wußtest nicht, welche Stellung in der Gesellschaft ich einnehme, ob es mir wohl ergehe oder ob ich nicht vielleicht langsam in Jammer und Elend verkomme. Wir sind nicht Schuld daran, meine arme Lucie: das Schicksal, welches uns so früh aus einander riß, hat es nicht anders gewollt. — Doch schweigen wir über die Vergangenheit, schweigen wir darüber, wie man dieß oder das hätte anders machen können; die Zeit ist ja hinter uns gerollt, und mit allen Schätzen der Welt, wenn wir sie hätten, würden wir doch nicht im Stande sein, eine Secunde zurück zu erkaufen, geschweige denn einen Tag, einen Monat, ein Jahr. — — — Also zur Sache!"

„Ja zur Sache!" wiederholte die schöne Frau und legte sich weit in den Fauteuil zurück, nachdem sie zuerst einen forschenden Blick durch den Pflanzengarten geworfen.

„Es kommt Niemand," sagte er und bückte sich so tief hinter

den Camelienbusch hinab, daß er das leiseste Flüstern ihres Mundes verstehen konnte.

„Du weißt," sprach sie, „daß ich das Kind vor einem Jahre hieher kommen ließ."

„Leider!"

„Ich konnte es nicht ertragen, daß es so weit entfernt von mir war: ich mußte es zuweilen an mein Herz drücken, zuweilen seine lieben Augen küssen. — Du kennst ja mein freudeloses Leben und wirst mir im Ernst nicht darüber zürnen, daß ich mir unter die vielen Dornen meiner Tage diese einzige Rose flocht. — Ah! es waren glückselige Stunden, wenn ich das Kind sah."

„Arme Schwester! — — Ich kann mir denken, daß dieß Glück von kurzer Dauer war. — Aber weiter! — weiter!"

„Ich hatte Alles auf's Beste eingerichtet; der Kleine war bei einer sehr braven und verschwiegenen Frau, deren Wohnung in dem Hause einer Freundin lag, die ich ohne alles Aufsehen häufig besuchen konnte; und wie ich dir schon sagte, genoß ich auch die Seligkeit, mein Kind hie und da zu sehen, fast ein ganzes Jahr. — — Eines Tags aber theilte mir die Wärterin mit, sie sei verschiedenen ihr unerklärlichen Nachforschungen ausgesetzt, bei Spaziergängen mit dem Kinde dränge sich oft ein Mann an sie, knüpfe eine Unterredung über gleichgültige Dinge an, frage auch nach dem Knaben und dessen Eltern, kurz, benehme sich auffallend und ungeschickt."

„Und diese Wärterin ist eine alte Frau?"

„Versteht sich," erwiederte die Baronin. — „Das Interesse, welches jener Mann an ihr zu nehmen scheint, gilt also nur dem Knaben. Schon mehrere Male wünschte er unter verschiedenen Vorwänden sie nach Hause zu begleiten; sie verbat es sich begreiflicher Weise, doch mußte er ihr neulich gefolgt sein, obgleich

sie auf großen Umwegen und in einem Wagen heimkehrte. — — Genug, er fand ihre Wohnung, erklärte ihr das selbst lachend und ging eines Tages so weit, daß er ihr geradezu sagte, hinter dem Knaben stecke ein Geheimniß, das er wohl ergründen möchte. Er bot ihr eine bedeutende Summe, wenn sie ihm einige Mittheilungen machen wolle."

„Das war ein recht dummer Teufel!" sagte höhnisch der Baron.

„So standen die Sachen. Da bemerkte ich auf einmal mit dem größten Schrecken, daß das Benehmen meines Mannes zu Haus gegen mich härter und tyrannischer wurde als je. Zuweilen ließ er sich, anscheinend ohne alle Absicht, von mir etwas von meinem früheren Leben erzählen, und konnte dabei oft eine laute, häßliche Lache aufschlagen, oder er verließ mich scheinbar ruhig, aber mit zitternden Händen und funkelnden Augen."

„Ja, ja, ich kann mir wohl denken, daß diese Nachforschungen von ihm ausgingen."

„Ich weiß es gewiß; und da ich seinen heftigen, gewaltthätigen Charakter kenne und überzeugt war, er werde das Kind mit List oder durch Gewalt in seine Hände zu bekommen suchen, um gegen mich einen Anknüpfungspunkt zu erhalten, so war es nothwendig, daß ich es verschwinden ließ. — Hatte ich nicht Recht?"

„Doch; ich will das nicht läugnen. Aber in dem Moment hättest du dich an mich wenden sollen."

„Nein," entgegnete sie eifrig, „da gerade konnte ich das nicht thun: ich wußte genau, daß ich von Spähern umgeben war, daß er von allen meinen Schritten Kenntniß hatte, ja, daß die Briefe, die ich schrieb, in seine Hände gelangten. Ich konnte nur noch mit jener alten Frau verkehren, die mir unbedingt ergeben ist."

„Mit der Frau Fischer," sagte er, wie in tiefen Gedanken.

„Du kennst sie?" fragte erstaunt die Baronin.

„Ich glaube, du sprachst mir einmal darüber," versetzte er ruhig und gefaßt. „Ja, es muß so sein. — Aber erzähle weiter."

„Die Frau also sagte mir von einer Bekannten, durch deren Vermittlung mein armes Kind für eine Zeitlang bei guten, braven Leuten untergebracht werden könne."

„Hahaha!" lachte der Baron.

„Worüber lachst du? — Ich bitte dich, sei ernsthaft."

„O das bin ich auch im höchsten Grade. Dieß Lachen ist eine Art Krampf, der mich zuweilen befällt."

„Ich willigte also ein, daß sie das Kind zu jenen Leuten brachte."

„That sie das selbst?" forschte er emsig.

„Nein, das wäre zu gefährlich gewesen. Sie brachte es zu ihrer Bekannten, von der ich dir sprach, diese übergab es einer dritten Hand, welche es zu jenen Leuten that. — O mein Gott! wer hätte ahnen können, daß er trotz dieser Vorsichtsmaßregeln auf des Kindes Spur komme!" — Die Baronin sprach das mit dem Tone des tiefsten Schmerzes und drückte ihre Hände einen Augenblick vor das Gesicht. — Darauf faßte sie sich wieder mit gewaltiger Kraft, preßte eine Secunde ihre Lippen fest auf einander und fuhr fort: „Ich erhielt häufig Nachrichten von dem Kinde, gute und befriedigende."

„Immer durch die dritte Hand?"

Sie nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „Vorgestern die letzte; denn heute Morgen berichtete mir die alte Frau das Entsetzliche, mein Kind sei geraubt worden, mit Gewalt jenen guten Leuten entführt, bei denen es sich befand. — — — — O Henry," sprach sie nach einer Pause mit gefalteten Händen,

während Thränen in ihren Augen glänzten, „ist das möglich? — Kann so etwas geschehen? — O mein Gott! ich martere meinen Kopf den ganzen Tag auf's Fürchterlichste ab, ich komme von einer Vermuthung auf die andere. — Hat mich nicht am Ende jene Frau verrathen? — Ist es denn wahrscheinlich, daß das Kind geraubt werden konnte?"

„O ja, das ist wahrscheinlich und möglich."

„Jetzt bin ich am Ende," fuhr sie mit leiser und klagender Stimme fort, indem ihre Hände aus einander zuckten und sich ihre Finger krampfhaft schlossen. „Jetzt kann ich weiter nichts thun als klagen und verzweifeln, und auch das ja nur, wenn ich allein bin. — O Henry! er beobachtet jede meiner Mienen. Wenn du wüßtest, welch' unaussprechliche Qualen ich leide, da ich heiter und zufrieden aussehen soll, während mein Herz zerrissen ist."

Der Baron hatte bei diesen Worten, die sie heftig und leidenschaftlich herausgestoßen, sanft ihre Hand erfaßt und drückte sie leise. — „Beruhige dich," sagte er, „Fassung! Fassung! Schwester. — Denke daran, wo wir uns befinden! Wie würden von Hunderten, wenn sie dich hier sehen würden, Thränenspuren in deinen Augen oder auf deinen Wangen gedeutet werden! — Ja, fasse dich und — lächle."

„Ich lächeln?" erwiederte sie mit einem trostlosen Blick.

„Ah! bei eurem Leben solltest du daran gewöhnt sein," sprach er in bitterem Tone. — „Aber," setzte er mit weicher Stimme hinzu, „ich, dein Bruder, verlange nicht so Entsetzliches von dir: du sollst lächeln, weil ich dir eine angenehmere Fortsetzung deiner Geschichte erzählen will."

„Du?" rief sie fast laut hinaus und erhob sich rasch von ihrem Stuhle. — „O Henry, spotte meiner nicht!"

„Ich spotte nie," sagte er ruhig. „Aber fasse dich und

lächle; dort sehe ich einige Personen kommen, unter Anderem Seine Excellenz den Kriegsminister, der dich wahrscheinlich aufsucht. — „Lächle also."

„Ich kann das nicht ohne ein Wort des Trostes. O sage mir: was weißt du von der fürchterlichen Geschichte?"

„Daß dein Kind wieder gefunden ist," versetzte er leise. „Das Wie und Wo kann ich dir hier nicht erzählen; aber daß es nicht von ihm geraubt wurde, sondern daß es in meinen Händen ist."

„Ah!" seufzte sie aus tiefer Brust und preßte ihre linke Hand auf das Herz. — „Ah! Gott, dir danke ich! Jetzt will ich lächeln, möchte aber lieber laut hinaus rufen und jubeln."

Der Baron war verschwunden, und Seine Excellenz der Kriegsminister bot der schönen Frau, die er hier so ganz allein fand, seinen Arm und führte sie durch den Wintergarten, wobei er ihr all' die vielen seltsamen Pflanzen und Blumen zeigte. Sie freute sich außerordentlich darüber, lachte in Einem fort und schien über die Erklärungen Seiner Excellenz so glücklich und zufrieden, daß der alte Herr sie hocherfreut bis in das Spielzimmer zurückführte und dort dem General-Adjutanten sagte: „Bester Baron, es ist eine wahre Freude, Ihrer Frau Etwas zu zeigen; sie scheint eine große Liebe für die Blumen zu haben, und ich fand noch nie eine liebenswürdigere und gelehrigere Schülerin." —

Der Pflanzengarten wurde übrigens an diesem Abend häufig zu den verschiedenartigsten Unterredungen benützt. Kaum hatte ihn der alte Graf Fohrbach mit der Baronin am Arm verlassen, als ihn der junge Graf betrat.

Dieser hatte sich längere Zeit spähend in einer Ecke des Tanzsaales aufgehalten, und obgleich dort viele Françaisen getanzt wurden, so schien er doch nur für die Tanzenden einer einzigen

derselben Sinn zu haben. Das Finale war zu Ende, die Gruppen lösten sich auf, und mehrere Damen, vom Tanzen erhitzt, stiegen zu den Blumen hinab, um dort die frische, kühlere Luft einzuathmen. Auf diesen Moment hatte der Graf gewartet, denn er, der bis jetzt ganz unbeweglich in seiner Ecke gestanden, schoß plötzlich mit großer Lebhaftigkeit bei den Gruppen vorbei, die sich im Saale gebildet, und eilte ebenfalls in den Wintergarten. Vor ihm schritt Eugenie von S. am Arm einer Freundin, welche sie mit ihrer hohen Figur aber überragte, wie die stolze Lilie das bescheidene Veilchen; und diese beiden Damen lachten und plauderten mit einander, blieben hier vor einer prächtigen Blume, dort vor einem murmelnden Springbrunnen stehen.

„Bis jetzt war es mir unmöglich," sagte die Kleinere, „das ganz allerliebste Appartement zu besehen; Ihre Majestät hatte jeden Augenblick irgend einen Befehl oder eine Frage. Wenn es Ihnen recht ist, Eugenie, so machen wir eine kleine Entdeckungsreise und den Versuch, wie weit wir dort drüben in dieses unbekannte Zauberland eindringen können. Der Salon, der an den Wintergarten stößt, soll charmant sein. Nachher beim Souper hat man doch keine rechte Zeit, sich Alles das zu betrachten."

Diese Worte hatte Graf Fohrbach, der den Damen folgte, gehört und sagte so verbindlich als möglich: „Ich würde mich außerordentlich glücklich schätzen, wenn es mir erlaubt wäre, den Führer in diese bescheidene Wohnung machen zu dürfen, welche Sie für ein Zauberland zu erklären so freundlich waren."

„Wir könnten uns keinen besseren wünschen," entgegnete lachend die kleine Dame.

Und auch Eugenie, die ein wenig, wenn auch kaum merklich, erröthete, nahm dieß Anerbieten dankbar an.

Die Drei schritten mit einander durch den Wintergarten,

und als sie drüben den Salon betraten, sagte der Graf: „Hier sind die Grenzen meines Reichs und ich heiße die Damen in meiner Behausung feierlichst willkommen."

„So dürfen Sie uns diese Zimmer nicht vorstellen!" versetzte neckend die kleine Hofdame. „Gott steh' mir in Gnaden bei! wir sind durchaus nicht in Ihrer Behausung; wir befinden uns in einem der Salons Seiner Excellenz des Herrn Kriegsministers, und zwar in dem Salon, wo später die allerhöchsten Herrschaften soupiren werden, weßhalb ich eigentlich hinzufügen darf: ich bin hier in meinem Dienste, denn als getreueste Hofdame Ihrer Majestät kommt es mir zu, dieß Terrain zu recognosciren. — Nicht wahr, Eugenie?"

„Allerdings," entgegnete diese, indem sie wie aus einem Traume zu erwachen schien; denn während die Andere sprach, hatte es Graf Fohrbach nicht unterlassen können, Eugenien immerfort und aufmerksam in die schönen Augen zu sehen, — Blicke, die sie, wenn auch nicht erwiedert, doch gern geduldet hatte.

„Aber hier ist es in Wahrheit delicios," sagte die Kleine, „das ist ja ein wahres Blumenparadies! — Sagen Sie mir die Wahrheit: sind diese Zimmer immer so wunderbar decorirt?"

„O nein," entgegnete lächelnd der Graf. „Für mich selbst wäre dieser Flor unpassend; — aber für solche Gäste, wie ich sie heute Abend verehre," setzte er mit einer Verbeugung hinzu, „kann die Umgebung nicht reizend genug sein."

Die kleine Hofdame, die überhaupt eine lebendige Person war, durchschritt rasch den Salon und freute sich wie ein Kind über jedes neue Etablissement, das sie entdeckte. — „Es ist da für Alles gesorgt!" rief sie lustig, „eine der vortrefflichsten Einrichtungen, die ich je gesehen. Man kann hier causiren, deux à deux, dos à dos oder zu Drei, zu Vier, Fünf, Sechs, wie man gerade

will. — Auch," setzte sie gravitätisch hinzu, „sind vortreffliche Schmollwinkel hier oder heimliche Plätzchen, wo man einen Monolog halten kann. Ich will Beides versuchen; aber stört mich nicht in meiner Andacht."

Damit tauchte sie hinter die Blumengruppen und ließ sich auf einem der Sitze nieder, die sich dort befanden.

Der Graf war mit Eugenien allein. Sie machte eine Bewegung, der Freundin zu folgen, doch hielt sie ein bittender Blick zurück.

„Fräulein Eugenie," sagte er, „ich bin Ihnen noch eine Erklärung schuldig über mein Ausbleiben neulich Abends bei dem Major von S. Ich kann es eigentlich keine Erklärung nennen, denn Sie werden es bereits erfahren haben, was mich zurückhielt."

„Ich weiß es," versetzte das schöne Mädchen mit einem offenen Blick; „Seine Durchlaucht der Herr Herzog, welcher — — an Ihrer Stelle kam, erzählte es lachend dem Major."

„Ah! er erzählte es lachend. — Und der Major?"

„Er meinte, das sei eine außerordentliche Ehre und Sie würden nicht wenig darüber erfreut sein."

„Aber das war doch nicht Ihre Meinung, Fräulein Eugenie? — Gewiß, das dachten Sie nicht."

„Nein, ich dachte das nicht," entgegnete sie offenherzig. „Sie hatten mir ja vorher im Schlosse gesagt, wie sehr Sie sich darauf freuten, mit mir — mit uns, wollt' ich sagen, — den Abend bei Ihrem Freunde zuzubringen."

„O sagen Sie, mit Ihnen, — gewiß nur mit Ihnen, Eugenie!" sagte Graf Fohrbach und erhob seine rechte Hand wie beschwörend gegen sie. — „Was kümmert mich die Gesellschaft, wenn Sie nicht da sind, ja die ganze Welt, wenn ich Sie nicht zu finden wüßte! — Aber," fuhr er fort, als er sah, wie das

Mädchen bei seinen heftigen Worten die Augen niederschlug, „ich war an jenem Abend recht unglücklich; die süßen Stunden in Ihrer Nähe, auf die ich gehofft, mußte ich mit jenem entsetzlich langweiligen Spiel vertauschen. Ich mußte den Stellvertreter des Herzogs machen, der nun statt meiner dorthin ging, wo Sie waren, Eugenie, — der Sie sehen, Sie sprechen durfte, während ich allein blieb mit meinen quälenden Gedanken. — Ja gewiß, Eugenie: die Anwesenheit des Herzogs bei meinem Freunde war mir an jenem Abend sehr, sehr unangenehm."

„Und warum das, Graf Fohrbach?" entgegnete sie mit einem reizenden Lächeln.

„Weil — weil —" sagte er stockend, „weil ich weiß, Eugenie, daß Sie der Herzog mit Aufmerksamkeiten verfolgt."

Sie nickte verschiedene Male mit dem Kopfe und betrachtete das Blumenbouquet, welches Sie in der Hand trug. — „Ja, ja," sagte sie alsdann mit leiser Stimme, „es ist so; er erzeigt mir Aufmerksamkeiten, was mir sehr — sehr peinlich ist. Und er läßt nicht davon ab, obgleich ich dieselben gewiß nicht beachte. — — Gewiß nicht, Graf Fohrbach," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, und schaute ihn dabei offen und ehrlich mit ihren hellen und glänzenden Augen an. — „Aber was kann ich thun? Wie will ich mich in der Stellung, in der ich mich befinde, ein für allemal dieser Aufmerksamkeiten erwehren? — — — — Die Frau Herzogin lächelt darüber, und würde es sehr ungnädig aufnehmen, wollte man ihrem geliebten Sohne diese unschuldige Freude nehmen."

„O, es ist das nicht Ihr Ernst, was Sie da sagen, Eugenie!" rief entrüstet der junge Mann.

„Ich fühle, daß es bitterer Ernst ist," erwiederte traurig

das Mädchen. — „Doch," setzte sie heiterer hinzu, „brechen wir dieß Gespräch ab, das für mich und auch vielleicht für Sie peinlich ist."

„Für mich wäre dieß Gespräch nur in dem Fall peinlich, aber dann auch fürchterlich und schrecklich, wenn es unbeendigt bliebe!" rief Graf Fohrbach entschlossen. „Deßhalb erlauben Sie mir, Eugenie, es noch einen Augenblick fortzusetzen. — Freilich könnte es auch wohl mit wenigen Worten beendet sein," setzte er mit sanfter Stimme hinzu, und ergriff dabei leicht die Hand des jungen Mädchens, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen brachte. „Und diese wenigen Worte würden mich zum Glücklichsten aller Sterblichen machen. Wollen Sie sie nicht gegen mich aussprechen, Eugenie?"

„Ich weiß sie nicht," erwiederte sie erröthend.

„Aber Sie müssen sie ahnen, Eugenie," fuhr er dringender fort. „Sie müssen sie in meinen Augen gelesen haben, müssen sie in dem Drucke meiner Hand fühlen, — meiner Hand, die jetzt schon schwach und machtlos ist, die bebt und zittert, da sie die Ihrige berührt. — Ja," setzte er mit leuchtenden Augen hinzu, „Sie brauchen nicht einmal selbstständige Worte auszusprechen, Eugenie, Sie sollen mir nur eine Frage erlauben und mir auf diese Frage mit Ja oder Nein antworten. — Aber hören Sie mich an! Die Beantwortung dieser Frage entscheidet über das ganze Glück meines Lebens, ja, sie ist so wichtig für meine Zukunft, daß ich Sie zuerst um Erlaubniß bitten muß, jene Frage stellen zu dürfen. — — Darf ich, Eugenie?"

— — — — „So fragen Sie denn," versetzte nach einer längeren Pause das Mädchen, nachdem es scheu und ängstlich um sich geschaut, „so fragen Sie in Gottes Namen!"

— — — — „Darf ich Sie lieben, Eugenie? — — — — O ich will ja nicht mehr als mit einem kleinen Ja hiezu die

süße Erlaubniß," setzte er hinzu, als er bemerkte, wie das Mädchen ängstlich zusammen schauerte. — „Durch die Gewährung meiner Bitte ist ja noch nicht bedingt, daß Sie mich wieder lieben sollen; freilich hoffe ich auch auf dieses übergroße Glück, aber ich bin nicht so unbescheiden, so viel Seligkeiten auf einmal zu verlangen." — — — —

In diesem Augenblicke tauchte aus der Ecke des Zimmers die kleine Hofdame wieder hervor und rief lustig: „Jetzt habe ich geschmollt und monologisirt, gelebt, geliebt und genossen des irdischen Glückes so viel als möglich auf einer großen Soirée. — Und Sie, Eugenie, haben Sie auch den Salon betrachtet? — Wenn dem so ist, so wollen wir wieder zur Gesellschaft zurückkehren."

Eugenie wandte den Kopf herum, wie es schien, um eines der transparenten Rosenbouquete zu betrachten, neben welchen sie stand, in Wirklichkeit aber, um ihr glühendes Gesicht zu verbergen.

Von den Worten, die sie mit dem Grafen gewechselt, konnte die Andere nichts verstanden haben: sie waren zu leise gesprochen worden, und diese war zu weit entfernt gewesen. Darauf baute denn auch der junge Mann, und ehe sich die kleine Hofdame nähern konnte, wandte er sich nochmals an Eugenie und wiederholte dringend seine Frage.

Ehe sie aber antworten konnte, eilte die Andere aus ihrem Schmollwinkel herbei, — sie hatte einen Blick in den Wintergarten geworfen, — und rief mit komischer Angst: „Gerechter Gott! Eugenie, wir müssen verschwinden, dort kommt der allerhöchste Hof. Rückwärts können wir nicht hinaus, also rasch vorwärts, daß wir nicht von so vielen erstaunten Augen hier im innersten Heiligthum betroffen werden. — Kommen Sie!"

Damit sprang sie lebhaft die Treppen hinab, die in den Wintergarten führten, und Eugenie folgte ihr. Doch blieb die Letztere oben auf der Treppe, gedeckt von dem uns schon bekannten Camelienstrauche, noch einen Augenblick stehen, wandte sich rasch um und bot dem jungen Manne, der hinter sie getreten war, ihre Hand, wobei sie mit leiser Stimme sagte: „Ja, Graf Fohrbach, ich sage Ja aus vollem Herzen."

Er blieb oben stehen, sie aber schwebte die Treppen hinab, die schöne, schlanke, majestätische Gestalt, und als sie nun dem allerhöchsten Hofe, der wirklich durch den Wintergarten daher kam, begegnete, und sich graziös vor den Herrschaften verneigte, konnte man nichts Reizenderes und Anmuthigeres sehen.

„Ah! welches Glück!" sprach der Graf tief aufathmend, und drückte seine Hände fest auf die Brust. „Das ist ein seliger Augenblick, wie ihn ein Glücklicher nur einmal in diesem Leben genießt."

Zweiundsechszigstes Kapitel.

Eine einfache Geschichte.

Die Soirée, von der wir im vorhergehenden Kapitel dem geneigten Leser Einiges mitgetheilt, machte nun alle Stadien durch, wie überhaupt sämmtliche Feste dieser Art. Man tanzte, man spielte, man plauderte, man soupirte, die Lichter brannten herab, die Pflanzen bedeckten sich mit feinem Staube, die Carcellampen auf den Kronleuchtern und in den Gruppen fiengen an trübe zu brennen und zu gluckſen, die Conversation wurde matter, Eins ertappte das Andere auf einem unterdrückten Gähnen, und endlich hörte man auf der Treppe Bedienten rufen, drunten Wagen rasseln; eine Menge Gäste drängte sich an den Ausgang des Tanzsaales und in die Vorzimmer, um, noch ehe sich der allerhöchste Hof fort begab, einen freundlichen Blick zu erhaschen. Man sah ganze Gruppen sich verneigen, ganze Reihen tief knixen; zum letzten Mal wurde noch mit möglichster Anstrengung gelacht, geflüstert, dann klirrte und rauschte es die Treppen hinab; die Wagen fuhren davon, von dunkelrothem Licht umgeben, — dem

Schein der Fackeln in den Händen der Vorreiter und Lakaien, der an den Fenstern der Häuser vorbeizitterte und manchem erschreckten Schläfer, den das Wagengerassel erweckt, seltsam und unheimlich an den Augen vorbeistrich.

Jetzt nahm die Gesellschaft droben in den Sälen einen ganz anderen Charakter an; verschwunden schien alle Ruhe und Behaglichkeit, und das Ganze hatte das Aussehen eines Ameisenhaufens, den ein muthwilliger Knabe aufgestört. So rannte Alles durcheinander, aus den hinteren Zimmern in die vorderen, aus dem Wintergarten in den Tanzsaal, hier einen Händedruck wechselnd, dort einem Bekannten noch einen freundlichen Gruß zurufend, rechts und links Abschied nehmend und sich darauf beeilend, dem Wirthe ein Compliment zu machen, dann in die Mäntel und Shawls zu schlüpfen, um so schnell als möglich Treppen und Wagen zu erreichen.

Kurze Zeit nachher lag das ganze weite Appartement öde und leer. Seine Excellenz stiegen ziemlich fatiguirt die Treppen zu Ihrer Wohnung hinauf, worauf der Haushofmeister mit sämmtlichen Bedienten erschien, um sorgfältig alle Lichter auslöschen und das Silberzeug wegräumen zu lassen, auch Fenster und Thüren zu schließen und darauf die Zimmer im halb verblichenen Glanz sich selbst und ihren Träumereien zu überlassen.

Doch hatten um diese Stunde noch nicht sämmtliche Gäste das Haus verlassen; der junge Graf sah es gern, wenn sich nach beendigter derartiger großer Soirée noch einige Bekannte en petit comité in seiner Wohnung versammelten, um sich von den gehabten Fatiguen bei einem Glase heißen Punsches und einer guten Cigarre zu restauriren.

Da der große Salon, wie wir schon wissen, mit zum Feste gedient hatte und jetzt ebenfalls ziemlich derangirt und trost-

los aussah, so hatte der Graf sein kleineres Arbeits-Cabinet neben dem Schlafzimmer für seine Gäste öffnen lassen, und der Kammerdiener hatte es so behaglich als möglich eingerichtet.

Eine halbe Stunde nach Beendigung des Balles fand sich denn auch hier fast die gleiche Gesellschaft zusammen, die wir schon einmal in diesen Räumen und zwar zu Anfang unserer Geschichte hier beisammen gefunden. Das einzige fremdartigere Element, welches man unmöglich ausschließen konnte, war der Herzog Alfred, der es sich nun einmal nicht nehmen ließ, ein Glas der Versöhnung, wie er es, auf jenen Wortwechsel im Schlosse anspielend, nannte, mit dem Grafen zu trinken, der sich für diese höchste Gnade außerordentlich dankbar zeigen mußte.

Wenn auch die Anwesenheit des Herzogs nicht das Wünschenswertheste war, was der Gesellschaft dieser jungen Männer begegnen konnte, so hatte sie doch ein Gutes, da sie wenigstens vor dem Dableiben des Herrn von Dankwart schützte, der sich Seiner Durchlaucht zu wiederholten Malen so unterthänig und vertraulich als nur irgend möglich mit der Versicherung genähert hatte, er für seine Person kenne nichts Angenehmeres, als nach einer großen Soirée noch eine Stunde ruhig eine Cigarre beisammen rauchen zu können. Er hoffte, der Herzog werde ihn zum Dableiben nöthigen; doch schien dieser etwas an Schwerhörigkeit zu leiden, denn er versicherte den Herrn von Dankwart, er fände es vollkommen begreiflich, daß er, ein kleiner, schwacher Mann, sich bei seiner Lebhaftigkeit von einer solchen Soirée höchst angegriffen fühle, und er nehme es ihm durchaus nicht übel, wenn er sich augenblicklich zurückziehe.

So mußte er denn das Zimmer verlassen und sich zu seinem Wagen begeben. Umsonst versuchte er es, mit dem Hausherrn ein interessantes Pferdegespräch anzuknüpfen: der Graf achtete

nicht darauf; umsonst streckte er seine Hände rechts und links aus: es war Niemand da, der Lust hatte, sie zu drücken; und so schlich er sich denn hinaus, ließ sich den Mantel umgeben, wobei er dachte, es sei doch für einen feinfühlenden Mann sehr unangenehm, in eine Gesellschaft zu gerathen, die im Punkte der guten Lebensart noch so ziemlich weit zurück sei.

Im kleinen Arbeits-Cabinet etablirten sich unterdessen die Herren auf eine bequeme und angenehme Art. Um das lodernde Kaminfeuer hatte der Kammerdiener alle möglichen Fauteuils gestellt, auch kleine Divans, und darauf machte es sich Jeder so bequem wie nur irgend möglich. Dem Herzog hatte man die rechte Ecke eingeräumt, und er lag lang ausgestreckt in einer Chaiselongue, mit großer Behaglichkeit ein Glas Punsch schlürfend und den Dampf aus seiner Cigarre ziehend. Hinter ihm lehnte aufrecht in der Ecke Baron von Brand, dessen Anzug noch so correct und untadelhaft war, als habe er so eben erst das Ankleidezimmer verlassen, was man von den übrigen Herrn nicht sagen konnte; hier bemerkte man eine gelockerte Halsbinde, dort einen über der Weste schief zugeknöpften Frack; ja, der Herzog hatte sein großes Ordensband über die Schulter geworfen und es hieng solchergestalt über die Lehne herab. Der Major von S. saß in der anderen Ecke ebenso bequem wie Seine Durchlaucht in dieser; der neue Rath, Eduard von B., hatte tausendmal um Entschuldigung gebeten, daß er eine Stellung annehmen müsse, die sich eigentlich nicht mit der Etiquette vereinbaren lasse, aber es sei ihm unmöglich, den rechten Fuß mit einem etwas zu engen Stiefel auf den Boden niederhängen zu lassen. Arthur saß gerade vor dem Kamine auf einem niedrigen Sessel und betrachtete aufmerksam die Züge des Herzogs, die er auf die Leinwand zu scizziren vor ein paar Tagen angefangen.

So saß die Gesellschaft rauchend und trinkend und unterhielt sich von der vergangenen Soirée, wobei mancherlei sehr Pikantes vorkam; namentlich waren die Erzählungen des Herzogs mit den sonderbarsten Einfällen und Bemerkungen gewürzt.

„Ich habe mich übermäßig angestrengt," sagte er unter Anderem, „und mit einer wahren Aufopferung getanzt. — Steh' mir Einer in Gnaden bei! aber es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, all' das aushalten zu müssen. — Sie, Baron Brand," wandte er sich an diesen, „habe ich recht vermißt. — Wo zum Teufel stacken Sie denn fast den ganzen Abend? — Schau mir Einer seine Toilette an und sage mir, ob der Mann nur einen einzigen Schritt getanzt haben kann."

„Da sind Euer Durchlaucht sehr im Irrthum," erwiederte der Angeredete und warf einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel. „Im Gegentheil: ich habe sehr tüchtig getanzt; aber man hat seine Bewegungen in der Gewalt; man echauffirt sich nie; man behält immer noch etwas übrig und gibt sich nie ganz aus."

„Das ist ein schönes Compliment für uns!" lachte der Herzog. — „Also wir haben uns vollkommen ausgegeben, sind fertig — ganz hallale? — Aber Scherz bei Seite, Baron, ich habe mehrmals scharf nach Ihnen ausgeschaut und hätte gern von Ihnen profitiren mögen; ein paarmal wäre mir Ihr coeur de rose recht erwünscht gekommen. Aber wenn man Sie braucht, sind Sie nicht da."

„Er war anderweitig sehr beschäftigt," sagte wichtig der Rath.

„Ja, Baron," meinte der Major, „wenn man aus der Schule schwätzen wollte!" —

„Allons, meine Herren! keine Geheimnisse!" rief der Her-

zog. „Wir sind ja ganz unter uns. — Welchem Ehemann ist er gefährlich geworden?"

„Ich sah ihn mit der Baronin von W. eifrig conversiren," versetzte der Rath.

„Und ich kann schwören, daß er der Oberstlhofmeisterin bedeutend die Cour machte."

Der Baron lächelte wohlgefällig und drückte so kokett als möglich sein duftendes Battisttuch an die Lippen. „Nur zu, meine Herren," sagte er, „nur zu, ich halte stille. Ah! ich sehe, dort unser Maler will auch über mich herfallen, und ich muß gestehen, der hat mich wenigstens nicht hinterlistig belauscht, sondern trat mir offen entgegen, als ich in einer sehr angenehmen und eifrigen Conversation begriffen war. — Aber — Stillschweigen," setzte er mit einem sehr süßen Lächeln hinzu, indem er den Finger auf den Mund legte.

„Und an mich denken Sie nicht?" fragte Graf Fohrbach. „Nehmen Sie sich zusammen! Ich könnte Ihrer Sünden schlimmste aufdecken."

„Sie? — Da wär' ich begierig."

Der Graf wandte den Kopf herum und blickte den Andern einige Secunden fest an; dann nahm er die Cigarre, aus welcher er sehr bedächtig einen langen Zug gethan, leicht in die Hand und sagte: „Baron, denken Sie an die Polizei." — Er hoffte bei diesen Worten irgend eine Aenderung auf dem offenen und freundlich lächelnden Gesichte des Herrn von Brand zu entdecken, hatte sich aber vollkommen geirrt: da zuckte keine Miene, da verrieth nicht der mindeste Schatten eine Ueberraschung oder Bewegung.

„An die Polizei soll ich denken? — Wie so?" fragte er ganz ruhig. „Coeur de rose! was hat die mit schönen Mädchen zu thun?"

„O Sie Undankbarer!“ erwiederte der Hausherr. „Soll ich wirklich Ihre Sünden offenbaren? Habe ich denn nicht gesehen, wie Sie der schönen Auguste im Wintergarten eifrig die Hand geküßt!“

„Hätte ich das wirklich gethan?“ fragte Herr von Brand, sich affectirt besinnend. — „Ja, es ist möglich. Gott! in dem Gewühl passirt Einem so Manches!“

„Er ist ein Don Juan,“ sagte entschieden der Herzog. „Aber er mag sich stellen wie er will, mit der Tochter des Polizei-Präsidenten hat es noch einen anderen Hacken; ich habe allerlei darüber munkeln gehört.“

„Die alte Geschichte!“ entgegnete achselzuckend der Baron. „Weiß Gott im Himmel, ich werde noch ein Einsiedler werden müssen, um allem Gerede zu entgehen.“

In diesem Augenblick erhob sich im Vorzimmer ein so lautes und anhaltendes Lachen, daß sämmtliche Herren erstaunt aufhorchten. Es war das ein so lustiges Gelächter, daß es unmöglich von einem der Bedienten herkommen konnte. — Es mußte ein Fremder und doch Bekannter sein.

Gleich darauf vernahm man auch die Stimme des Kammerdieners, der mit Entrüstung sagte: „Aber mein Herr, es ist keine Zeit, dem Herrn Grafen einen Besuch zu machen; überhaupt bringt man unangemeldet nicht da hinein.“ — „Lassen Sie mich nur,“ erwiederte die Stimme; „Sie werden sich einen Dank verdienen, wenn Sie mir helfen, den Grafen zu überraschen.“

Dabei wurde die Thüre geöffnet und es trat leicht und gewandt ein junger Mann in das Zimmer, der aber in seinem sonderbaren Anzuge durchaus nicht zu den schwarzen Fräcken, den weißen Halsbinden und Ordensbändern hier paßte.

Es mochte das ein Mann von vielleicht dreißig Jahren sein,

hoch und schlank gewachsen, aber dabei breitschulterig und von energischem, kräftigem Wesen. Man sah das an der Art, wie er in das Zimmer schritt, wie er seinen Kopf trug und an der abweisenden und gebieterischen Handbewegung, die er gegen die Bedienten machte, welche ihm folgen zu wollen schienen. Er trug einen kurzen und dicken Reiserock, hatte um den Hals einen Shawl gewickelt und an den Füßen Pelzstiefel, die ihm bis zum Knie reichten; eine Mütze hielt er in der Hand, doch war diese Hand klein und zierlich und mit feinen, lederfarbenen Glacehandschuhen bedeckt.

Der junge Mann schritt lächelnd auf den erstaunten Kreis der Herren zu, die am Kamine saßen, und wußte dabei so zu manövriren, daß man sein Gesicht nicht eher deutlich sah, bis er sich mitten in der Gruppe befand, und es von dem Feuer und den Wachskerzen hell beschienen wurde.

Ein Ausruf der Ueberraschung und der Freude entfuhr nun aber dem Munde fast aller Anwesenden.

„Ist denn das ein Gespenst!" schrie der Herzog. — „Hol' Sie der Teufel! Wo kommen Sie her?"

„Bist du es wirklich, Hugo?" rief Graf Fohrbach, der aufgesprungen war und dem Angekommenen herzlich die Hand schüttelte. — „Wo kommst du her?"

„Daß ich kein Gespenst bin, gnädiger Herr," entgegnete der im Reiseanzug lachend, „können Sie erfahren, wenn Sie die Gnade haben wollen, mir Ihre Hand zu reichen. — So! — Daß ich direct von einer Reise komme, werdet ihr übrigens meinem Aeußern anmerken."

„Es ist immer noch der Alte," versetzte der Herzog, während er seine Finger rieb, die ihm Jener etwas heftig gedrückt

hatte. — „Aber jetzt lassen Sie sich nieder, unsteter Mensch, und berichten Sie ordentlich, in welchem Welttheil Sie zuletzt waren."

Ehe der Angekommene diesem Befehl Folge leistete, blickte er sich rings im Kreise um, reichte dem Rath freundlich die Hand und machte eine stumme Verbeugung gegen Arthur und den Baron Brand, die er Beide noch nicht kannte. Der Letztere stand ihm aufrecht gegenüber, und als sich diese beiden Männer nun plötzlich anblickten, wichen sie, obgleich kaum bemerkbar, von einander zurück. — Der Baron faßte sich übrigens augenblicklich wieder und lächelte so unbefangen wie vorher. Der Andere fuhr mit der Hand über das Gesicht bis zum vollen blonden Barte hinab und verbeugte sich leicht, als Graf Fohrbach sagte: „Baron von Brand — Hugo von Steinfeld — Arthur Erichsen. — Beide gute Bekannte und Freunde."

„Ehe ich mich niedersetzen kann," sprach Herr von Steinfeld, „muß ich Sie vorher um Erlaubniß bitten, gnädiger Herr, eine kleine Toilette machen zu dürfen. — Du gibst mir wohl einen leichten Rock," wandte er sich an den Grafen, „und erlaubst, daß ich mir in deinem Schlafzimmer die schweren Stiefel ausziehen lasse. — Apropos! deine Dienerschaft hätte mich bald zur Thüre hinaus geworfen."

„Sie hätten Ihren Namen sagen sollen!" lachte der Herzog. „Durch das viele Bartwerk in Ihrem Gesicht sind Sie sogar für Ihre besten Freunde unkenntlich geworden."

„Dazu rechnen Euer Durchlaucht doch wohl nicht die Bedienten?"

„Du bleibst heute Nacht bei mir?" fragte Graf Fohrbach.

„Ja, heute Nacht, und wenn du erlaubst, noch ein paar Tage, bis ich mir eine passende Wohnung gesucht. — Aber nun

komm' in dein Schlafzimmer; es ist mir in meinem Anzuge viel zu warm; ich muß ein Bischen andere Toilette machen."

Diese war bald beendigt, und wenige Minuten nachher saß der eben Angekommene mit in der Reihe am Kaminfeuer, während Graf Fohrbach seinem Kammerdiener einige Befehle ertheilte in Betreff eines Zimmers, das eingerichtet werden mußte, sowie auch des Reisewagens des Fremden, den man in einer der Remisen unterbrachte.

„Ich hätte schon vor zwei Stunden hier sein können," sagte Herr von Steinfeld, „doch erfuhr ich zufällig auf der letzten Station von eurer großen Soirée. Da ich nun begreiflicher Weise keine Lust hatte, mich heute Abend noch anzuziehen, so wartete ich und komme nun gerade rechtzeitig zur angenehmen Nachlese. — Darf ich mich jetzt wohl unterstehen," wandte er sich gegen den Herzog, „Euer Durchlaucht die feierliche Versicherung zu geben, wie außerordentlich glücklich ich bin, Hochdieselben alsogleich begrüßen zu können? — Doch hatte ich nicht geglaubt, Sie im schwarzen Frack wiederzusehen."

„O schweigen wir davon!" erwiederte der Herzog mit einer Handbewegung. „Man glaubt höheren Orts, ich könnte dem Staate besser mit Geist und Feder als mit Faust und Schwert dienen."

„Woran man höheren Orts wohl nicht Unrecht hat," meinte sich verbeugend der Andere, „denn Euer Durchlaucht großer Verstand wurde mir von allen schönen Frauen gerühmt, mit denen über Sie sprechen zu dürfen ich das Glück hatte."

„Gehen Sie zum Henker mit Ihrem Verstand! Es ist traurig, wenn die schönen Frauen nichts Anderes an mir zu rühmen wußten. — Doch wo kommen Sie eigentlich her? Nur eine

hübsche Erzählung Ihrer Fahrten und Abenteuer kann Sie wieder einigermaßen in meiner Gunst herstellen."

„Ich stehe gleich zu Befehl. Aber Sie werden mir erlauben, gnädiger Herr, daß ich mich vorher nach dem Befinden meines lieben Freundes hier erkundige. — Von dir," wandte er sich an den Grafen, „hatte ich die letzten Nachrichten, als du in die Reihe der Adjutanten aufgenommen wurdest. — Und du bist auch avancirt," sagte er zum Major von S. „Ich sehe das natürlicher Weise an deinen Epauletten, und gratulire bestens. — Wie steht's aber mit unserm theuren Assessor?"

„Vortragender Rath, wenn ich bitten darf!" erwiederte Eduard von B. mit großer Wichtigkeit.

„Alle Teufel!" versetzte der Andere laut lachend. „Ihr könnt euch nicht beklagen; ihr seid von der Sonne königlicher Gnade ausgebrütet worden, während ich zurück komme als taubes Ei Gott weiß welches Departements."

„Und ganz nach Verdienst," schaltete der Herzog ein. „Weiß der Himmel, lieber Steinfeld, daß Sie des Herumschwärmens niemals satt werden. Soll auch dießmal Ihr Aufenthalt wie gewöhnlich nur einige Wochen dauern, oder gedenken Sie uns auf längere Zeit zu beglücken?"

Der Andere zuckte die Achseln und entgegnete: „Das hängt von vielerlei Umständen ab; vorderhand habe ich hier Anker geworfen und will abwarten, ob ich liegen bleiben muß auf stürmischer Rhede oder ob ich hinein bugsirt werde in den sicheren Hafen."

„Und jetzt kommen Sie von Rußland?"

„Ja, gnädigster Herr. — Oder auch nein; denn ich war zuletzt im Kaukasus."

„Horreur!" rief der Herzog. „Doch nicht am Ende gar bei den Tscherkessen?"

„Eigentlich focht ich gegen sie," erwiederte Herr von Steinfeld. „Doch unter uns gesagt, ließ ich mich eines schönen Tags gefangen nehmen und verbrachte darauf bei den wilden Söhnen des Gebirgs ein angenehmes Jahr."

„Davon mußt du erzählen," sagte der Hausherr.

„Halt!" rief der Herzog. „Ich habe auf seine Mittheilungen ein näheres Recht; er ist mir in W. desertirt, und das in Folge einer räthselhaften Geschichte, — ja, meine Herren, in Folge einer Begebenheit, bei der, vielleicht zum ersten Male, sein Herz mächtig ergriffen war."

„Ist das möglich?" sprach erstaunt der Major. „Du Umherschweifender, Wankelmüthiger hättest dir wirklich Fesseln anlegen lassen? — Unglaublich! — Ja, wenn das erzählbar ist, so stimme ich auch dafür, denn das ist gewiß noch interessanter als deine Tscherkessen-Abenteuer."

„Laßt mich lieber von den letzteren erzählen!" bat Herr von Steinfeld mit viel ernsterer Stimme, nachdem er einen Augenblick träumend in das Kaminfeuer geschaut. „Der Herzog übertreibt: die Sache ist nicht so interessant; ihr Alle habt dergleichen schon erlebt."

„Lieber Freund, dein Weigern ist uns verdächtig," bemerkte Graf Fohrbach. „Jetzt trete ich auch auf Seite der Anderen und verlange die Geschichte aus W."

„Eine Geschichte, meine Herren," fuhr der Herzog fort, „über die ich Einiges habe munkeln hören, und in die auch ich halb und halb verwickelt sein soll. Ich wollte sie damals schon erfahren, doch wich er mir anfänglich aus, und wenige Tage nachher war er verschwunden. — Das sind jetzt sechs Jahre; urtheilen Sie selbst, ob ich lange genug gewartet habe. Sehen Sie, lieber Steinfeld, hätten Sie damals mir allein gebeichtet, so

wäre Ihnen das heute vor einer größeren Versammlung erspart geblieben."

„Es hätte mich damals keine Macht der Erde bewegen können, eine Sylbe über diese Geschichte zu sprechen," entgegnete der Andere sehr ernst. — „Doch jetzt ist ja Alles vorüber!" setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu.

„Also die Begebenheit!" rief munter Graf Fohrbach. — „Wir sind ja unter lauter guten Freunden," fuhr er fort und betrachtete die vor dem Kamine Sitzenden der Reihe nach. — Den Baron Brand hatte er in diesem Augenblicke vergessen, denn Dieser entging seinen Blicken, da er sich wenige Secunden vorher auf einen ganz niedrigen Sessel hinter den Herzog gesetzt, und so durch Seine Durchlaucht vollkommen gedeckt wurde.

„Es mögen also jetzt sechs Jahre sein, da waren wir zusammen in W., Seine Durchlaucht der Herr Herzog in Begleitung anderer höchster Personen, und ich wiederum in der Begleitung des Herrn Herzogs."

„Aber ohne offiziellen Charakter," sagte dieser lachend.

„Ganz richtig," fuhr der Erzähler fort. „Ich hatte das unschätzbare Glück, Seine Durchlaucht unterhalten zu dürfen, wenn Niemand Besseres da war, mit ihr dejeuniren und diniren zu müssen, Sie auf Spaziergängen, Fahrten und Ritten zu begleiten, wobei es mir aber nie erlaubt war, meine wunderbare Dragoner-Uniform anzuziehen."

„Pfui, Steinfeld!" rief der Herzog. „Wie sind Sie bei den Tscherkessen verwildert!"

„Aber damals war ich es noch nicht, gnädiger Herr, das müssen Sie mir zugestehen; denn wenn Sie mir auch nicht gern etwas Erfreuliches nachsagen, so können Sie doch nicht läugnen, daß ich überall gut gelitten war."

„Er war damals ein vollkommener Beau; aber sonst nichts."

„Und deßhalb paßten wir trefflich zu einander: Euer Durchlaucht hatten den Verstand, das innere Departement, und ich beschäftigte mich stark mit dem äußeren. — Darf ich nun fortfahren?" — — — —

„Eines Tages nun wurde auf den Wunsch hoher Personen," erzählte Herr von Steinfeld weiter, „in einem der Theater ein längst vergessenes Lustspiel wieder aufgeführt, in welchem eins der Hauptmitglieder von jeher excellirt hatte. Seine Durchlaucht nahmen wie gewöhnlich eine Loge und ich hatte die Ehre, Sie begleiten zu dürfen. — Doch damit ich bei der Wahrheit bleibe, so muß ich sagen, daß der Herr Herzog an dem Tage bei Hof speiste und wir uns also in der Loge treffen sollten. Natürlicher Weise war mein Diner bälder beendigt als das seinige, und obgleich ich sehr langsam zu Fuß dem Schauspielhause zuschlenderte — es war im heißen Sommer — so kam ich doch hin, wohl eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung, fand aber das Haus schon dicht besetzt; nur die Logen des halben ersten Ranges waren noch leer, denn außer der des Herrn Herzogs waren die andern ebenfalls für hohe Personen reservirt worden."

„Ich, durchaus an nichts Arges denkend, stieg langsam die Treppen hinauf, trat in unsere Loge und ging an die Brüstung vor, um mich im Hause umzuschauen. Hier aber — Gott weiß, für wen man mich gehalten, — ward ich augenblicklich das Ziel der Aufmerksamkeit des sämmtlichen Publikums. Alle Augen richteten sich zu mir empor; ja ich kann wohl sagen, alle Theatergläser und Lorgnetten nahmen die Richtung nach meiner Loge; von unten im Parterre vernahm man — ich kann es nicht läugnen — ein höchst beifälliges Gemurmel, und wenn ich mich nicht

schleunig zurückgezogen hätte, so würde ich einem allgemeinen Vivat nicht entgangen sein."

„Da ward es ihm bange in seiner Löwenhaut, und er warf sie ab," sagte einigermaßen hämisch der Herzog.

„Natürlicher Weise," fuhr ruhig der Erzähler fort, „denn ich wußte, daß Sie, gnädiger Herr, dieselbe später mit viel größerem Anstande tragen würden. — — Im nächsten Augenblicke füllten sich denn auch die Logen; die Acclamation des Publikums ward einem Würdigeren zu Theil; endlich kam auch der Herzog. Der Vorhang flog auf und das Stück begann."

„Gleich da bemerkte ich schon, wie unaufhörlich und hartnäckig Sie in das Parterre hinab kokettirten, konnte aber nicht entdecken, wem es galt, denn für mich waren drunten lauter alltägliche Gesichter."

„Ich läugne es nicht, daß ich häufig hinab sah, doch anfänglich nur aus einem reinen Gefühle der Dankbarkeit, denn von all' den tausend Gesichtern, die mich vorhin so neugierig angestarrt, blieb mir nur ein einziges insofern treu, als es mir hie und da noch einen Blick schenkte, während sich alle anderen den aufgegangenen glänzenderen Sonnen neben mir zuwandten. — Aber die beiden Augen, die mich zuweilen ansahen, wogen tausend andere auf; sie gehörten einem Mädchen, das drunten in einem Sperrsitz neben einer älteren Frau saß, einem Mädchen von so unbegreiflicher und wunderbarer Schönheit, daß ich mir mit Erstaunen gestand, lange, ja noch nie so Etwas gesehen zu haben. Eine Beschreibung ist eigentlich überflüssig; ich kann nur sagen, daß es ein blasses aber sehr edles Gesicht war, von sanftem würdevollem Ausdruck, mit glänzenden blauen Augen und dem üppigsten hellblonden Haar, was ich in meinem ganzen Leben gesehen. — Ich muß Euer Durchlaucht hiebei zum Zeugen auf-

rufen, denn Sie werden sich erinnern, daß Sie später diesem Mädchen einmal durch Zufall begegneten. — Habe ich übertrieben, oder sprach ich die Wahrheit?"

„Ja, ja," erwiederte der Herzog nachdenkend; „es war das eine auffallend reizende Erscheinung."

„Ah himmlisch! unvergeßlich!" fuhr der Andere enthusiastisch fort. „Doch bleiben wir ruhig bei unserer Erzählung. — In meiner übergroßen Bescheidenheit dachte ich anfänglich, die Blicke, die sie zuweilen herauf sandte, können mir unmöglich gelten; ich wollte deßhalb eine Probe machen, verließ die Loge und stellte mich im Parterre so auf, daß jenes Mädchen, wenn sie nach rechts schaute, mich sehen konnte. Hier gerieth ich aber in eine Gruppe junger Leute meiner Bekanntschaft, Cavaliere der reichsten Häuser, Offiziere, die sich alle mit mir in der gleichen Absicht da versammelt hatten. — „Daß Sie daher kommen," rief mir Einer zu, „finde ich vollkommen begreiflich; Ihrem Blick entgeht dergleichen nicht." — „Sie meinen jene Dame mit dem schwarzen Haar in der Parterreloge?" fragte ich. — „Ah! gehen Sie weg, Sie Heuchler!" lachte ein Anderer, „wer wird nach dem schwarzen Haar sehen, wenn man ein so wunderbares Blond vor sich hat!" — „Kennen Sie das Mädchen?" — „Ich nicht. Und Sie?" — „Keiner von uns Allen kennt sie; und das will viel sagen," so sprach ein Dritter. „Sie kann noch nicht lange hier sein." — „Und das ist wohl Ihre Mutter, die neben ihr sitzt?" — „Es scheint so. — Aber haben Sie je was Schöneres gesehen als das Mädchen?" — „Nein, nein," sagten die Anderen. Und so ging es eine Weile fort."

„Hatte das Mädchen nun bemerkt, daß sie der Gegenstand dieser Aufmerksamkeit war, genug, sie blickte längere Zeit nur auf die Bühne oder sprach mit ihrer Nachbarin. Endlich aber

erhob sie ihre Augen wieder und sah nach unserer Loge hinauf. Ich muß gestehen, mir schlug das Herz, denn wahrhaftig, es kam mir vor, als suche sie dort Etwas. — Ich hatte mich in die vordere Reihe meiner Bekannten gedrängt und schaute mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nach ihr hin. — Richtig! sie senkte jetzt langsam den Blick; ihre Augen fanden die meinigen, und daß sie gerade mich gesucht und gefunden, das sagte mir ein süßes Gefühl in meinem Herzen."

„Glückseliger Hugo!" sprach zerstreut Graf Fohrbach.

„Daß ich an meinem Platze stehen blieb, könnt ihr euch denken."

„Und mich ließ er allein in der Loge, der Undankbare! — Aber nur weiter; ich bin überzeugt, wir werden in dem Punkte noch schrecklichere Dinge zu hören bekommen."

„Von dem Stücke sah ich begreiflicher Weise gar nichts," fuhr Herr von Steinfeld fort; „auch war es wahrhaftig zu rasch für mich zu Ende. Während des letzten Acts aber ging ich hinaus und suchte unsern vortrefflichen Lohnbedienten. Der kannte sämmtliche gewiße junge Damen der ganzen Stadt; doch es wäre mir schrecklich gewesen, wenn er auch diese gekannt hätte. Aber ohne seine Hülfe konnte ich nichts unternehmen; konnte ich nicht erfahren, wer die Damen seien oder wo sie wohnten. Auch war ich überzeugt, daß sich meine sämmtlichen Bekannten in ihren Weg drängen und den Versuch machen würden, ein Wort anzubringen. Und das wollte ich für meine Person gerade vermeiden. Ich begab mich deßhalb mit Baptist an die Ausgangsthüre, um zu warten, bis sie heraus käme; dabei geschah nun, was ich vorhin andeutete: alle die jungen Leute, die sie während der Vorstellung angestaunt, schwärmten um sie herum; ja die Keckſten wagten es, die ältere Dame oder sogar sie selbst anzusprechen. Doch hatten

Beide ihre Schleier herabgelassen und würdigten keine Frage einer Antwort; sie schritten so rasch durch die Menge dahin, daß Baptist kaum Zeit hatte, sie in Augenschein zu nehmen; doch genügte ein einziger Blick, um mich versichern zu können, das Mädchen sowie die ältere Frau seien ihm gänzlich unbekannt. — Aber ich muß um jeden Preis erfahren, wer es ist, entgegnete ich ihm, wenigstens wo sie wohnen. Baptist, Ihre Belohnung für diese Nachricht soll glänzend sein."

Er nickte mit dem Kopfe und folgte den Damen so schnell, als es das Gewühl erlaubte. Diese hatten das Haus bereits verlassen und schritten über die Straße, einem Fiaker zu, der auf sie zu warten schien. Ohne sich aufzuhalten, stiegen sie in den Wagen, zogen den Schlag hinter sich zu, und der Kutscher fuhr davon. — Aber nicht ohne den vortrefflichen Baptist. Dieser hatte sich hinten aufgeschwungen, und während er sich auf dem Trittbrette als Lakai einrichtete und die Quasten des Wagens ergriff, nickte er mir zu, als wollte er sagen: Seien Sie vollkommen ruhig; die Sache ist bestens eingefädelt."

„Und so verlor ich für den Abend meinen Begleiter und meinen Lohnlakaien," sagte der Herzog. „Ich mußte eine Viertelstunde warten, ehe es unserem vortrefflichen Freunde hier einfiel, nach mir und meinem Wagen zu sehen."

„Bedenken Sie aber das Gedränge, gnädigster Herr," entgegnete lachend der Erzähler, „diese Foule von Menschen und Wagen; Sie hätten ja doch nicht nach Hause gekonnt. — Wahrhaftig, auf mich brauchten Sie keine Secunde zu warten."

„Aber auf den Lohnbedienten wartete ich den ganzen Abend vergebens."

„Das kann ich Euer Durchlaucht nicht läugnen. Er ließ

sich erst am andern Morgen wieder im Hotel sehen, um — mir Bericht zu erstatten."

„Als Bedienter hinten auf dem Wagen war er vom Schauspielhause weg durch einige Straßen glücklich mitgefahren, dann aber mußten ihn die Damen entdeckt haben; genug, sie ließen den Wagen halten und die Alte rief dem Kutscher zu, er solle nachsehen, wer hinten aufstände, sie hätten keinen Bedienten und brauchten auch keinen, und er solle sie augenblicklich verlassen. — Was war zu machen? Baptist kletterte hinab und mußte sich bequemen, hinter dem Wagen, der im scharfen Trabe fuhr, zu laufen. So ging es durch die ganze Stadt, zum entgegengesetzten Thore hinaus und nach einer der entlegensten Vorstädte. Baptist aber blieb ausdauernd bei dem Wagen, bis dieser endlich vor einem Hause hielt, und dort hatte er obendrein die Kühnheit, den Schlag zu öffnen, um den Damen beim Aussteigen behülflich zu sein. Doch stieß die Jüngere verächtlich seine Hand zurück, und die Aeltere hielt ihm eine Strafpredigt und sagte, sie hätte wohl nicht übel Lust, die Polizei herbeirufen zu lassen, damit sie geschützt sei vor Unberufenen und Spionen. Baptist entschuldigte sich mit dem Befehl seines Herrn, der ihn beauftragt habe, um jeden Preis zu erfahren, wo die beiden Damen wohnen, worauf dieser Herr auch nicht ohne einige kräftige Bemerkungen davon kam. Dann giengen sie in's Haus, riegelten hinter sich zu und ließen Baptist einigermaßen verdutzt auf der Straße stehen. Doch merkte er sich genau die Hausnummer, und da es für Nachforschungen zu spät war, so stellte er sie den anderen Morgen in aller Frühe an und erfuhr, die ältere Dame sei eine Wittwe, Frau von Z., das Mädchen ihre Tochter Elise, und Beide erst seit ungefähr einem halben Jahre in der Stadt. Woher sie gekommen, konnte man ihm nicht sagen."

„Das war eigentlich eine kräftige Abweisung," sagte der Rath. — „Ich hätte mich darnach um keinen Preis mehr in der Straße sehen lassen. — Und die Sache war aus?" fragte er.

„Nein, mein Lieber," erwiederte Herr von Steinfeld; „sie fieng hierauf erst recht an. Ich hatte nun begreiflicher Weise nichts Eiligeres zu thun, als mich hinzusetzen und ungefähr folgenden Brief zu schreiben: Gnädige Frau! — Ich bin in Verzweiflung. — Durch die ungeschickte Zudringlichkeit meines Bedienten ist Ihnen gestern Abend, wie ich so eben zu meinem größten Schrecken erfuhr, ein unangenehmer Moment bereitet worden, was mir um so schmerzlicher ist, da mein Bedienter, wie ich vernommen, einen Auftrag von mir vorgeschützt, der ihn veranlaßt, Sie auf so rücksichtslose Weise vom Theater bis in Ihre Wohnung zu verfolgen. — — Leider muß ich bekennen, daß ich nicht ganz ohne Schuld bin; doch als ich, ich gestehe es, überrascht von dem Anblick Ihrer Fräulein Tochter, mich erkundigte, welcher Familie sie angehöre, geschah dieß gewiß nicht in der Absicht, Ihnen durch Nachforschungen irgend welcher Art lästig zu fallen, wie in der That geschehen. Da ich es nun aber für eine dringende Pflicht halte, Sie gnädige Frau, wegen der Ungeschicklichkeit meines Dieners um Verzeihung zu bitten, würde ich es als die größte Gunst ansehen, wenn sie mir eine Stunde bestimmen wollten, in welcher es mir vergönnt wäre, Ihnen zu sagen, wie unendlich ich den gestrigen Vorfall bedaure ꝛc. ꝛc."

„Brrr!" machte der Major. „Damit zogst du eigentlich ärger an der Klingel als dein Bedienter."

„Nein, nein!" lachte der Herzog. „Er sprach durch die Blume per Besenstiel."

„Es war allerdings ein gewagter Schritt," fuhr der Erzähler fort, „so mit der Thüre in's Haus zu fallen. Aber was konnte

daraus erfolgen? — Entweder gab sie mir keine Antwort, und dann mußte ich einen anderen Weg einschlagen oder von der ganzen Geschichte abstehen. An das Mädchen hätte ich auf diese Weise nicht geschrieben; aber der pfiffige Baptist, der in der ganzen Stadt seine Verbindungen hatte, versicherte mich, Mutter und Tochter seien zwei ganz verschiedene Naturen. Mit der Alten sei es, wie man ihm gesagt, nicht ganz richtig, aber das Mädchen sei in jeder Hinsicht ein wahrer Engel. — Genug, ich schrieb, schickte aber den Brief durch meinen eigenen Bedienten, und erhielt am andern Tag die Antwort, Frau von Z. sei geneigt, meine Entschuldigung anzunehmen. — Daß ich mich zur bezeichneten Stunde hin begab, brauche ich wohl nicht zu erwähnen."

„Aber ich muß erwähnen, daß dieß in meinem Wagen geschah," sagte der Herzog. „Gütiger Himmel! wozu habe ich damals nicht dienen müssen."

„Ich gestehe, gnädiger Herr, daß ich allerdings Ihren Wagen nahm, muß aber dabei bemerken, daß er mir von der Mutter sogleich bei meiner Ankunft die Bemerkung eintrug, es sei durchaus nicht artig von mir, die erhaltene Erlaubniß zu mißbrauchen, indem ich in ihrer kleinen bescheidenen Straße mit der glänzenden Equipage ein solches Aufsehen hervorrufe. Ich nahm auch geduldig diese Zurechtweisung hin und bat demüthig für meine beiden Vergehen um Verzeihung. Madame empfieng mich allein in ihrem Zimmer; es war das eine Wohnung, bescheiden aber anständig möblirt. Ich zog mich aus der Geschichte des gestrigen Abends so gut als es eben gehen wollte, indem ich versicherte, der Anblick ihrer Tochter habe auf mein Herz einen unauslöschlichen Eindruck gemacht."

„Und das hörte sie geduldig an?" fragte der Major.

„Sie lächelte dazu," fuhr der Andere fort, „und ich sah,

daß Baptist in dem einen Theile seines Berichtes vollkommen Recht hatte. Doch wurde mir nicht blos dieses Lächeln zu Theil, sondern sie verzog gleich darauf ihr Gesicht wieder in ernste Falten, als sie mich versicherte, sie müsse mir offenherzig gestehen, daß sie nur mein dringendes Schreiben veranlaßt habe, mir die Erlaubniß zu diesem einzigen Besuche zu ertheilen. Sie sei eine Wittwe mit wenigem Vermögen, fuhr sie fort, der Alles daran gelegen sein müsse, sich ohne Aufsehen, namentlich aber ohne irgend welche schlimme Nachreden durch die Welt zu schlagen, weil sie nur so im Stande sei, für das Glück ihrer einzigen geliebten Tochter dauernd sorgen zu können."

„Und diese einzige und geliebte Tochter sahen sie nicht alsogleich?" fragte der Herzog.

„Auf mein dringendes Bitten wurde mir später die Erlaubniß zu Theil, auch deren Verzeihung meines unüberlegten Schrittes erbitten zu dürfen. — Und auch in Betreff dieses Mädchens hatte Baptist vollkommen Recht," fuhr der Erzähler mit einem kleinen Seufzer fort. „Wir wollen darüber nicht viele Worte machen, es würde das lächerlich vorkommen; aber sie war wirklich in jeder Beziehung ein Engel, — ein vollkommenes Geschöpf: schön, unschuldig, rein. — — — — Ja, unschuldig und rein," wiederholte er, als er die spöttische Miene des Herzogs bemerkte. „Ich versichere Sie, gnädigster Herr, die Seele dieses Mädchens hatte noch kein Hauch irgend einer Leidenschaft, irgend eines Lasters getrübt; es war das ein fleckenloser, glänzender Spiegel, der ungetrübt alle äußeren Eindrücke heiter und lustig empfieng und sie ebenso zurückstrahlte."

„Das muß was Außerordentliches gewesen sein!" sagte spöttisch der Herzog. „Bedenken Sie doch, meine Herren, noch nach sechs Jahren diese feurige Schilderung!"

„Und die würde ich mit demselben Feuer ebenso noch nach sechszig machen, wenn das möglich wäre," versetzte sehr ernst Herr von Steinfeld. „Doch wenn das Innere dieses Mädchens außerordentlich war, so war es ihr Aeußeres nicht minder; ich habe nie mehr eine so vollkommen schön gewachsene Gestalt gesehen, so kleine Hände und Füße, solche elastische und edle Bewegungen. Mir war übrigens die ganze Erscheinung von Anfang an ein Räthsel; wenn Frau von Z. ihre Mutter war, so müßte der Vater etwas Vorzügliches gewesen sein; denn von der Mutter konnte sie weder die Schönheit, weder die Frische des Geistes, noch diese Erziehung haben. Elise sprach Französisch mit sehr gutem Accent, und Englisch wie eine geborene Engländerin, überhaupt hatte sie in ihrem Gesichte viel von dem Typus dieser Nation, namentlich ihren klaren, durchsichtigen weißen Teint, das schöne blonde Haar und die frischen Zähne und Lippen."

In diesem Augenblick wandte sich der Herzog heftig auf die Seite, blickte hinter seinen Stuhl und sagte: „Ah! Sie sind's, Baron Brand? Zum Teufel! ich hatte Sie ganz vergessen, und als ich da auf Einmal Ihren tiefen Seufzer hörte, so war mir das ganz unheimlich. — Fehlt Ihnen Etwas?"

Der Baron Brand hatte wirklich vorhin aus tiefster Brust geseufzt; doch als er jetzt gefragt wurde, nahm er sich zusammen und entgegnete mit etwas erzwungenem Lächeln: „Euer Durchlaucht wissen, daß ich ein sehr gefühlvolles Herz habe, und da Herr von Steinfeld so außerordentlich lebendig und schön erzählt, so hat mich seine Schilderung in der That etwas angegriffen."

„Sie sehen wirklich blaß aus," nahm Graf Fohrbach, der sich jetzt erst zu erinnern schien, daß Herr von Brand ebenfalls in der Gesellschaft sei, erstaunt das Wort. Er hätte gern seinem

Freund ein Zeichen gegeben, die Erzählung zu unterbrechen, doch war dieß, ohne Aufsehen zu erregen, nicht möglich."

„Schon die erste Unterredung, die ich an jenem Tage mit dem Mädchen hatte," fuhr Herr von Steinfeld fort, „entschied über mich, und ich fühlte, daß ich eine wirkliche Liebe für sie zu fassen im Begriffe sei. Es war das mehr denn eine vorübergehende Leidenschaft; und als ich sie nach einer höchst angenehmen Stunde verlassen und zu Hause angekommen war, ging ich lange mit mir zu Rath, ob es nicht besser sei, jenes Haus nie mehr zu betreten, ja Elisen weder dort noch anderswo in ihre schönen, gefährlichen Augen zu schauen. Mein Verstand pflichtete diesem Entschlusse bei, aber mein Herz überredete mich leicht, von der Erlaubniß der Frau von Z., zuweilen ihr Haus besuchen zu dürfen, den umfassendsten Gebrauch zu machen."

„Ich ging also häufig hin, blieb so lange wie nur möglich, und Elise wurde mir mit jedem Tage theurer. Ohne mir zu schmeicheln, kann ich auch wohl sagen, daß sie mich gerne kommen sah, ja daß ich ihr nicht gleichgültig war. Wenn man wirklich liebt, so merkt man das ja so leicht an einem Worte, einem Blicke, einer scheinbar vollkommen bedeutungslosen Berührung der Hand und dergleichen. Es sind das nur Kleinigkeiten, aber mit ihnen durchlebt man die süßesten Stunden. Ich genoß das Alles wie im Traume; oft sah ich sie in Gesellschaft ihrer Mutter, öfter allein. Frau von Z. schien uns vollkommene Freiheit lassen zu wollen. Und wir benutzten diese Freiheit auf's Beste, denn schon nach vierzehn Tagen wußte ich, daß mich Elise ebenso innig liebe wie ich sie."

„Und weiter — wie Octavio in Don Juan sagt!" lachte der Herzog.

„Weiter nichts, gnädiger Herr," sprach Herr von Stein-

feld sehr ernst. „Ich versichere Sie wiederholt: es war das ein so edles und reines Geschöpf, dabei so unschuldig und wohlerzogen, daß ich es für ein großes Glück ansah, wenn ich nur ihre Hand ergreifen und sie leise küssen durfte. — Aber," fuhr er nach einer Pause fort, „solche Liebesgeschichten sind für Dritte höchst langweilig; ich mußte jedoch der Thatsache erwähnen. Doch gehen wir darüber hinweg, indem ich Sie nur noch bitte, meinem Worte Glauben schenken zu wollen, wenn ich Ihnen sage, daß ich es mit einem vollkommen unverdorbenen Wesen zu thun hatte." — —

„In all' der Zeit hatte mich die Mutter nie mit irgend einer Frage belästigt, welche mein Herkommen betraf, meinen Stand, mein Vermögen oder dergleichen; Elise noch viel weniger, ja sie wich jedem Gespräch aus, das auf dieses Thema führen konnte, und pflegte mir oft, nicht ohne einen Anflug von Schmerz, zu sagen, wenn ich über Vergangenheit oder Zukunft sprechen wollte: Lassen Sie das; mir ist das Alles wie ein schöner Traum, — träumen wir ihn fort bis zum Erwachen; Gott allein mag wissen, ob dieß Erwachen für mich schön oder traurig sein wird." —

„Nun, deine Reden über die Zukunft," unterbrach ihn Graf Fohrbach, „werden doch für das arme Mädchen nicht gerade sehr angenehm gewesen sein, denn du dachtest doch gewiß nie an eine Heirath."

„Offenherzig gestanden gab es Momente, wo ich wohl daran dachte, bis mir alsdann wieder die immer etwas räthselhafte Mutter vor Augen trat. Das kann ich euch versichern: hätte ich dieses Mädchen in irgend einer noch so bescheidenen, aber anständigen und geachteten Bürgerfamilie gefunden, ich würde Alles daran gesetzt haben, sie zu meiner Frau zu machen. Und ich bin

überzeugt, daß ich mit ihr vollkommen glücklich geworden wäre, — Aber die Verhältnisse hier waren anders."

Bei diesen Worten fuhr er sich mit der Hand über das Gesicht und blickte ein paar Secunden in das lodernde Kaminfeuer, zog seine Augenbrauen dichter zusammen und fuhr dann fort:

„Eines Tags ging ich wie gewöhnlich nach ihrem Hause und fand Frau von Z. allein; ihre Tochter sei ausgegangen, sagte sie. Das war nun schon öfter vorgekommen, befremdete mich auch deßwegen nicht, und ich setzte mich in eine Ecke des Sopha's, um sie zu erwarten. Auf meine Frage aber, ob Elise bald kommen werde, erwiederte sie: Nein; ich habe sie zu einer Bekannten geschickt, um mit Ihnen einige Worte sprechen zu können. — Sie kommen jetzt, sagte Frau von Z., einige Wochen in mein Haus, Sie erweisen meiner Tochter alle möglichen Aufmerksamkeiten, ja Sie werden mir nicht leugnen können, daß Sie mit derselben ein kleines Verhältniß angeknüpft haben. — Ich zuckte beistimmend die Achseln. — Alles Ding in dieser Welt aber, fuhr sie fort, muß doch am Ende ein Ziel haben, und ich möchte Sie nun fragen, welches Sie sich in dieser Angelegenheit eigentlich vorgesteckt haben. — Darauf war nun schwer zu antworten; ich gab ihr allerdings zu, daß mich Elise außerordentlich interessire, daß ich gern in ihrer Gesellschaft sei, ja, daß ich eine Neigung für sie habe. — Doch werden Sie unmöglich an eine Heirath denken können, entgegnete sie lächelnd. Ich kenne Ihre Verhältnisse ganz genau, obgleich wir, wie Sie selbst wissen, nie darüber sprachen. Sie sind der und der; Sie haben kein bedeutendes Vermögen, und begleiten in diesem Augenblicke Seine Durchlaucht, den Herrn Herzog Alfred von D., dessen Vertrauter und Freund Sie sind."

„Alle Teufel!" machte der Herzog. „Die Geschichte fängt an, mich zu interessiren."

„Das Alles konnte ich nicht leugnen," erzählte Herr von Steinfeld weiter. — „Seien Sie offenherzig, fuhr Frau von Z. fort; glauben Sie mir, ich kenne die Welt und also auch die jungen Cavaliere. — Sie machen meiner Tochter den Hof, Sie bringen ihr Blumen, Sie küssen ihr die Hand, aber — dabei werden Sie nicht stehen bleiben wollen. — — Ich muß gestehen, daß mich diese Worte auf's Höchste überraschten, denn sie sagte das ohne alle Erregung, in einem unheimlich kalten Geschäftstone; und obgleich mich ihre Reden eigentlich empörten, so konnte ich es doch nicht unterlassen, ihr auf ihre wiederholte Frage ganz in der gleichen Art zu antworten. — Nun gut, sagte ich, da Sie also die Welt und die jungen Cavaliere so genau kennen, so will ich Ihnen recht gern eingestehen, daß ich wie die Letzteren denke und fühle, und in der That einem schönen jungen Mädchen nicht den Hof mache, um bei einem Handkuß stehen zu bleiben. — Schön, versetzte sie, Ihre Offenherzigkeit gefällt mir. Wir werden uns leicht vereinigen. — Ich nehme an, fuhr sie nach einer Pause fort, daß Sie eigentlich im Auftrage des Herrn Herzogs zu uns kommen. — — — — Ihr könnt euch denken, daß ich bei diesen Worten entrüstet in die Höhe sprang und schon im Begriffe war, ihr eine heftige Erwiederung zu geben; doch dachte ich: du hast sie falsch verstanden, und bat sie in einem strengen Tone um eine Erklärung ihrer Worte. Sie sah mich verwundert an und entgegnete mir mit der größten Ruhe: Sie müssen mich nicht mißverstehen; allerdings weiß ich, daß Sie Elisen, wenn ich mich so ausdrücken darf, für eigene Rechnung den Hof machen, aber ebenso weiß ich, daß sich der Herzog für meine Tochter interessirt, daß er Alles daran wenden wird, ihre Bekanntschaft zu machen. Und Beides, setzte sie mit einem leichten Lächeln hinzu, läßt sich ja ganz gut vereinigen."

„Alle Wetter! Steinfeld," rief der Herzog, „mir scheint, Sie haben auf meinen Namen gesündigt. Das muß ich mir wahrhaftig ausbitten; habe ich doch das Mädchen nur ein einziges Mal und ganz zufällig gesehen."

„Ich stand erstarrt da," fuhr der Erzähler fort, ohne zuerst auf diese Einwendung des Herzogs Etwas zu erwiedern. „Was ich ihr für harte Worte sagte, bin ich nicht im Stande euch anzugeben; es ist auch ganz gleichgültig. Nur muß ich leider gestehen, daß Nichts vermochte, die freche Stirne dieser Frau erröthen zu machen. Sie setzte mir mit klaren Worten auseinander, die sorgfältige Erziehung ihrer Tochter habe ihr kleines Vermögen verschlungen, sie befinde sich dem Nichts gegenüber, wenn es ihr nicht gelinge, einen derartigen glänzenden Sort für Elisen zu finden."

„Steinfeld ist ein Verräther!" rief der Herzog halb im Ernste, halb im Scherze. „Gesteht, meine Herren, wenn er als Freund handeln wollte, so mußte er mir augenblicklich sagen: das habe ich erlebt, das bietet man Ihnen; was denken Sie davon?"

Der Erzähler warf einen eigenthümlichen Blick auf Seine Durchlaucht und entgegnete mit kaltem, ironischem Tone: „Abgesehen davon, gnädiger Herr, daß sich in diesem Falle Frau von Z. wirklich nicht in mir geirrt hätte, und ich in dieser — delicaten Angelegenheit fähig gewesen wäre, einen Unterhändler abzugeben, so wollte ich hauptsächlich Ihre Kasse schonen, welcher es gerade in dem Augenblicke sehr wehe gethan hätte, so zehntausend Gulden wegzuwerfen."

„Zehntausend Gulden!" sagte nachdenkend der Major. „Das ist allerdings eine schöne Summe."

„Welche mir die Mutter mit der größten Ruhe als Kaufpreis für ihre Tochter vorschlug."

„Das ist ja völliger Sclavenhandel," mischte sich der Rath kopfschüttelnd in das Gespräch.

„Aber ein sehr erlaubter," entgegnete Herr von Steinfeld mit bitterem Tone. „Um solche Kleinigkeiten bekümmern sich unsere Philantropen nicht. — Doch bleiben wir bei unserer Geschichte. Ich nahm meinen Hut, verließ Zimmer und Haus auf eine etwas stürmische Art, und irrte stundenlang in den Straßen umher, ehe es mir gelang, meiner tiefen und schmerzlichen Bewegung Herr zu werden. Als ich nach Hause zurückkehrte, fand ich einen Brief der Frau von Z., den ich begreiflicher Weise sogleich vernichtete. Den anderen Tag kam ein zweiter, ein dritter, die ich alle nicht las, also auch keine Antwort darauf geben konnte, worauf denn am darauf folgenden Morgen sie selbst in mein Zimmer trat und mich beschwor, unsere Unterredung zu vergessen. Sie sei allerdings zu weit gegangen, sagte sie, und bedaure das unendlich, bitte mich aber dringend, heute noch ihre Tochter zu besuchen, da Elise, — das versicherte sie mich mit einem feierlichen Schwure, — nicht eine Sylbe von allem dem wisse und nicht begreifen könne, weßhalb ich mehrere Tage nicht gekommen. — Der Mensch ist schwach; ich ließ mich also erbitten und ging den andern Tag wieder hin. Das Mädchen war allein, machte mir zärtliche Vorwürfe über mein Ausbleiben, war aber sonst unbefangen und natürlich wie immer. War ich ja doch schon vorher vollkommen überzeugt, daß sie nicht das Geringste wußte von dem Verkauf, den ihre eigene Mutter mit ihr beabsichtige. Mich aber hatte diese Geschichte einigermaßen erkältet, nicht sowohl gegen Elise selbst, als gegen ein Verhältniß, das auf so trauriger Unterlage zu ruhen schien. Wie gesagt, ich war überzeugt, daß sie keine Ahnung von dem Vorhaben ihrer Mutter hatte; aber ich war nicht mehr im Stande, ihr frei und offen wie früher in

die Augen zu sehen. Mir schien der Duft von ihrem Leben hinweggewischt, und in meinen Träumereien sah ich immer eine fremde kalte Hand, die gewaltsam diese Blüthe entblättern, dieß gute, reine Herz zerstören werde." — —

„Glücklicher Weise hatte ich schon vor dieser Begebenheit von einer Reise gesprochen, die mich einige Zeit von W. fern halten werde. Ich sagte also in den nächsten Tagen, daß mich meine Geschäfte hinweg riefen, und reiste ab. Elise warf sich mir, ehe ich sie verließ, laut weinend in die Arme und drang so lange in mich, bis ich ihr feierlich versprach, sobald als möglich zurückzukehren. Nun hoffte ich aber, die Zerstreuung auf dieser Reise würde mich das Mädchen vergessen machen, um, wenn ich je wieder nach W. käme, im Stande zu sein, dieses Verhältniß nach und nach aufzulösen. — Aber dem war leider nicht so: je mehr Tage und Meilen mich von ihr trennten, desto frischer und lebendiger trat ihr Bild im Wachen und in Träumen vor mich; nichts war im Stande, es zu verwischen, nicht die fremden Städte und Länder, die ich sah, nicht die Zerstreuungen, in welche ich mich gewaltsam vertiefte, und ich eilte in einer wirklich fieberhaften Hast immer weiter und weiter, um mir selbst die Möglichkeit abzuschneiden, früher als ich gewollt nach W. zurückzukehren."

„Ah! das waren die dringenden Geschäfte in England, von denen ich damals so viel hören mußte," bemerkte der Herzog. „Nun, lange genug blieben Sie aus."

„Mußte aber doch endlich zurückkehren," fuhr der Erzähler achselzuckend fort, „und fand bei meinem Banquier unter einer Menge anderer Schreiben wenigstens ein halbes Duzend Briefe der Frau von Z., worin sie mich dringend, ja flehentlich bat, sie doch gleich nach meiner Ankunft zu besuchen. — Ich ließ aber

einige Tage vergehen, ehe ich zu ihr ging; und als ich darauf in die bekannte Straße kam, schnürte mir ein unerklärlicher Schmerz das Herz zusammen, und meine Hand zitterte, als ich die Stubenthüre öffnete."

„Frau von Z. war wie damals allein zu Hause, dankte mir, daß ich gekommen, obgleich sie sich über meine lange Abwesenheit beklagte, namentlich aber darüber, daß ich Elisen nicht ein einziges Mal geschrieben. Ich machte keinen Versuch, mich der Mutter gegenüber zu entschuldigen, und fragte nach dem Mädchen. Sie sei ausgegangen, hieß es, werde aber in kurzer Zeit zurückkehren."

Hier that Herr von Steinfeld einen tiefen Athemzug, heftete den Blick auf den Boden und sagte mit seltsam bewegter Stimme: „Sie sprach darauf zu mir; und was sie mir mittheilte, das hatte ich während der Zeit meiner Abwesenheit in schlaflosen Nächten oder in wilden Träumen schon erfahren. — — — — Es hatte sich ein Anderer gefunden, der sich bereit erklärt, die geforderte Summe zu bezahlen. Die Mutter hatte mit Elisen die fürchterlichsten Scenen gehabt, und erst nach langem, verzweifeltem Kampf, und Gott weiß durch welche Mittel bezwungen, hatte das unglückliche Mädchen endlich eingewilligt, ihre Ehre zu verkaufen, um die Mutter vom Bettelstabe zu erretten. — Das Alles hörte ich wie im Traum, wie ein fernes Sausen, und ich weiß nur unbestimmt, daß ich mit den Zähnen knirschte und krampfhaft meine Hände zusammen ballte. So viel allein ist mir genau erinnerlich, daß ich mich zu einem Lächeln zwang, um Madame zu ihrem guten Geschäft zu gratuliren. — Und wann ist diese schreckliche Geschichte vor sich gegangen? fragte ich endlich mit tonloser Stimme. Und erst als sie darauf erwiederte: die Sache ist nur projectirt und Elise stellte die einzige Bedingung,

zuerst Ihre Ankunft abzuwarten, — da erwachte ich aus meinem Hinbrüten, sprang in voller Wuth empor und schleuderte der Mutter Verwünschungen und Flüche entgegen."

„Sie ließ mich ruhig austoben, wobei sie die Hände in den Schooß legte, mich mit einer unbegreiflichen Ruhe ansah und nur zuweilen leicht die Achseln zuckte. Sie versuchte gar keine Widerrede, keine Entschuldigung; und erst, als ich wieder insoweit ruhig war, um mit zitternden Händen meinen Hut ergreifen zu können, faßte sie meinen Arm und sagte mit leicht bewegter Stimme: „Hören Sie mich noch einen Augenblick an, ehe Sie wieder davon eilen wie neulich. Was ich Ihnen jetzt sage, ist im Auftrag meiner Tochter Elise, es sind ihre Gedanken, aber die Worte konnte das Mädchen nicht selbst gegen Sie aussprechen; es ist eine Bedingung, die sie mir gestellt, unter welcher allein sie sich meinem Wunsche fügen wird." — — — —

— — — — „Und dann sagte sie mir, Elise sei freilich zu jenem Schritt entschlossen, aber vorher wolle sie mir, den sie unaussprechlich und innig liebe, angehören, — ganz angehören."—

„Ah! die Alte war nicht ihre Mutter," sagte kopfschüttelnd der Major. „Nicht wahr, Hugo, das war auch deine Meinung?"

Der Erzähler nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „Ich bin davon überzeugt, obgleich ich nie darüber etwas Gewisses erfuhr. — Und hier ist eigentlich meine Geschichte zu Ende."

„Aber Steinfeld!" bat der Herzog, „das wäre grausam und des guten Erzählers nicht würdig, wenn er so rücksichtslos im letzten Kapitel bei einem der interessantesten Momente abbrechen wollte."

Herr von Steinfeld verbeugte sich leicht vor dem Herzog und sagte: „Wenn es Sie interessirt, gnädigster Herr, so kann ich Ihnen also noch die Versicherung geben, daß ich auf das Ge-

ständniß der sogenannten Frau von Z. ein paar fürchterliche Tage verlebte; ich wußte mir nicht zu rathen und nicht zu helfen. Wenn ich auch meine sämmtlichen für den Augenblick disponibeln Mittel zusammen nahm, so erreichten sie doch bei Weitem nicht die geforderte Summe. — Ja, ich war schon im Begriff, mich an Euer Durchlaucht zu wenden, aber —" hier unterbrach er seine Worte durch ein trübes Lächeln.

„Sie trauten mir nicht, Steinfeld."

„Ich will das gerade nicht sagen; aber ich vergaß vorhin in meiner Erzählung, daß ich der Frau von Z. mein Ehrenwort geben mußte, über die Mittheilung, die sie mir zu machen hatte, vor Ablauf einiger Jahre nicht zu sprechen; also war ich gebunden und konnte selbst nicht einmal zu Ihnen sagen: Verschaffen Sie mir zehntausend Gulden zu dem und dem Zweck. — Und dann auch," fuhr er nach einer Pause achselzuckend fort, „was konnte mich und Elisen ein solches Opfer nützen? Wie ich den Charakter ihrer angeblichen Mutter kannte, so schützte dieß Elisen doch nicht vor späterer Verfolgung. — Also —"

„Willigten Sie endlich in die Bedingung?" fragte der Herzog mit einem seltsamen Lächeln.

Und als hierauf einen Augenblick Herr von Steinfeld die Antwort schuldig blieb, bemerkte der Major: „Genire dich nicht, Hugo, und sage aus vollem Herzen Ja. Ich möchte von Einem unter uns wissen, der es anders gemacht hätte."

— — — — „Es war das eine schaurig süße Nacht," sprach Herr von Steinfeld mit gesenktem Kopfe, wie in tiefem Traume. „Lest Göthe's Braut von Korinth und ihr habt zu meiner einfachen Geschichte einen hochpoetischen Vorgang. — So war es *ihr* und *mir* zu Muth. — Und auch gestorben war sie für mich am anderen Morgen, denn ich mußte mit einem feierlichen

Eide geloben, sie in Zukunft nicht mehr zu kennen, möge sie mir begegnen wo sie wolle und unter welchen Verhältnissen es auch sei."

„Und Sie sahen sie nie wieder?" fragte der Herzog.

„Schon die bejahende Beantwortung dieser Frage, gnädiger Herr, wäre eine Verletzung meines Gelöbnisses, eine Indiscretion. Doch darf ich Ihnen sagen, daß ich Elisen seit jener Stunde nie wieder gesehen."

„Eine seltsame Geschichte!" meinte der Major.

„Der man eigentlich hätte genauer nachspüren sollen," bemerkte der Rath. „Denn daß Frau von Z. nicht die Mutter jenes Mädchens war, liegt wohl am Tage. Es wäre das ein Feld für mich gewesen; wer weiß, wohin uns die Fäden geführt hätten! Vielleicht zu einem Mädchenraube, vielleicht zum Schlüssel eines Geheimnisses, vornehme Häuser betreffend."

„Das ist die Frage," versetzte der Hausherr. „Dieß Mädchen konnte auch eine arme, vater- und mutterlose Waise sein, bei der man gute Anlagen entdeckte und sie zu dem erzog, was sie später wurde."

„Dem mag sein, wie ihm will," nahm der Rath wieder das Wort, „es bleibt immer ein abscheulicher Menschenhandel."

„Was meint denn unser Baron dazu?" fragte der Herzog und wandte den Kopf rückwärts. — „Sie halten sich da so stille hinter mir, daß wir in der That nicht wissen, ob Sie noch existiren."

„Ich habe Alles das gehört," erwiederte Herr von Brand mit einer stark vibrirenden Stimme. „Was soll ich darüber sagen? Ich kann nur allenfalls mit Mephisto sprechen: sie ist die Erste nicht."

Bei diesen Worten hatte er sich hinter dem Fauteuil des Herzogs erhoben, und wenn er sich auch zu einem Lächeln zwang, so sah man doch an seinen verstörten Zügen, an der auffallenden

Bläſſe, die ſein Geſicht bedeckte, und an ſeinen ſtarren Augen, daß es ihm nicht aus dem Herzen komme.

„Baron, Sie ſehen ſehr angegriffen aus!“ rief Graf Fohrbach, der ihn, wie auch die Uebrigen, erſtaunt anſchaute.

Herr von Brand fuhr ſich mit ſeinem duftenden Taſchentuche über das Geſicht und erwiederte: „Ich kann das nicht leugnen; ich fühlte mich ſchon zu Anfang des ganzen Abends nicht ganz wohl, mochte aber um keinen Preis eine Einladung zur Soirée Seiner Excellenz verſäumen. — Doch iſt es ſehr ſpät,“ fuhr er fort, nachdem er auf die Uhr geſehen, „und wenn die Herren noch bei ihrer Sitzung bleiben, ſo muß ich mich allein zurückziehen.“

„Nein, nein!“ rief der Herzog, indem er von ſeinem Seſſel aufſprang. „Alle Teufel! ſchon zwei Uhr! Ich gehe mit; mag bleiben, wer noch will.“

Doch erhoben ſich auch die Anderen von ihren Sitzen, reichten dem Hausherrn die Hand und fuhren davon.

Nur der Baron Brand ſchickte ſeinen Wagen leer nach Hauſe.

Dreiundsechszigstes Kapitel.

Sclavenloos.

Während dem Reste der Nacht, mit der unser voriges Kapitel schließt, ging der Baron Brand einsam durch die Straßen der Residenz. Er schien sich durchaus keinen Weg vorgezeichnet zu haben, sondern schritt gerade aus, und wenn die Straße sich auf der Seite, wo er gerade wandelte, bog, so folgte er dieser Krümmung, unbekümmert darum, daß er vielleicht eine halbe Stunde später wieder auf demselben Platze anlangte, von dem er ausgegangen war. Sein Anzug paßte nicht für die kalte Nacht; er trug nichts als seinen leichten schwarzen Frack, durch welchen der Wind unbarmherzig pfiff, während in den tiefen Schnee seine feinen lakirten Stiefel beständig einsanken. Dazu hatte er den Kopf so tief auf die Brust gesenkt, und ging so schwankend und ungewiß, daß die Schildwachen ihn für einen betrunkenen nächtlichen Schwärmer hielten und ihm lachend nachblickten. Nur zuweilen erhob er den Kopf und blickte verstört um sich, worauf

er auch wohl mit der Hand über die Stirne fuhr, mit den Zähnen knirschte oder die Hände zusammen ballte.

Ganz ohne Absicht gelangte er so in die Nähe des Fuchsbau's; hier blieb er dann aber mit einem Male stehen, blickte in die Höhe und murmelte darauf Etwas vor sich hin. — „Es sind ihrer zu viele, die das gehört," sprach er nach einer Pause mit lauterer Stimme; „ja, beim Teufel! wenn ich gewußt hätte, daß dieser Herr von Steinfeld so sorglos in seiner Postchaise heute durch den dunkeln Abend gefahren wäre, ich hätte wohl Mittel gewußt, dem Vorwitzigen ein Schloß vor den Mund zu legen, um ihn zu verhindern, seine leichtsinnigen Geschichten vor der ganzen Welt Preis zu geben. — Teufel! Teufel! ich kann da gar nichts machen, ich bin wehrlos wie ein Kind. Wenn er sie in den nächsten Tagen plötzlich wieder sieht, so muß er sie erkennen, denn sie hat sich nicht viel verändert. — Und wenn er auch wirklich sein gegebenes Versprechen hält und sie nicht wieder erkennen will — oh! da ist ein Wort genug, ein Blick, um den Verdacht des alten, eifersüchtigen Mannes zu erregen. — Die Aermste!" —

Bei diesem Selbstgespräch hatte er sich dem uns bekannten Durchgange genähert und trat hinein, um sich vor dem heftigen und kalten Winde zu schützen, der durch die Straßen fegte, denn jetzt, wo er aus dem dumpfen Hinbrüten erwacht war, und wieder anfieng nachzudenken und zu überlegen, fühlte er wohl, wie frostig es sei.

„Da bekam ich auch, ehe ich zu dieser verfluchten Soirée fuhr, einen Zettel, den ich nur flüchtig lesen konnte. Laßt mich ihn doch noch einmal schauen." Er griff in die Brusttasche seines Frackes und zog ein Papier hervor. Auf demselben stand: „Nach dem Kinde wurden Nachforschungen gehalten, die mir verdächtig

erschienen; man wußte bestimmt, daß er dort gewesen sei, und man versprach eine große Belohnung, wenn man seinen jetzigen Aufenthalt erfahren könne, eine noch größere, wenn es möglich sei, den Buben nur ein einziges Mal und auch nur ein paar Augenblicke zu sehen." —

„Schön, schön!" murmelte der Baron mit einem bitteren Lächeln; „wir wollen Sorge tragen, daß das vorderhand nicht geschieht. — Armes Kind. — — — — Ja, ja, ich will zu ihm, das wird meine Nerven beruhigen, und wenn ich seinen festen, ungestörten Schlaf sehe, seine regelmäßigen Athemzüge höre, so werden meine Gedanken stiller, geordneter und klarer werden. — Pfui! wie kann man sich überhaupt so leicht aus der Bahn werfen lassen."

Er nahm seinen Hut ab, fuhr mit der Hand über die Stirne und durch das dichte Haar, trat, nachdem er sich wieder bedeckt, auf die Straße zurück und ging mit eiligen Schritten dem obern Theile der Stadt zu.

In einer der bessern Straßen hielt er vor einem kleinen, aber ziemlich ansehnlichen Hause und blickte in die Höhe, ob sich nicht irgendwo Licht sehen lasse. Aber es war erst vier Uhr, ein Wintermorgen, wer sollte da schon aus dem Bette sein! Das dachte auch der Baron; er zog einen zierlichen kleinen Schlüssel aus der Tasche und öffnete mit demselben das große, aber, wie es schien, äußerst kunstreich gemachte Schloß. Geräuschlos drückte er die Thüre hinter sich zu und stieg mit leisen Schritten die Treppen hinauf.

Das Haus hatte nur zwei Stock; auf dem ersten hielt er, öffnete eine hier befindliche Glasthüre, und zwar abermals vermittelst seines Schlüssels, ging hindurch und trat in ein Zimmer,

wo er, ohne lange umherzutappen, einen Feuerzeug fand und ein Licht anzündete.

Bis hieher hätte man glauben können, das Haus sei unbewohnt; doch kaum erfüllte sich das Gemach mit dem hellen Schein des Lichtes und drang durch eine halbgeöffnete Thüre in das Nebenzimmer, als von dort einige Töne gehört wurden, wie von Jemanden ausgehend, der aus tiefem und festem Schlafe geweckt wird.

„Oho!" sagte eine kräftige Stimme; „beim Blaffer! sind wir schon so spät daran? — Sind Sie es, Frau Fischer? — Nach meiner Idee könnte es höchstens Drei oder Vier sein; ich habe darin einen merkwürdigen Treff und irre mich selten. — A — a — ah! — Nun, Frau?"

Der Baron nahm aber, ohne zu antworten, das Licht von dem Tische, schritt an das Nebenzimmer und leuchtete hinein.

„Alle Teufel!" rief nun plötzlich die Stimme; zu gleicher Zeit krachte das Bett, so daß man hörte, wie Jemand eilfertig heraus sprang. — „Sie sind es, gnädiger Herr? Das hätte ich mir nicht träumen lassen. Bitte nur um zwei Secunden Zeit, damit ich im Stande bin, meinen äußeren Menschen mit meinen Gefühlen von Hochachtung und Ergebenheit in Einklang zu bringen."

„Thun Sie das, lieber Beil!" erwiederte der Baron lachend, indem er das Licht auf den Tisch zurücktrug und sich in die Ecke des Sopha's setzte.

„Unverhofft kommt oft," sagte die Stimme im Nebenzimmer; „aber dießmal hat das Sprüchwort nicht Recht, denn Sie kommen mir gar nicht unverhofft, gnädiger Herr."

„Wie so?"

„Nun, ich träumte vorhin von Ihnen, aber — bei Blaffer und Compagnie! — es war ein garstiger Traum."

„So, so, Herr Beil. Lassen Sie hören."

„Ein böser Traum; ich kann ihn wahrhaftig nicht erzählen; es wäre wider den Respect."

„Wir sind ja unter uns. Nur heraus damit!"

„Nein, bei allen Blaffern der ganzen Welt! er ist unästhetisch."

„Jetzt haben Sie meine Neugierde rege gemacht, und die müssen Sie nun auch befriedigen."

„Aber es war ein zu garstiger Traum. Das heißt, wie man es nimmt; für mich war er unangenehm, weil ich ihn mit ansehen mußte. Da aber die Träume immer das Umgekehrte bedeuten, Steine: Geld, Thränen: Freude, so wird er auch Ihnen ein Glück prophezeihen. Mir träumte nämlich, Sie wären aufgehenkt worden. Ist das nicht eine große Lächerlichkeit?"

„Allerdings," meinte der Baron. Obgleich aber dabei der Ton seiner Stimme ein heiterer war, so zog er doch die Augenbrauen düster zusammen und sein Mund zuckte ein klein wenig. „Seien Sie ganz ruhig," sagte er nach einer Pause, „der Traum bedeutet auf jeden Fall etwas Anderes, denn gehenkt werde ich niemals, darauf können Sie sich verlassen."

In diesem Augenblicke erschien Herr Beil unter der Thüre des Nebenzimmers, sein Nachtlicht in der Hand. Ehe er aber heraustrat, sprach er mit komischem Ernste: „Ich befinde mich da zwischen zwei Feuern, wenn ich eine gewählte Toilette mache, wie es sich gehört, so muß ich Sie warten lassen, lasse ich Sie aber nicht warten, so muß ich erscheinen wie ich eben bin."

„Vortrefflich!" entgegnete lachend der Baron. „Setzen Sie

sich dahin, wenn es Ihnen nämlich nicht zu kühl ist; sonst können Sie auch auf und ab spazieren."

„Ich werde mich setzen," erwiederte Herr Beil. Darauf zog er seinen Schlafrock vorn so züchtig als möglich über einander, und ließ sich mit einer ziemlich steifen Kopfneigung nieder, was in der That so komisch aussah, daß der Andere laut lachte.

„Ich war heute Abend recht verdrießlich," sagte Dieser darauf. „Sie müssen mir verzeihen, lieber Beil, wenn ich dachte, eine kleine Unterredung mit Ihnen würde mich freundlicher stimmen. Und ich bin überzeugt, daß ich Recht hatte, ich fühle mich schon viel leichter und angenehmer. Wenn Sie mir ferner eine gute Auskunft über den Kleinen geben, so werde ich Ihre Wohnung heiter verlassen."

„Der Kleine befindet sich vollkommen wohl," gab Herr Beil zur Antwort. „Das ist ein merkwürdiger und gescheidter Bube, etwas eigensinnig, etwas gewaltthätig, aber ich liebe das und hasse die Duckmäuser."

„Er schläft?"

„Ob? Seine zehn Stunden, daß es kracht."

„Und waren Sie gestern mit ihm aus?"

„Versteht sich; wie alle Tage, Ihrem Befehl gemäß."

„Aber mit der gehörigen Vorsicht?"

„Wir fahren vor die Stadt, jeden Tag anderswohin, dort spazieren wir umher, bis es dunkelt. Es kommt Niemand Unberufenes in unsere Nähe; ich würde es aber auch Keinem rathen?"

„Das freut mich," sagte der Baron. „Also Sie bemerkten bis jetzt Niemand, der sich Ihnen zudringlich genähert hätte?"

„Ein einziges Mal etwas der Art vor ein paar Tagen. Ein schäbig gekleideter Kerl, — er trug trotz des kalten Wetters einen

dünnen schwarzen Frack, — begegnete uns, wie es schien, ganz zufällig."

„Er war lang und mager?" fragte aufmerksam der Baron.

„Ganz recht, und grüßte uns, als er vorbei ging. Aber der Kleine benahm sich musterhaft; obgleich er jenen Gruß sah, that er doch nicht dergleichen, und erst, als wir weit von einander entfernt waren, zupfte er mich am Arme und sprach: den habe ich gekannt. Er war es, der mich aus dem garstigen Hause fort brachte zu dir und zu der lieben Frau Fischer."

„Und jener Mensch — wo ging er hin?"

„Er schlenderte eine Zeit lang hinter uns drein, ich aber nahm auf dem nächsten Fiakerstand einen Wagen und ließ mich an's entgegengesetzte Ende der Stadt bringen, von wo ich mich vollends zu Fuß nach Hause begab."

„Bravo, Herr Beil!" lächelte der Baron. „O ich verstehe mich auf das menschliche Gesicht, ich wußte, daß ich in Ihnen den rechten Mann fand; wahrhaftig den rechten," setzte er nach einer Pause wie zerstreut hinzu, und wiederholte mit halblauter Stimme: „ja, den rechten, — Jemand, der Vertrauen verdient, vollkommenes Vertrauen, und den zu finden war schon lange mein sehnlichster Wunsch."

„Sie sind zu freundlich gegen mich," erwiederte Herr Beil. „Aber was kann Ihnen meine unbedeutende Persönlichkeit sein, Ihnen mit Ihren großen und mächtigen Verbindungen. Ich bin ein Nichts, dessen Sie sich gnädigst annahmen, und um nur Ihre Wohlthaten noch mehr zu versüßen, wiederholen Sie mir beständig, sie seien mit meinen geringen Diensten zufrieden, Sie setzen Ihr Vertrauen in mich."

Wir wissen nicht, ob der Baron diese schöne Rede seines Gegenübers gehört; er hatte den Kopf in die Hand gestützt, und

als er jetzt nach einem tiefen Seufzer empor fuhr und aufstand, sagte er: „Ich will einen Augenblick den Kleinen sehen; wenn es Sie nicht friert, bleiben Sie hier, ich komme gleich wieder."

— — — —

„Wenn es mich nicht friert," dachte Herr Beil, als Jener das Zimmer verlassen; „allerdings ist es nicht überflüssig warm, aber dem Manne kann geholfen werden; die gute, alte Frau wird den Ofen schon geladen haben, wie sie es immer des Abends zu machen pflegt; ich will das Licht darunter halten, und da werden wir bald im Warmen sitzen." Er that so, zündete das Feuer an, und bald krachte und prasselte es in dem Ofen, und als der Baron nach einer Viertelstunde zurück kam, entströmte demselben schon eine behagliche Wärme.

„Es ist doch besser so," meinte lächelnd Herr Beil; „namentlich für Sie, gnädiger Herr," setzte er forschend hinzu, „denn Ihr Anzug kann den kalten Morgen nicht so gut ertragen als ich. Warum haben Sie Ihren Paletot draußen gelassen? — Soll ich ihn holen?"

„Sie werden ihn nicht finden," entgegnete der Baron; „ich brachte ihn nicht mit, sondern schickte ihn in meinem Wagen nach Hause."

„A — a — h! — So!"

Baron Brand hatte sich in einen Lehnstuhl nahe beim Ofen niedergelassen, er legte seine Arme auf die Lehne desselben, so daß seine Hände schlaff herabfielen, ebenso der Kopf, der so tief niedersank, bis sein Kinn die Brust berührte. So blieb er vielleicht zehn Minuten lang in tiefes Nachsinnen verloren, sein Gesicht war bleich, seine Augen geröthet, als habe er vor dem Lager des Kindes geweint. — Jetzt verbarg er seine rechte Hand auf der Brust, sein ganzer Körper schüttelte sich wie im Fieberfrost, er

seufzte tief, worauf er seinen Kopf langsam erhob und Herrn Beil, der ihn forschend betrachtete, mit einem erzwungenen Lächeln ansah.

„Jetzt habe auch ich geträumt," sagte er nach einer Pause, „fast ebenso finster wie Sie, wachend geträumt, und das ist viel schlimmer. Apropos! erinnern Sie sich auch noch zuweilen jener Nacht, von der Sie mir erzählt, wissen Sie, am Kanale, wo Ihnen das Gespenst erschienen?"

„Ich werde das nie vergessen," sagte plötzlich sehr ernst werdend Herr Beil.

„Sie waren damals in einer traurigen, gedrückten Stimmung und erzählten dem Phantom Ihre Lebensgeschichte."

„Ach ja, und ich muß sagen, für ein Gespenst war die Gestalt von damals theilnehmend genug und sprach recht vernünftig."

„Und als Sie erzählt, fühlten Sie sich sehr erleichtert, und auch auf andere Gedanken gebracht? — — Nun wohlan, auch ich bin heute in einer solchen Stimmung wie Sie damals. Wollen Sie mein Gespenst vorstellen und mich eine halbe Stunde lang geduldig anhören, so hoffe ich, es soll auch mir eine Erleichterung sein."

„Ich werde mich dadurch geehrt fühlen," entgegnete Herr Beil, indem er die Hand auf's Herz legte.

„Aber Sie wissen, daß die Gespenster ein unverbrüchliches Stillschweigen wahren über das, was man ihnen anvertraut, daß sie schweigsam sind wie das Grab."

„Aus welchem sie kommen," sagte schaudernd Herr Beil. „Ich höre und werde ebenso schweigsam sein, stumm wie das Grab, — ganz Gespenst."

Der Baron lehnte sich in seinen Sessel zurück, blickte an die Decke empor und drückte die Fingerspitzen beider Hände fest gegen

einander. „Sie haben noch nie Deutschland verlassen," sagte er, „Sie gingen noch nie südlich, überstiegen noch nie die schneebedeckten Alpen, um von ihnen herabsteigend Italien zu erreichen. Ah! das ist ein schönes, herrliches Land, ein angenehmer Himmel, prächtige Gegenden, schöne Menschen; glücklich, wer dort hindurch fliegen kann mit einem leichten, fröhlichen Herzen, sich bald hier aufhaltend, bald dort, wie es ihm gerade gefällt, bald in großen, lebhaften Städten, bald in der malerischen Einsamkeit des Landes; jetzt an des Meeres prächtigen Felsgestaden, bewundernd dem Tosen der Wellen zulauschend, jetzt in die Berge hinein fliehend, wo man nichts vernimmt als das Rauschen der Lorbeer- und Orangenzweige und den Gesang eines Vogels." —

„Wenn man einmal dort war und man ist zurückgekehrt nach dem kalten Norden, so zieht es Einen beständig wieder dorthin, man vergißt, daß das schöne Land auch seine Plagen, seine Unannehmlichkeiten hat; man denkt nur an den blauen Himmel und den blitzenden Sonnenschein, der das reichste Gold auf die Landschaft ausgießt, der hervorzaubert all' die glühenden Tinten, die wir mit keinem Namen bezeichnen können. Man träumt nur von jenen wunderbar klaren, duftreichen Nächten, wo die Mondsichel in einer unbegreiflichen Klarheit am Himmel steht, wo Leuchtwürmer hin und her schwärmen, wo aus dem dunkeln Laub der Orangen die weißen Blüthen sichtbar sind im geheimnißvollen und reizenden Schimmer. — Ah! eine solche Nacht ist herrlich; dazu das Leuchten des Meeres, wenn dein Boot nun vom Ruder zurückgehalten, an die Ballustrade des prächtigen Gartens rauscht, wo herüberhängende Lorbeerzweige eine sichere Bucht bilden, wo man aber in solchen Momenten für nichts dergleichen Sinn hat und auf die Gefahr hin, zu stranden, unaufhörlich nach den dunkeln Gebüschen blickt, unter denen ein flatterndes Gewand

hervorleuchtet. — Ah! — Doch weiter! — — Dem Süden zu, gleich den Zugvögeln! Vorbei an dem heitern Florenz, dem ernsten Rom, dem lustigen Neapel. Laßt hinter uns liegen den mächtigen Vesuv mit seiner ewigen Rauchwolke, die, einer riesigen Pinie gleich, bei der klaren Luft fast unbeweglich über ihm steht, vorbei an dem tiefblauen Golfe, den die malerischen Gestade umgeben, aus dem die seltsam geformten Inseln hervortreten, der übersät ist mit weißen, kleinen Segeln. — Vorbei an Allem dem, über das Meer hinüber, den Gestaden entlang, welche dir der Steuermann in der Dunkelheit zeigt und die sich fast grauenhaft bemerkbar machen in der Nacht auf dem finstern Wasser. Funken und Flammen steigen donnernd aus ihnen empor, und wie glühend übergossen, zeigt sich blitzartig der Krater, um gleich darauf wieder zu verschwinden — Stromboli. Noch einige Stunden und Palermo liegt vor dir."

„O Palermo, reizende Stadt! mit deinem prächtigen Hafen, mit dem Monte Pellegrino, deinem Wahrzeichen und riesenhaften Leuchtthurme; denn glänzt er nicht weit in die See hinaus, namentlich Abends und Morgens in immer wechselnden, brennenden Farben! Ja, bis zum späten Abend, wo die violetten Schatten seiner Schluchten immer größer und bedeutender werden, langsam die Gluth seiner Lichter auslöschen, und ihn endlich mit dem nächtlichen Schleier überziehen. O Monte Pellegrino, wie oft hieng mein Auge an deinen seltsamen, zackigen Formen, wie oft verfolgte es den Weg, der dich in den eigensinnigsten Wendungen erklimmt; — — und ruhig blickst du auf Palermo, die prächtige, glänzende Stadt mit ihren gelben Kuppeln und strahlenden Zinnen, rings umgeben von den zahllosen Orangen- und Citronengärten, die mit ihrem tiefdunkeln Laube einen Kranz um dich bilden, so daß es aussieht, als läge sie ganz von Bergen eingefaßt — eine

kostbare goldglänzende Frucht, mitten in einer ungeheuren Felsenschaale, sanft gebettet auf dem saftigen Grün." —

„Laßt uns still die Stadt durchschreiten, ich will nicht sehen und gesehen sein, gehen wir hinaus zu einem der Landthore, dem Wege folgend, dessen hohe Ränder mit uralten Aloen bewachsen sind, theils im frischen Safte prangend, auch wohl mit verwelkten Blättern, denn sie trieben einen Blüthestengel, der, dreißig Fuß hoch, nach allen Seiten seine zahlreichen Kronen hinaus streckt, und nun, als er seine Bestimmung erfüllt, vergehen mußte. — Ueber eine Brücke führt uns der Weg, unten rauscht über die glatten Kiesel ein klares Wasser still und behaglich dahin; es fließt im Schatten großer Oleanderbüsche, deren prächtige Blumen sich kokett in seinen Wellen spiegeln. An einfachen gelben Häusern kommen wir vorüber, meistens uralten Gebäuden von eigenthümlicher malerischer Bauart; man glaubt hinter den vergitterten Fenstern müßte noch heute Turban und Kaftan erscheinen. Schmucklose aber kunstreiche Wasserleitungen lehnen sich an seine Ecken oder laufen auch wohl auf schlanken Bögen vom einen zum andern; Schlingpflanzen umranken sie, schauen oben neugierig in die offene Rinne und das rieselnde Wasser, und die tiefer hängenden Blätter schaukeln sich auf der Fluth, aufwärts gekehrt, und ihre Blüthen blicken zu den schlanken Palmen empor, welche die spitzigen Blätter wie schützend über das alte Gemäuer ausstrecken. — Alles hier ist Gluth und Glanz, strahlende Lichter und die tiefsten Schatten neben einander, keine nebelhaften, matten Uebergänge wie im kalten Norden." —

„So immer weiter wandelnd sind wir langsam aus der Ebene emporgestiegen, und sehen, rückwärts blickend, die Stadt, die sie umgebenden Gärten, den wunderbaren Berg der heiligen Rosalie, zu seinen Füßen die ruhige, dunkle Bucht, und weiter

hinaus das gewaltige Meer, tiefblau und nur an einem Streifen am Horizont bedeckt von Sonnenglanz und Flimmer."

„Hier sind wir auch am Ziele. Wir stehen vor einem großen Thor, das halb von überhängenden Bäumen verdeckt ist, einem Thor mit Eisengittern und tadellosen Wappenschildern. Hinter dem Thore beginnt ein weitläufiger Park, in dem Parke liegt ein großes Schloß, und in dessen prachtvollsten Zimmern ward ich seiner Zeit geboren."

„Ah!" machte Herr Beil, aber so leise, daß es nur wie ein Seufzer klang. Er war mit halb geschlossenen Augen träumend der lebendigen Schilderung gefolgt, er hatte Palermo mit gesehen, er war aus der heißen Sonne in den schattigen Park getreten und sah das Schloß, ja selbst das bezeichnete Zimmer.

Der Baron fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte lächelnd, wie aus einem Traume erwachend: „Ach ja, wir sind Beide noch hier. — War mir doch, als zeigte ich Ihnen die Herrlichkeiten meiner Heimath, knirschte doch ordentlich der Sand unter meinen Füßen; hörte ich doch den Wind durch die Zweige rauschen wie damals."

„Mir war auch so," meinte Herr Beil; „doch ist es das Holz im Ofen, das knirscht und stöhnt, und wenn es auch mit dem Sausen des Winds seine Richtigkeit hat, so streicht er doch leider nicht durch blüthenreiche Zweige, sondern spielt mit den ächzenden Windfahnen und den wackeligen Schornsteinen."

„Und mir ist diese wilde Scenerie lieber," fuhr der Baron fort; „ich mag nicht weich gestimmt sein. — Daß ich also geboren wurde, wissen Sie, vorher aber folgten einige für mich nicht unwichtigen Ereignisse. Meine Mutter war die Tochter einer der mächtigsten Familien Palermo's, mein Vater aber ein Engländer, der auf einer großen Vergnügungsreise eines Tages mit

seiner Yacht in der Bucht ankerte, an's Land stieg, sich durch gute Empfehlungsbriefe in den besten Häusern einführte, meine Mutter sah, sich in sie verliebte und nicht eher ruhte, bis ihr Vater, der Marchese von B., zu einer Heirath mit dem Fremden willigte. Die Geburt meines Vaters stand übrigens der meiner Mutter nicht nach; er war der älteste Sohn des Lord K., einer reichen schottischen Familie, deren Einwilligung zu der Verbindung mit meiner Mutter zu erhalten er als sehr leicht darstellte. Der alte Marchese, dessen Gunst er sich zu erringen gewußt hatte, gab die Heirath zu und etablirte das junge Paar auf dem Schlosse, von dem ich Ihnen sprach."

„Wenn auch mein Vater von seinem Vermögen noch nichts erhalten hatte, so besaß er doch Gelder genug, um bis zur erlangten Einwilligung seiner Eltern glänzend leben zu können. Diese Einwilligung aber blieb aus, ja, auf viele Briefe, welche sowohl der Marchese als mein Vater nach Schottland schrieben, erfolgte keine Antwort, und als man sich endlich eines Geschäftsmannes bediente, berichtete dieser, Lord K. habe sich in Folge der Heirath mit meiner Mutter von seinem ältesten Sohne losgesagt, ihn enterbt und er existire für ihn gar nicht mehr in der Welt."

„Das muß ein harter Schlag für meine Eltern gewesen sein, die Schwestern und Brüder meiner Mutter, in ihrem Stolze gekränkt, zogen sich von ihr zurück, der Marchese von B. starb bald darauf, und da nur ein geringer Theil seines Vermögens meiner Mutter zufiel, auch die Gelder meines Vaters ziemlich aufgezehrt waren, so mußte man sich einschränken. Uebrigens schien das dem jungen Paare keinen Kummer zu verursachen, sie liebten sich herzlich; ihre Kinder, — das war ich und eine Schwester, —

wuchsen zu ihrer Freude gesund und kräftig heran, kurz, es war immer noch eine glückliche Familie."

„Ob und welche Schritte nun während dieser Zeit mein Vater in Schottland gethan, weiß ich nicht, genug aber, plötzlich kam die Nachricht, Lord K. wolle sich mit seinem Sohne aussöhnen, er sandte Gelder und Briefe, er schrieb, das Geschehene soll vergessen sein, nur stellte er die Bedingung, meine Eltern sollten Sicilien verlassen und nach der Heimath meines Vaters zurückkehren. So sehr meine Mutter auch ihre schöne Insel liebte, so hatte sie doch in der letzten Zeit so viele Kränkungen erfahren, daß sie ihre Vaterstadt, ihre Familie, nicht ungern verließ."

„Wir schifften uns also ein; ich zählte damals zehn Jahre, meine Schwester vier. Unser Beider einziger Kummer war, daß wir die alte bekannte Dienerschaft unseres Hauses zurücklassen mußten; so hatte es Lord K. gewünscht. Die Abreise aus Sicilien schmerzte uns Kinder nicht besonders; uns freute das schöne Schiff, welches wir bestiegen, die bevorstehende Reise, und als wir Neapel gesehen, Rom und die hohen schneebedeckten Berge der Schweiz, dachten wir nicht mehr an unsern Monte Pellegrino, nicht mehr an die schöne Bucht Palermo's und noch viel weniger an die thränenerfüllten Augen der alten Diener unseres Hauses."

„Die Erinnerung an Sicilien trat auch nicht eher wieder lebendig vor uns, bis wir uns der Küste Schottlands näherten. Es war ein frostiger und unheimlicher Herbstabend, das Meer bewegt, die grauen Wellen schwankten hin und her, und wo sie zusammen stießen, bildeten sich weiße Schaumkronen auf dem schmutzigen Wasser. Vor uns wurde das Land sichtbar, die hellen, zerklüfteten Felsen blickten unbestimmt und geisterhaft aus dichtem Nebel hervor. Schwer zerrissene Wolkenmassen hiengen am Himmel, und dort am Lande hatten sie sich tief herabgesenkt,

daß die aufsteigenden Dünste sichtbar mit ihnen in Verbindung traten. Weiße Möven mit ängstlich gellendem Schrei umflatterten in Schaaren unser Schiff, flohen vor den Windstößen dem Lande zu oder schaukelten einige Augenblicke vor und neben uns auf den Wellen. Mein Vater war unten in der Kajüte beschäftigt, die Mutter und wir auf dem Verdeck. Ich vergesse diesen Augenblick nie, in meinem ganzen Leben nicht: wie schon gesagt, wir dachten so lebhaft an unsere heimathliche Bucht, die namentlich Abends bei untergehender Sonne so prächtig glüht und glänzt — unser neues Vaterland wollte uns gar nicht gefallen. Die Mutter war traurig und bewegt, wie ich sie nie gesehen, sie hielt uns Beide in ihren Armen, sie drückte unsere Köpfchen an sich, und wenn sie sich zu uns herab beugte, um uns zu küssen, so fühlte ich deutlich, wie ihre heißen Thränen auf meine kalten Wangen fielen. Ich werde das nie vergessen."

„Bald wurden die Segel eingezogen, die Matrosen eilten auf's Verdeck, das Schiff legte bei und wir schwammen langsam in das Innere einer kleinen Bucht, die rings von drohenden Felsen umgeben war. Es war schon so dunkel, daß wir auch diese nur in schwarzen Umrissen an dem helleren Nachthimmel bemerken konnten. Am Ufer sahen wir ein paar Lichter, welche einsam durch die Nacht leuchteten. Die Brandung tostе, der Wind sauste, es war ein recht unheimlicher Abend. Bald darauf kamen Boote heran; wir wurden mit Vater und Mutter hinein gebracht, und in kurzer Zeit erreichten wir das Ufer. Dort standen Wagen bereit; sie waren mit Reitern umgeben, die Fackeln trugen. Ein alter Mann — ich sehe sein widriges Gesicht heute noch vor mir — hielt eine solche, stand neben seinem Pferde und grüßte meinen Vater ehrerbietig."

„Wir stiegen ein und fort gings im vollen Galopp, einen

Berg hinauf, lange, lange über eine öde Haide. — Du findest wohl Schottland nicht so schön wie Italien, sagte mein Vater zur Mutter, die hinaus in das Dunkel starrte und ihre Hand auf die seinige gelegt hatte. — Ich weiß nicht, mein Herz friert, versetzte sie; es ist aber ein zu häßlicher Abend; auch die Kinder scheinen ängstlich. — Nur Geduld, entgegnete der Vater, morgen bei Sonnenlicht und an Ort und Stelle wird es euch schon gefallen. O Schottland ist berühmt wegen seiner prachtvollen Gegenden."

„Wir fuhren vielleicht zwei Stunden beständig sehr schnell durch die Nacht dahin; endlich hielt der Wagen. Ein eisernes Thor knarrte und seufzte in seinen Riegeln; wir fuhren hindurch, die Räder rollten sanft auf einem Sandwege. Wir befanden uns in einem großen und, wie es schien, sehr schön angelegten Parke. Gebüsche standen am Wege, und hohe Bäume, deren Zweige vom Wind hin und her gejagt wurden, hiengen über unserm Wagen. Zuweilen öffnete sich auch die Aussicht auf Wiesengründe, und auf denselben sah man glänzende Linien und Punkte, kleine Bäche, Teiche und Seen." — —

„Verzeihen Sie mir, bester Veil," unterbrach hier der Baron lächelnd seine Erzählung, „daß ich etwas zu umständlich bin; ich könnte Ihnen das Alles mit wenigen Worten berichten, aber es ist so wichtig für mich, daß ich meinen Zuhörer in eine passende Stimmung bringe."

„Was Ihnen gelungen ist," antwortete der Andere mit leiser Stimme; „ich fühle mich beengt und erwartungsvoll."

„Endlich hielt der Wagen," fuhr der Baron ruhig fort; „wir standen vor einem großen Schlosse, der alte Mann, den ich schon drunten am Ufer bemerkt, näherte sich meinem Vater und überreichte ihm ein Schreiben. Dieser riß den Umschlag ab,

durchflog den Inhalt und rief aus: Ah! das ist mir unangenehm. Darauf wandte er sich zu meiner Mutter und sagte: Mein Vater, der uns hier empfangen wollte, wurde plötzlich unpäßlich und mußte in dem Städtchen C., einige Meilen von hier, die Nacht zubringen. Er wünscht mich aber sogleich zu sprechen, und du wirst einsehen, daß es meine Pflicht ist, zu ihm hinzueilen."

„Das sah meine Mutter allerdings ein, bat aber schüchtern, ihn begleiten zu dürfen. Es sei ihr ängstlich hier allein in dem fremden Schlosse, setzte sie mit leiser Stimme hinzu. — Wo denkst du hin? entgegnete der Vater. Es ist dunkel und nach C. ein schlechter Weg. Und dann, liebes Kind, was fabelst du von einem fremden Schlosse, es ist ja dein eigenes; hier werden wir künftig wohnen. Morgen mit dem Frühesten bin ich wieder bei dir."

„Nach diesen Worten traten wir in das große Gebäude und wurden von zahlreicher Dienerschaft empfangen. Lakaien mit silbernen Leuchtern trugen mich und die Schwester die breiten Steintreppen hinauf, zwei Kammerfrauen küßten ehrerbietig den Saum des Mantels meiner Mutter und folgten ihr, welche vom Vater geführt vor uns ging."

„Die Gemächer oben waren wohl prächtig und schön, aber groß und ernst. Wände und Decke waren dunkel, mit Schnitzwerk bedeckt, und die Vergoldung an denselben blickte uns im Glanz der Lichter wie verstohlener Weise mit glühenden Augen an. Wir speisten zu Nacht, der Vater zeigte uns unsere Zimmer, dann drückte er, Abschied nehmend, die Mutter herzlich an sich, küßte mich und die Schwester und entfernte sich."

„Die Mutter sank auf einen Fauteuil nieder und nahm meine Schwester in ihre Arme. Ich schlich mich an das Fenster, schlüpfte hinter den schweren Vorhang, der es bedeckte, und blickte

in die Nacht hinaus. Drunten im Hofe war es lebendig; ich sah den Qualm der Fackeln, und zuweilen, wenn ihn ein Windstoß auf die Seite jagte, flackerten die dunkelrothen Flammen hoch empor und erleuchteten das finstere Schloß mit seinen vielen Fenstern. Der Vater stieg zu Pferde und gleich darauf sah man ihn wegreiten; der alte Mann ihm zur Seite, die Reiter mit den Fackeln vor und hinter ihm. Ich weiß nicht, wie sie so dahin galoppirten durch die grünen Gebüsche über den geschlungenen Weg, jetzt verschwanden, so daß man nichts mehr sah als die überhängenden Zweige von der rothen Gluth der Fackeln angestrahlt, jetzt wieder zum Vorschein kamen, da schnürte eine unerklärliche Angst mein Herz zusammen. Sie sahen so unheimlich aus, die finstern Gestalten auf den dahinjagenden Pferden, mir war gerade so, als entführten sie gewaltsam meinen Vater, als gehe er einem Unglück entgegen und wisse es selbst nicht. Ich wollte ihn zurückhalten, — er mußte gerade den Park verlassen haben; man sah nur noch einen unbestimmten Schein zwischen den Bäumen, der aber plötzlich erlosch. Ich klopfte an die Scheiben, ich wollte das schwere Fenster öffnen, indem ich ausrief: Vater! Vater! reite nicht hinweg, verlasse uns nicht, o du kommst nicht zu uns zurück!"

„Bei diesen letzten Worten war der Baron von der Erinnerung überwältigt empor gesprungen, streckte die Hände von sich ab und hatte die Augen starr und weit geöffnet. — — — — „Ah!" sagte er nach einer Pause, während welcher sich seine Züge wieder belebt hatten, „ich kann es mir nun einmal nicht abgewöhnen, zu lebhaft zu denken. Ich bin ein schlechter Erzähler. Jetzt will ich mich aber zusammen nehmen."

„Es war das für uns alle Drei ein trauriger Abend, die Mutter saß in ihrem Lehnstuhle, hielt uns Beide in den Armen

und starrte nachdenkend vor sich hin, fuhr aber bei dem geringsten Geräusch, das sich im Schlosse hören ließ, erschreckt in die Höhe und drückte uns ängstlich an sich, als wolle sie uns vor irgend einer Gefahr beschützen. Endlich gingen wir zur Ruhe, — wir schliefen in zwei Zimmern neben einander, ich und meine Schwester in dem einen, die Mutter in dem anstoßenden; die Thüre blieb natürlicher Weise offen. Ich weiß nicht, um welche Stunde es war, als ich wieder erwachte; ich glaubte Stimmen im Nebenzimmer zu vernehmen, und als ich mich in meinem Bette aufrichtete, hörte ich wohl, daß ich mich nicht getäuscht."

„Der Morgen dämmerte, aber da es spät im Herbst war, drang auch nur ein schwaches, trübes Licht durch die zugezogenen Fenstervorhänge. Ich blickte nach meiner Schwester, die ebenfalls aufrecht in ihrem Bette saß. — Was ist das? fragte ich sie. — Ich weiß nicht, gab sie mir zur Antwort. Die Mutter weint und bittet. — Ich will zu ihr! rief ich aus; ich will ihr helfen. — O ich war damals ein energisches Kind; Furcht kannte ich nicht. — Die Thüren haben sie zugeschlossen, sagte meine Schwester. Und so war es in der That. Ich glitt von meinem Lager herab, um sie wieder zu öffnen; doch kaum hatte ich mich auf einige Schritte dem Nebenzimmer genähert, als eine starke Hand meinen Arm faßte. Ich zuckte zusammen, blickte empor, und sah neben mir jenen alten Mann mit den finstern, unangenehmen Zügen, der uns am Ufer der See empfangen und später mit meinem Vater fortgeritten war." —

„Was willst du? fragte er mich mit strenger Stimme. — Ich will zu meiner Mutter, sagte ich ihm; hörst du nicht, daß sie weint? wer hat es gewagt, ihr etwas zu Leide zu thun? — Gewagt! lachte er höhnisch; geh' in dein Bett, Knabe, und

bekümmere dich nicht um Sachen, die dich nichts angehen. Damit ließ mich seine Hand los und er stieß mich mit der Faust an die Schulter, daß ich ein paar Schritte in das Zimmer hinein taumelte und gefallen wäre, wenn ich mich nicht an meinem Bette gehalten hätte. — Ich war gestoßen worden, zum ersten Mal in meinem Leben und von der Hand eines Dieners; ich ballte meine Fäuste, ich biß meine Lippen blutig; was sollte ich machen? Das da war ein starker, wohl bewaffneter Mann, ich ein kleiner, fast unbekleideter Knabe; ich zitterte vor Zorn und Kälte, setzte mich auf mein Bett und strengte Ohren und Augen an, um zu sehen und zu hören. — Ja, es war die Stimme meiner Mutter, die ich nun im Nebenzimmer wieder vernahm; sie bat, sie weinte, sie rief nach uns, — so gebt mir wenigstens meine Kinder! sprach sie; ich will ja weiter nichts, o Gott! o Gott! nur meine Kinder, meine armen kleinen Kinder! — Ich weinte mit ihr und rief so laut ich konnte: Mutter! Mutter! hier sind wir, laß' uns nicht allein! — Der alte Mann, der an's Fenster getreten war, er, der mich gestoßen, streckte mir drohend die Faust entgegen und sagte hohnlachend: schreie nur, kleine Schlange; man wird dich dafür züchtigen."

„Im Nebenzimmer war es stille geworden; der Mann wandte sich gegen die Scheiben und öffnete einen Flügel des Fensters. Unten im Hofe rollten Räder auf dem Sande, Fußtritte erschallten auf der Freitreppe vor dem Hause, und ich glaubte die Seufzer meiner Mutter zu vernehmen. Mit weit aufgerissenen Augen blickte ich um mich her, ich suchte eine Waffe; ich wollte Mutter und Schwester, ich wollte mich vertheidigen. Ah! neben meinem Bette befand sich eine Trophäe von Dolchen und Messern aller Art; er hatte mich gestoßen, er hatte mich eine Schlange genannt, ich wollte es sein, — ich wollte ihn stechen. Ich kroch

auf mein Lager zurück, ich faßte nach einer der Waffen — es war ein schuhlanges Messer, zweischneidig, oben breit, unten spitz — das mir am Nächsten hieng, es ging leicht aus der Scheide, ich hielt es in meiner Hand, und verbarg es hinter dem Rücken. — — Ah! da vernahm ich abermals die Stimme meiner Mutter; in herzzerreißendem Tone rief sie vom Hofe zu den Fenstern hinauf: Meine Kinder! laßt mir meine Kinder!"

„Der alte Mann beugte sich hinaus und rief hinab: Nur fort! Nur fort! werft sie in den Wagen und macht, daß ihr von dannen kommt. — Darauf hörte ich noch einen einzigen Schrei drunten, aber einen Schrei, dessen gräßlichen Ton ich nie vergessen werde. — Man hörte den Wagen schließen, Peitschen knallen, dann knirschten die Räder auf dem Sande." — — — —

„Ich faßte das Messer fest in die Rechte, er am Fenster verschloß die Scheiben wieder und trat in das Zimmer zurück. Jetzt zu dir, Bürschlein, sagte er, und ging direct auf mein Lager zu. In dem Augenblick war ich kein Kind mehr, ich fühlte nichts Menschliches in mir, ich war ein reißendes Thier, eine Schlange, eine wilde Katze. — — Komm nur! rief ich ihm entgegen, ich bin keine wehrlose Frau; komm nur, ich will mich vertheidigen. Damit sprang ich in die Höhe, so daß ich auf meinem Bette stand. Die rechte Hand mit dem Messer hielt ich hinter meinem Rücken verborgen; er ahnete davon nichts, sondern sprach lachend: die Peitsche wird dich geschmeidig machen." — — — —

— — — — „Das waren auf dieser Welt seine letzten Worte; er war mir ganz nah, ich streckte plötzlich meine rechte Hand vor, und klug berechnend, daß mir zu einem Stoße die nöthige Kraft fehle, hielt ich den Arm steif und warf mich vom Bette herab ihm entgegen. Die Wucht meines kleinen aber doch schon schweren Körpers trieb ihm das zweischneidige Messer in

die Brust, — ja, in die Brust, und zwar tief hinein bis an's Heft."

„Gott im Himmel!" rief Herr Beil entsetzt, „das war ja ein Mord."

Der Baron hatte das Letzte mit steigender Heftigkeit erzählt; sein Arm zuckte, seine Augen flammten, er warf sich mit dem Oberkörper vorwärts wie damals, als er jenen Stoß gethan; dann flogen seine Finger weit von einander, als lasse er das Heft des zweischneidigen Messers fahren; doch versuchte er hierauf zu lächeln, strich sich mit der Hand über das Gesicht und sagte nach einem längeren Stillschweigen und nachdem er sich wieder vollkommen gesammelt: „Eigentlich war es kein Mord, es war eine Nothwehr, auch rächte ich meine Mutter. — — Ah! ich versichere Sie, bester Beil, eine höhere Macht hatte die Hand des Knaben gelenkt; jener alte Mann war der Vertraute und schlechte Rathgeber des Lord K., er hatte zu allem dem beigetragen, was gegen die Mutter und uns unternommen wurde." —

Hier schwieg der Erzähler, ein finsteres Lächeln flog über seine Züge, während er die Glieder seiner goldenen Uhrkette langsam durch die Finger gleiten ließ.

Vierundsechszigstes Kapitel.

Ein wildes Leben.

„Ah!“ fuhr nach einer Weile der Baron fort, „es ist ein eigenthümliches Gefühl, eines Menschen Blut zu vergießen. Das ist Ihnen wohl noch nie vorgekommen?“

„Gott soll mich in Gnaden bewahren!“ erwiederte entsetzt der Andere.

„Und wollten sich doch das Leben nehmen! — Sehen Sie, wie vernünftig das Gespenst für Sie dachte.“

„Meines Nächsten Blut! Mich schauderts, wenn ich daran denke.“

„Ja, ja,“ erwiederte nachsinnend der Baron, „den Nächsten trifft es meistens, denn bis weithin reicht die Schneide eines Dolches nicht. — Aber keine Wortklaubereien; in einem ähnlichen Falle wie dem eben erzählten kann man in späteren Jahren Alles vergessen, den Anblick dessen, der von unserer Hand fiel, sein Blut, das wir sahen; nur etwas nicht, das ist das schreckliche Gefühl des Eindringens der Waffe. Ah! das ist unvergeßlich!“

„Nun, es muß Sie trösten," meinte gutmüthig Herr Beil, „daß Sie damals eigentlich noch unzurechnungsfähig waren — ein Kind."

„O sagen Sie das nicht, ich durchlebte in dem Moment eine Reihe von Jahren, und war nachher so bedacht und entschlossen, daß man mir jetzt die Mutter nicht mehr geraubt hätte. — — Doch das war vorbei. — Genug also, er fiel nieder, ich ließ natürlicher Weise den Griff der Waffe los und zog mich gegen mein Bett zurück. Die Thüren wurden hastig geöffnet, die Dienerschaft lief zusammen, ich hoffte immer, mein Vater werde auch erscheinen. Aber statt seiner erschien ein ältlicher Herr, mühsam am Stocke gehend, — mein Großvater; ich sah das an der Aehnlichkeit mit meinem Vater, ich habe sein Bild nie vergessen. — Das da hat gute Geschichten gemacht, rief er zornig, nur fort damit! Seht, ob man Hülfe bringen kann. — — Das Letztere war nun nicht möglich; man bemühte sich eifrig um den Todten — vergeblich. Dann stieß man mich aus dem Zimmer, mich und meine arme, arme Schwester. Daß sie furchtbar gelitten bei der eben beschriebenen Scene können Sie sich wohl denken; sie fühlte, so klein sie war, daß ihr Bruder etwas Schreckliches begangen. — — Man brachte uns fort, nachdem man uns vorher schlechte Kleider angezogen: wir fuhren mehrere Tage und Nächte; anfänglich wandte ich alle Kraft auf, um den Schlaf von meinen Augen zu verscheuchen, und ich bemühte mich, wo möglich einzelne Schlösser, Ortschaften, Flüsse und dergleichen meinem Gedächtnisse einzuprägen, um vielleicht später den Rückweg nach jenem Schlosse finden zu können. Unbegreiflich wird es Ihnen sein, wenn ich Ihnen sage, daß ich den Namen meines Großvaters und Vaters nicht wußte; in Palermo wurde der Letztere von der Mutter und der Dienerschaft nur Sir Robert genannt.

— Wissen Sie wohl, was ich gar zu gern von dort mitgenommen hätte? Es war jenes zweischneidige Messer — eine schöne Waffe. Aber merkwürdig genug, viele Jahre nachher kam es zufällig in meinen Besitz. — Doch weiter!"

„Meine Natur unterlag also; obgleich kräftig mit dem Schlafe kämpfend, überwältigte er mich doch, ich vergaß Alles, und als ich endlich erwachte, war es durch das Anhalten des Wagens. Doch denken Sie sich meinen Schrecken, als ich aufwachte und meine Schwester nicht mehr sah. Wo und wie man uns getrennt hatte, war mir unerklärlich. Ich erinnerte mich deutlich, daß ich, ehe ich einschlief, meinen Arm um ihren Hals geschlungen, und daß sie mich fest an sich drückte, wie es früher die Mutter gethan. O! dieser Verlust traf mich hart, hatten wir uns doch gegenseitig getröstet."

„Ich wurde in ein Haus gebracht zu einem widerwärtig aussehenden Manne — es war ein scheinheiliger Hallunke, der das Gebetbuch nie vom Tische brachte, aber seinen Nebenmenschen betrog wo er konnte, — man zahlte für mich ein ärmliches Jahrgeld; er sollte sehen, ob Etwas aus mir zu machen sei, er sollte mich jedes Geschäft, jedes Handwerk ergreifen lassen, wozu ich Lust in mir verspürte. So sagte er mir, ich aber, wie Sie begreifen werden, früh gereift, klug, umsichtig, merkte bald, daß dieser Mann den Befehl hatte, mich thun zu lassen, was mir gut däuchte, das heißt, nur in Lastern und Ausschweifungen. Darin ließ man mir allen Willen, darin konnte ich thun, was ich wollte. Ich trieb mich also den ganzen Tag herum, ich trank, wo ich Etwas bekam, ich spielte, zuerst ehrlich, dann falsch, und da ich ein hübscher Bube war, mochten mich alle Nachbarn leiden; ich ritt ihre Pferde, ich suchte mit großem Geschick verloren gegangenes Vieh wieder auf, ich wurde kräftig und gewandt, kein Pferd

war mir zu wild, kein Fenster, kein Baum zu hoch; ich stählte meinen Körper so, daß ich Alles ertragen konnte, mir war es gleich, ob ich in meinem Bette war, oder die Nacht im Freien zubrachte unter Sturm und Regen. Bei meinem Erzieher lernte ich aber das Wichtigste: Verstellung; zuweilen ignorirte er mein wildes Treiben, zuweilen peitschte er mich wüthend dafür aus, und das namentlich, so lange ich ihm offen und ehrlich meine Streiche bekannte; als ich aber anfieng, Alles zu leugnen, die Augen niederzuschlagen und seufzend im Hause umherzuschleichen, da ging es besser, und das merkte ich mir bald." —

„Sie können sich denken, daß ich meine Vergangenheit, meinen Vater, Mutter und Schwester nicht vergaß und werden sich wundern, daß ich nicht einen Fluchtversuch unternahm, da man mir die Freiheit ließ, in der Nachbarschaft unseres Dorfes umherzustreichen; aber ich war klug genug, einzusehen, daß ich als Kind, ohne Mittel nichts zu unternehmen im Stande sei. Glauben Sie deßhalb nicht, daß ich jene schreckliche Scene vergessen, daß ich nicht ganze Nächte an die furchtbaren Räthsel gedacht, die mich beim Eintritt in dieses Land umgaben. O ich nährte meine Rache heimlich aber eifrig, und je älter ich wurde, desto glorreicher erschien mir jene blutige That. Auch hoffte ich beständig, von meiner Mutter, meiner Schwester irgend ein Lebenszeichen zu erhalten, aber vergeblich. Ach! wie ich diese Letztere liebte, kann ich Ihnen nicht beschreiben; sie war seit ihrer frühesten Kindheit meine einzige Gespielin gewesen, und ihr weiches Gemüth fand sich so leicht in meine wilden Launen, mein hastiges, heftiges Treiben. Auch sie liebte mich so innig — wir waren ein paar glückliche Kinder!"

„In der Nähe unseres Dorfes lagerten häufig Zigeuner, mit denen ich öfters Verkehr hatte; ich war bei ihnen wohl ge-

litten, ich begleitete sie bei ihren kleinen Streifereien, und eines Tags machte mir ihr Hauptmann den Vorschlag, sie auf einer längeren Tour zu begleiten. Sie hatten Pferde aus dem schottischen Gebirg nach England zu bringen: er versprach mir einen guten Antheil am Gewinn; ich willigte natürlicher Weise ein und verließ ohne Bedauern, ohne Kummer das Haus, in dem ich bis jetzt gelebt. Mein Haar, blond wie das meines Vaters, ward schwarz gefärbt, und so zogen wir dahin, tagelang in kleinen Märschen durch das Land. Wie spähte ich umher, um vielleicht eines der Merkzeichen wieder zu finden, die ich mir damals gemacht, immer vergeblich, obgleich ich häufig glaubte, irgend Etwas wieder zu erkennen. Oefters geschah es mir, daß ich meinte, dieß oder das Parkthor sei es, durch welches ich ein- und ausgefahren; ja, auch hinter ihnen sah ich oftmals Teiche und Bäche, jenen ähnlich, große Rasenplätze, mit alten Schlössern, ganz wie das, wo ich jene Nacht zugebracht. Doch fand ich bei näherer Besichtigung beständig irgend eine Verschiedenheit: bald fehlte die Steintreppe vor dem Portal, bald die Fenster auf den Hof hinaus, deren Form ich nicht vergessen. — Endlich aber, durch einen sonderbaren Zufall fand ich, was ich suchte; ich hatte lange einen Park mit hohen Mauern sehnsüchtig umkreist, der Pförtner wollte dem Zigeuner keinen Einlaß gestatten, da kam ich an eine Stelle, wo ich lustige Kinderstimmen vernahm; die Federbälle flogen in die Höhe, endlich einer zu mir herüber. — O schade! er ist fort, rief es drinnen; ich aber eilte mit meinem Fund zu dem Pförtner, und übergab ihm denselben. Er wollte mich beschenken, doch bat ich nur um die Vergünstigung, die Gärten sehen zu dürfen; sein Knabe begleitete mich.

„Ja, dieß war das hohe Steinthor von Bäumen umstellt, die geschlungenen Wege, die dichten Gebüsche, zwischen

welchen ich in jener Nacht den Fackelschein gesehen, als mein Vater wegritt. Wie klopfte mir das Herz, ich wäre gern nach dem Schlosse geeilt, aber ich mußte meinem kleinen Führer folgen, der zuerst den Federball abgeben sollte. Wir kamen auf einen schönen Rasenplatz mit Blumen umgeben, dort spielten zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von fünf bis sechs Jahren, die Eltern standen umher; eine Dame in tiefer Trauer schaute den Spielen ihrer Kinder zu. Sie dankte mir, und während sie mit mir sprach, betrachtete ich die kleinen, schönen Kinder. Ich weiß nicht, es war mir so eigen zu Muth, eine unaussprechliche Wehmuth überwältigte mich, ich hätte laut auf weinen, vor die Kinder hinknieen, ihre feinen Hände, ihre blonden Haare küssen mögen. Waren es doch die Bilder meiner Vergangenheit und der meiner Schwester — oh! dieß mußte der Park meines Vaters sein. Wie hätte auch ich spielen können, froh und heiter, einer glücklichen Zukunft entgegen! Und obendrein sah das kleine Mädchen meiner armen Schwester ähnlich." —

„Jetzt rief die Dame die Kinder zu sich, wir schlichen uns fort, ich nicht, ohne vielmal rückwärts zu schauen. — Aber nun zum Schlosse hin! — Ja, es war dasselbe, die Steintreppen, die Fenster, ich erkannte es wieder an dem Schlagen meines Herzens. Was hätte ich darum gegeben, sein Inneres betreten zu dürfen. Aber dieß wurde mir nicht gestattet; ich fragte den Kleinen aus, ob droben schöne Zimmer seien. — Ja, sagte er. — — Mit dunkeln Holzdecken? fuhr ich fort, und eines, in welchem sich viele schöne Messer und Degen befinden? — Ja, ja, entgegnete mir! der Vater hat es mir schon oft gezeigt, wenn die Mama abwesend ist. — Und die Herrschaft? fragte ich zögernd, im jetzigen Augenblicke hier? — Ei, meinte er, wir haben die Lady ja drunten gesehen, und auch die Kinder, die

Dame in Trauer, denn der Lord K., unser Herr — Sprich! sprich! rief ich. — Der Herr des Hauses also — — er verunglückte vor einem Jahre auf der Jagd, er starb nach einem heftigen Sturz mit dem Pferde. — — Das war mein Vater."

„Ohne ein Wort weiter zu sprechen, ging ich durch den Park zurück, grüßte den Pförtner und trat in's Freie. Welche schreckliche Räthsel umgaben mein Leben! Ich hatte die Frau meines Vaters gesehen, die doch nicht meine Mutter war — seine Kinder — meine Geschwister und mir doch fremd. — — — — Wir blieben die Nacht in einem benachbarten Dorfe, und da erfuhr ich die Geschichte des Schlosses und meine eigene. Vor acht Jahren, erzählte man mir, sei der junge Lord aus Italien zurückgekehrt, auf eine höchst liebreiche Einladung seines Vaters, mit seiner jungen Frau und zwei Kindern. Kaum angekommen indeß war durch seines Vaters Einfluß seine Ehe für ungültig erklärt und cassirt, die Mutter nach Hause geschickt und über die Kinder als uneheliche disponirt. Der Sohn schien sich, wider Erwarten, ohne viele Mühe den Ansichten seines Vaters gefügt zu haben, denn nicht lange darauf heirathete er eine reiche Erbin."

„So war ich also ausgestoßen, ohne Namen, ohne Familie. Meine Mutter hieß es, sei nach Italien zurückgegangen; wo aber war meine Schwester? Mir schien es am gerathensten, um eine Spur der Verlorenen zu finden, meine Schritte nach Sicilien zu wenden. Doch — lachen Sie über mich — ich konnte mich nicht so schnell entschließen, meine bisherigen Freunde zu verlassen; ich gestehe es Ihnen: ich hatte Geschmack an dem wilden Leben gefunden; auch fehlten mir die Mittel, um mich von ihnen trennen zu können. Daß mein Herz zerrissen war, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, auch nicht, daß ich den ganzen Leichtsinn meiner Jugend zusammen nehmen mußte, um mich zu betäuben; ich durfte nicht

zu mir selbst kommen, ich durfte nicht ruhig überlegen, was ich hätte werden können, werden müssen, und was ich geworden war. — Ah!" rief er nach einer Pause mit schmerzlicher Stimme, „wenn diese Gedanken kamen, so riß ich in meinen Haaren, so rannte ich mit dem Kopfe gegen die Mauer, so zog ich mein Messer aus der Scheide." — — — —

„Richtig," fuhr er gleich darauf mit dem ihm eigenen Lächeln fort, „von dem Messer muß ich Ihnen noch sagen, daß es dasselbe war; ich hatte es in jenem Dorfe, wohin es, wer weiß durch welchen Zufall, gekommen, an mich gebracht."

Hier schwieg der Erzähler, zog sein duftendes Taschentuch hervor, wischte sich damit sorgfältig den blonden Schnurrbart und drückte es alsdann vor die Augen. Als er die Hand wieder niedersinken ließ, war der Ausdruck seines Blickes unaussprechlich weich, ja traurig. Er streckte seine Rechte dem Zuhörer entgegen, der sie mit beiden Händen umfaßte und innig drückte. — „Wenn Sie wüßten," sagte er darauf mit weicher Stimme, „wie wohl es mir thut, wie es mein Herz erleichtert, endlich Jemand gefunden zu haben, zu dem ich ohne Rückhalt sprechen kann! Aber hören Sie mich, mein Freund, — wenn ich meine Vergangenheit in Ihr Herz niederlege," dieß sprach er mit festerem Tone, „so muß es sich darüber schließen, wie das Grab über dem Todten, wie die Woge des Meeres über dem Versunkenen. Geloben Sie mir dieß und ich werde fortfahren. Aber ehe Sie es thun, glauben Sie meiner Versicherung, daß Sie das Aergste aus meinem Leben noch nicht gehört. — — — — Sind Sie stark genug," sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit gefälligerem Ausdruck der Stimme, „meine kleinen Geheimnisse bewahren zu können, so reichen Sie mir Ihre Hand, — Worte bedarf es weiter nicht."

Mit tiefer Bewegung ergriff Herr Beil abermals die dargebotene Rechte, drückte sie innig und der Baron fuhr fort:

„Von da an wurde ich der Tollste der ganzen Zigeunerbande; ich muß Ihnen sagen, daß man mich bis jetzt von gewissen Geschäften und Vorfällen beständig fern gehalten. Ich hatte meinen Unterhalt auf anständige und ehrliche Weise verdient, jetzt aber ließ ich den Hauptmann merken, daß ich nicht abgeneigt sei, auch an andern interessanteren Unternehmungen Theil zu nehmen. Daß er bei dieser Erklärung vor Freuden außer sich war, schmeichelte meiner Eitelkeit; er hatte aber auch alle Ursache dazu, denn trotz meiner damals noch feineren und schlankeren Gestalt nahm ich es, was Kraft anbelangte, mit Vieren auf, und wo mich Gewandtheit und List unterstützen konnten, fürchtete ich mich nicht vor einem Dutzend. Natürlich mit kleineren Geschichten wollte ich mich nicht abgeben; ich sehnte mich nach etwas Großem, wo es Muth galt und Gefahr zu finden war."

„Wir zogen weiter, und wenige Tage nachher nahm mich der Hauptmann bei Seite und sagte: Wenn du Etwas wagen willst, so können wir über vierundzwanzig Stunden reiche Leute sein. Natürlich willigte ich mit Freuden in Alles. — Heute Nacht, sprach er, geht einer der reichsten Gutsbesitzer des Landes nach der Hauptstadt; er wird einige Bedienten bei sich haben, aber auch eine große Menge Geld; wollen wir von den Andern mitnehmen oder wollen wir Beide es allein wagen? — Wir Beide allein, entgegnete ich ihm. Er war damit einverstanden. Die Nacht kam, wir nahmen die besten Pferde und ritten gut bewaffnet aus; es ging über eine Haide hinweg, das Wetter war stürmisch, der Wind pfiff über die Ebene, wir konnten kaum unsere Hüte halten. In einer kleinen Niederung, die mit Gebüsch bewachsen war, hielten wir. Es mochte Mitternacht

sein, als wir von fern her das Rollen eines Wagens vernahmen; er kam näher, vierspännig mit zwei Postillonen und zwei Bedienten auf dem Außensitz. Ich sprengte an die vordern Pferde, riß den einen Postillon vom Sattel, der Hauptmann an den Schlag, indem er Halt! rief. Obgleich der Wagen augenblicklich hielt, knallten doch von allen Seiten Schüsse, die wir übrigens nicht beantworteten. Während der Hauptmann den Wagen bewachte, glitt ich zur Erde, zog auch den andern Postillon herab, ohne ihm ein Leides zu thun, und zwang die Beiden mit vorgehaltener Pistole, die unruhigen und schlagenden Thiere auszuspannen, die nun augenblicklich das Weite suchten. Daß ihnen ihre Reiter in größter Angst zu Fuß folgten, hinderte ich durchaus nicht, ja es erschien mir so komisch, daß ich ihnen ein lautes Gelächter nachsandte."

„Der Hauptmann hatte unterdessen gute Arbeit gemacht, zwang die beiden Bedienten, ruhig auf ihrem Sitz zu bleiben, und ich trat nun an den Schlag des Wagens, hatte aber dabei die Vorsicht, im nächsten Augenblicke, nachdem ich mich gezeigt, auf die Seite zu springen, was sehr nothwendig war, denn der entschlossene Besitzer des Wagens schoß zweimal nach mir; die Kugeln pfiffen an meinem Kopfe vorüber. Natürlich bat ich ihn jetzt sehr ernst und dringend, dergleichen zu unterlassen, und zog ihn aus dem Wagen hervor. Es war ein alter Herr, und da er ein lahmes Bein hatte und sein Krückstock im Wagen geblieben war, so mußte ich ihn auf einen Stein an der Straße niederlassen, was ich auch behutsam that, denn ich hatte mein kaltes Blut durchaus nicht verloren, die Expedition kam mir sehr ungefährlich vor. — Denken Sie sich aber, wie mir zu Muthe ward, als ich nun die Wagenlaterne herunter nahm, als der Schein derselben auf das Gesicht des alten Mannes fiel und ich trotz der

langen Jahre und einmaligen Sehens jene harten, starren Züge wohl erkannte. — — Das Geschäft des Wagendurchsuchens, das Herausnehmen der Cassetten und Brieftaschen überließ ich dem Andern; ich stand neben dem alten Manne und dachte an jene Nacht, wo wir uns zum ersten Male gesehen. Ja, wir konnten so nicht scheiden; er mußte mich wieder erkennen, er mußte erfahren, daß das Schicksal zuweilen strenge Gerechtigkeit übt. Ich zog langsam ein breites Messer hervor, und als er das sah, zuckte er zusammen, doch hielt ich es ihm nur leicht vor die Augen und bat ihn, in seinem Gedächtnisse um acht Jahre zurück zu gehen. Erinnern Sie sich, sagte ich mit ruhiger Stimme, jener Nacht in dem Schlosse, das Sie vor nicht vielen Stunden verlassen, jener Nacht, wo Ihr Wille eine ganze Familie aus einander riß, wo Sie den Vater zu einem Verbrechen zwangen, die Mutter in's Elend verstießen, die Kinder, Ihre eigenen Enkel, des ehrlichen Namens, des Vermögens, des Fortkommens beraubten, in das Elend hinaus jagten, dem Laster in die Arme warfen. — Ja, dem Laster, denn ich, der jetzt an Ihrer Seite in dem Wagen fahren sollte, um Sie — setzte ich zähneknirschend hinzu — bei einem ähnlichen Vorfalle wie der heutige zu vertheidigen, ich, damals jener Knabe, den Sie dieses selbe Messer handhaben sahen, stehe jetzt vor Ihnen als Straßenräuber, könnte vielleicht Ihr Mörder sein, wenn mir das Schicksal Ihr Herz gegeben." —

„Schrecklich, schrecklich!"

„Das ist allerdings schrecklich," fuhr der Erzähler ruhig fort. „Der Andere hatte unterdessen die Cassetten auf den Boden niedergestellt und leerte sie mit großer Behendigkeit in einen Sack, den er zu diesem Zwecke mitgenommen. Wir sehen uns wohl niemals wieder, sprach ich zu dem alten Herrn, es sei denn, daß es Ihnen einfallen sollte, die Gerichte dafür gegen mich auf-

zurufen, daß ich mir mein rechtmäßiges Erbtheil genommen; — in dem Falle freilich und wenn Sie rächend versuchen sollten, mich noch tiefer zu stürzen, würde ich Ihnen wieder und dann auch meine Mutter rächend vor Augen treten. Er gab begreiflicher Weise keine Antwort, doch ließ er den Kopf tief auf die Brust herab hängen. Dachte er vielleicht über das Unrecht nach, welches er mir zugefügt, oder zürnte er über seine eigene Ohnmacht, mich in diesem Augenblick nicht vernichten zu können?"

„Die Pferde waren beladen, ich steckte mein Messer langsam in die Scheide, wir schwangen uns auf, und obgleich mein Begleiter in vollem Galopp davon wollte, nöthigte ich ihn doch zu seiner Verwunderung, im Schritt zu reiten, und so zogen wir langsam querfeldein zum großen Erstaunen der Bedienten, denen gewiß noch nie dergleichen vorgekommen war. Wir ritten noch eine Stunde durch die Nacht bis zu den Ruinen einer alten Abtei, die dem Zigeuner wohl bekannt war. Dort saßen wir ab und untersuchten unsern Raub. Er war über alle Maßen beträchtlich; zu gleichen Hälften getheilt, bildete er für Jeden ein ansehnliches Vermögen. Wir nahmen diese Theilung rasch vor, und das Einzige, was ich für mich allein in Anspruch nahm, war, daß ich nur Papiere und Banknoten nahm und meinem Begleiter dafür den Goldwerth ließ. — Ich kann Sie versichern, der arme Kerl, der sich doch ein wenig vor dem Galgen fürchtete, war überglücklich, nachdem ich ihm mein Verhältniß zu jenem alten Herrn aus einander gesetzt und ihm dabei die Versicherung gegeben, er könne das heute Nacht Eroberte ruhig genießen und sei nun für die Zukunft ein gemachter Mann; er war überglücklich, keinen Raub begangen zu haben und Sophist genug, um sich zu überreden, daß wir nur mein rechtmäßiges Erbantheil vom Vermögen meines Großvaters getheilt."

„Natürlicher Weise trennten wir uns darauf auf Nimmerwiedersehen; er ging zu den Seinigen zurück, mich aber trieb es aus England fort, und nachdem ich mein Vermögen geordnet, schiffte ich mich nach dem Continent über, um so schnell als möglich nach Sicilien zu gehen. In Paris aber hatte ich den klugen Einfall, nach Palermo schreiben zu lassen, und erhielt nach einiger Zeit sehr untröstliche Nachrichten von da. Von meiner armen Mutter und meiner unglücklichen Schwester keine Spur. Das Unglück, welches uns betroffen, war dort nicht einmal in seinem vollen Umfange bekannt; es hieß, mein Vater habe sich von der Mutter scheiden lassen, worauf sie mit einem großen Theil ihres Vermögens England verlassen und nach Deutschland gegangen sei. Unsere Verwandten in Palermo, so schrieb mein Sachwalter, liebten es übrigens sehr, uns förmlich zu ignoriren, und wenn uns nicht dringende Veranlassungen dazu trieben, riethe er uns, nicht nach Palermo zurückzukehren."

„So war mir also auch meine eigentliche Heimath verschlossen; ich hatte Niemand mehr, dem ich mich anvertrauen konnte, dem ich mein Schicksal erzählen, von dem ich Trost und Hülfe erwarten konnte. O, ich fühlte mich einsam und elend; ich war auf dem Punkte, den gleichen Schritt zu thun, wie Sie; aber auch mich hielt ein Geist zurück, doch war es mein eigener, der mir, als ich mich über das Brückengeländer hinüber lehnte, wie höhnend zurief: Also feige willst du die Welt, deine Feinde, die Menschen, verlassen, willst keine Vergeltung üben für all das Unrecht, welches man dir gethan! — Trotze deinem Schicksal, trete ihm entgegen, setze ihnen die Ferse auf den Nacken, wie sie es dir gethan, lebe als freier und unabhängiger Mensch, denke an jene Zeit, wo du ein solcher warst, wo du auf flüchtigem Pferde über die Haide jagtest, wo deiner Hand jede Blüthe, jedes

unschätzbare Gut, das eine Menschenseele vergeben kann, erreichbar war, denn du hattest den Muth, darnach zu greifen. — So sprach es in mir, so klang es fort und fort in meinem Herzen und ich folgte der verlockenden Stimme. Reich, wie ich war, warf ich mich in das Leben der großen Hauptstadt, lernte mich bewegen in den höchsten Kreisen und knüpfte dort Verbindungen an, aber ich griff auch tiefer hinab in die Schichten der Gesellschaft und erwarb mir auf den untersten Stufen derselben Bekannte, ja Freunde. — Sie sehen mich mit großen Augen an, aber ich sage Ihnen die reine Wahrheit; wenn ich Nachts, von einer glänzenden Soirée kommend, aus meinem Wagen stieg, meine reiche Toilette von mir warf, die Blouse anzog, mein Haar auf eigenthümliche Art ordnete, so hätte mir jede der vornehmen Damen, mit denen ich vorhin getanzt, gerne ein Almosen geschenkt, ohne mich zu erkennen."

„Ah!" machte Herr Veil.

„Und glauben Sie ja nicht, daß ich mich ungern in diesen untern Kreisen bewegte; da sieht man die Menschen in ihrer natürlichen Herzensgüte, wie auch in ihrer natürlichen Schlechtigkeit, ohne Schminke, ohne Verstellung; aber man muß ihren Kreis nicht als fremdes Element tangiren, man muß zu ihnen gehören, dann genügt ein Wort, ein Handschlag, und wenn man Aufopferung für sie zeigt, so gehören sie Einem mit Leib und Seele. — O, das war für mich ein entzückendes Leben, unsichtbar wie ein Geist durch alle Stufen der Gesellschaft zu schweben, aufwärts und abwärts; ich war allwissend und allmächtig, keine geheime Polizei erfuhr und konnte leisten, was ich vermochte. Ich sah die Fäden von tausend Intriguen vor mir spielen, ich knüpfte sie an, wo es mir gefiel, und zerriß sie, wenn es mir beliebte; die geheimsten Geschichten lagen offen vor

mir da, ich beförderte ihren Lauf oder hemmte ihn, je nachdem es mir einfiel; ich war Herr und Gebieter über Tausende von Sclaven."

— „Und das waren Sie oder sind es noch?" fragte der Andere mit gepreßter Stimme.

„Ich bin es noch," entgegnete der Erzähler, indem er sich stolz aufrichtete und seinem Gegenüber fest in die Augen sah. „Ja, ich bin es noch und läugne es Ihnen, dem ich eine offene Beichte über mein ganzes Leben abgelegt, nicht."

„Also doch! also doch! — Verzeihen Sie, gnädiger Herr, meine Ueberraschung, mein Erstaunen, ja meinen Schrecken, indem Sie so plötzlich vor mich hintreten, ein räthselhaftes Wesen, das in finstern Schatten bei uns vorbeischwebt und jetzt auf einmal an's Licht tritt. — Fast ein Gespenst. — Ja, ein Gespenst," fuhr er entsetzt fort, indem er sich langsam empor richtete und starr in die glänzenden Augen sah, welche der Andere fest auf ihn gerichtet hielt. — „Gewiß ein Gespenst und dasselbe, welches mir damals am Kanal erschienen. — — — — Aber ich bin kindisch," fuhr er nach einer Pause mühsam lächelnd fort, wobei er sich über die feuchte Stirne strich, „Sie sitzen ja körperhaft vor mir, und jenes Phantom — war ja auch kein Phantom — Sie waren es."

„Ja, ich war es, mein Freund," entgegnete der Erzähler; „ich war es, der Ihr Leben rettete, der Ihren Leib und Seele erhielt; und wenn ich sage, daß ich Sie für mich erhielt, so geschah es ja nur, um einen Freund zu gewinnen, der fern von meinem wilden Treiben steht, dem ich mein Inneres eröffnen konnte, der mir in vorkommenden Fällen seinen guten Rath nicht vorenthalten wird. — O seien Sie ganz ruhig, ich werde Sie nie in den finstern Kreis ziehen; dieß Haus, dieses Zimmer

sollen rein bleiben wie die Seele des Kindes, das dort drinnen so ruhig schläft."

„Und dieses Kind — es ist das Ihrige?"

„O nein," sagte der Baron mit trübem Lächeln, „so glücklich bin ich nicht. Hören Sie mich noch einen Augenblick an; bald bin ich mit meiner Geschichte zu Ende. Anfänglich glaubte ich, ich könnte von dem seltsamen Leben, das ich angefangen, ebenso leicht wieder lassen, wie man ein Kleid wechselt, wie man einen Handschuh auszieht. Das wollte ich auch, ich verließ Paris und ging nach Deutschland. Aber obgleich ich mich in der ersten Zeit fern von Allem hielt, was mich früher so sehr belustigte, so dauerte das doch nicht lange; wie ich Ihnen schon gesagt, ich konnte es nun einmal nicht lassen, unsichtbar lohnend und strafend in die Geschicke der Menschen, die mich interessirten, einzugreifen. Das Erstere that ich übrigens häufiger und ich konnte es. Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich von meinem Treiben und meinen Verbindungen nie den geringsten Vortheil zog, nie — nie, obgleich dem Unsichtbaren ungeheure Summen geboten wurden, obgleich große Vermögen zu meinen Füßen rollten. Ein Verschwender war ich nie; was ich besaß, mehrte sich auf rechtliche Weise, statt abzunehmen, obgleich ich dem Elend mit vollen Händen abhalf, wo ich konnte. Da befand ich mich in W. und unter vielen scandalösen Geschichten, welche die reichen jungen Leute, mit denen ich verkehrte, erzählten, interessirte mich eine ganz besonders. Es war das ein förmlicher Sclavenhandel; eine Mutter, so hieß es, hatte ihre eigene Tochter um eine beträchtliche Summe verkauft, das Mädchen aber habe eine andere Neigung und sei in Verzweiflung. Das war ein Fall, für den ich da war; meine erste Idee war, das arme Geschöpf entführen zu lassen, ihr eine Existenz

zu gründen, sie, wenn es möglich sei, mit ihrem Geliebten zu vereinigen. — Unmöglich! Denn leider stand dieser Freund durch Rang und Stand so weit über ihr, daß an eine Verbindung nicht zu denken war. Ich beschloß, mich also bei ihr einzuführen, und das that ich auch." — Bei diesen Worten athmete der Erzähler tief und schwer, und als er darauf mit der Hand über seinen Bart strich, zitterte diese leicht; auch hatte er die vorigen Worte nur mühsam hervorgebracht.

— „Ich ging also dorthin. Um einen Vorwand war ich bei dergleichen nie verlegen, ich betrat ohne lange zu fragen ihr Zimmer, ich fand das Mädchen allein, ein Schauer durchflog meinen Körper, meine Zähne schlugen in Fieberfrost zusammen, — ja, es konnte nicht anders sein, ich fand die Züge des Kindes in der Erwachsenen wieder — ich stand vor meiner Schwester. — Gerechter Gott! vor meiner Schwester, die von ihrer, von meiner Mutter der Schande verkauft war. — Aber nein, nein! so fürchterlich sollte es nicht kommen, gehen wir mit wenigen Worten darüber hinweg. Ja, meine Schwester war es; aber meine arme Mutter war längst gestorben; sie hatte ihr Kind aufgesucht und es auch glücklich in Schottland gefunden; sie hatten ein kümmerliches Leben geführt, meine Mutter hatte mit ihren zarten Händen Tag und Nacht gearbeitet, um sich und ihr Kind auf ehrliche Art zu erhalten; aber alle die schrecklichen Verluste, die sie erlitten, das Andenken an meinen Vater, der sie so entsetzlich mißhandelt, — an mich, den sie todt geglaubt, hatte ihre Gesundheit zerstört. — — Nach ihrem Tode stand meine Schwester rathlos da, irgend ein Zufall brachte sie zu jener Frau, die sich heute ihre Mutter nannte, die sie sorgfältig erzog, aber damals schon rechnend, das schöne, geistreiche Mädchen werde sich einstens selbst bezahlt machen."

„Daß ich mit dieser Dame eine starke Unterredung hatte, können Sie sich denken; die verlangte Summe für meine Schwester gab ich ihr und nahm das arme Geschöpf mit mir, — ja, das arme Geschöpf, — denn es waren Sachen vorgefallen, die mich nöthigten, ein Jahr lang mit ihr in tiefster Verborgenheit zu leben. Sie wurde Mutter eines Kindes, eines Knaben — und was soll ich's verschweigen? — desselben, der jetzt unter Ihrer Aufsicht lebt und den Sie deßhalb nicht weniger lieben werden, weil seine Geburt keine legitime ist."

Die Versicherung des Herrn Beil, daß er das Kind vielleicht noch mehr lieben würde, weil es ohne rechtmäßige Ansprüche an einen väterlichen Schutz so allein in der Welt stehe, schien der Baron gar nicht zu hören. Er hielt beide Hände vor das Gesicht und saß so eine Zeit lang in sich versunken da. Als er wieder empor schaute, seufzte er tief auf und sagte: „Glauben Sie mir, ich hätte lieber das Grab meiner Schwester gefunden, als sie selbst auf diese Art. Ich erzählte Ihnen schon, wie ich sie als kleines Mädchen geliebt. Und diese Liebe hat mit den Jahren zugenommen; in meinen Träumen sah ich sie vor mir, wachsend, größer und schöner werdend, liebenswürdig und verständig, wozu sie schon als Kind so schöne Hoffnungen gab. Ach! ihr Bild hat mich vor Vielem bewahrt, namentlich vor einem wilden Leben und vor manchen unüberlegten Handlungen in gewisser Beziehung. Ich will es Ihnen offenherzig gestehen: obgleich ich viele Abenteuer hatte, habe ich doch nie geliebt; denn so oft ich mein Herz einem weiblichen Wesen zuwenden wollte, trat mir das Bild meiner Schwester vor die Seele und daneben erblaßte alles Andere. Es war wohl mit das schreckliche Unglück unserer Jugend, was mich so fest an sie hinzog. — Einmal," fuhr er nach einer Pause lächelnd fort, „und es ist noch gar nicht lange

her, da traf ich mit einem armen Geschöpfe zusammen, mit einem Mädchen, die blonde Haare hatte, wie meine Schwester und auch einen Zug in ihrem Gesichte, der mich an diese erinnerte. Das durchzuckte mich wunderbar, und wenn ich dem Mädchen früher begegnet wäre — — — — aber das sind nur Phantasieen! — gehen wir weiter!"

„Nachdem das vorüber, reiste ich mit meiner Schwester nach Sicilien und machte dort eine Klage gegen meinen Großvater in England anhängig; ich wußte wohl, daß dabei nichts zu gewinnen war, doch prozessirte ich nur in der Absicht, um einen Namen für meine Schwester zu erhalten. Dieß gelang mir auch; man erklärte sie für berechtigt, den Familien-Namen unseres Vaters zu führen; ich für meinen Theil verzichtete darauf: der Enkel des Lord K. war todt und verschollen; auch meiner Schwester konnte ich nützlicher sein, wenn ich ihr, sie unsichtbar schützend, zur Seite stand. Wer wußte auch, wenn wir den gleichen Namen führten, ob sie nicht vielleicht dadurch in Sachen verwickelt werden konnte, die ihr fern zu halten meine heiligste Pflicht war. Daß ich mein Vermögen redlich mit ihr theilte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. — Und nun bin ich zu Ende, aber gerne bereit, Ihnen irgend welche Fragen zu beantworten, die Sie an mich zu richten für gut finden. Fragen Sie mich ohne Scheu."

„Wenn ich das thue," sprach Herr Veil nach einigem Zögern, „so ist es nicht Neugierde, die mich treibt; doch möchte ich erfahren, ob die Mutter des Knaben seinen Aufenthalt weiß, ob es ihr erlaubt ist, ihn zu sehen."

„Das Letztere kann ich Ihnen noch nicht sagen, — meine Schwester verheirathete sich, sie machte, was man vor der Welt eine glänzende Parthie nennt; doch lebt sie kinderlos bei dem

alten Gatten und immer noch hängt ihr ganzes Herz an dem Knaben."

„Und wie habe ich mich zu benehmen, wenn sie einen Versuch machen wollte, das Kind zu sehen? — Sie sagten mir selbst, man forsche demselben von andern Seiten nach."

„Ganz recht, daß Sie daran denken; sollte Sie also eine Dame zu sprechen und das Kind zu sehen verlangen, so fragen Sie, ob sie schon länger in hiesiger Stadt sei; gibt man Ihnen zur Antwort, sie komme so eben von einer Reise nach England zurück, so können Sie ihr das Kind getrost in die Arme führen."

„Doch nun ist es Zeit, daß ich mich entferne," sagte der Baron nach einer Pause, indem er sich erhob — „meine Pferde schaudern, der Morgen dämmert auf, kann ich Ihnen mit Mephisto zurufen; ich habe Sie einen wilden Traum träumen lassen; ich führte Sie auch über öde Haiden und selbst ein wenig am Rabenstein vorüber. — Adieu, mein Freund, denken Sie, daß ich ganz der Ihrige bin. Gebieten Sie über mich, soll ich Etwas für Sie erlangen in der niedrigsten Hütte oder am Throne des Königs, ich werde es thun. — Leben Sie wohl! Sobald es mir möglich ist, suche ich Sie wieder auf. Sollten Sie etwas Dringendes für mich haben, so wissen Sie ja meine Wohnung." — Hierauf drückte er dem Herrn Veil herzlich die Hand, verließ das Zimmer und gleich darauf das Haus.

Der Andere trat an's Fenster und blickte dem Baron lange nach, wie er leicht und gewandt über die Straße dahin schritt und bald um die nächste Ecke verschwunden war. Ja, der Morgen dämmerte auf, ein trüber, kalter Wintermorgen; am Himmel jagte der Wind graue Wolken, welche, über die Stadt hinwegfliehend, zuweilen einzelne Schneeflocken hernieder flattern ließen. Die Windfahnen drehten sich kreischend; zwischen den entfernteren

Häusern lag ein feiner frostiger Duft, und an einem Brunnen, der sich gerade dem Hause gegenüber befand, hatten sich seit einigen Stunden ziemliche Eiszapfen gebildet. Draußen war es unbehaglich, aber im Zimmer strömte der Ofen eine angenehme Wärme aus. Herr Beil löschte die Kerze aus, die Flamme derselben konnte dem hereindringenden Tageslicht nicht mehr widerstehen und brannte mit dunkelrother Gluth. Nachher fuhr er sich mit der Hand über das Gesicht und es war ihm zu Muth, als habe er wirklich einen wilden Traum geträumt oder als habe er während der Nacht ein seltsames Buch gelesen, eine Räubergeschichte, wie sie eigentlich nur in Romanen vorkommt. Er versank in tiefes Nachsinnen und war ordentlich froh, als bald darauf eine helle Kindesstimme an sein Ohr schlug, die laut und lustig rief: „Onkel Beil, ich bin erwacht und möchte gern aufstehen!“

Fünfundsechszigstes Kapitel.

Ein gefährliches Papier.

Der Doctor Eduard Erichsen hatte in seinem sogenannten Studierzimmer einen alten ledernen Lehnstuhl, den er bei guter Laune seinen olympischen Dreifuß zu nennen pflegte. Es war ein ehrwürdiges Möbel, das er, von jeher ein geordneter Mann, sich schon auf der Universität angeschafft hatte, und von dem sich zu trennen ihm unmöglich war. Der Lehnstuhl war ziemlich altmodisch, mit einem Leder überzogen, dessen Farbe nicht mehr zu erkennen war, und glänzte an verschiedenen Stellen wie polirt. Ach! wie oft hatte er seinem Herrn freundlich die alten Arme geöffnet und ihn aufgenommen bei Lust und Schmerz; wie viele Gedanken hatten, hier ruhend, schon des Doctors Kopf durchzogen. Bei gewöhnlichen Veranlassungen brauchte er ihn selten, aber sowie es eines reiflichen Nachdenkens bedurfte, sei es über einen schwierigen Krankheitsfall, sei es über irgend eine Familienangelegenheit, so vergrub sich Herr Erichsen gern in die alten Kissen. Auch seinen Platz hatte der Stuhl schon oft wechseln

müssen, als sein Besitzer einstens krank und wieder auf dem Wege der Besserung war, stand er so, daß die ersten Strahlen der Morgensonne über ihn und den Genesenden hinspielten; auch in dem Schlafzimmer war er früher häufig, der Doctor hatte ihn gleich zu Anfang seiner Ehe neben das Bett seiner Frau gerollt, und das waren damals seine seligsten Augenblicke gewesen, wenn er aus Geschäften oder von Gesellschaften spät heimkehrend noch mit ihr eine angenehme Stunde verplaudern konnte. Ja, damals hatte der Stuhl eine große Rolle gespielt: auf ihm hatte der glückliche Vater zum ersten Mal seinen kleinen Oscar in den Armen gewiegt, auf ihm hatte die junge, schöne Mutter zum ersten Mal nach jener verhängnißvollen Zeit ausgeruht, und zum ersten Mal ihr Kind recht innig an die Brust gedrückt. Aber auch die kleinen Leiden seines Besitzers, die nachher so groß, ja endlich unheilbar werden sollten, waren auf eben diesem Stuhle überdacht worden, und es war, als ob das alte Möbel in der That eine beruhigende Kraft auf seinen Herrn ausübte: denn wenn dieser sich auch in der größten Erregung darauf niedergelassen, so beschlichen ihn bald sanftere Gedanken, er wurde nachgiebiger, auch trauriger, wie das gerade eben kam. —

An Alles das dachte der Doctor, als er wieder einmal und sehr tief vergraben in den Lederkissen ruhte. Er hatte den Kopf auf die Brust herabgesenkt, die Augenlider halb geschlossen, die Hände gefaltet, und man hätte glauben können, er schliefe, wenn nicht zuweilen ein tiefer Seufzer seine Brust geschwellt und seinen Kopf gewaltsam emporgehoben hätte.

Es mochte zehn Uhr Morgens sein, und das Haus des Doctors, in welchem sich sonst um diese Zeit ein reges Leben bewegte, wo die Köchin in ihrer Küche hanthierte, wo Kindsfrau und Stubenmädchen plaudernd oder singend ihre Arbeit thaten, wo die

Thüre auf und zu ging, war es heute still wie auf einem Kirchhofe. In der Kinderstube befanden sich allerdings beide eben erwähnten Dienstboten, doch saß die Eine an diesem, die Andere an jenem Fenster, Beide machten lange Gesichter, schauten zwar verstohlen gegen einander hin, sprachen aber kein Wort; selbst die Köchin machte nicht den geringsten Lärmen; sie stand an ihrem Heerde vor einem Kessel, in welchem das Suppenfleisch kochte, statt es aber abzuschäumen, wie wohl ihre Schuldigkeit gewesen wäre, hatte sie gedankenvoll den Schaumlöffel auf den Heerd gestützt, blickte vor sich nieder und ließ die dampfende Brühe überlaufen.

Auf dem Gange zwischen den Zimmern sah es ganz fremdartig aus; da standen große und schwere lederne Kisten, auch Koffer und Hutschachteln, es war gerade, als wolle sich die ganze Familie auf Reisen begeben.

Kehren wir nun in das Zimmer des Arztes zurück, so finden wir ihn wie früher unbeweglich im Lehnstuhle ruhend und selbst nicht einmal Achtung gebend auf das Spielen der Kinder, die bei ihm im Zimmer waren. Und das Spiel, welches sie trieben, war doch der Mühe werth, mit angesehen zu werden. Oscar und Anna saßen am Boden und hatten zwischen sich einen Fußschemel, auf dem sich ein drittes Kind befand, ein ziemlich kümmerlich aussehendes Mädchen, das die erstaunten Blicke beständig im ganzen Zimmer umherlaufen ließ. Seinen Anzug hätte man komisch nennen können; es hatte ein einfaches, etwas ärmliches Wollenkleid an, darüber einen kleinen Sammetmantel, den ihm Oscar umgehängt, und auf dem Kopf einen zierlichen Spitzenhut, von Anna ziemlich schief darauf befestigt. Letztere hatte in der Hand eine große Tasse mit Kaffee, in welche Brod eingebrockt war, das sie dem Kind löffelweis in den Mund

gab. Zuweilen nahm dieses davon, zuweilen aber schloß es die Lippen und wandte den Kopf so heftig auf die Seite, daß der Kaffee über das Kleid herabfloß und auch wohl über den schönen Sammetmantel; und dann rief Oscar und Anna wie aus einem Munde: „Papa! das fremde Kind ißt wieder nicht!"

Das fremde Kind schien sich übrigens mit dieser Abfütterung und der ihm bewiesenen allzu großen Aufmerksamkeit gar nicht heimlich zu fühlen; es blickte öfters erschreckt auf den Sammetmantel, schielte besorgt nach dem Spitzenhute, zuckte unruhig mit den Füßen, als wolle es durch einen verzweifelten Sprung den Versuch machen, seine Freiheit wieder zu gewinnen, kurz, es benahm sich wie ein kleiner Affe, den man eben eingefangen und bei welchem die erste Dressur probirt wird.

Jetzt hörte man, daß draußen die Glasthüre geöffnet wurde, rasche Tritte näherten sich, ihr Klang hörte aber auf Augenblicke auf, als betrachte sich der Ankommende die Koffer und Kisten im Gange, dann wurden sie eiliger wieder fortgesetzt, und nun hastig die Thüre geöffnet, ohne vorher angeklopft zu haben.

Arthur erschien auf der Schwelle und blieb kopfschüttelnd stehen, als er in das Zimmer blickte. — „Schöne Geschichten das!" rief er nach einer Pause, während welcher er die Thüre hinter sich zugedrückt und sich dem Lehnstuhle genähert hatte. — „Aber um's Himmels willen, Eduard, ist denn die Geschichte wahr? und du sagtest mir gestern nichts davon! Muß ich das heute Morgen von Alfons erfahren, der es beim Frühstück auf seine gewohnte Art mit Mama besprach."

Der Doctor richtete den Kopf in die Höhe, ohne aber sonst seine Stellung zu verändern. — „Ich wollte gerade zu dir hin, Arthur," entgegnete er mit weicher Stimme, „mein Wagen steht unten schon eingespannt; aber ich gerieth hier an meinen alten

Freund, und der hielt mich fest durch Träumereien und Erinnerungen." —

„Aber sage," fuhr der Andere dringender fort, „will sie wirklich nicht zurückkehren? Mama hatte ihr doch den Kopf zurecht gesetzt und sie schien ihr Unrecht einzusehen."

„Sie schien," erwiederte Eduard traurig lächelnd, „das heißt, sie gab der Mutter nach ihrer gewöhnlichen Art keine Antworten, als sie aber euer Haus verlassen, schrieb sie mir, es sei für uns besser, wenn sie auf ihrem Entschluß beharre. Da lies dieß merkwürdige Schreiben; ich weiß nicht, ob Herr Alfons auch davon Kenntniß hat."

Der Maler durchflog das ihm dargereichte Papier und warf während des Lesens mehrmals einen Blick auf die Kindergruppe. Dann faltete er das Schreiben zusammen, gab es seinem Bruder zurück und versetzte achselzuckend: „Was weiß der nicht? auch darüber sprach er spottend und höhnend. Aber wie hieng denn die ganze Sache eigentlich zusammen? — Ist dieß das Kind?"

Der Doctor nickte mit dem Kopfe, wobei er sagte: „Auf die einfachste Weise von der Welt. Du weißt von unserer großen Scene am Weihnachtsabend; den andern Tag fuhr sie zu ihrer Mutter, und die würdige Dame, statt ihre Tochter zurückzuschicken, oder selbst zu kommen, sandte ihren Sachwalter, denn sie fand sich in ihrer Tochter höchlich beleidigt. Darauf nun schrieb ich ihr einen Brief, — ich sage dir, einen Brief, der einen Stein hätte erweichen müssen. Nun, die Folge war denn auch die Unterredung mit der Mutter."

„Richtig! richtig! Wie ist aber die Geschichte mit jenem Kind? Denn, so viel ich erfahren, fiel die nun dazwischen und warf Alles wieder aus einander."

„Die ist an sich ganz einfach, aber weißt du, Arthur, wenn

man einen Vorwand zu Verdächtigungen und Streitigkeiten sucht, so ist er sehr leicht gefunden. Auf seltsame Art machte ich an demselben denkwürdigen Weihnachtsabend die Bekanntschaft einer unglücklichen Person, die im höchsten Grade schwindsüchtig ist, der böse Menschen ihr Kind geraubt, das sie aber wieder erhielt, und die ich, da sie wie gesagt, kränklich und von aller Hülfe entblößt ist, regelmäßig besuchte und sie unterstützte so gut ich konnte."

„Das ist an und für sich nichts Schlimmes."

„Sie wurde aber täglich kränker, das Kind verkam ordentlich und als die Mutter vor ein paar Tagen starb, sah ich denn nichts Arges darin, die Kleine mitzunehmen und sie so lange hier zu behalten, bis ich eine passende Unterkunft für dieselbe gefunden. — Ist daran etwas Unrechtes?"

„Für uns und alle rechtlich denkende Menschen nicht," erwiederte Arthur und legte seine Rechte sanft auf die Schulter des Bruders. „Aber daß du damit willkommenen Anlaß zu neuen Anklagen gabst, das hättest du dir doch bei Gott vorstellen können. — Nicht wahr, anonyme Briefe wurden deiner Frau gesandt?"

„Versteht sich von selbst; und welches gemeinen und boshaften Inhalts, das kannst du dir gar nicht denken. Das war ein Verhältniß, das ich schon lange Jahre unterhalten, das natürlicher Weise der Welt bekannt war, das man aber bis jetzt aus Schonung verschwiegen."

„O schändlich! schändlich!"

„Endlich aber konnte der redliche Freund, der sich leider nicht nennen durfte, es nicht mehr über sich gewinnen, stillschweigend zuzusehen, wie eine unglückliche Frau so unverantwortlich von ihrem Manne betrogen werde."

„Und die unglückliche Frau glaubte wohl selbst diese Geschichte nicht?"

„O sie glaubt sie wohl nicht, aber sie thut, als ob sie sie glaube. Ich machte gestern einen Besuch bei Mama's liebenswürdiger Freundin, der Titularräthin Wasser; sie war natürlicher Weise zurückhaltend, so zu sagen mit Anstand gepolstert, und wehmüthig zum Ueberlaufen. Sie hatte meine Frau gesprochen und aus deren eigenem Munde jenes infame Gerücht vernommen."

„Deine Frau hatte es ihr gesagt!" rief Arthur entrüstet.

„Als Gerücht; aber meine Schwiegermutter hatte hinzu gesetzt: das fehle noch zu der schlechten Behandlung, die Madame bei mir ausgesetzt gewesen sei."

„O, dann ist Alles verloren!"

„Ja, das fühle ich auch. Du ersiehst ja aus dem Briefe, daß meine Frau die einleitenden Schritte zu einer Scheidung bereits gethan hat. O mein guter Name, meine armen, armen Kinder!"

„Bah!" rief der Maler entrüstet, „über deinen Namen beruhige dich; an dem bleibt kein Mackel hängen. Man kann dir kein Unrecht geben."

„Den Frauen gegenüber haben wir in solchen Fällen immer Unrecht; alle Weiber nehmen für sie Partei, und man wird mich verarbeiten und zerreißen, daß kein gutes Haar an mir bleibt."

„Aber was soll mit dem Kinde geschehen?"

„Ich weiß es nicht; hier kann ich es nicht behalten. Denke dir, Arthur, daß meine sämmtliche Dienerschaft mir in sittlicher Entrüstung den Dienst aufgekündigt."

„Die Canaillen!"

„Die Kindsfrau meinte, sie habe sich bei anständigen und ehrlichen Kindern verdingt, sei aber nicht dazu gemacht, uneheliche Bälge aufzuziehen."

„Das sagte sie dir in's Gesicht?"

„O nein, Franz, der Kutscher, hat es mir erzählt."

„Und der?"

„Er bat mich zu gleicher Zeit um Erlaubniß, die drei Weibsbilder zum Hause hinaus werfen zu dürfen."

„Die hätte ich ihm ertheilt."

„Um noch mehr Scandal zu haben! Du wirst schon sehen, was die drei Weiberzungen von mir aussagen werden."

„Ja, ja."

„Die haben mein Verhältniß zu jener unglücklichen Person schon lange gewußt, oh! ganz genau gekannt. Glaube mir, Arthur, die werden mir einen schönen Namen machen. Und dagegen vermag kein ehrlicher Mann, keine Macht dieser Welt Etwas."

„Onkel Arthur!" rief Anna, „schau dir unser Kind an. Papa hat es für uns zum Spielen mitgebracht; wenn es einmal schöne Kleider bekommt und brav ist, so wird es unser Schwesterchen; nicht wahr, Papa?"

„In deinem Hut und Mantel," sagte Oscar mit Kennermiene, „sieht es gerade aus, wie du, Anna."

„Verlangen die Kinder zuweilen nach ihrer Mutter?" fragte Arthur leise.

„Selten, eigentlich nie," erwiederte traurig der Bruder. „Es ist ihnen etwas ganz Gewöhnliches, daß sie sie nicht sehen."

„Hast du draußen die Kisten gesehen und die Koffer, Onkel Arthur? Wir verreisen; ich weiß es ganz gewiß."

„Ja, wir gehen," setzte Anna hinzu, „weit, weit fort."

„Und haben heute Morgen schon eine Reise gemacht," sprach der Knabe. „Anna gehört die große Kiste, mir der Koffer; das sind zwei Kutschen, in denen wir schon weit weg gefahren sind.

Ich war der Fuhrmann; wo hast du meine Peitsche gelassen?" wandte er sich an die Schwester.

„Das geht nun seit gestern so fort," sagte leise und traurig der Vater; „die armen, armen Dinger! Schon als eingepackt wurde, brachten sie auch von ihren Kleidern und Wäsche herbei und wollten nicht begreifen, warum die Sachen von Mama allein in die Koffer gelegt würden."

„Quäle dich doch nicht selbst mit den Gedanken," entgegnete Arthur. „Du bist weicher als die Kinder. Vor allen Dingen laß' uns ruhig überlegen, was zu thun ist. Mama hat dir neue Dienstboten besorgt, nicht wahr?"

„Ja, sie kommen schon heute."

„Nun denn, was denkst du mit dem Kinde da anzufangen?"

Der Doctor zuckte mit den Achseln. „Ich werde es in irgend eine ordentliche Anstalt thun," sagte er.

„Das ist nichts," erwiederte Arthur. „Hättest du es von seiner gestorbenen Mutter gleich in eine solche bringen lassen, so wäre es ganz gut gewesen. Aber jetzt, wo nun einmal die fatalen Gerede über dich in der Stadt gehen, wäre das nur zu neuen Klatschereien Stoff gegeben. — Das Kind muß verschwinden, man muß es zu stillen, verläßlichen Leuten thun, die es vertrauensvoll aufnehmen, die es gut behandeln und weiter nicht darüber sprechen."

„Solche Leute sind selten," meinte trübe lächelnd der Doctor. „Wüßtest du Jemand?"

„Allerdings sind sie selten," entgegnete der Maler und blickte nachdenkend zum Fenster hinaus; „sehr selten, aber es gibt noch gute, edle Herzen, die nach Kräften Gutes thun, ohne darüber zu sprechen, — edle Menschen, die ihren Nächsten lieben, namentlich wenn er in Noth ist."

„Die sind schwer zu finden und zu erkennen."

„Zu erkennen leicht, wenn man sie gefunden," sprach Arthur mit Wärme. „O, der Glanz ihres Auges sagt dir, daß das Herz gut und edel ist; ein offenes, ehrliches Lächeln läßt dich auf den Grund ihrer Seele blicken, ein einziges Wort, mit dem süßen Klang ihrer Stimme gesprochen, läßt dich fühlen, daß es wahr und aufrichtig gemeint ist; an dem Hauch, der von einem solchen Wesen ausgeht, erkennst du, daß du es mit einem edlen, reinen Geschöpfe zu thun hast."

„Arthur! Arthur!" sagte erstaunt der Bruder. „Du redest dich ordentlich in's Feuer, du schwärmst. Kennst du vielleicht ein solches Wesen?" — Er stützte den Kopf in die Hand und blickte fragend in die Höhe. — „Ja," fuhr er nach einer Pause lächelnd fort, „du hast so eben ein Portrait seizzirt, und wenn es dem Originale wirklich ähnlich sieht, so möchte ich es wohl kennen."

„Du sollst es kennen," entgegnete Arthur mit weicher Stimme. „Das Original, das ich dir mit voller Wahrheit nicht zu schildern vermag, ist ein Mädchen, das ich liebe, und wie liebe, Eduard! das mein werden muß, und sollte ich Alles daran setzen, viel, viel darüber verlieren. — O das wäre ein Verlust, bei dem ich tausendfach gewinnen müßte."

„Ja, verlierend zu gewinnen, sagte, glaube ich, ein gewisser Romeo bei einer ähnlichen Veranlassung," meinte der Doctor und betrachtete aufmerksam seinen Bruder.

Dieser that einen tiefen Athemzug, legte seine Hände auf die Schultern Eduards und sprach: „Gott sei Dank, die Schale, die mein Herz umgibt, zerspringt, dein Unglück, mein guter Bruder, hat mir den Muth gegeben, mit dir darüber zu sprechen."

„Ist es denn etwas so Schlimmes und Unbegreifliches?"

„Schlimm allerdings, vor den Augen unserer Familie, und wird der Welt auch sehr unbegreiflich erscheinen. Ich liebe ein Mädchen, jung, schön, reizend, wie man sich die Engel vorstellt, und dieses Mädchen will ich heirathen, obgleich sie keiner bekannten Familie angehört, obgleich ihr Vater ein armer Schriftsteller ist, sie selbst eine Tänzerin."

„Also ist die Geschichte doch wahr?" erwiederte der Doctor kopfnickend; „ich warf sie weit hinweg, als man mir davon sagte. Alfons zielte schon mehrmals darauf hin."

„Aber jetzt möchte ich dich fragen, lieber Eduard, ist denn die Sache etwas so Schlimmes und Unbegreifliches?"

„Versteh' mich wohl, Arthur, ich werde ja mit tausend Freuden das Mädchen, das du dir auserwählt, als Schwägerin begrüßen; weiß ich doch leider am Besten, daß es keine Versicherung für häusliches Glück ist, eine Tochter aus sogenannter untadelhafter, unbescholtener Bürgerfamilie zu heirathen. Habe ich das doch traurig erlebt. — — — — Wenn das Mädchen nur keine Tänzerin wäre!"

„Man wird sich allerdings vor Allem daran stoßen; aber mir ist es vollkommen gleichgültig."

„Du — das gibt fürchterliche Scenen mit Mama; wahrhaftig, Arthur, ich fürchte, das wird die alte Frau schwerlich überleben. Hast du dir auch die Sache gründlich überlegt?"

„Wenn ich ein ehrlicher Mensch bleiben will, kann ich nicht mehr zurück."

„Denk an unsere Verwandtschaft, an unsere hochnasigen Bekannten in hiesiger Stadt; sie werden deiner Frau ihre Thüre nicht öffnen."

„Die Hochmüthigen und Dummen allerdings nicht; aber was ist an denen gelegen? Man lernt auf solche Art seine Freunde

kennen. Ich versichere dich, Eduard, das wäre mir eben interessant; — ich weiß wohl, daß sich manche Thüre vor uns verschließen wird, aber das ist mir gerade recht. Leute von wirklich gutem Hause, an deren Namen nicht der geringste Mackel klebt, — vorausgesetzt, daß sie gescheidt sind und nicht an dünkelhaftem Hochmuth leiden, — werden es mich nicht fühlen lassen, daß ich bei der Wahl meiner Gattin nach ihren Begriffen ein paar Stufen zu tief hinab stieg, — aber solches Volk von dunkler, zweifelhafter Herkunft, deren früheres Leben wie ein Sumpf ist, dessen schmutzige Fläche mächtige nachbarliche Schlingpflanzen mitleidig verdecken; Menschen, die sich durch allerlei Kunstgriffe, durch rastlose Bemühungen selbst empor geschmeichelt, die kein gutes Gewissen haben und die es ungeheuer scheuen, von Herkunft und dergleichen zu reden, ja selbst daran erinnert zu werden; die allerdings werden mit einer heiligen Scheu vor uns zurückprallen, werden mich aber zum größten Dank verpflichten, indem sie mir ihr Haus verschließen, und werden mir das Vergnügen machen, nie ihren unsaubern Fuß über meine reine Schwelle zu setzen."

„Brrr!" machte der Doctor; „wenn das Mamas Busenfreundin, die Räthin Wasser, hörte. An die dachtest du doch?"

„Allerdings dachte ich an die kleine halbverwachsene, boshafte Person, aber solche Wasser gibt's noch viele; man könnte ein ganzes Meer daraus machen, einen Ocean der Dummheit und des Hochmuthes. — — Aber Eduard, kann ich in der Angelegenheit auf dich rechnen?"

„Gern, wenn du mir nur sagst, auf welche Art ich dir dienen kann. Und jetzt mit Mama zu verhandeln, wäre für mich mißlich. Aber bei dem allgemeinen Sturme, der nothwendig erfolgen muß, will ich treu und fest an deiner Seite stehen."

„Schön! nur ist es mir unmöglich, gegen die Mama das

erste Wort auszusprechen, und darin kannst du mir auf Unwegen einen Gefallen thun. Erzähle Alfons die ganze Geschichte, als habest du irgendwo gehört, ich hätte ein derartiges Verhältniß, ich hätte einer Tänzerin versprochen, sie zu heirathen, mache es so schlimm wie du willst, Alfons wird das Seinige noch dazu thun, und mir ist es dann leichter, die Sache in besserem Licht darzustellen als er."

„Recht gern; das wird mich wenig Mühe kosten. Da aber das vorderhand im Reinen ist, so sage mir, ob du für das arme Kind da in der That ein Unterkommen bei guten Leuten weißt."

„Versteht sich," entgegnete Arthur, indem ein frohes Lächeln über seine Züge fuhr. „Clara wird sich ein Vergnügen daraus machen, die Kleine bei sich aufzunehmen."

„Clara?"

„Ja, Clara, meine Braut. Und du könntest mir den Gefallen thun, mich und das Kind in deinem Wagen dahin zu begleiten, dann kannst du zu gleicher Zeit die Bekanntschaft des Mädchens machen."

„Das will ich," erwiederte der Doctor. Er erhob sich aus seinem Lehnstuhl, ordnete seine Haare vor dem Spiegel und griff nach seinem Paletot und Hute, welche neben dem Fenster auf einem Stuhle lagen. — „Da habe ich aber ganz vergessen," sagte er verdrießlich, „daß ich eigentlich gar nicht von hier fort kann; oder glaubst du, ich könne meine beiden Kinder bei den rebellischen Weibsleuten hier im Hause allein lassen? Ich fürchte, sie gehen auf und davon oder bekümmern sich wenigstens nicht um die armen Kinder."

„Du hast nicht ganz Unrecht," meinte Arthur. „Doch will ich dir was sagen: wir fahren nach unserem Hause und bitten Marianne, daß sie sogleich hieher gehe. Sie hatte sich ohnedieß

schon entschlossen, das Amt der Hausfrau zu übernehmen, bis deine neuen Leute da sind; vielleicht begegnen wir ihr unter Weges."

„So gehen wir. Doch will ich meine gnädige Frau von Bendel bestens und höflichst ersuchen, auf die Kinder Achtung zu geben."

„Ersuche sie bestens, aber nicht höflichst," ermahnte Arthur.

Der Doctor ging hinaus und kehrte gleich darauf mit der Kindsfrau zurück. Diese würdige Dame hatte die Nase sehr hoch erhoben und ein sehr moquanter Zug machte sich auf ihrem alten Gesichte bemerkbar; die Flügel und Spitzen ihrer Haube waren drohend emporgekehrt, und sie zog einher wie ein finsteres Gewitter, das jeden Augenblick bereit ist, sich mit Donner und Blitz zu entladen. Arthur sah sie fest an und lächelte so sanft als möglich, was sie einigermaßen aus der Fassung zu bringen schien.

„Sie werden auf meine Kinder Achtung geben, bis ich zurück komme," sagte der Doctor, „und werden nicht dulden, daß weder Köchin noch Stubenmädchen das Haus verlassen. Auch" — hier hustete er gelinde, — „wollen Sie dem kleinen Kinde da seinen Hut aufsetzen und das Tuch umbinden; dort liegt es."

Die Kindsfrau blickte angelegentlich zum Fenster hinaus, ohne dem gegebenen Befehl Folge zu leisten.

„Mir scheint," sagte Arthur, in dessen Gesicht die Röthe des Zorns aufstieg, „Madame Bendel leidet an Schwerhörigkeit. — Haben Sie meinen Bruder verstanden oder nicht?" sprach er darauf mit heftiger Stimme und trat dicht vor die Frau hin, die bei dem Tone, den sie nicht gewohnt war zu hören, zusammen schrack. — „Mein Bruder hat Ihnen befohlen, dieses Kind dort anzuziehen," fuhr der junge Mann fort, während er sie fest ansah. „Da wir nun Beide nicht Lust haben, lange zu warten, so

leisten Sie diesem Befehle Folge, und das augenblicklich." — Er zeigte mit der Hand gebieterisch auf Hut und Tuch, und die erschreckte Frau nahm Beides und beeilte sich, das Kind fertig zu machen. Darauf nahm es der Maler bei der Hand.

Der Doctor ermahnte seine eigenen Kinder, artig zu sein, küßte sie heftig auf den Mund und stieg mit seinem Bruder kopfschüttelnd und lächelnd die Treppen hinab. Als sie in dem Wagen saßen, sagte er mit seiner sanften Stimme: „Höre Arthur, du kannst heirathen, du hast eine gute Art, mit den Weibern umzugehen; ich glaube, du ließest dir von keiner etwas gefallen."

„Nicht einmal von meiner Frau," entgegnete ernst der Bruder. „Das ist das Kapitel, worüber wir schon oft zusammen sprachen, aber leider, leider! immer vergeblich; ohne Festigkeit geht's nun einmal nicht, namentlich bei dem herrschsüchtigen Charakter deiner Frau. Da du nicht im Stande warst, deinen Willen durchzusetzen, so hat sie dich zum Sclaven gemacht. — Aber jetzt bist du frei."

„Ach Gott, ja! — leider!" seufzte der Andere.

Arthur ließ den Wagen durch die enge Gasse nach dem elterlichen Hause fahren, und ihn hinten an der Thüre seiner Wohnung halten. Alfons controlirte von seinem Comptoirpulte aus die vordere Hausthüre und alle Eintretenden; er wäre ihnen auch augenblicklich in seine Wohnung gefolgt; doch wollten beide Brüder ihre Schwester allein finden. Sie ließen das Kind im Wagen, stiegen auf der uns bekannten Wendeltreppe in den zweiten Stock hinauf und kamen dann über einen Corridor vor die Glasthüre an der Wohnung Mariannens.

Es war eben Besuch da gewesen; zwei Frauenzimmer stiegen die Haupttreppe hinab, und Arthur, der ihnen nachblickte, sah, daß sie freundlich zusammen sprachen und kicherten; es war

eine ältere Frau in sehr einfachem Anzuge, sie trug ein graues, wollenes Tuch und eine gewöhnliche Haube mit Lilabändern, etwas Halbtrauer. Die Andere war jünger und schien die Tochter zu sein; sie trug ein braunes Merinokleid und einen abgeschossenen Hut von schwarzer Seide; auch waren Beide wie schon gesagt, heiteren Humors, und hatten keine Ahnung davon, daß sie beobachtet würden. Die Alte blieb auf der Ruhebank der Treppe stehen und sprach mit lustiger Stimme: „das da oben ist eine brave, charmante Frau. Gott! wie dumm war ich, daß ich dieß Haus nicht schon früher besucht; das müssen wir ausbeuten. Denk dir, Emilie, sie hat mir einen Dukaten gegeben, — einen ganzen Ducaten."

„Aber dafür war auch die alte Commerzienräthin drunten desto knauseriger — einen halben Gulden! Pfui Teufel! die sollte sich schämen! Dreißig Kreuzer auf so schöne Empfehlungsbriefe von zwei Pfarrern und dem brillanten Zeugnisse vom verschämten Hausarmen-Verein. — Da hast du die Papiere, steck' sie wieder ein."

„Gib her!" sagte die würdige Mutter; „wo ist denn das Papier, worein ich sie gewickelt hatte? — Ah! ich ließ es droben auf dem Tische liegen; es ist nichts daran gelegen."

„Weißt du das auch genau?" fragte die vorsichtigere Tochter; „was war es für ein Papier?"

„Nun, es war das Papier, worin die Becker ihre Handschuhe gewickelt brachte, reines, weißes Papier."

„Nichts darauf geschrieben?"

„Ich glaube nicht. Und wenn auch, höchstens ein unschuldige Adresse."

Nach diesen Worten stiegen die Beiden die Treppen vollends hinab.

Arthur hatte das Gesicht der Jüngeren genau beobachten können; er mußte das schon irgendwo gesehen haben, und wenn ihm recht war, im Hause in der Balkengasse.

„So komm' doch!" rief jetzt der Doctor beinahe ungeduldig; er hatte schon die Glasthüre geöffnet; Arthur folgte ihm.

Sie traten in das Zimmer der Schwester und fanden Marianne am Fenster stehend; sie war vollständig angekleidet, in Hut und Shawl, zum Ausgehen fertig. Doch wandte sie den Kopf nicht herum, als die Brüder eintraten, ja nicht einmal, als Arthur sagte: „Wir sind es, Marianne."

Der Doctor trat zu ihr an's Fenster, faßte ihre herabhängende linke Hand und fragte: „Was hast du, Schwester? Beim Himmel! du weinst ja. Geht dir denn mein Unglück so zu Herzen?"

„Gewiß, gewiß, Eduard!" rief die junge Frau, indem sie sich rasch umwandte, und, auf die Gefahr hin, ihren feinen Sammethut zu zerdrücken, den Kopf heftig auf die Schultern des Bruders legte. „Gewiß, gewiß, wir sind recht unglücklich."

Arthur trat kopfschüttelnd näher, ihm war das unbegreiflich; er war noch vor einer Stunde bei Marianne gewesen und da hatte sie ganz ruhig und gefaßt über Eduard mit ihm gesprochen; ja, sie hatte sogar gemeint, es sei doch am Ende ein rechtes Glück, daß diese ewigen Quälereien einmal aufhörten. Woher denn jetzt auf einmal diese Thränen? — „Marianne," sagte er nach einer längeren Pause, während welcher sie heftig weinte, „ich begreife dich in der That nicht. Sei offenherzig gegen uns; dir ist sonst etwas Unangenehmes begegnet. Gewiß, du bist ja ganz außer dir; sei ruhig, setze dich nieder und theile uns mit, was dich quält. Du lieber Gott, wir sind ja von der Natur angewiesen, uns gegenseitig zu vertrauen und zu trösten."

„Ja, ja," sprach seufzend der Doctor. Dann machte er die Hände der Schwester sanft von seinem Halse los und führte sie zu dem Sopha, wo sie sich niederließ und ihr Taschentuch vor das Gesicht drückte. Dabei entfiel ihrer Hand ein weißes Papier, welches auf den Boden niederflatterte. Arthur blickte darauf hin, und unwillkührlich kam ihm das Gespräch in den Sinn, welches die beiden Weiber auf der Treppe zusammen geführt. Er bückte sich, um das Papier aufzuheben, doch als er sah, daß Marianne ebenfalls die Hand darnach ausstreckte, zog er sich discret zurück.

„Nehm' es nur," sagte hierauf die junge Frau; „ich will gewiß vor euch keine Geheimnisse haben. Sieh die Aufschrift und betrachte sie genau; auch du, Eduard. — Wer hat das geschrieben?"

Ueber Arthurs Züge flog ein eigenthümliches Lächeln, als er das Papier einen Augenblick betrachtet und die Adresse gelesen; doch reichte er es stillschweigend seinem Bruder, der augenblicklich ausrief: „Ah! das hat Alfons geschrieben; das ist die schöne, feste und sehr leserliche Schrift deines Mannes."

„Sie ist es," rief Marianne empört. „Lies laut, was er schreibt."

„Fräulein Marie U. Adresse Frau Wittwe Becker, am Kanal Nro. 20 hier," las Eduard mit großer Gewissenhaftigkeit laut und deutlich.

„Und wißt ihr auch, wer das ist: Fräulein Marie U.?"

„Nein," sagte der Doctor; wogegen Arthur stillschwieg.

„O, man soll mich nicht betrügen; hier ist das neue Adreßbuch; ich habe den Namen sogleich nachgeschlagen — seht ihr, da steht's. U. — Schreiner, U. — Kaufmann, U. — Mezger,

U. — Marie, K. Ballettänzerin. — — Eine Tänzerin! Schändlich! schändlich! eine Tänzerin!"

Der Doctor schielte aus seinen Augenwinkeln bedeutsam nach Arthur hin, zuckte alsdann mit den Achseln und dachte: so ein Adreßbuch ist doch eigentlich eine gefährliche Erfindung. Dann sagte er: „Nun ja, aber was soll das bedeuten?"

„Was das bedeuten soll?" rief heftig die junge Frau, — sie war aus dem Stadium der Wehmuth in das des Zornes übergegangen, und zerknitterte zitternd ihr Taschentuch in der Hand, — „ich will es euch sagen, ich, eine betrogene, vernachläßigte Frau, ich, die er beständig hofmeisterte, ich, die nichts von ihm hörte, als was der Anstand erheische, was die Schicklichkeit verlange, — ich, die in den lebenden Bildern nicht mitwirken sollte, weil das nicht passend sei, ich, die beständig gehütet wurde wie ein kleines Kind, ich, die auf dem Balle mit einem Freund unseres Hauses nicht dreimal tanzen durfte, ich! — ich! — ich! von der man seinen Reden nach hätte glauben können, ich trachte darnach, ein freies Leben zu führen, — ja, eine leichtsinnige Frau zu sein, — ich — ich" — hier holte sie nach dem gewaltigen Zornesguß tief Athem und fuhr dann schluchzend fort: — „ja, ich will es euch sagen; am Weihnachtsabend kaufte er Handschuhe." —

„Das ist wahr," bemerkte der Doctor, „ich war dabei."

„Du warst dabei?" fragte Marianne mißtrauisch.

„Nun ja, wir trafen uns zufällig im Laden; ich kaufte Einiges für meine Frau, und er, glaube ich, sprach von Handschuhen, die er gekauft für —"

„Für wen?" rief heftig die junge Frau.

„Nun, für dich," entgegnete ruhig der Doctor; „so sagte er wenigstens."

„Ah! für mich!“ lachte Marianne krampfhaft hinaus. „Der Verräther! — Er kam also an jenem Abend nach Haus, die Taschen voll; ich ließ ihn natürlicher Weise auf seinem Zimmer machen, was er wollte, als ich aber zufällig an der Thüre vorbei ging, siegelte er ein Packetchen, was in dieses Papier gepackt war. — Handschuhe für die Tänzerin Fräulein Marie U. — Oh! das ist himmelschreiend! — Für eine Tänzerin!“

„Nun, ob es eine Tänzerin war oder sonst Jemand,“ meinte begütigend der Doctor, „das ist am Ende gleichviel; das Factum ist es, woran wir uns halten wollen.“

„Und ich werde mich daran halten!“ rief Marianne empört. „Jetzt gleich gehe ich zu Mama und sage ihr die ganze saubere Geschichte.“

„Das wäre sehr unklug von dir,“ sagte Arthur. „Ueberhaupt was willst du?“

„Einen Heuchler entlarven.“

„Zugestanden; aber das gelingt dir nicht durch Uebereilung; da mußt du der Sache genau auf den Grund gehen.“

„Aber wie kann ich das, eine arme, wehrlose Frau?“

„Du nicht, aber wir; ich werde mich deiner Sache annehmen und schon dahinter kommen.“

„Ah! so eine Tänzerin!“

„Ach! laß die armen Tänzerinnen aus dem Spiel,“ entgegnete Arthur mit ernster Stimme; „wer weiß, ob das Mädchen den Herrn Alfons bis jetzt kennt und ob er überhaupt nicht vergebliche Versuche gemacht.“

„Vergebliche Versuche bei einer Tänzerin!“

„Nicht wahr, du wärest beruhigter, wenn er die Handschuhe irgend einem hübschen Mädchen deiner Bekanntschaft geschickt.“

„Beruhigter nicht, aber es wäre doch nicht so sehr gegen allen Anstand.“

„O weh!“ seufzte der Doctor in sich hinein.

„Da könnte man freilich mit dem vornehmen Titel des Vaters die Geschichte zudecken,“ meinte Arthur trocken. „Wir kennen das. O Welt! o Welt!“

„Sei ruhig, Schwester!“ sagte der Doctor; „nur keinen weiteren Scandal! Wir haben vorderhand genug in unserer Familie; laß' uns Beide die Sache überlegen und im Nothfalle für dich handeln. Aber ein Dienst ist des andern werth; nicht wahr, du thust mir die Liebe und gehst zu meinen armen Kindern? Sie sind so verlassen bei meinen frechen Dienstboten.“

„Mit tausend Freuden!“ rief eifrig die junge Frau und zog ihren Shawl fest um die Schultern; „ich war auf dem Wege dahin, und jetzt könnte mir nichts Erwünschteres kommen; — ich bleibe vorderhand in deinem Hause,“ setzte sie nach einer Pause im Tone großer Entschlossenheit hinzu, „bei dir und deinen Kindern. Du kannst mir ein Zimmer geben; ich richte mich dort häuslich ein.“

„Aber dein eigenes Hauswesen!“ meinte der Doctor.

„Oh!“ versetzte Marianne mit neu ausbrechenden Thränen; „ich habe ja keine Kinder, die nach mir weinen.“

„Und Alfons?“ sagte Arthur.

„Er wird das freilich im höchsten Grade unanständig finden,“ rief Marianne heftig, „aber er soll mir kommen! Ich will ihm schon sagen, was anständig und unanständig ist.“

Damit war die Unterredung beendigt und alle Drei verließen das Zimmer. — Marianne stieg die Haupttreppe hinab; sie hatte alle Thränenspuren von ihrem Gesichte vertilgt und ging aufrechten Hauptes wie nie vorher.

„Du," sprach der Doctor zu seinem Bruder, als sie ihren Wagen wieder erreicht hatten, „da oben wird es changement des decorations geben. Es beginnt da ein lustiges Trauerspiel."

„Vielleicht kann's auch ein trauriges Lustspiel werden," meinte Arthur nachdenkend.

Und damit fuhren Beide nach der Balkengasse, um dort das Kind abzuliefern.

Sechsundsechszigstes Kapitel.

Unter dem Podium.

Wenn bei einer Theatervorstellung das Ballet nicht selbstständig wirkt, sondern nur durch Tänze und Gruppirungen eine große Oper ausschmücken hilft, so geht es in den Garderoben viel ruhiger her, auch hat in diesem Falle der Theaterwagen und Schwindelmann nicht so viel zu thun als sonst. Die meisten Tänzerinnen, die vielleicht erst im dritten oder vierten Act kommen, gehen zu Fuß nach dem Theater und tragen gewöhnlich selbst ihr Päckchen Wäsche, das heute, wo sie keine idealen Figuren darzustellen haben, sondern im Schleppkleide eine Menuette zu tanzen, nicht besonders groß ist. Andere, die einen complicirteren Anzug haben, vielleicht am Schlusse, wenn es gerade eine Zauberoper ist, irgend etwas Feenhaftes hoch in den Wolken darstellen müssen, kommen freilich schon früher, aber da ihrer wenige sind, so bringen sie kein rechtes Leben in die weitläufigen Balletgarderobe-Zimmer.

Hier brennt denn auch nur spärliches Licht vor diesem oder

jenem Tischchen; die Ankleiderinnen, die mit dem Wenigen bald fertig sind, fühlen sich gelangweilt und legen ihre Hände in den Schooß. Monsieur Friz, der Friseur, lehnt gähnend an einem Spiegel und erzählt schreckliche Mord- oder Gespenstergeschichten, von denen er ein besonderer Freund ist.

Heute Abend wirkt das Ballet nur auf die eben angedeutete Art; es ist eine Feenoper, im ersten Acte erscheinen einige Elfen und Geister, im dritten kommen einige Bauerntänze und am Ende des fünften ein Schlußtableau, wo die Fee Amorosa, die Beschützerin wahrer Liebe, in den Wolken erscheint, um das nach vielen Schwierigkeiten vereinigte Paar zu segnen.

In der Garderobe waren Mamsell Therese, Mamsell Clara, Mamsell Marie, noch drei Andere von der gleichen Altersklasse, sowie ein halbes Duzend Ratten, welche Engel und dergleichen zu machen hatten. Die letzten, in sehr safrangelben Tricots, mit weißen Florkleidern, goldenen Gürteln und himmelblauen Flügeln, versuchten ziemlich ungeschickt ihre Gruppirungen, purzelten dabei oft über einander hin, und hatten in ihrer Ungelenkigkeit viel mehr das Ansehen kleiner Kobolde, als Angehöriger der himmlischen Heerschaaren.

Therese stand vor ihrem Spiegel, — eine junge Fee; das schöne Mädchen mit dem vollen Wuchs sah prächtig aus. Sie gefiel sich auch selbst, das sah man an der Art, wie sie ihre Hüften umspannte, den Kopf kokett zurückwarf und sich mit den blitzenden Augen fest ansah. Eine ihrer Colleginnen, ein blasses, schmächtiges Wesen im Costüm einer Hofdame, saß vor ihr, fächelte sich mit ihrem Fächer und betrachtete hinter demselben hervor nicht ohne einen Anflug von Neid die schöne Tänzerin.

„Aber Therese," sagte sie nach einer Pause, „wenn man dich so sieht, reizend, strahlend, da kann man es schwer glauben,

daß du dieß glänzende Leben verlassen willst, um dich als Hausfrau in eine stille Wohnung zurückzuziehen."

„Und doch ist es so, mein Schatz," erwiederte Therese; „ich bin fest entschlossen, mich zurückzuziehen, ich bin um meinen Abschied eingekommen."

„Bei der Intendanz?" fragte boshaft die Andere.

„Bei der Intendanz," versetzte Therese, indem sie ihren Kopf noch stolzer in den Nacken warf. „Ich verstehe dich wohl, mein Kind," fuhr sie mitleidig fort; „was das Andere anbelangt, da gebe nur ich Abschiede, laß mich aber selbst nie verabschieden. So mußt du es auch machen, wenn du einen guten Rath von mir annehmen willst. Ich habe dieß Leben satt, ich will mich verändern."

„So ist es also wirklich wahr?" fragte lachend der Theaterfriseur, der heran geschlichen war. „Die schönen Tage von Aranjuez sind also wirklich vorüber? Ich hatte immer noch gehofft, Therese."

„Auf was denn, Sie — Affe! Ich versichere Sie, Friz, Sie allein können Einem das Leben hier unleidlich machen."

„Ach, der glückliche Berger!" erwiederte Friz seufzend.

„Haben Sie vielleicht die Ehre, von ihm gekannt zu sein?" fragte trotzig die Tänzerin.

„Ich kaufe meine Cigarren bei ihm, auch zuweilen Kaffee und Zucker."

„So erhalten Sie uns auch ferner Ihre Kundschaft!" lachte die Tänzerin spöttisch; und damit rauschte sie trällernd in das Nebenzimmer.

Hier befanden sich Clara und Marie in ihrer Ecke, und die Erstere sprach mit ihrer guten und lieben Stimme, wie es schien, Worte des Trostes zu ihrer Collegin. Wenn man aber das andere Mädchen sah, wie es heute da saß, ein Bild des Jammers und

der Verzweiflung, so hätte das härteste Gemüth nicht umhin gekonnt, sich theilnehmend zu erkundigen, was ihr fehle. Ihr dunkles Haar hieng aufgelöst über ihren Nacken und ihre Schultern bis auf ihren Schooß herab — so tief hatte sie den Kopf gesenkt. Dabei hielt sie die Hände gefalten, und nur zuweilen zuckten diese zusammen, wenn nämlich von den heißen, schweren Thränentropfen, die unabläßig ihren Augen entquollen, auf ihre Finger niederfielen. Diesem Zucken folgte ein schwerer Seufzer, ein Stöhnen, und dann sank sie noch tiefer in sich zusammen.

„Es ist Zeit, liebe Marie," sagte Clara mit sanfter Stimme, „daß du dir dein Haar machen läßst. Richte den Kopf ein wenig auf, daß ich deinen Scheitel gerade herstelle. — — O, hör' auf zu weinen; das thut mir in der Seele weh. — Oder sprich wenigstens zu mir. — Setzest du denn gar kein Vertrauen mehr in mich?"

„O doch! — o doch!" brachte Marie mühsam hervor; „aber du würdest mich doch nicht verstehen. Gewiß, gute — gute Clara, du kannst mich nicht verstehen. Danke Gott, daß es dir unmöglich ist."

„Ja, das begreife ich in der That nicht," erwiederte die Andere, „denn wenn ich Kummer habe, so ist es mir eine Wohlthat, mein Herz gegen irgend Jemand ausschütten zu können."

„Mir auch, mir auch," hauchte Marie. „Du weißt, Clara, daß ich bis jetzt nichts Geheimes vor dir hatte. Aber das kann ich dir nicht sagen."

„So sprich mit Therese," erwiederte Clara zögernd; „da kommt sie eben. Du hast etwas auf dem Herzen, das du los werden mußt. Sie wird dir auch dein Haar gern machen; ich gehe in's andere Zimmer."

Marie gab keine Antwort, doch nickte sie mit dem Kopfe, hob ihn dann rasch empor, und als sie Therese bemerkte, die in

die Thüre trat, preßte sie, heftiger weinend, ihre Hände vor das Gesicht.

— — „So — so — so sieht's hier aus?" sagte die Eingetretene, indem sie ihre rechte Hand in die Seite stemmte und mehrmals mit dem Kopfe nickte. „Ist endlich da was vorgefallen? Nun ja, es wundert mich nicht."

Die Angeredete blickte scheu um sich, und als sie bemerkte, daß Clara fortgegangen war, sprang sie hastig in die Höhe, ergriff die Hand der anderen Tänzerin und sagte: „Thereſe, ich bin verloren!"

„Nun, so schlimm wird's gerade noch nicht sein," entgegnete Diese. „Fasse dich nur um Gotteswillen! Höre auf zu weinen; da drüben die Garderobière und der naseweise Friz haben schon aus der Ecke herüber geschielt. Muß denn alle Welt wissen, daß dir ein Unglück passirt ist. Setz' dich ruhig hin und laß dir dein Haar aufstecken; während dem kannst du mir erzählen, was du auf dem Herzen hast. Aber ohne Vorreden, bitte ich; ich kann mir ja doch denken, um was es sich handelt."

„Ja, du weißt es," erwiederte Marie, nachdem sie sich auf ihren Stuhl wieder niedergelassen; „die gräßliche Geschichte, von der ich dir schon gesprochen."

„Halte deinen Kopf still und dann laß mich hören."

„Meine Tante sprach mir also mehrmal und immer dringender von ihm."

„Von dem Heuchler auf der zweiten Gallerie?"

„Natürlicher Weise wollte ich sie nicht verstehen, bis sie endlich zornig wurde und sich ganz deutlich erklärte. Ich sollte verkauft werden oder war es schon; wie flehte ich sie an, mich in Frieden zu lassen, wie stellte ich ihr das Unglück vor, das über mich hereinbrechen würde! — Sie lachte mich aus; ich

sprach ihr von Richard, von meiner Liebe zu ihm, das wären Kindereien, sagte sie, und ich solle mir nicht einbilden, daß sie mich als hülfloses Kind aufgenommen, daß sie mich erzogen und gebildet, um am Ende die Frau eines Zimmermanns zu werden. Das sei schwarzer Undank, und wenn ich so dumm sei, mich zu meinem Glücke zwingen zu lassen, so wolle sie das gern thun; sie müsse erndten, wo sie gesät. Ein paar Mal kam er auch, versteht sich verstohlen in der Dämmerung, er brachte bald dieß bald das, er sagte mir alle möglichen Artigkeiten, und ich mußte ruhig sitzen und das mit anhören. Meine Tante ging ab und zu, blieb auch eine Zeit lang absichtlich fort, doch merkte er alsdann so gut meinen Abscheu gegen ihn, daß er es nicht wagte, mir nahe zu kommen, ja, er empfahl sich meistens bald und ging fort. — Am Weihnachts-Abend wollte er mich bescheeren, doch setzte ich es durch, daß er nicht kommen durfte; Handschuhe aber, die er geschickt, mußte ich annehmen."

„Weiter! weiter!" sagte Therese. „Erzähle kürzer. Du lieber Himmel! diese Einzelnheiten kennen wir ja."

— — — „Gestern Nachmittag," fuhr Marie mit leiser Stimme fort, „ging meine Tante aus, wie sie es oft zu machen pflegt; ich war ganz allein in der Stube, fast allein in dem großen Gebäude, denn du weißt, daß da blos Leute wohnen, die bei Tage ihren Geschäften nachgehen und nur Abends nach Hause kommen. — — Da kam er. — O mein Gott! Therese." Von Neuem begrub sie ihr Gesicht in den Händen und weinte so heftig, daß die andere Tänzerin achselzuckend die schwere Flechte losließ, welche sie ihr eben um das Haupt schlingen wollte.

„Nun ja," sagte Diese hierauf, „er kam, er war zudringlich, du wehrtest dich."

„Gewiß, gewiß, lange — lange."

„Und —?"

„Und —? O ich hatte Kraft wie ein Mann, ich machte mich los, so oft er mich an sich riß. — Aber —"

„Riefst du um Hülfe?"

„Was konnte es mich nützen. Ich dachte, es könne mich Niemand hören. — — Endlich aber kam doch Hülfe, aber die Hülfe wird mich in's Verderben bringen."

„Richard kam?" rief Therese erschrocken.

„Nein — Schwindelmann. Er wollte die Vorstellung für heute ansagen."

„Und da warst du gerettet. — Nicht?"

„Ich weiß es nicht," sagte das arme Mädchen, indem sie den Kopf abermals tief auf die Brust herabsinken ließ. — „Verloren bin ich so wie so. Freilich ließ er augenblicklich von mir, als Schwindelmann eintrat, und empfahl sich mit abgewandtem Gesicht; er wollte nicht erkannt sein."

„Der Schuft!"

„Schwindelmann aber blieb ganz entsetzt an der Thüre stehen, stotterte seinen Auftrag her und sagte dann mit betrübter Stimme: O Mamsell Marie, das hätte ich nimmer geglaubt."

„Weiß er vielleicht um dein Verhältniß zu Richard?" fragte eifrig Therese.

„O nein, gewiß nicht; aber — verzeih mir, Therese, daß ich das sage, — du weißt, Schwindelmann hat uns immer ausgezeichnet, Clara und mich, weil — weil — aber du nimmst es nicht übel, Therese — weil wir Beide brav wären und keine Verhältnisse hätten. Uns müsse es gut gehen, meinte er."

„Nun ja, da mußt du ihn über die Geschichte aufklären, und das bald."

„Er sieht mich gar nicht mehr an," erwiederte das weinende

Mädchen; „er zuckt die Achseln und geht mir aus dem Wege. Denk dir, Thereſe, wie ſchrecklich! Das werden die Anderen merken; ſie werden die Köpfe zuſammen ſtecken und über mich lachen; Richard wird's erfahren — o du mein Gott! Und er hat mir tauſendmal geſagt: weißt du, Marie, ſo lang du unbeſcholten daſtehſt und kein ehrlicher Mann dir was nachſagen kann, biſt du mein und ich dein mit Leib und Seele; aber nimm du dich doppelt in Acht."

„Du hätteſt ihm von der Geſchichte ſagen ſollen," meinte Thereſe; „das iſt eigentlich ſchlimm."

„Nicht wahr, o wie oft wollte ich es thun, aber ich fürchtete mich vor meiner Tante und vor Richard. Hilf mir, liebe Thereſe, rathe mir."

„Das will ich gern thun, doch vor allen Dingen muß ich mir den Schwindelmann vornehmen. Aber ich kenne ihn wohl: wenn er gegen Eine was Beſonderes hat, ſo läßt er ſich den ganzen Abend nicht ſehen. Doch wenn wir fertig ſind, entgeht er mir nicht; ich laſſe mich zuletzt nach Haus fahren und da will ich ihm ſchon Vernunft predigen."

Unterdeſſen war Clara wieder in das Zimmer getreten, ſie wollte die Andere ermahnen, daß es Zeit ſei, ſich anzuziehen, auch dachte ſie wohl, die Unterredung könnte zu Ende ſein. Thereſe hatte gerade die Friſur beendigt, befeſtigte rechts und links in dem dunkeln Haar eine brennend rothe Granatblüthe und ſagte: „So, nun zieh dein Kleid an, dann biſt du fertig."

„Das iſt ſehr ſchön geworden," meinte Clara, die nun näher trat. — „Ich habe dich vorhin nur flüchtig geſehen," wandte ſie ſich an Thereſe; „darf ich dir gratuliren? du wirſt ja nächſtens heirathen."

„So iſt es, mein Kind," entgegnete das ſchöne Mädchen;

„nur weiß ich nicht, ob das gerade eine Gratulation verdient. Vielleicht komme ich aus dem Regen in die Traufe."

„Du machst aber eine gute Parthie, was mich herzlich freut. Herr Berger ist wohlhabend und hat ein schönes Geschäft."

Eine blasse Tänzerin, die auch hinzugetreten war, warf etwas spöttisch dazwischen: „Herr Berger gilt für einen bedeutenden Mann, er ist sogar Armenpfleger."

Therese wandte sich bei diesen Worten rasch herum, betrachtete die Collegin von oben bis unten und antwortete: „Ja, er ist auch Armenpfleger; das kann dir vielleicht später noch einmal zu gut kommen, mein Schatz."

„Gewiß, ich gratulire herzlich," wiederholte Clara begütigend; „das ist schnell gekommen."

„Schnell und langsam, wie man will," erwiederte Therese, indem sie ihre rechte Fußspitze weit ausstreckte und damit allerlei Figuren auf dem Boden beschrieb. „Er macht mir schon seit mehreren Jahren die Cour und ließ nicht von mir ab, obgleich ich ihm offenherzig erklärte, ich habe andere Verbindungen und keine Lust, diese sogleich fallen zu lassen; er wollte mich trotz allem dem schon früher heirathen, aber ich mochte nicht."

„So denken gewiß Wenige," sagte Clara einigermaßen zerstreut.

„O gewiß, sehr, sehr Wenige!" meinte seufzend Marie.

„Ich habe ihm immer davon abgerathen, mich zu heirathen," fuhr leichtsinnig die andere Tänzerin fort; „er ist um Vieles älter als ich, ich habe meine Launen, und ich glaube nicht, daß er wohl daran thut, mich zur Frau zu nehmen."

„Aber warum hast du jetzt deinen Entschluß geändert?" fragte Clara.

„Das will ich dir sagen, mein Schatz. Ich habe mich lange

genug und oft den Launen Anderer gefügt, und mich namentlich hier in diesem Hause commandiren und hudeln lassen — ein wahres Sclavenleben geführt. Jetzt will ich 'mal befehlen und will sehen, wie es schmeckt, wenn man mir gehorchen muß; ich will das Regiment im Hause führen, wenn ich sage: Augen rechts, so soll er rechts sehen, wenn ich sage: Augen links, so soll er nach links schauen und nicht zucken, bis ich ihm wieder erlaube, geradeaus zu blicken, das muß recht angenehm sein, und darauf freue ich mich, das ist Alles, und deßhalb will ich mich denn gnädigst herablassen, den Herrn Berger zu meinem Leibsclaven zu ernennen."

„Und die hält Wort," flüsterte die Hofdame von vorhin hinter ihrem Fächer Clara zu.

Marie war unterdessen vollständig angezogen, und als die bewußte Klingel ertönte, schritt Therese stolz zur Garderobe hinaus, gefolgt von ihren bescheidenen Colleginnen.

Die Ouverture sollte anfangen und die Tänzerin ging über die halbdunkle Bühne nach dem Hintergrunde, wo in der ersten Scene in der Oper ihr Platz war. Doch blickte sie scharf nach allen Seiten, um Schwindelmann zu sehen. Aber Schwindelmann ließ sich nicht erblicken; er stand wahrscheinlich am großen Portal-Vorhang.

Nachdem die Ouverture und die erste Scene glücklich vorüber war, wobei der Himmel in unbeschreiblicher Klarheit gestrahlt, wobei die Gruppe von den Tänzerinnen sehr schön ausgeführt worden war, wobei aber leider die himmelblaue Brillantbeleuchtung dem Teint der Seligen einigermaßen Schaden gethan und sie sämmtlich sehr bleichsüchtig aussehen ließ, wechselte unter majestätischem Donner, der übrigens etwas zu lange andauerte, die Decoration. Da diese nun den ganzen Act durch stehen blieb,

so wurde es bald wieder hinter der achten Coulisse lebendig, und die Betheiligten des Lever, welches Herr Hammer dort zu halten pflegte, schlichen von allen Seiten herbei.

Herr Hammer saß auf einem hölzernen Felsstück und drehte nachdenkend seine Schnupftabaksdose in der Hand herum; Herr Wander stand vor ihm, aber dießmal ohne Spritze, auch hatte er den Hut auf dem Kopfe und hielt beide Hände auf dem Rücken.

„Ja — a — ja — a," sagte der erste Maschinist, „ich versichere Euch, Wander, Ihr habt Euch vorgestern nicht schlecht gemacht — Anstand; ich sage es immer: die alte Schule verläugnet sich nicht."

Herr Wander lächelte geschmeichelt.

„Daß ich das versäumt habe," mischte sich Schwindelmann ins Gespräch, „das kann ich mir in meinem ganzen Leben nicht verzeihen. Aber wie kam es denn eigentlich, daß Ihr hier auf der königlichen Bühne aufgetreten seid? Das hättet Ihr Euch niemals träumen lassen."

„Nein!" lachte Wander mit ganz breitem Maul. „Nun! wie kam es? Fra Diavolo sollte im ersten Acte herauskommen, fehlt auf einmal der Chorist, der ihm den Mantel nachtragen soll. Alle Teufel! die Verlegenheit! Der Herr Intendant standen zufällig dabei und sagten: wen nehmen wir gleich? Sein Blick fiel auf mich, — Wander, sagte er da, Sie sind ein alter routinirter Schauspieler, setzen Sie einen dreieckigen Hut auf und tragen Sie dem Fra Diavolo seinen Mantel nach. Sie werden das ohne Probe können. — Und ob ich es ohne Probe konnte! Man hat unten im Hause gezischelt, o, ich vernahm es wohl, es war gerade, als hörte ich meinen Namen aussprechen. — Das ist Wander! — Wander tritt wieder auf. — — Aber nein, ihr Herren da unten, das ist Täuschung: Wander tritt nicht mehr auf. Aber es freut

mich doch, daß ich meine letzte Rolle auf dem königlichen Hoftheater spielen durfte. Wer wird es mir verwehren, wenn ich zum Beispiel von mir sagen wollte: — Nahm auf der königlichen Hofbühne zu Z. in Fra Diavolo von dem Publikum Abschied."

„Niemand!" lachte Richard, der hinzugetreten war; „Ihr kämt dann höchstens in den Verdacht, als habt Ihr den Fra Diavolo gesungen."

„Wer war denn vorhin an der Donnermaschine?" fragte der Inspicient, der mit seinem Buch aus dem Hintergrunde hervortrat, in sehr ernstem Tone. „Habe ich denn nicht gestern die Geschichte bis zum Eckel einstudirt? Und der letzte schlug sogar vor dem Blitze ein; das ist doch unerhört! Wer war's?"

„Ich," sagte Schwindelmann, „und begreife das nicht, ich donnere fast das ganze Jahr und nehme mich ungeheuer in Acht."

„Ich pfeife Ihnen in Ihre Donner vom ganzen Jahr," entgegnete würdevoll der Inspicient, „den heutigen hätten Sie mir gut machen sollen. Auf den Blitz hätten Sie mir Achtung geben sollen; wer hat denn je gesehen, daß es zuerst donnert und dann blitzt!"

„Das habe ich oft gesehen," erscholl die sanfte Stimme Schellinger's, der zusammen gekauert hinter dem ersten Maschinisten saß. „Im Himmel, wo man nahe dabei ist, thut's gar nicht anders."

„Und Sie waren wohl schon oft im Himmel?" fragte der Beamte in wegwerfendem Tone.

„Nicht oft," entgegnete ruhig der Schneider, „aber einmal doch, als ich mit dem großen Luftballon aufstieg."

„Ah was! dumme Possen!" meinte der Beamte, indem er hinweg ging.

„Das ist doch so klar wie Tinte," fuhr der Garderobe-Gehülfe fort; „hier sind wir unter dem Gewitter, da leuchtet's und dann kracht's, wenn wir uns aber darüber befinden, hören wir es natürlicher Weise umgekehrt, zuerst Donner und dann Blitz. Dazu braucht man nicht Inspicient zu sein, um das zu begreifen."

„Und stiegst du damals hoch hinauf, Schellinger?" fragte Richard.

„Wir haben es nicht ganz genau messen können, denn die Schnur, die wir mit hinauf nahmen, reichte lange nicht aus."

„Aber wie hoch kamt ihr denn eigentlich?"

„Ich glaube, wir kamen bis in den vierten Himmel," sagte der Schneider. „Ihr wißt doch, daß es deren sieben gibt."

„Ja, ja," sprach Schwindelmann nachdenkend, „man sagt zuweilen, man sei bis in den siebenten Himmel verzückt."

„Bis dahin kamen wir nicht," fuhr Herr Schellinger fort.

„Und wie waren die Himmel beschaffen?" fragte Richard lachend.

„In dem untersten war es feucht und kalt, das ist der Regen- und Schneehimmel; im zweiten wurde es schwül, da hält sich der Donner und Blitz auf; im dritten dagegen ist es heiß, das ist der Sonnenhimmel, und im vierten fangen die Engel an."

„Hast du welche gesehen, Schellinger?"

„Nicht deutlich; es schimmerte nur gelb, grün, blau und roth; auch waren wir nur in der untersten Kammer, wo die Regenbogen aufbewahrt liegen. — Aber pfeifen habe ich die Engel gehört."

„O, das hörte ich auch schon," meinte Richard lachend, „als ich noch beim Militär war und im Arrest saß."

„Apropos, Schellinger," sprach Herr Hammer nach einer

Pause, „werden die Costüme zum neuen Stück fertig? Ihr habt viel daran zu thun.“

„Ich sage Euch,“ nahm Schwindelmann das Wort, „das gibt eine Pracht. Die Offiziers-Uniformen strotzen von goldenen und silbernen Tressen. Das ist doch überladen.“

„Nein, es ist nicht überladen,“ sagte Schellinger in bestimmtem Tone. „Jetzt macht man freilich keinen Aufwand mehr mit so Etwas; aber als ich noch Regimentsschneider in Berlin war unter dem alten Fritz, da hättet ihr andere Dinge sehen können. Ist doch eines Tages der Tambour-Major von den Grenadieren desertirt, der hatte für zwanzigtausend Thaler silberne Tressen an sich.“

„Schellinger! Schellinger!“ sagte ernst Herr Hammer, „daß Ihr Euch das Lügen nicht abgewöhnen könnt. — Die Tambour-Majors sind allerdings sehr reich angezogen, aber sie zeichnen sich hauptsächlich durch ihre Größe aus; da war keiner, welcher nicht seine acht Fuß maß.“

„O Herr Hammer!“ erwiederte der Garderobe-Gehülfe; „so groß habe ich noch keinen gesehen.“

„Nicht einmal unter dem alten Fritz!“ lachte Richard.

„Na, laß' nur gut sein,“ fuhr Herr Hammer fort, indem er eine Prise nahm; „wenn wir uns mit dem Schellinger abgeben, so werden wir in alle Ewigkeit nicht fertig. Und heute gilt's Aufpassen. Der erste Act thut sich noch, aber in den andern kommt eine Verwandlung über die andere. Ist die Flugmaschine zum Schluß recht in Ordnung, Richard?“

„Das will ich meinen,“ entgegnete dieser schmunzelnd. „Die habe ich heute Nachmittag ein paar Stunden lang probirt; das geht wie geschmiert.“

„Und wer nimmt das große Tau in die Hand, welches die

oberste Geschichte hält? Daran ist viel gelegen; denn wenn man das einen Zoll fahren ließe, so schlägt uns die ganze Geschichte zusammen; und dann gute Nacht wer drauf steht."

„Seid unbesorgt," erwiederte der junge Zimmermann, „das nehm' ich selbst in die Hand, und wenn ich es einmal gepackt habe, da könnt ihr meinetwegen das ganze Ballet darauf stellen."

„Die armen Tänzerinnen müssen doch rechten Muth haben," sagte Herr Wander; „es ist kein Spaß, an so ein paar elenden Drähten zu hängen oder an einem einzigen Tau, und da hinab zu sehen ein paar Stockwerke tief unter das Podium."

„Die Gewohnheit thut's," versetzte der erste Maschinist.

„Ja, die Gewohnheit thut viel," meinte Herr Schellinger; „ich weiß das von der Zeit her, wo ich noch öfters auf die Gemsenjagd ging. Da sind wir Tage lang an Felsen herum geklettert, die so scharfkantig waren, daß es einem die Schuhsohlen durchschnitten. Rechts ein Abgrund von tausend Fuß und links einer von zweitausend."

„Dann konntet Ihr ja gar nicht mehr gehen, Schellinger!"

„O doch! diese Schnitte waren gerade unser Glück, denn sie hielten uns an dem Felsen fest. Habt Ihr nie gehört, daß sich die Gemsjäger in die Füße schneiden, wenn sie nicht mehr vorwärts können, und daß das Blut dann festklebt und sie hält? Das war auch unser Glück."

„Ja — a, ja — a, Schellinger," sprach Herr Hammer ruhig, indem er aufstand, „Ihr habt in Eurem Leben gewiß manchen Bock geschossen. — Aber geht an eure Plätze, sie sind draußen an der letzten Scene: wir werden gleich Actus haben."

Beim zweiten und dritten Act war der Platz hinter der achten Coulisse von Niemand besucht; es war, wie der erste Ma-

schinist vorhin gesagt, draußen eine Verwandlung um die andere, viel Donner und Blitz, Wasserfälle, die beständig gedreht werden mußten, und wogende Meere, wo Alles, was disponibel war, unter der großen, gleich Wasser gemalten Leinwand saß, und wie Frösche auf- und abhüpfte, um die wogende See schön und täuschend darzustellen.

Thereſe hatte oft nach Schwindelmann gesehen, aber sie wußte nicht, ging er ihr aus dem Wege oder war es Zufall, daß er, so oft sie ihn traf, bei den Zimmerleuten stand oder so beschäftigt war, daß sie ihn nichts fragen konnte.

Marie saß trotz dem Vorgefallenen in unerklärlicher Angst in der Garderobe und scheute sich, Richard unter die Augen zu treten; sie wußte selbst nicht, warum. Nur einmal am heutigen Abend hatte sie ihm gezwungen zugelächelt, und das war nach dem ersten Act, als er ihr mit einem herzlichen Händedruck von der Flugmaschine herunter geholfen, und dabei gesagt hatte: Aber Marie, heute Abend hast du prächtig ausgesehen; wenn wir einmal verheirathet sind, so mußt du mir zu Liebe das Haar auch einmal so machen. Für die Granatblüthen will ich schon sorgen.

Der letzte Act kam; die ersten Scenen spielten in einer kurzen Decoration, um hinten Platz für das große Flugwerk zu gewinnen; die Ratten wurden dort eben aufgestellt und streckten krampfhaft ihre kleinen dünnen Beine hinaus, um ihre Engelsfiguren recht graziös zu machen; die Tänzerinnen standen in den Coulissen; hier plauderten ein paar zusammen, dort wurde noch eine Schleife aufgesteckt, und im Hintergrunde probirte der dürre erste Tänzer mit Einigen noch ein paar Battements.

Auch das Podium war geöffnet, um die große Flugmaschine hinauf zu lassen, und wir ersuchen den geneigten Leser, einen

Blick dort hinab zu werfen. Es ist dieß ein spärlich erhellter Raum unter der Bühne, voller Schnüre, Seile, Leitern, Treppen, Coulissenfüßen, Versenkungs-Apparaten und sonstigen Gegenständen. Hier ist für alle Schauerstücke und Feenopern ein wichtiger Platz, denn von hier aus erschallen die unterirdischen und Geisterstimmen, heulen die Winde aus den tiefen Schluchten hervor; von hier züngeln die Flammen aus dem Erdboden, wenn irgend ein finsteres Gespenst über die Oberfläche dahin schreitet, und von hier steigen Engel und Teufel auf.

Bei gewöhnlichen Vorstellungen ist es da sehr dunkel, nur ein paar trübe Laternen leuchten spärlich in dem weiten Raume; bei der heutigen Oper aber, wo alle Freuden des Himmels, alle Schreckniſſe der Hölle losgelassen waren, brannte so viel Licht, um die Gegenstände rings herum nothdürftig erkennen zu können; auch war die größte Versenkung oben offen, und eine starke Helle fiel von da herein.

Richard stand drunten mit seinem Tau, und Schwindelmann, der gerade nichts zu thun hatte, saß neben ihm auf einer der Treppen. Das Theater verwandelte sich in die Schlußdecoration, und droben, von vier Mann getrieben, setzte sich die große Flugmaschine in Bewegung. Sie brachte den ganzen Himmel an's Tageslicht, aus dem nun am Ende Fee Amorosa, die Beschützerin der wahren Liebe, auf einer Wolke noch einige zwanzig Fuß höher stieg. Vorher aber kamen noch ein paar lange Scenen, und als droben zur Einleitung in diese eine sanfte Sphären-Musik erklang, zog Schwindelmann drunten seine Schnupftabaksdose hervor, und bot auch Richard eine Prise an, der sie lachend nahm und sagte: „Jetzt kann ich noch meine Hand zu Etwas gebrauchen, wenn ich aber nachher die Fee in ihrem Himmel droben festhalten muß, da brauche ich beide Hände und einen Theil mei-

ner ganzen Kraft. — Hier aus dem dunklen Raume hinauf gesehen," fuhr er nach einer Pause fort, „schauen die Mädchen wahrhaftig wunderschön aus. Sieh' dir die Therese an; wie sich die prächtig ausnimmt!"

„Gott! das haben wir ja schon tausendmal gesehen," entgegnete Schwindelmann mürrisch. „Und dann steckt ja nichts dahinter; wer sie so wie ich von Hause abholen muß oder nachher in den Wagen hinein schieben, für den geht alle Täuschung verloren."

„Na, Schwindelmann," meinte Richard, „du bist ein alter leichtsinniger Kerl! Für dich ist das doch angenehm."

„Weiß Gott im Himmel," entgegnete ernst der Theaterdiener, „die meisten waren mir von jeher gleichgültig und werden es immer mehr. Weißt du, wer sie so wie ich auch in ihrem Leben zu Haus genau kennt, dem thut es weh, wenn er so sehen muß, wie jetzt bald Die, bald Jene dumme Streiche macht. Anfänglich kommen sie mit den besten Vorsätzen hieher; sie sind brav und wollen es bleiben, sie wehren sich auch, so lange sie können, aber du lieber Himmel! die Verführung ist zu groß. Ich habe ja gewiß Mitleiden mit den armen Geschöpfen. Weißt du, Richard: hier in Sammet und Seide, Pracht und Glanz, — zu Haus Elend und Noth; hier stehen sie von den reichen Gastereien hungrig auf, um zu Haus auch nicht viel mehr zu finden, als Kartoffeln und trockenes Brod. Da kommen dann Anträge und Versprechungen für eine glänzende Zukunft, da wird denn endlich Leib und Seele verkauft, — s' ist ein Jammer."

Richard blickte nachdenkend in die Höhe, und der Glanz droben, die Seide, das Gold, die falschen Brillanten, die rothen Wangen und blitzenden Augen erschienen ihm minder blendend.

„Ja, es ist ein Jammer," fuhr Schwindelmann fort,

indem er heftig auf den Deckel seiner Dose klopfte. „Und man kann es ihnen nicht einmal übel nehmen; wenn angesehene Bürgertöchter, überhaupt wohlhabende Mädchen, tugendhaft bleiben, das sollte sich am Ende von selbst verstehen. Darnach drehe ich keine Hand herum, aber die da oben — — nun, Richard, wehe thut es mir doch, wenn ich es so erlebe, wie Eine nach der Andern abfällt."

„Na, Schwindelmann, du übertreibst," sagte Richard, „du könntest mir ganz Angst machen. Es sind doch Manche drunter, die sehr ordentlich sind."

„Ja, es hat noch welche, sonst wäre es aber auch zu schlimm."

„Denk' nur an deine beiden Schätze," fuhr Richard lachend fort, „die Clara und die Marie, — gelt, alter Kerl, für die Beiden gehst du durch's Feuer."

Schwindelmann machte ein Gesicht, als habe er eine saure Pflaume gegessen.

„Richard!" rief Herr Hammer durch das Sprachrohr hinab, „die obere Flugmaschine wird gleich in Bewegung gesetzt. Fasse das Tau an; wenn ich dir zurufe, so wickelst du es um und hältst es fest. Die an der Winde verlassen sich auf dich. Laß' mir keinen Achtelszoll fahren."

„Kein Haar breit!" rief Richard lustig. „Jetzt paß' auf, Schwindelmann! Siehst du deinen Schatz, schau, wie die Marie schön aussieht!"

„Auch die mag ich gar nicht mehr ansehen," erwiederte der Theaterdiener verdrießlich, indem er den Kopf wegwandte.

„Was hast du gesagt?" meinte Richard und fuhr erschreckt herum. — „Hast du von der Marie nicht gesagt, auch die möchtest du gar nicht mehr ansehen?"

„Ja, das habe ich gesagt," versetzte Schwindelmann. „Aber was kümmerst du dich darum? Dich interessirt's ja doch wohl nicht, was die Mädel zu Haus treiben."

Der junge Hammer war in diesem Augenblicke schlau genug, diese Frage des Theaterdieners eifrig zu verneinen. Er dachte sich: da ist vielleicht Etwas vorgefallen; sage ich aber, daß mich die Marie interessirt, so schweigt der vorsichtige Kerl, der Schwindelmann. „Eigentlich geht's mich nichts an," versetzte er deßhalb, „und ich habe nur gefragt, weil man der Marie durchaus nichts Schlimmes nachsagen konnte, auch nicht das Geringste; das mußt du zugeben, Schwindelmann."

„Ich habe das bis jetzt nicht nur immer zugegeben," erwiederte der Theaterdiener, „sondern auch eifrig verfochten."

Diese Worte: bis jetzt drangen wie ein Dolchstoß in die Brust des jungen Zimmermanns; er zitterte heftig, ja, es wurde ihm fast schwarz vor den Augen. Mühsam Athem holend sagte er: „Bis jetzt, Schwindelmann — was soll das heißen: bis jetzt?"

„Ich weiß nicht," erwiederte Dieser trotzig.

„Ist das auch recht," meinte mühsam lachend Richard; „ein alter Freund wie du macht einen da neugierig und will dann 's Maul halten. — Pfui Schwindelmann! Das thun nur die alten Weiber. — Also, was wolltest du sagen mit dem bis jetzt? Ich verstehe es nicht."

„Nun denn, bis gestern, wenn dir das deutlicher ist," sprach erbost Schwindelmann, und nachdem er einen Augenblick hinauf geschaut in die schönen Züge der Tänzerin, fuhr er fort: „Sieht das Mädel unschuldig aus!"

„Ah! — — Bis gestern, Schwindelmann!"

„Nichts! nichts! Es ist unrecht von mir, daß ich hier ein solches Gewäsch halte. Was geht's mich, was geht's dich an?"

Dem Zimmermann war es kaum möglich, den Athem in seine Brust zu ziehen. Er fuhr mit der rechten Hand an die Stirne, und in seiner heftigen Art überlegte er, ob es nicht vielleicht besser sei, seinen alten Freund Schwindelmann am Halse zu nehmen und ihn so lange zu schütteln, bis er ihm sage, was er wisse. — Wer weiß auch, was geschehen wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke die Stimme des ersten Maschinisten herabgerufen hätte: „Aufgepaßt da unten und angefaßt! Und sowie ich wieder rufe — das Seil fest umgeschlungen!"

Droben flammten zugleich die bengalischen Feuer in rother Gluth und warfen einen glänzenden Schein auch unter das Podium. Durch alle die Fugen der Dielen und Versenkungen strahlte es hindurch, und es sah hier unten aus, als brenne oben das ganze Theater. Dabei erklangen Flöten und Harfen, und eine sanfte Musik begleitete das Aufschweben der Beschützerin der wahren Liebe. — „Ah!" machte das Publikum, und man hörte das wie entferntes Sausen und Rauschen.

„Aufgepaßt!" tönte es jetzt durch das Sprachrohr herab, und Richard schlang mit zitternden Händen das Tau um den eisernen Träger und hielt es fest. Doch war seine Seele nicht dabei, ja sie schwebte nicht einmal mit der Fee Amorosa in die Höhe, sondern all' sein Denken, all' seine Fassungskraft concentrirte sich auf Schwindelmann, der ruhig eine Prise genommen und nun erzählte, wie er gestern in die Wohnung der Mamsell Marie gegangen, um die heutige Vorstellung anzusagen, wie er schon vor dem Zimmer geglaubt, er höre flüstern, wie er dann aber wieder gemeint, er habe sich geirrt, und darauf leise angeklopft. — Keine Antwort!

„Keine Antwort!" wiederholte Richard, dem der Schweiß von der Stirne herabfloß.

„Darauf öffnete ich die Thüre und — aber gib auf dein Tau Achtung, Richard," unterbrach sich Schwindelmann, „der eiserne Hacken ist glatt; es könnte abrutschen, wenn du dich so stark zu mir herumdrehst."

„Du — öffnetest — also — die Thüre — und —" sagte Richard.

„Nun ja, da sah ich die Bescheerung; die Marie war allein, das heißt ohne ihre Tante, und ein Herr war bei ihr, sehr wohl gekleidet, der hielt sie fest in den Armen."

„O nein, Schwindelmann, das that er nicht?" schrie entsetzt der junge Zimmermann.

„Er that's, Richard; würde ich es sonst sagen? — Aber natürlich nur einen Augenblick, denn als ich so unberufen in's Zimmer trat, sprangen Beide vom Sopha auf."

„Vom Sopha auf!" schrie Richard wie wahnsinnig in höchster Aufregung. „Auf — vom Sopha, Schwindelmann? ah! — verflucht!"

Bei diesen Worten hatte er seinen Oberkörper heftig nach dem Theaterdiener herum geworfen, um von dessen Lippen nochmals die Bestätigung zu hören. Doch war dieser wie von einer Feder in die Höhe geschnellt, streckte die Hände weit von sich und stieß einen gräßlichen Schrei aus.

Diesem folgte droben ein anderer, furchtbar und schmerzensvoll. Dumpf tönte dazwischen die Stimme des ersten Maschinisten durch das Sprachrohr hinab: „Richard! Richard!" Die Musik brach ab, das Geschrei auf der Bühne pflanzte sich im Publikum fort, dort kreischten hundert Stimmen laut auf. Oben auf der Bühne krachte es zusammen, als breche das Podium ein; eine schwere Masse polterte zu den Füßen des jungen Zimmermanns, eine Masse von Brettern und Balken, und dazwischen

— — der Körper eines armen, jungen Mädchens, die noch eine Secunde früher droben in Schönheit und Jugend gestrahlt, jetzt regungslos wie todt hier unten lag.

„Marie! Marie!“ schrie Schwindelmann. Dabei stürzte er sich auf die Tänzerin, riß die Taue und Balken um sie her fort, nahm sie sanft in seine Arme und indem er neben sie kniete, legte er ihren Kopf behutsam in seinen Schooß.

„Das hat der Himmel gethan, nicht ich,“ murmelte Richard mit dumpfer Stimme. — Er schwankte auf seinen Füßen und mußte sich an dem eisernen Träger neben sich halten, um nicht hinzustürzen.

Ueber alle Treppen und Leitern hinab stürzte jetzt das Theaterpersonal, die Beamten, kurz was sich auf der Bühne befand, herbei, um sich von der Größe des Unglücks zu überzeugen. Thereſe war übrigens die Erste, die herbei kam, sie schauderte einen Augenblick wie vor der Todtenbläſſe des eben noch so frischen Mädchens, dann faßte sie Richards Arm und sagte, während ihre Zähne hörbar zusammen klapperten: „Das hast du absichtlich gethan. Du bist ihr Mörder.“ — Sie hatte Schwindelmann sogleich gesehen, sie hatte es sich gedacht, welche Unterredung hier stattgefunden.

„Nein, nein!“ sagte Richard kaum hörbar, „da thun Sie mir Unrecht; ich weiß nicht, wie mir das Seil entschlüpft.“

„Und hat dir Schwindelmann nichts erzählt?“

„O ja, ich that es,“ sprach der Theaterdiener mit bekümmerter Stimme.

„O gräßlich! gräßlich!“ rief nun Thereſe laut weinend und warf sich auf die Knie neben Marie hin. „Du armes, armes Geschöpf! — Aber es ist vielleicht besser so.“ Sie wischte ihr leicht über die Stirne und trocknete ein paar Tropfen Blut ab, die zwischen den bleichen Lippen langsam hervorgequollen waren.

In wenigen Augenblicken umstand ein Kreis entsetzter Gesichter und rathloser Menschen die Unglückliche; viele Stimmen riefen nach einem Arzte, doch dauerte es lange, bis man einen gefunden. Der Theaterarzt war, wie das zuweilen zu geschehen pflegt, gerade nicht im Theater, aber einer von denen, die man in die Stadt gesandt hatte, traf nicht weit vom Theatergebäude zufälliger Weise auf den Doctor Erichsen, der mit seinem Bruder im Begriff war nach Hause zu gehen.

Der Kreis theilte sich, als der Arzt die Stufen hinabstieg, und Todtenstille herrschte rings umher, als er den Kopf des leblosen Mädchens langsam aufrichtete, Hände und Arme befühlte und ihr in das halbgebrochene Auge schaute. Kein Laut wurde ringsum hörbar, ja Alle hielten den Athem an und jedes Auge blickte auf den Arzt. — Als dieser nun leicht den Kopf schüttelte, die Achseln zuckte und mit ernster Miene dem Intendanten, der hinter ihm stand, einige Worte zuflüsterte, sahen wohl Alle, daß wenig oder gar keine Hoffnung sei. Die Tänzerinnen, die sich bis jetzt zurückgehalten, stürzten nun von allen Seiten laut weinend neben Marie nieder, küßten ihr die Hände, die aufgegangenen schwarzen Haarflechten, und ein paar steckten eifrig die Granatblüthen zu sich, die ihrem Haar entfallen.

„Aber wie ist denn das Unglück gekommen?" rief der Intendant, indem er bewegt seine Hände zusammen preßte. „Wer war unten bei dem Tau?"

Die ihn Umgebenden traten bei diesen Worten scheu vor dem jungen Zimmermann auf die Seite und Richard stand einen Augenblick allein, das Gesicht mit Todtenblässe bedeckt, die bläulichen Lippen halb geöffnet, die Augen starr aufgerissen.

„Ich bin es, der das gethan," sagte er nach einer Pause mit tiefem Athemzuge. — Darauf wurde sein Blick plötzlich un-

sicher, gläsern, seine Hände griffen um sich, als wollten sie irgend Etwas erfassen; seine Kniee knickten ein, und wenn nicht einige der Zimmerleute ihm beigesprungen wären und ihn gehalten hätten, so wäre er zu Boden gestürzt. So aber ließen ihn seine Kameraden langsam niedersinken, und legten ihm seinen Kopf auf eine der Treppenstufen.

Doctor Erichsen verordnete nun, man solle das unglückliche Mädchen aufheben, und dann in einem Tragkorb in ihre Wohnung bringen. Er schrieb sich Nummer und Straße derselben auf und entfernte sich mit Arthur. Daß Letzterer Gelegenheit fand, der erschreckten Clara ein freundlich tröstendes Wort zuzuflüstern, brauchen wir dem geneigten Leser eigentlich nicht zu sagen.

Man hob Marie auf, brachte sie sorgfältig auf die Bühne, und vier der Zimmerleute trugen den Körper des unglücklichen Mädchens in ihre Wohnung. Thereſe, entschlossen wie sie immer war, hatte sich in der Eile nothdürftig angekleidet, einen warmen Mantel über das leichte Nymphenkleid geworfen und begleitete die arme Marie. Unterwegs hatte sie ihre herabhängende Hände gefaßt, und wenn sie dieselben küßte, was oft geschah, so fielen ihre Thränen auf die erkalteten Finger. Das sah aber Niemand als die Tausende von Sternen, die an dem klaren Himmel glänzten.

Richard hatte sich langsam wieder erholt, Schwindelmann war bei ihm geblieben, hatte ihm seine Jacke aufgeknüpft und kaltes Wasser in das Gesicht gespritzt. — „Ist sie fort?“ fragte er als er die Augen aufschlug; „aber nicht wahr, Schwindelmann, sie lebt noch?“

Der Theaterdiener nickte mit dem Kopfe und dazu zuckten seine Augenlider. Seine alten Augen waren es seit lange nicht mehr gewohnt, von Thränen angefeuchtet zu werden. — „Ja,“ antwortete er, „sie lebt noch; aber sage mir, Richard, —“

„Was denn?“

„Aber weißt du, Richard, du mußt dich nicht scheuen, es uns zu gestehen, — nicht wahr, die Marie war dein Schatz?“

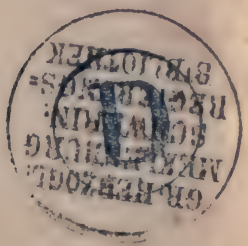
„Sie war es,“ sagte der junge Zimmermann mit bebenden Lippen, „und sollte sie sterben, dann bleibt sie es auch, dann lebt sie für mich fort; sollte sie aber wieder frisch und gesund werden und leben bleiben, dann ist sie für mich gestorben.“ —

„Amen!“ sagte der Theaterdiener mit unsicherer Stimme.

Darauf stiegen Beide langsam die Treppe hinauf, die zur Bühne führte, und nach all' dem, was vorgefallen, war es unheimlich still unter dem Podium.

Europäisches Sclavenleben.

IV.

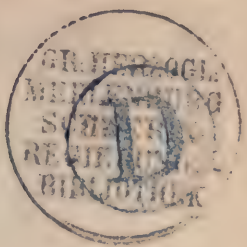


Europäisches Sclavenleben

von

F. W. Hackländer.

Vierter Band.



Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1854.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp.

Inhalt.

	Seite
Siebenundsechszigstes Kapitel. Im Fuchsbau	1
Achtundsechszigstes Kapitel. Achselbänder und Carrikaturen .	18
Neunundsechszigstes Kapitel. Das Siegel des Herrn von Brand	44
Siebenzigstes Kapitel. Marie und Clara	60
Einundsiebenzigstes Kapitel. Alles verloren!	69
Zweiundsiebenzigstes Kapitel. Mademoiselle Therese . . .	86
Dreiundsiebenzigstes Kapitel. Johann Christian Blasser und Compagnie	107
Vierundsiebenzigstes Kapitel. Johann Christian Blasser allein	124
Fünfundsiebenzigstes Kapitel. General und Präsident . . .	147
Sechsundsiebenzigstes Kapitel. Achselbänder	177
Siebenundsiebenzigstes Kapitel. Im Fuchsbau	194
Achtundsiebenzigstes Kapitel. Auf der Polizeidirection . . .	216
Neunundsiebenzigstes Kapitel. Maskenball bei Hof	230
Achtzigstes Kapitel. Gnade und Ungnade	245

Seite

Einundachtzigstes Kapitel. Gesellschaftliches 262

Zweiundachtzigstes Kapitel. Die Familie Wundel 277

Dreiundachtzigstes Kapitel. Clara 305

Vierundachtzigstes Kapitel. Whist mit dem todten Mann . . 323

Fünfundachtzigstes Kapitel. Des Jägers Bericht 358

Sechsundachtzigstes Kapitel. Schluß 375

Europäisches Sclavenleben.

Siebenundsechszigstes Kapitel.

Im Fuchsbau.

Im Fuchsbau war es in letzter Zeit ziemlich still und geräuschlos hergegangen; Fremde gab es gar keine, und die Stammgäste waren auswärts so beschäftigt gewesen, daß sie nicht Zeit oder Lust hatten, sich hier häufig zusammen zu finden. Ueberhaupt war die Schenkstube nur belebt, wenn es nicht viel zu thun gab, mit andern Worten, wenn nicht viel Geld vorräthig war; dann wurde hier in Erwartung besserer Zeiten auf Credit gelebt. Klimperte aber Silber und Gold in den Taschen, so zog man es vor, andere Kneipen aufzusuchen, nicht weil dort der Wein besser war, sondern weil man ganz unbeobachtet sein konnte, was im Fuchsbau nicht so der Fall war. Da hatten die Wände der Schenkstube Ohren und die alte Pförtnerin scharfe Augen; es schwebte, selbst für diese harten Gemüther, etwas Drückendes durch diese Räume, und wenn der Klang einer gewissen Klingel erscholl, so waren Wenige, die ihr Glas an die Lippen brachten, selbst wenn sie die Hand dazu schon erhoben hatten.

Auch heute Abend war die Klingel ertönt, da aber außer der Kellnerin sonst keine menschliche Seele im Zimmer war, so hatte sie nur auf diese ihre Wirkung ausgeübt. So hurtig es ihr die alten Beine erlaubten, war sie aufgesprungen, hatte nachgeschaut, ob die Drähte der Klingelzüge auch wirklich unverwirrt neben einander hangen, sie war auf einen Stuhl gestiegen und hatte ein kleines Kästchen betrachtet, welches ungefähr acht Schuh vom Boden an der Wand hieng. In dieses Kästchen führte von oben eine kleine feine Kette, welche durch die Decke kam und irgendwo im Hause gezogen werden konnte. Auch diesen Zug untersuchte sie, ob er in Ordnung sei und nicht stocken werde; sie zog das kleine Kettchen vorsichtig in die Höhe, worauf eine Feder anschlug und hell und schrill der Klang einer Glocke ertönte. Zu gleicher Zeit öffnete sich der Boden des Kästchens nach unten. Die Alte nickte selbstzufrieden mit dem Kopfe, als sie sah, daß die ganze Maschinerie in Ordnung sei, und drückte den Boden wieder vorsichtig in die Höhe, dessen Schloß mit einem kleinen Geräusch wieder zusprang.

Dieß Kästchen hatte eine sehr wichtige Bestimmung, denn wenn die Glocke anschlug und sich der Boden öffnete, so hatte das alte Weib die Verpflichtung, augenblicklich den Haupthahnen der Gasbeleuchtungsröhren zuzudrehen und so das ganze Haus in tiefste Finsterniß zu versetzen. So lange nun die Alte als Pförtnerin sich hier befand, war das nur ein einziges Mal geschehen und zwar in einer fürchterlichen Nacht, an die sie nur mit Schrecken dachte.

So öde und leer wie das Schenkzimmer waren auch die Treppen und Corridore, obgleich hell beleuchtet; nur in einem Winkel der Letzteren ging ein Mann ruhig auf und ab, nach Art einer Schildwache. Und diesen Dienst versah er auch. Von der

Stelle aus, wo er sich befand, hatte er zwei lange Gänge, sowie die Haupttreppe im Auge, und wenn er ruhig stand und horchte, so war es ihm möglich, den leisesten Tritt, selbst vom entferntesten Theil des Gebäudes, zu vernehmen. Die Thüre, neben welcher er stand, ist uns nicht unbekannt, sie führt in ein kleines Vorzimmer und von da in das hohe Gemach mit der dunklen Holzbekleidung.

Wie an jenem Abend, dessen sich der geneigte Leser vielleicht noch erinnern wird, waren die dunkeln Vorhänge vor dem Fenster herabgelassen und im Kamine brannten große Stücke Holz. Auf dem alten Tische mit der grünen Decke standen zwei brennende Leuchter, und auf dem Stuhle mit der hohen Lehne, der neben dem Tische stand, saß er im gleichen Anzuge wie damals. Er hatte die Beine über einander geschlagen, die rechte Hand unter sein Kinn gestützt, während seine Linke nachlässig herabhieng und den tscherkessischen Dolch, den er am Gürtel trug, zu wiegen schien. Vor ihm stand Mathias in ehrfurchtsvoller Haltung.

„Du meinst also," sagte er, „daß sich die Polizei um den Vorfall da draußen bei dem Schwemmer weiter nicht bekümmert hat?"

„Ich weiß das sogar genau," erwiederte Mathias; „es trieben sich allerdings einige von ihnen an dem Abend dort herum, — aber," setzte er lächelnd hinzu, „es muß da ein guter Freund von uns dabei gewesen sein, denn sie zogen sich leise zurück, als wir das Haus verließen, und Einen hörte ich sagen: ach was! wer wird sich da hinein mischen! Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!"

„Und doch hätten sie damals einen guten Fang machen können; aber das Eisen zu deinen Banden, Mathias, liegt noch in tiefer Erde, wird vielleicht niemals gefunden."

„Das hoffe ich," entgegnete der Andere mit tiefer Stimme. „Ich möchte doch nicht — — so enden."

„Gewiß nicht, Mathias; es wäre schade um dich. Was meinst du, wenn wir nach und nach daran dächten, das Geschäft abzuwickeln, wie die Kaufleute zu sagen pflegen."

Ein leichter Blitz flammte in dem Auge des Mannes auf; doch sprach er gleich darauf: „Sie wissen, Herr, mir gilt nur Ihr Befehl, und wenn Sie verlangen, ich soll mich morgen selbst angeben, so thue ich es."

„Gewiß, Mathias, ich weiß das. Aber lassen wir diese Reden! ich hoffe, du sollst noch einmal Zeit genug bekommen, ein ruhiges Leben zu führen, meinetwegen auch zu bereuen und wieder gut zu machen, was du verbrochen. — — Also die Schwemmer'sche Wirthschaft hat aufgehört? Wann starb er?"

„Acht Tage nach jenem Vorfalle, Herr. Vielleicht hat er sich zu sehr alterirt; — viel aushalten konnte er ohnedieß nicht, — vielleicht auch —"

„Nun was? — Warum stockst du?"

„Nun, ich meine, vielleicht half ihm auch Jemand über seine letzten Lebenstage schnell hinweg kommen."

„Teufel! ich will nicht hoffen."

„Ich weiß nichts genau, aber es wollte mir nicht gefallen, daß sich seit jenem Abend der Sträuber beständig dort aufhielt. Früher war dem in seinem lächerlichen Hochmuth das Haus dort viel zu schlecht; wie gesagt, von da an hielt er es mit der alten versoffenen Schwemmer, und wenige Tage nachher lud sie uns zum Begräbniß ihres Gemahls ein."

„Ich fürchte, der Sträuber wird nächstens ein klägliches Ende nehmen," sagte er nach einigem Nachdenken, und seine

Hand fuhr langsam von der Scheide des Dolches nach dem Hefte hinauf. „Wird er genau beobachtet?"

„Allerdings, so genau als es möglich ist; aber er ist schlau wie der Teufel, hat große Angst und nimmt sich sehr in Acht."

„Besucht er Häuser, in denen er nachweislich nichts zu schaffen hat?"

„Das wohl, aber wenn man sich bei ihm erkundigt, so hat er immer die triftigsten Ausreden."

„Zum Beispiel?"

„So treibt er sich gern in der Nähe des Schlosses herum. Ich habe ihn schon ein paar Mal aus dieser oder jener Thüre heraus kommen sehen."

„Immer im schwarzen Frack?"

„Und baumwollenen Handschuhen — das versteht sich. Als er mir das erste Mal da aufstieß, folgte ich ihm durch mehrere Straßen und an einer passenden einsamen Stelle, wo ich that, als träfe ich ihn jetzt erst zufällig, sagte ich ihm: Ei, Sträuber, woher des Wegs? — Ich dachte, er sollte mir irgend eine Lüge aufbinden, und dann wollte ich ihn examiniren; — aber Gott bewahre! er erzählte mir ganz ruhig, er komme vom Schlosse, wo er seine kleinen Geschäfte habe."

„Und welche? Gab er vielleicht vor, er handle mit alten Kleidern?"

„O nein, dazu ist er zu hochmüthig; er sei Agent geworden, sagte er, und dabei zog er seine schmutzigen Vatermörder stolz in die Höhe. — Agent oder Commissionär für eine privilegirte Leichenkasse."

„Was ist das, Mathias?"

„Das sind Anstalten, wo man irgend Jemand versichern läßt, um nach dessen Tod ein gewisses Geld zu bekommen; es

paßt für den Sträuber, und es ist viel scheues, heimliches Wesen dabei. Man versichert zum Beispiel so einen armen Teufel in einem Duzend dergleichen Anstalten, dann stirbt er oder sie lassen ihn sterben und bekommen eine recht hübsche Summe. Ich weiß genau, daß der Sträuber und die Schwemmer ihren Mann auf diese Art versicherten, und als er bald darauf an vieler Freundschaft starb, wurde ihnen wacker ausbezahlt."

„Aber was hat er im Schloß zu schaffen?"

„Da macht er mit den Bedienten, so sagt er, die oben erwähnten Geschäfte. Aber ich glaube ihm doch nicht; ich sah ihn zu oft in der Gegend herum flankiren, und Sie können denken, Herr, daß ich ihm eifrig nachspüre. Er geht meistens in den östlichen Seitenflügel; dort wohnt ein alter General; ich glaube Baron von W."

„Ah! dahin geht er!" sprach der Andere, plötzlich sehr aufmerksam werdend, wobei er hastig seine Stellung veränderte und seinen Oberkörper aufrichtete. „Das interessirt mich auf's Höchste. Sei so gut, Mathias, und nehm' dich der Sache an; spare keine Mühe, keine Kosten, stelle einen oder zwei Vertraute zur Beobachtung auf; er soll keinen Schritt mehr thun, den wir nicht erfahren. Berichte mir täglich darüber und so umständlich als möglich."

„Daran soll's nicht fehlen," erwiederte Mathias lächelnd.

„Dann noch eins, Mathias," fuhr der Andere mit ernster Stimme fort. „Ich habe da unter der Hand etwas von einem Kinderhandel, der schwunghaft betrieben werden soll, gehört. Pfui Teufel! Das ist 'ne Schande, und ich will das nicht leiden. Du weißt, lieber Mathias, ich spreche nicht gern zwei Mal von einer Sache, und wenn ich meine Hand ausstrecke, so zerdrücke ich die Schuldigen, mögen sie sein wer sie wollen."

Mathias war bei diesen Worten ein wenig erbleicht und sogar zurückgewichen, als der Andere die Hand nun wirklich ausstreckte.

„Es ist das eine Schande," fuhr Dieser fort, „so ein armes Wesen in die Welt hinaus zu stoßen, es zu verkaufen zu den gemeinsten Lastern und Verbrechen, es eltern- und heimathlos zu machen. — — O, ich kenne das! und möchte um Alles in der Welt damit nichts zu thun haben. Laßt die armen, unschuldigen Geschöpfe; — ist denn die Welt so arm geworden an guten Freunden, die keine Ehre aber viel Geld haben? Wendet euch dahin, aber laßt mir jenen niederträchtigen Handel; ich weiß wohl, der Schwemmer war die Haupttriebfeder. Nun, er ist dahin, also laßt's bleiben."

„Es soll unterbleiben," erwiederte Mathias mit fester Stimme, „verlassen Sie sich darauf, Herr."

„Schön. — — Wie ist mir doch," fuhr er nach einer Pause in leichtem, gefälligem Tone fort, während er mit der Hand über die Stirne strich, „da habe ich einen guten Bekannten, dem könnte ein Besuch nichts schaden, es ist ein Buchhändler und ein sehr schlechter Kerl, er heißt Johann Christian Blaffer. — Hast du den Namen zufällig gehört?"

„Sie sprachen schon neulich mit mir darüber und gaben mir Befehl, mich nach den Verhältnissen des Hauses zu erkundigen."

„Richtig! — ich hatte das vergessen. — Wird da für euch was zu holen sein?"

„In einigen Tagen eine artige Summe; Herr Blaffer beabsichtigt sein Haus zu verkaufen und will baar bezahlt sein."

„Ah! Meister Mathias, deßhalb hast du wahrscheinlich meinen Befehl so genau befolgt! — Nun, wer ist in dem Hause?"

„Zuerst der Principal, Herr Blaffer, dann ein sehr dummer Lehrling —"

„An den ich dir eine Recommandation verschaffen will," warf der Andere leicht ein.

„Ferner eine alte Magd," fuhr Mathias mit einer Verbeugung fort, „und ein recht schönes Mädchen."

„Aha! Meister, du nennst das Mädchen zuletzt; das muß einen Hacken haben."

„Und einen tüchtigen, Herr. Der alte Buchhändler wandte ihr seine Liebe zu, und dafür betrügt sie ihn so tüchtig als möglich."

„Teufel! das mußt du mir erzählen," sagte der Andere aufmerksam und setzte dann mit leiser Stimme hinzu: „Armer Beil! Das soll ihn vollends kuriren."

„Es ist da ein junger, hübscher Kerl, — ich kenne ihn ziemlich, —"

„Also ein leichter Patron, ein Taugenichts?"

„So Etwas der Art. Aber zum Sterben in das Mädchen verliebt. Er wohnt im Nebenhause, hat sie scharf angesehen, sie ihn auch, er spielt den großen Herrn und das hat ihr gefallen."

„So, so, also ziemlich leichte Waare!"

„Wohl möglich, Herr; ich muß aber zu ihrer Entschuldigung sagen, daß sie gezwungen den ersten Schritt that und sich deßhalb zum zweiten und zu den folgenden leicht überreden ließ."

„Der junge Mensch kommt in's Haus?"

„Ja, Herr; über das Dach des Nebenhauses; er klettert und schleicht wie 'ne Katze. Ich glaube nicht, daß ihn der Buchhändler so leicht erwischen wird."

Der Andere machte nachdenkend ein paar rasche Gänge durch's Zimmer. — „Schön, schön," sagte er alsdann; „sieh dir das Haus genau an, namentlich erforsche, wo der Buchhändler wohnt und wo das Mädchen wohnt. Melde mir, wenn die

Gelder eingelaufen sind, und dann laß dich sehen und hole deine Instructionen. Aber, Mathias, befolge sie auf's Wort."

„Wenn aber Zwischenfälle eintreten, die man nicht vorher sehen kann?"

„So zieht ihr euch unverrichteter Sache zurück. Wenn an der Ausführung meines Planes ein Jota fehlt, so ist die ganze Geschichte nichts werth. — Hast du mich verstanden? — — Weiter habe ich nichts. Josef wird draußen sein; er soll herein kommen."

Mathias, der die erhaltenen Befehle nur mit einem Kopfnicken beantwortet hatte, verließ das Zimmer, und gleich darauf trat Josef, der Jäger des Grafen Fohrbach, herein. Er trug einen grauen, unscheinbaren Jagdrock, doch war sein voller, schwarzer Bart sorgfältig geordnet.

„Ah! du bist da, Josef — Franz Karner? Du machst dich rar; in eurem Hause muß wenig Besonderes vorfallen, daß du keinen Stoff zu berichten findest. Wie ist's damit, Herr Josef — Franz Karner?"

Der Jäger erschien einigermaßen befangen, doch richtete er sein Auge fest auf den jungen Manne, der, während er sprach, ruhig sitzen blieb und mit den Fingerspitzen auf dem Tische trommelte. — „Gewiß, Herr," sagte er darauf, „es gibt dort in der That wenig zu berichten, sonst wäre ich häufiger gekommen. Wenn Sie auch den Franz Karner noch nicht genau kennen, so wissen Sie doch, daß Ihnen Josef mit Leib und Seele ergeben ist und daß er hält, was er verspricht."

„Selbst wenn ihm das Kummer machen sollte?" sprach der Andere mit Betonung.

„Selbst wenn ihm das Kummer machen sollte," wiederholte der Jäger achselzuckend, aber mit unterwürfigem Tone.

„Davon nachher," erwiederte der junge Mann leichthin. „Was hast du mir zu melden, Josef?"

„Wir hatten neulich eine große Soirée bei Seiner Excellenz, dem Herrn Kriegsminister."

„Ich weiß das, Josef, du nahmst dich in deiner neuen Uniform sehr gut aus. Nur hast du es verlernt, dich in der Gesellschaft zu bewegen."

„Ah!" machte der Jäger fast sprachlos vor Erstaunen, „Sie haben mich gesehen, Herr?"

„Du läßt mich nicht ausreden; das ist ein Beweis für meine Behauptung. Der Wald hat dich etwas verwildert; man nimmt sich in Acht und reißt nicht nur so mit seinem Wehrgehäng einen ganzen Orangenzweig voll Blüthen und Früchten herunter."

„Bei Gott! das geschah mir," sagte der Jäger, tief Athem holend.

„Aber weiter! — In dieser Soirée —"

„— — Traf mein Herr, der Herr Graf, mit jener Dame zusammen, und allein im Zimmer neben dem Glashause."

„Und wo warst du?"

„Hinter dem Vorhange, der in's Neben-Cabinet führt."

„Bravo, Franz Karner, du übertrifft den Josef."

„Ich kann das Lob nicht annehmen," sagte mit festem Tone der Jäger. „Bei Gott im Himmel! ich wollte meinen Herrn nicht belauschen; ich war ganz zufällig da."

„Nun, das Resultat wird das Gleiche sein," versetzte der Andere in nachläßigem Tone. „Die Beiden waren also allein, und —"

„Es erfolgte eine Liebeserklärung."

„Und sie nahm sie an?"

„Gern, Herr," sagte der Jäger mit froher Stimme. „Und ich begreife das."

„Ei der Tausend!"

„Ja, Herr, es gibt wenig Cavaliere wie Seine Erlaucht der Graf Fohrbach, wenig Herren, denen Jedermann, der sie kennen lernt, so zugethan sein muß."

„Wenige!" lachte der Andere laut hinaus. „Also steht der Graf doch nicht einzig da? Wen würdest du zum Beispiel neben ihn setzen? Sei aufrichtig, Josef."

— „Sie, Herr!" erwiederte der Jäger nach kurzer Ueberlegung, wobei er den jungen Mann mit seinem festen Blicke ansah. — „Sie, Herr," wiederholte er, „wenn —"

„Nun! weiter! weiter! Gerade heraus, Josef, wie wir es immer gegen einander hielten."

„Wenn — — wenn — — Manches anders wäre," sagte der Jäger mit ganz leiser Stimme.

Dieß Wort mußte den Andern ziemlich schwer betroffen haben, denn obgleich er ein Lächeln versuchte, wurde es doch gleich darauf von einem wehmüthigen Zuge verdrängt. Er ließ den Kopf in die Hand sinken und verharrte so einige Secunden. „Allons!" rief er alsdann nach einer Pause in seinem gewöhnlichen heiteren Tone, „du hast mir gewiß noch mehr zu sagen, Josef, denn wegen einer Bagatelle, wie die vorhin, läßt du dich nicht bei mir sehen."

„Sie haben Recht, Herr," erwiederte der Jäger; „es trieb mich, aufrichtig gesagt nach langem Kampfe, hieher, — nicht aus Furcht vor Ihrem Zorn, Herr, obgleich ich wohl weiß, daß mich derselbe in einem Nu zermalmen könnte, obgleich ich weiß, daß es Sie nur einen Zug an jener Klingel kostet und ich sehe das Tageslicht nie wieder. Aber ich komme aus Dankbarkeit, für

Alles, was Sie an mir gethan. Und dieß Gefühl ist es auch, welches mich zwingt, Ihnen — — diesen Brief zu übergeben. — Es ist ein Verrath an meinem Herrn, aber ich kann nicht anders."

„Ei, ei, ein zierliches Briefchen!" lachte der Andere, indem er das Schreiben entgegen nahm. „Die Aufschrift kann ich mir denken. — Fräulein Eugenie von S. — Dergleichen wirst du viele zu überbringen haben, Josef."

„Es ist der erste, Herr," versetzte der Jäger sehr ernst; „und deßhalb dachte ich mir, Sie werden einen Werth darauf legen."

„Vielleicht," sagte der Andere achselzuckend; „doch wird nicht viel Interessantes darin stehen; einige Liebesbetheuerungen, Versprechen ewiger Treue, so was dergleichen. Wann schrieb es der Graf?"

„Seine Erlaucht kamen vor einer Stunde mit dem Herrn von Steinfeld von einer Whistpartie, ich glaube bei dem Herrn Major von S. Der Herr Graf waren verdrießlich und erregt, und sprachen, während sie sich umkleideten, viel mit dem Herrn von Steinfeld."

„So, so! Und was zum Beispiel?"

„Seine Erlaucht sagten: der Herzog wird wahrhaft unerträglich; haben Sie je so Etwas erlebt? Bietet mir da — freilich unter vier Augen — eine so unsinnige Wette an, — eine Wette, die, wenn er vielleicht mein Verhältniß zu Eugenie ahnt, an's Unverschämte grenzt."

„Brav, Josef! Du hast gut behalten. — Und die Wette?"

„Sie betraf Fräulein von S. Der Herr Herzog wollte es nämlich von hier bis über acht Tagen dahin bringen, daß bei dem großen Maskenballe, der am Hofe stattfindet, das Fräulein in ihrem Anzuge Bänder von den Farben des Herrn Herzogs tragen solle."

„Ah! Seine Durchlaucht sind leichtsinnig im Wetten, aber geniren sich nicht um den Teufel; das muß biegen oder brechen. Er ist ein gefährlicher Mensch.“ — Diese Worte murmelte er vor sich hin, so daß der Jäger nicht im Stande war, sie zu verstehen. — „Nun zu dem Briefe!“ sagte er nach einigen Augenblicken mit lauter Stimme. — „Na, Josef,“ fuhr er lächelnd fort, „du wirst nicht Alles verlernt haben. Oeffne den Brief geschickt und vorsichtig. Du weißt, dort im Wandschrank befindet sich das Nöthige dazu.“

Der Jäger zauderte.

Der Andere betrachtete das Siegel und schien dieses Zaudern nicht zu bemerken. „Er hat sich ein neues ganz gleiches machen lassen,“ sprach er lächelnd vor sich hin. Dann fuhr er lauter fort: „Es ist fein, aber dick; der Abdruck ist schwierig; du kannst es hinweg schneiden. — Da.“

Der Jäger kämpfte einen schweren Kampf; sein Auge blitzte, seine Brust hob sich gewaltsam von tiefen Athemzügen. — „Verzeihen Sie mir, Herr,“ sagte er nach einer längeren Pause, „das kann ich nicht.“

„Was kannst du nicht?“

„Der Brief ist von meinem Herrn,“ fuhr er mit weicher, bittender Stimme fort, „von einem gütigen Herrn. O, es ist schon des Verraths genug, — aber selbst öffnen — meine Hand zittert.“

„Ah, mein Freund,“ rief der Andere, und, wie es schien, gewissermaßen lustig, aus, „aber deine Hand zittert nicht, wenn sie auf eigene Rechnung die Büchse führt.“

Josef senkte sein Haupt und entgegnete: „Wenn ich Ihnen mit meinem Leben nützen kann, Herr, so werde ich nicht einen Augenblick zaudern, es hinzugeben, aber — — es ist ja Ihre

Schuld," fuhr er mit einem trüben Lächeln fort, „warum brachten Sie mich zu einem solchen Herrn."

„Nun meinetwegen, sei es darum. Das soll uns nicht entzweien." Er stand ruhig von seinem Stuhle auf, ehe er aber den Tisch verließ, blickte er den Jäger fest an, und als er das ein paar Secunden gethan, wurden seine energischen Züge weicher; etwas Wehmüthiges erschien auf denselben. Dann ging er rasch zur Thüre, die sich, sowie er die Hand auf die Klinke legte, wie von selbst öffnete; er reichte den Brief hinaus und sagte: „Das Siegel behutsam ablösen!"

Unsichtbare Hände schienen ihn in Empfang zu nehmen, den Befehl augenblicklich zu vollziehen und ihm das geöffnete Schreiben zwischen den Vorhängen der Thüre wieder zu überreichen.

Er trat an den Tisch zurück und überflog den Brief. In demselben stand: „„Verzeihe mir, Eugenie — „ah! das Sie wäre glücklich übersprungen," murmelte er, — „„daß ich dich durch dieses Schreiben mit einer Bitte belästige. Heute Abend wird bei Ihrer Hoheit der Frau Herzogin die Zusammenkunft stattfinden, wo man über die Costüme zu dem bevorstehenden Maskenball berathet. Wenn es dir möglich ist, die Farbe des deinigen so zu wünschen, daß du ein weißes Band darauf anbringen kannst, so wird mich das unendlich glücklich machen. Morgen will ich dir sagen, weßhalb ich diese sonderbare Bitte stelle."" — „Teufel!" dachte der Leser, „er geht gerade darauf los. Da wird der Herzog einen schweren Stand haben. — Nun, ich wünsch' es dem Grafen, wenn er baldigst die Braut heimführt; es ist das eine noble Seele, sie nicht minder, — es ist ein Paar, das Gott in der allerbesten Laune just für einander erschaffen zu haben scheint." Er faltete den Brief zusammen; die unsichtbare

Hand hinter dem Vorhang mußte ihn wieder schließen, was auch augenblicklich geschah, und dann gab er ihn dem Jäger zurück, wobei er sagte: „Ich danke dir, Josef, für deinen Eifer, obgleich der Brief nichts Wichtiges enthält. — — Apropos! Du hast von deiner Frau nichts mehr gehört?"

Einen Augenblick blieb der Jäger die Antwort schuldig, dann sprach er: „Doch, Herr, sie ist mir gefolgt, sie hat mich gefunden."

„Ah! das ist schlimm! Da werde ich helfen müssen; sie wird dich verrathen."

„O nein, Herr!" rief der Andere eifrig. „Glauben Sie mir, sie ist überglücklich, mich wieder gefunden zu haben."

„Und du?"

„Weiß Gott, ich nicht minder, Herr! Sie hat mir die ganze unglückselige Geschichte erzählt; sie ist unschuldig. — Der Andere aber nicht, er hat sein Schicksal verdient."

„Und wo ist sie? Nehm' dich in Acht: Franz Karner ist nicht verheirathet."

„— — Aber er wird es sein, sobald Sie wollen, Herr," sagte Josef mit leiser Stimme, wobei er seine Hände wie bittend zusammen faltete. „Lassen Sie mir dieses Glück; ich liebe das arme Weib mehr als je."

„Seltsame Menschen," erwiederte der Andere; doch schaute er nicht ohne Theilnahme in die glänzenden Augen des Jägers. — „Nun ja, du sollst die Papiere haben, aber ein reger Eifer für mich sei mein Lohn. Du hast mich verstanden? Ich wünsche dich öfter zu sehen als bisher."

„O tausend, tausend herzlichen Dank für Ihre Güte!" rief Josef freudig. „Und wenn das Andere sein muß, so will

ich mich bestreben, pünktlich zu sein." — Das sagte er mit einem Seufzer.

„Es wird dir schwer; du hast dich schon sehr in die Ehrlichkeit hinein gelebt, Josef. — Nun, ich habe heute meine gute Laune; wie wäre es, wenn ich dich von jetzt ab ganz frei ließe?"

„O mein Gott! Das würden Sie thun?"

„Natürlich würden wir uns in dem Falle niemals wieder sehen."

„Niemals, Herr?"

„Oder nur dann, wenn es dir wieder 'mal schlecht ginge. — In dem Falle würde ich dir erlauben, mich nochmals hier aufzusuchen."

„Sie überhäufen mich mit Großmuth; und ich soll nicht im Stande sein, etwas — — Anderes für Sie thun zu können, Herr?"

„Ich glaube nicht. — Doch halt! Vielleicht wäre es dir möglich, später einmal einem meiner Freunde einen Dienst zu erzeigen, ohne daß es dich im Geringsten compromittirt. Das wirst du thun!"

„O gewiß, Herr!" rief der Jäger freudig aus und faßte mit seinen beiden Händen die Rechte des jungen Mannes, der sie ihm auch ruhig ließ und dabei sagte:

„Sollte also später Jemand irgend einen vielleicht auffallenden Dienst von dir verlangen und sagt zu dir, dem Franz Karner: „„es geschieht für mich, Josef,"" so wirst du thun, was er wünscht."

„So wahr mir Gott helfe!" erwiederte der Jäger mit leuchtenden Augen; und sollte es mich meinen Dienst, ja mein Leben kosten." Er zog hastig die Hand des jungen Mannes an seine Lippen und küßte sie innig. Dieser entwand sie ihm aber sanft,

und als er Josef darauf anblickte, schüttelte er traurig lächelnd das Haupt, da er Thränen in den Augen des Jägers bemerkte.

„So gehe denn," sagte er mit weicher, fast zitternder Stimme; „drunten vor der Thüre schüttle den Staub von deinen Füßen und wenn du kannst, so vergiß es, daß du je diese Mauern betreten. Für deine Papiere werde ich sorgen, — sowie auch dafür," setzte er leise hinzu, „daß es dir nicht zu schwer wird, dir und deiner Frau einen neuen Hausstand zu gründen. — — Jetzt verlaß mich!"

Er streckte die Hand gebietend gegen die Thüre aus und der Jäger befolgte diesen Befehl mit zögernden Schritten. Doch ehe er hinaus ging, wandte er sich nochmals um, stürzte dem jungen Manne zu Füßen und sprach, indem er seine beiden Hände ergriff: „O verzeihen Sie mir, Herr, so konnte ich nicht scheiden; wenn man sich Jahre lang gekannt, wie ich Sie, so wird es Einem hart, unendlich hart, sich zu trennen. Gott möge Sie behüten und möge er es gnädig fügen, daß wir uns einstens freudig wieder sehen." — Damit sprang er auf und war verschwunden.

„Amen!" sagte der junge Mann nach einer Pause, während er sich langsam mit der Hand über das Gesicht fuhr. Darauf blieb er noch einen Augenblick nachdenkend an dem Tische stehen und verließ alsdann das Zimmer auf die früher dem geneigten Leser schon beschriebene Art.

Achtundsechszigstes Kapitel.

Achselbänder und Carrikaturen.

Am gleichen Abend, in dem unser voriges Kapitel schließt, vielleicht eine starke Stunde später, verließ der Baron von Brand seine Wohnung; er trug einen sehr eleganten Paletot von dunklem Tuch, den er fest zugeknöpft hatte; sein blonder Bart war wie immer sorgfältig zugespitzt und parfümirt; er schritt lustig trällernd die Treppe hinab, wobei er seine Handschuhe zuknöpfte, und als er hierauf vor die Hausthüre trat, warf er einen Blick an den Himmel hinauf, welcher ruhig und klar war und, wie oft im Winter, in glänzender Sternenpracht funkelte. Es lag kein Schnee auf dem Boden, auch war dieser hart gefroren, weßhalb Herr von Brand keinen Wagen befohlen hatte.

Kaum aber wollte er den Fuß auf das Pflaster setzen, so fuhr eine Equipage, die in vollem Trabe aus der Mitte der Straße abgelenkt war, dicht an das Haus hin, wo die Pferde augenblicklich still standen. Der Baron zog seinen Fuß zurück, und that wohl daran, denn der Wagen war so nah bei der Thür-

schwelle vorgefahren, daß er den Heraustretenden beinahe in Gefahr gebracht hätte.

„Zum Teufel!“ rief dieser dem Kutscher zu, „ist das auch eine Manier, harmlose Fußgänger jählings zu überfallen! He! mein Freund! Weiß Er wohl, daß er mich um ein Haar überfahren hätte.“

„Ah! Sie sind es selbst, bester Herr von Brand!“ hörte er nun eine Stimme laut lachend aus dem Wagen. „Wenden Sie Ihren Zorn von dem Unschuldigen draußen auf mich. Es drängte mich, Sie zu sehen, und deßhalb befahl ich, so schnell zu fahren.“

„Coeur de rose!“ entgegnete der Baron, indem er an den Schlag trat. „Aber gnädiger Herr, ich versichere Sie, mein kostbares Leben schwebte in augenscheinlicher Gefahr, oder, was fast noch schlimmer ist, meine geraden Gliedmaßen. — Wollen Euer Durchlaucht vielleicht aussteigen?“

„Nein, nein,“ versetzte lachend der Herzog; „Sie wollten eben ausgehen, und da kann ich mich nicht unterstehen, Ihre besetzte Zeit so sehr in Anspruch zu nehmen. Auch bin ich selbst eilig wie immer.“

„Wie Sie befehlen, gnädiger Herr. Aber da Sie zu mir wollten, so muß ich mir schon erlauben, Sie zu fragen, womit ich Ihnen dienen kann.“

„Ich habe zwei Worte mit Ihnen zu sprechen,“ sagte der Herzog, indem er den Schlag von innen öffnete, „und wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie für wenige Augenblicke in meinen Brougham steigen wollten. — Aber Sie müssen mir im Voraus verzeihen, bester Baron, daß ich Sie zu so ungewohnter Stunde überfalle, und meinen Besuch nur halb mache; doch wissen Sie, ich bin immer so ungeheuer beschäftigt, und wenn ich mir auch oft vornehme, nach Ihnen zu sehen, —“

„So kommen Euer Durchlaucht doch nur, wenn es seine wichtigen Gründe hat," schloß der Baron von Brand mit dem ihm eigenen süßen Lächeln den Satz. Bei diesen Worten war er in den Wagen gestiegen und ließ sich neben dem Herzog auf die weichen Kissen nieder.

„Ich war heute wieder bei dem Major von S.," sagte Seine Durchlaucht.

„Da wurde Whist gespielt," warf der Baron leicht hin.

„Nachher rauchten wir unsere Cigarre, der Major zeigte Steinfeld einige Waffen, ich und Graf Fohrbach wir traten an's Fenster."

„Da proponirten Sie ihm eine Wette."

„Woher wissen Sie das?" fragte erstaunt der Herzog.

„Nun, ich weiß es eben, gnädiger Herr; ich erfahre so Manches."

„Teufel auch! so haben Sie den Grafen Fohrbach gesehen!"

„Coeur de rose! seit mehreren Tagen nicht."

„Oder den Herrn von Steinfeld, oder den Major, denen Graf Fohrbach vielleicht getratscht."

„Ebenso wenig."

„Unbegreiflich!" sagte der Herzog; „nun wenn Sie allwissend sind, so brauche ich Ihnen auch nicht zu sagen, weßhalb wir gewettet."

„Gewiß nicht, gnädiger Herr, denn ich weiß das ganz genau. Die Conversation betraf Fräulein von S., und Sie vermaßen sich — nehmen mir Euer Durchlaucht nicht übel — leichtsinniger Weise, das Fräulein zu bestimmen, Ihre Farben zu tragen. Ah! Durchlaucht, das ist stark."

„Alle Teufel! Baron, woher wissen Sie das?" rief der Herzog in höchstem Erstaunen. „Es ist so, wie Sie sagen: ich

sehe in ungeheurer Achtung zu Ihnen empor. Wahrhaftig Baron, ich bin glücklich, daß ich Sie Freund nennen darf."

„Weil Sie wahrscheinlich einen Wunsch auf der Seele haben, gnädigster Herr," entgegnete Herr von Brand. Und wenn es in dem Wagen nicht so dunkel gewesen wäre, so hätte der Herzog nothwendig sehen müssen, von welch' verächtlichem Lächeln diese Worte begleitet waren.

„Bei Gott! den habe ich auch, Sie Allwissender; und einen ziemlich großen Wunsch."

„Den ich mir denken kann. Ich soll Ihnen helfen Ihre Wette gewinnen."

„Ja und Nein," sagte Seine Durchlaucht. „Die Wette ist nicht zu gewinnen, denn der Graf nahm sie gar nicht an; aber meinen Willen durchzusetzen, das wäre mein höchster Wunsch."

„Daß das Fräulein bei dem Hofball Ihre Farben trägt?"

„Ja, das muß ich durchsetzen," sprach der Herzog eifrig. Dann fuhr er auf vertrauliche Art und sehr leise fort: „Dabei müssen Sie mir helfen; ich versichere Sie, Baron, ich gewinne nicht einen halben Pas bei dem starrköpfigen Mädchen. Was nützt mich das Fürwort des Vaters? was nützt es mich, daß wir sie von allen Seiten umgarnt haben? was helfen mich Ihre sonst so vortrefflichen Berichte? Ueber Alles, was ich erfahre, muß ich mich ärgern. — Wo geht sie hin? — Zum Kriegsminister oder zum Major von S. — Wer ist da täglicher Gast? — Graf Fohrbach. — Baron, wir müssen einen Hauptcoup ausführen; ich muß mit einem Mal das verlorene Terrain wieder gewinnen. Sie muß auf dem Hofball meine Farben tragen und sich so compromittiren."

„Das Letztere kann nicht ausbleiben, wenn wir sie zu dem Ersteren vermögen. Das wird aber sehr, sehr schwer sein."

„Schwer haben Sie gesagt, bester Baron!“ jubelte der Herzog, „also doch nicht unmöglich. O, meine Dankbarkeit wäre unbegrenzt. Sprechen Sie, ist was zu machen?“

„Das will sehr überlegt sein. Und wie lange haben wir Zeit?“

„Noch acht bis zehn Tage, dann ist der große Maskenball bei Hof. — — Sprechen Sie, Baron, machen Sie mich zu Ihrem ewigen Schuldner.“

„Ich fürchte, gnädiger Herr,“ erwiederte Herr von Brand lachend, „Ihre Ewigkeiten sind sehr kurz und vergänglich. — Doch will ich's darauf hin wagen. Aber erschrecken Sie nicht, wenn auch ich nächstens anfange, meine Forderungen zu stellen.“

„Verlangen Sie,“ erwiederte der Herzog bestimmt. „So lieb es mir ist, Ihr Schuldner zu sein, so sollen Sie mich doch jederzeit bereit finden, für Sie zu thun, was in meinen Kräften steht.“

„Das höre ich jetzt schon zum zweiten Male, und es wird nächstens die Zeit kommen, wo ich Euer Durchlaucht fest beim Worte nehme.“

„Ich hoffe es; aber meine Angelegenheit — sprechen Sie, bester Baron!“

„Soll — besorgt werden.“

„Bei meiner Ehre! Baron,“ rief erfreut der Herzog, „versprechen Sie nicht zu viel?“

„Das thue ich nie,“ erwiederte ruhig Herr von Brand. „Es ist das freilich keine leichte Commission, aber ich thu' Alles, um Sie mir zu verpflichten. Doch bedarf ich ein klein wenig Ihrer Hülfe; heute Abend ist bei der Frau Herzogin eine Zusammenkunft, der Sie wahrscheinlich anwohnen werden.“

„Ich habe von Mama die gnädige Erlaubniß erhalten,“

lachte der Herzog; „ich als einziger Mann zwischen ein paar Duzend Hofdamen und Ehrenfräuleins."

„Sie Glücklicher! — Nun also, da werden Sie erfahren, welches Costüm der Fräulein von S. zugedacht ist. Sorgen Sie darnach für die bewußten Bänder in den Farben, die Sie wollen, sei es als Haar- oder Busenschleife, wenn sie irgend ein vollkommenes Damencostüm wählt, sei es als Achselbänder, wenn man sie vielleicht zu einer der Ecuyères Ihrer Majestät bestimmt. Und das bin ich überzeugt bei der prachtvollen Gestalt des jungen Mädchens."

„Ach ja, bei ihrer prachtvollen Gestalt!" seufzte der Herzog.

„Aber die Schleifen oder Achselbänder müssen mir in der von Ihnen bestimmten Farbe vollkommen fertig, auf's Zierlichste gemacht, in drei Tagen, von heute ab, übergeben werden."

„Das werde ich selbst besorgen, bester Baron, und zugleich meinen herzlichsten Dank überbringen."

„Mit Letzterem wollen wir warten bis nach dem Hofballe," entgegnete Herr von Brand, „denn ich bin nicht allmächtig, auch mir kann Etwas mißlingen."

„Nein, nein," rief triumphirend der Herzog, „Ihnen nicht. Glauben Sie mir, ich staune Sie an. Ich bin doch auch mit den Hofintriguen ziemlich bekannt, aber welche Wege Sie gehen, ist mir unerklärlich; über welch' immense Kräfte und Mittel müssen Sie zu verfügen haben!"

„Sie irren, gnädiger Herr," erwiederte der Baron leicht, „die Kräfte, die ich anwende, sind klein und unbedeutend wie ich selbst; es trifft sich nur zufällig, daß ich Ihnen dienen kann."

„Sie sind wahrhaftig zu bescheiden. Doch will ich jetzt Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen," antwortete der Herzog; „ich würde Sie einladen, mit mir zu kommen, aber ich muß, wie

Sie wissen, bei jener wichtigen Zusammenkunft erscheinen. — Sie waren zu Fuß, wie ich sehe, kann ich Sie irgendwo absetzen?"

„Ich gehe zu Ihrem Rivalen," sagte lachend der Baron von Brand; „Sie sehen, wie ich offenherzig bin. Wenn Sie mich dahin bringen wollen, ist es mir angenehm."

„Und genirt es Sie nicht, wenn Sie in meinem Wagen anfahren?"

„Ganz und gar nicht, gnädiger Herr," versetzte der Baron in sehr harmlosem Tone. — „Coeur de rose! der Graf Fohrbach wird gar kein Gewicht darauf legen, ob ich von Euer Durchlaucht oder von Hause komme."

„So fahren wir also!" sprach der Herzog. Er ließ die Scheibe des Schlages herab und rief seinem Kutscher zu: „Zum Adjutanten, Graf Fohrbach!"

Dumpf rollte der Wagen dahin, durch erhellte und belebte Straßen, und bog bald rechts, bald links. Zuweilen fielen Lichtstrahlen aus einem der glänzenden Magazine in den Wagen hinein, und dann hätte man sehen können, wie der Herzog zuweilen aber kaum merklich forschend den Baron Brand anblickte, dieser dagegen zum Wagenschlage hinaussah und die erhellten Laden sowie die vorüberhuschenden Spaziergänger angelegentlich zu betrachten schien.

Jetzt hielten die Pferde, Herr von Brand sagte: „Ah! da sind wir schon!" und während er leicht und gewandt auf die Erde stieg, faßte er die dargereichte Hand des Herzogs, welche ihm dieser mit Empressement nachstreckte. Auf einen Zug an der uns bekannten Klingel öffnete sich die kleine Thüre, der Baron ging durch den Garten in das Haus, wurde von dem alten Diener mit einer steifen, feierlichen Verbeugung empfangen, und trat

in den Salon, wo sich der Hausherr befand, auch der Major von S., Arthur Erichsen und Herr von Steinfeld.

Sämmtliche Herren blickten auf, als er eintrat, Arthur und Graf Fohrbach wechselten einen bedeutungsvollen Blick mit einander; doch als hätten sie sich wohl verstanden, winkte der Maler dem Eintretenden freundlich mit der Hand, und Graf Fohrbach, sich gewaltsam von einer kleinen Befangenheit losmachend, rief laut lachend: „Da kommt der Baron! das ist unser Mann, der kann uns au kait setzen."

Der Baron grüßte verbindlich der Reihe nach, wobei er den Kopf senkte und mit den Augen nach aufwärts schielte. Er zog bedächtig sein Sacktuch heraus, wischte seinen Bart und wedelte sich hüstelnd einige Wohlgerüche zu. Man konnte ihm das nicht übel nehmen, denn der Dampf der Cigarren in dem Gemach war wahrhaft schrecklich; er konnte auch nichts Gescheidteres thun, als sich selbst eine anzuzünden, was auch sogleich geschah, und dann erst, nach einigen starken Zügen, versicherte er, in der Verfassung zu sein, Rede und Antwort stehen zu können.

„Baron Brand ist mir schon recht," meinte Arthur, „und ich unterwerfe mich seinem Urtheilsspruch."

„Um was handelt es sich?" fragte Jener geziert.

„Sie waren neulich bei mir," fuhr der Maler fort, „oder Sie kamen vielmehr mit Herrn von Dankwart. Sie erinnern sich, daß dieser Protector aller schönen Künste vorläufig ein Portrait des Herrn Herzogs bei mir bestellte."

„Vorher aber sollten Sie an seinem Kopfe beweisen, ob Sie auch fähig seien, ein gutes Portrait zu liefern. — Ganz recht," entgegnete der Baron.

Und dieß Portrait hat er gemacht!" jubelte der Hausherr. „Vortrefflich! Arthur, lassen Sie es sehen."

„Sie bringen mich wahrhaftig in Verlegenheit, Graf Fohrbach," sagte lachend der Maler; „ich habe Ihnen eine Zeichnung präsentirt, aber sie nicht als das Bildniß des Herrn von Dankwart ausgegeben. Gott soll mich bewahren! das ginge wider allen Respect."

„So lassen Sie sehen," sprach gravitätisch der Baron, und zupfte seinen Halskragen sanft in die Höhe; „wir wollen unparteiisch entscheiden."

„Meinetwegen," entgegnete der Maler. „Aber ich ersuche die Herren, meine Verwahrung zu Protokoll zu nehmen." Er erhob sich und nahm aus seiner Mappe, die in einer Ecke lehnte, ein Blatt, welches er dem Herrn von Brand übergab.

Dieser legte seine Cigarre auf das Kamin, wandte den Rücken gegen die Lampe, die auf dem Gesims stand, und als nun das volle Licht derselben auf jenes Bild fiel, fuhr ein höchst angenehmes Lächeln über seine Züge. Seine Oberlippe erhob sich kokett und zeigte die blendend weißen Zähne. — „In der That vortrefflich!" sagte er nach längerem Betrachten; „superb! — göttlich! Das ist das Bild eines Schimpanse, und hat zugleich große Aehnlichkeit mit Herrn von Dankwart."

„Zeigen Sie auch die anderen!" rief Graf Fohrbach.

Und der Maler brachte noch fünf andere Blätter zum Vorschein, worin der Schimpanse und Herr von Dankwart nach der bekannten Spielerei behandelt waren, wo man in hundert Abbildungen mit ganz unmerklichen Aenderungen, wodurch zwei Blätter immer vollkommen ähnlich sind, dennoch den großen Sprung von einem ausgespannten Frosch bis zum Apoll von Belvedere zurücklegen kann. Hier aber genügten vollkommen sechs Blätter, um aus einem gerechten und untadelhaften Schimpanse zur vollständigen Figur des Herrn von Dankwart überzugehen.

„Die Blätter sind kostbar," sagte Herr von Brand nach einer Pause; „ich gäbe was darum, wenn ich sie meinem Album einverleiben könnte. Lieber Herr Erichsen, könnte sie ein armer Mann, wie ich bin, bezahlen?"

„Wenn es eine präsentable Arbeit wäre," erwiederte der Maler, indem er seine Blätter wieder zusammen packte, „so würde ich, mich aller Ihrer Gefälligkeiten erinnernd, mir ein Vergnügen daraus machen, sie in Ihr Album zu stiften. Aber verzeihen Sie mir, in diesem Falle wäre das vielleicht für uns Beide ein gefährliches Wagstück."

„Was geht uns Herr von Dankwart an?" meinte der Baron.

„Aber seine Herrin desto mehr," warf der Major dazwischen, „er steht in der allerhöchsten Gnade; Sie können morgen bei ihm vorfahren und ihm gratuliren; er hat wieder einen neuen Orden bekommen."

„Das würde ich wahrhaftig thun," sagte lachend der Baron, „wenn ich jene sechs kostbaren Blätter hätte, um sie nachher zur Abkühlung präsentiren zu können."

„Das würden Sie nicht thun," versetzte aufmerksam Graf Fohrbach. „Ich kenne und bewundere Ihren Muth in jeder Hinsicht, aber das würden Sie bleiben lassen."

„Das käme auf eine Wette an," entgegnete Herr von Brand in gefälliger Weise.

„Die ich annehmen würde; Zehn gegen Eins."

„Halt! halt! ihr Herren!" sprach der Major. „Das wär' eine Wette, die uns Alle, wie wir hier versammelt sind, theuer zu stehen kommen könnte."

„Die auch nie stattfinden kann," sagte Arthur, „denn ich würde die Blätter nie, namentlich aber nicht zu einem solchen Zwecke, hergeben."

„Genug! genug!“ mischte sich Herr von Steinfeld, der bisher in einem Buch geblättert, in das Gespräch, „man muß nicht so in ein Wespennest schlagen wollen. Aber sage mir, vortrefflicher Hausherr, darf ich dich um eine Tasse Thee bitten?“

„Ich weiß nicht, wo er so lange bleibt,“ erwiederte Graf Fohrbach. Doch hatte er kaum an der Klingel gezogen, als auch schon der Kammerdiener, fast unhörbar, in das Zimmer glitt, den Thee in der uns bekannten Art aufstellte, und darauf mit den Bedienten wieder verschwand.

Jeder nahm sich eine Tasse, dann sagte Herr von Steinfeld mit Beziehung auf das Gespräch von vorhin: „Unsereins, der lang in der Fremde war, und fast unbekannt geworden, könnte sich durch so Etwas empfehlen. — Alle Wetter! Wer hat die Wette gemacht, würde es freilich heißen? — Graf Fohrbach, bei sich zu Hause in einer kleinen Gesellschaft. — Wer war da? — Nun, Erichsen, der die Blätter gezeichnet, Major von S., Herr von Steinfeld —“

„Ja, ja,“ sagte der Major, „das könnte uns Allen ein paar verdrießliche Gesichter eintragen.“

Der Hausherr hatte achselzuckend zugehört und bedächtig seine Tasse ausgetrunken, worauf er sagte: „Ja, wir werden alt, es ist kein Spaß mehr da und kein Humor. — Apropos!“ fuhr er nach einer Pause fort, „du bist mit deinen Besuchen ziemlich fertig. Man hat dich doch überall gnädig aufgenommen?“

„Darüber kann ich nicht klagen. — Doch da fällt mir was ein, worüber ihr mich vielleicht aufklären könnt. — Als ich bei deinem Papa war,“ wandte er sich an den Hausherrn, — „Seine Excellenz empfiengen mich sehr zuvorkommend, — traf ich den alten General-Adjutanten, Baron von W. mit seiner Frau.“

Herr von Brand zuckte, aber fast unmerklich, zusammen.

„Wann ich sage traf, so meine ich damit, ich begegnete ihm an der Thüre des Salons; er ging, ich kam. Es war so auf der Schwelle, daß ich nicht präsentirt werden konnte. Der Bediente meldete mich, und da war es mir, als wenn sich die Baronin von W. bei Nennung meines Namens plötzlich und auffallend von mir abwandte."

„Wer weiß, wilder Mensch," sagte der Major, „ob du sie nicht vielleicht früher einmal gekannt, ihr die Cour gemacht oder sie auffallend vernachläßigt hast."

„Unmöglich!" erwiederte Herr von Steinfeld. „Als ich damals noch hier war, war der alte Baron auf weiten Reisen und heirathete in meiner Abwesenheit. Ich machte natürlich auch in seinem Hause meinen Besuch, er empfieng mich, Madame, hieß es, sei unpäßlich."

„Das ist so seine Art," meinte gleichgültig Graf Fohrbach, „es ist ein alter, eigensinniger Herr, der sein Haus Niemanden öffnet, und nur genaue Bekannte seiner Frau vorstellt."

„Ihr könnt euch denken," fuhr Herr von Steinfeld fort, „daß das meine Neugierde erregt, und daß ich Alles daran setzen werde, ihre Bekanntschaft zu machen. — Ist sie schön?" —

„O nicht übel, wie soll ich sie dir beschreiben?" sprach der Hausherr, und fuhr gleich darauf lachend fort: „Richtig! betrachte dir dort den Baron Brand."

Dieser war in tiefe Gedanken versunken und starrte in die Theetasse, die er vor sich hin hielt. Als er nun so plötzlich seinen Namen nennen hörte, wäre ihm diese fast aus der Hand gefallen, so schrack er zusammen. Doch faßte er sich augenblicklich wieder, lächelte und sagte: „Was beliebt, Graf Fohrbach?"

Herr von Steinfeld hatte übrigens der an ihn ergangenen

Aufforderung gemäß seinen Blick auf den Baron geworfen und mußte in dessen Gesicht etwas gefunden haben, was ihn fesselte, denn er betrachtete ihn eine Zeit lang mit großer Aufmerksamkeit, dann aber starrte er vor sich hin, augenscheinlich in tiefe Gedanken versunken. — „Wirklich," sagte er darauf, indem er mit der Hand über die Augen fuhr; „also Herr von Brand sähe der Frau von W. ähnlich?"

„Die alte Geschichte," entgegnete Dieser achselzuckend und süßlich lächelnd, wobei er sich aber nicht enthalten zu können schien, einen Blick in den Spiegel an seiner Seite zu werfen. — „Das ist die alte Geschichte dieses guten Grafen Fohrbach. Das belustigt ihn; man lasse ihm diese Grille."

„Nein, nein, es ist was daran," meinte auch der Major. „Wir haben schon früher darüber gesprochen; haben Sie noch nicht in Ihren Geschlechtsregistern nachgesehen?"

„Späße! nehmen Sie nur unsere beiderseitigen Namen."

„Aus welcher Familie ist die Baronin?" fragte Herr von Steinfeld.

„Aus einem großen sicilianischen Hause, auf icci endigend; wer kann das behalten?"

„Aber das blonde Haar für eine Italienerin!"

„Der Vater war ein Engländer oder Schotte. Es liegt noch ein gewisses Düster über ihrer Herkunft."

„Ich muß sie sehen," sagte bestimmt Herr von Steinfeld.

„Lieber Baron Brand," lachte der Hausherr, „ich lasse mir die Aehnlichkeit doch nicht abstreiten. Wer weiß, wie das zusammenhängt."

„O, mir wäre ein solcher Zusammenhang gar nicht unlieb," sagte der Baron. Dann trank er seine Tasse leer, und stellte sie, Müdigkeit affectirend, auf den Tisch.

Der Major hatte sich erhoben und machte Anstalten zum Fortgehen. — „Ich habe Dienst," bemerkte er lächelnd auf die Frage des Grafen, und setzte hinzu, als ihn dieser ungläubig ansah: „Ich versprach meiner Frau, sie im Schlosse abzuholen."

„Ah! sie ist auch bei der großen Berathung! Du Glücklicher, da erfährst du heute Abend schon, welche Costüme befohlen werden."

„Was mich im Grunde gar wenig interessirt, denn ich liebe die Maskerade nicht," erwiederte der Major, und setzte, sich umschauend, hinzu: „Wer von den Herren geht mit?"

Der Baron von Brand und Herr von Steinfeld nahmen darauf hin ebenfalls von dem Hausherrn Abschied, Arthur wollte ihnen folgen, doch bat ihn Graf Fohrbach, zu bleiben und noch eine Stunde mit ihm zu verplaudern.

An der Thüre wandte sich Herr von Brand um und rief dem Maler mit einem etwas erzwungenen Lächeln zu: „Bester Herr Erichsen, bitte, überlegen Sie es sich ernstlich, ob und zu welchen Bedingungen ich die sechs Blätter bekommen kann."

„Der Teufel auch," sagte der Hausherr, nachdem er gehört, daß die Thüren draußen geschlossen worden; „was mag ihm so an dem Portrait des Herrn von Dankwart gelegen sein! Da wären Ihre Blätter in guten Händen. Nehmen Sie sich in Acht. — Ich glaube wohl," setzte er nach kurzem Besinnen hinzu, „daß er einen guten Gebrauch davon machen würde, und ich möchte schon Dankwärtchen einen kleinen Aerger wünschen; aber sie werden sich um's Himmelswillen nicht mit dem Andern einlassen."

„Aber Sie proponirten ihm doch selbst eine Wette!"

„Weil ich gewiß war, daß Sie die Blätter nicht hergeben würden. — Apropos, Arthur, Sie erinnern sich der paar Worte, die wir neulich auf dem Balle zusammen sprachen; ich muß Ihnen

wiederholen: nur durch die größte Behutsamkeit dem Baron gegenüber können wir im Stande sein, seine Aufmerksamkeit, ja seinen Verdacht nicht zu erregen. Sie werden deßhalb auch in meinem Betragen gegen ihn durchaus keine Aenderung merken."

„Ich hoffe, daß Sie über diesen Punkt auch mit mir zufrieden sein werden," meinte Arthur.

„Vollkommen. — Ich hielt Sie nicht ohne Absicht hier zurück; neulich machte ich einen Besuch bei unserem Polizeidirector; ich gehe da zuweilen hin, es ist das ein sehr anständiges Haus, doch will ich Ihnen gestehen, daß ich dießmal meinen besonderen Zweck dabei hatte. Ich brachte das Gespräch auf die Zustände unserer Residenz, namentlich was das Departement des Polizeidirectors anbelangt und erzählte dann leicht hingeworfen die Geschichte meines Pettschafts, das neulich so räthselhaft verschwand. Der alte Herr riß nach seiner Gewohnheit heftig an der Nase und legte der Sache eine größere Wichtigkeit bei, als ich gedacht; ja, er erließ mir ein förmliches Verhör nicht und mußte ich ihm zu dem Ende auf sein Arbeitszimmer folgen, wohin er auch seinen ersten Secretär beschied, — unter uns gesagt, ein junger, sehr gescheidter Mann, der in seinem kleinen Finger mehr Verstand hat, als Seine Excellenz im ganzen Körper. — Nun gut! Ich muß das Pettschaft beschreiben, wo es gelegen, wann ich es vermißt und noch mehr dergleichen für die Polizei so wichtigen Kleinigkeiten. — Es wäre sonderbar, sagte mir der Secretär, daß ähnliche Diebstähle so häufig vorkämen, und oft Sachen, die an und für sich gar keinen Werth hätten, — Briefe, ganze Correspondenzen, Documente und dergleichen, und würden diese mit einer Sicherheit begangen, die an's Fabelhafte streife. Ja, es sei vorgekommen, daß Diesem oder Jenem, namentlich in der höhern Gesellschaft, ein Blatt,

ein Brief plötzlich gefehlt irgend eines Inhaltes, der im Stande sei, ihn vor einer andern Person schwer zu compromittiren, und es sei unglaublich, aber wahr, daß man kurze Zeit darauf eben jener andern Person das betreffende Papier in die Hände gespielt und so wie muthwillig die erbittertsten Feindschaften hervorgerufen."

„Unerklärlich."

„Dazwischen hindurch zögen sich, so erzählte der Polizeidirector, nun eine ganze Menge wirklicher und schwerer Diebstähle, mit einer Sicherheit und einem Muthe ausgeführt, wie sie nur durch die wohlorganisirteste Bande geschehen könnten, durch eine Bande, die mit ebenso viel Umsicht, als Energie geleitet würde."

„Also endlich glaubt man an die Existenz einer solchen," sagte Arthur. „Es ist gut, daß ihnen droben einmal ein Licht aufgeht. Wir geringeren Leute drunten haben schon lange nicht mehr daran gezweifelt; mein Vater, der viel mit den Vätern der Stadt zu verkehren hat, machte oft darüber Andeutungen und sprach von dem Hause, das zwischen uns Beiden neulich auch genannt wurde, dem sogenannten Fuchsbaue, als dem Heerde aller dieser Geschichten. — — Aber mir scheint, die Thüre Ihres Schlafzimmers wurde geöffnet," unterbrach er sich; „die Vorhänge haben sich so eben bewegt."

„O, es wird mein Jäger sein," entgegnete der Graf und fuhr dann fort: „Dasselbe vermuthete man auch auf der Polizeidirection; doch haben die scharfsten Hausaussuchungen noch nie Etwas ergeben; das soll freilich eine solche Verwirrung, ein solcher Knäul von Treppen, Stuben und Gängen sein, daß sich ein Uneingeweihter dort selbst am hellen Tage nicht ausfinden könne. Der Secretär des Polizeidirectors meinte, man könne da

nur durch eine Radicalkur helfen, indem man von Staatswegen die ganzen Gebäulichkeiten ankaufe und niederreiße."

„Das wäre schade für uns Maler," versetzte Arthur lächelnd, „denn es hat dort wahrhaft prachtvolle Ansichten, finstere, melancholische Winkel, wie sie die kühnste Phantasie nicht ersinnen kann."

„Richtig!" sagte ebenfalls lachend der Graf; „und diese Winkel und engen Gassen lieben Sie absonderlich. Warten Sie, man kommt hinter Ihre Schliche."

„Wie so?" fragte der Maler.

„Wenn man sich nicht weit vom Fuchsbau am Kanale hin verliert, so kommt man in kleine Straßen, wo Sie, theuerster Arthur, eigentlich nichts zu schaffen hätten, und wo man Sie doch häufig herumwandeln sieht."

„Das läugne ich auch ganz und gar nicht."

„Also in der That ein kleines Verhältniß?"

„Sagen Sie lieber ein großes Verhältniß, Graf Fohrbach. Ich gestehe Ihnen, dem Freunde, daß mich mehr als eine müßige Laune dorthin zieht. Ja, warum sollte ich es läugnen! Ich habe dort ein Mädchen gefunden, das ich unendlich liebe, — das ich Ihnen in vielleicht nicht zu langer Zeit als meine Frau vorzustellen habe."

„Aus jenen engen Gäßchen?" sagte der Graf im höchsten Erstaunen. „Was wird Papa Erichsen dazu sagen, und vor Allem Mama, die sehr strenge Commerzienräthin?"

„Das ist freilich noch eine schroffe Klippe, die ich umschiffen muß und will. — Gewiß, Graf Fohrbach, ich scherze nicht, ich bin dazu fest entschlossen."

„Und ihr liebt einander, wie es sein soll?" erwiederte der Graf mit wahrer Theilnahme. — „Und wenn das Mädchen gut und anständig ist, woran ich übrigens ebenso wenig zweifle,

als an ihrer Schönheit, denn Ihr guter Geschmack ist mir bekannt, so haben Sie Recht, sich über unsere kleinlichen Verhältnisse hinwegzusetzen. Sie sind ja ein freier Mann, ein Künstler, — Sie können am Ende handeln, wie Sie wollen," setzte er mit einem kleinen Seufzer hinzu.

„Ich wußte wohl," erwiederte Arthur mit Wärme, „daß Sie meinen Entschluß billigen würden, und sollten Sie das Mädchen kennen lernen, so würden Sie mir noch unbedingter Recht geben."

„Ach, lieber Arthur," versetzte der Graf nach einer Pause, „dießmal kann meine Zustimmung für Sie eigentlich wenig Werth haben, denn ich befinde mich fast in gleicher Lage und fühle deßhalb parteiisch für Sie."

„Sie — Graf Fohrbach?" fragte Arthur erstaunt.

„Ja, bester Freund; auch ich liebe; eigentlich zum ersten Mal in meinem Leben, und auch mir treten die Verhältnisse hemmend entgegen. Doch auch ich bin fest entschlossen, dieselben niederzuwerfen, denn ich liebe, Arthur, und vor allen Dingen, werde ebenso wieder geliebt."

„Dann wollen wir uns gegenseitig gratuliren," sprach lachend der Maler, indem er seine beiden Hände ausstreckte, welche Graf Fohrbach herzlich schüttelte und darauf sagte:

„Verlassen Sie sich auf mich, Sie werden jeder Zeit, unter allen Verhältnissen und Lagen einen treuen und ergebenen Freund an mir finden. Haben Sie mir doch beständig die besten Beweise Ihrer Zuneigung gegeben, sogar in Geschichten, an welche nur zu denken ich mich jetzt fast schäme, und wo ich am Ende Ihr Verführer geworden bin, wenn Ihre Liebe Sie nicht geschützt, wie mich die meinige."

„O ja, sie schützte mich vollkommen," entgegnete lächelnd

der junge Mann. „Richtig! wir sprachen noch nicht darüber, und damit hängt doch auch Etwas zusammen, was wieder auf unsern räthselhaften Baron zurückführt."

„Ah! lassen Sie hören; darauf bin ich begierig."

„Sie baten mich damals, Ihnen den Brief zu besorgen, an eine gewisse Madame Becker, Kanalstraße, glaube ich. Das war an jenem Tage, wo Ihr Vettschaft verschwand."

„Richtig! richtig! und ich benützte das Siegel des Herrn von Brand."

„Also habe ich doch Recht!" rief überrascht der Maler. „Ich bemerkte wohl arabische Schriftzüge auf demselben, doch fiel es mir erst später ein, daß Ihnen vielleicht der Baron damit aus der Verlegenheit geholfen."

„Und was hat es mit diesem Siegel für eine Bewandtniß?"

„Die bewußte Madame Becker erschrack, als sie es bemerkte. Und doch schien sie es wieder anzutreiben, Ihren Wunsch zu erfüllen. Das beschäftigte mich, sobald ich das Haus in der Kanalstraße verlassen; Ihr Siegel — ich kannte es ja — ein einfaches F, sogar ohne Wappen und Krone, konnte unmöglich einen solchen Eindruck auf die Frau machen."

„Sie haben wahrhaftig Recht," sprach der Graf nach einigem Besinnen. „Als ich in jenem Brief von der Frau das Bewußte verlangte, dachte ich selbst nicht, daß es möglich sei, und war in der That überrascht, als sie mir einige Zeit nachher anzeigte, die Angelegenheit habe sich arrangirt. Dabei schrieb sie auch von einem hohen Freunde, dem ich sagen solle, wie viel Mühe sie sich gegeben. Damit war offenbar der Baron gemeint, dessen Siegel sie also erkannt; und wenn sie dieß erkannt, so muß sie schon in häufige Berührung mit ihm gekommen sein."

„Und nicht blos in Berührungen, wie mit andern vornehmen

Herren," meinte Arthur lächelnd, „sondern ihr Schreck zeigte mir deutlich, daß sie ihn fürchte."

„Wie ein für sie mächtiges Wesen," sagte der Graf rasch einfallend. — „Bei Gott! Arthur, es ist so; ich scheue mich fast, es auszusprechen; aber wenn ich meine Begegnung mit ihm in der Nacht am Fuchsbaue, namentlich den Bericht jenes unglücklichen Geschöpfs im Schlosse und so all' die verschiedenen Sachen zusammen stelle, so drängt sich mir die feste Ueberzeugung auf, der sogenannte Baron von Brand stehe an der Spitze einer weit verbreiteten Bande von Fälschern, Dieben, vielleicht Mördern."

„Entsetzlich!" rief Arthur ergriffen. „Und wenn dem so wäre, würden Sie zu seiner Entdeckung, zu seiner Bestrafung etwas beizutragen im Stande sein? Würden Sie es über sich vermögen, den Mann, der hier unzählige Mal in Ihrem Zimmer gewesen, der von Ihrem Thee getrunken, von Ihren Cigarren geraucht, den vielleicht verdienten Ketten und Banden zu übergeben?"

„Nein, nein, dazu wäre ich nicht im Stande, obgleich ich es gewiß nicht ungern sehen würde, wenn wir von diesem wirklich gefährlichen Menschen befreit würden. Ja, ich würde vielleicht meinen kleinen Einfluß aufbieten, um ihm die freie Entfernung von hier zu erleichtern. Aber wie sich mit ihm darüber verständigen? Daß sich langsam ein Garn um seine Füße zieht, bin ich fest überzeugt und darum thut es mir leid, wenn ich, wie heute Abend, sehen muß, daß er so unbewußt, sicher, aber unaufhaltsam der Gefahr entgegen geht."

„Und letzteres ist doch noch die Frage," entgegnete Arthur. „Ist Baron Brand wirklich der, für den wir ihn halten, so ist er ein außergewöhnlicher Mensch, dem ich meine Bewunderung nicht versagen kann, und der nicht so unklug sein wird, auf

seinem gefährlichen Pfade blindlings dahin zu gehen. Glauben Sie mir, der hat die Augen offen so gut wie wir; und ich bin überzeugt, daß die erste Hand, die sich nach ihm ausstreckt, ihn spurlos verschwinden macht."

„Gewiß, lieber Arthur; aber da wir einmal dieses Kapitel begonnen, so ist es vielleicht nicht indiscret, wenn ich Sie frage, wie jenes Rendezvous am Neujahrsabend eigentlich abgelaufen; ich muß darauf dringen, da Sie auch in der Angelegenheit Auslagen für mich gehabt haben."

„Diese sind so unbedeutend, daß es gar nicht der Rede werth ist. Auch ist Ihr Verlangen durchaus nicht indiscret, denn ich kann Sie versichern, was ich mit dem Mädchen verhandelt, hätte die ganze Welt sehen können. Ich erhielt also Ihren Brief und ging um acht Uhr, wie derselbe von mir oder vielmehr von Ihnen verlangt, an die Ecke der Prinzenstraße; einen Wagen ließ ich mir folgen und im Schatten der Häuser halten. Ich brauchte auch nicht lange zu warten, so sah ich ein Frauenzimmer auf mich, obgleich mit ziemlich unsichern Schritten, zugehen. Sie war in einen langen, dunkeln Shawl gewickelt, so daß man von ihrer Figur so gut wie gar nichts entdecken konnte; um den Kopf trug sie eine schwarzseidene Kapuze mit sehr langen Spitzen, die so dicht auf ihr Gesicht niederfielen, daß es unmöglich war, die Gesichtszüge des Mädchens zu erkennen."

„Das glaube ich wohl, denn es war eine dunkle Nacht."

„Ich hatte mich so aufgestellt, daß sie sehen konnte, wie ich an der Straßenecke auf Jemand zu warten schien."

„Welchen Weg kam sie?"

„Sie schien vom Theater zu kommen."

„Ah!"

„Als ich nahe bei ihr war und sie mir in's Gesicht sah,

welches ich mir auch, im Gegensatz zu ihr, gar keine Mühe gab, zu verbergen, stutzte sie und schien sich abwenden zu wollen. Ich sagte ihr: Sie erwarten Jemand anders als mich zu finden; Graf F. aber ist verhindert und bittet vielmal um Entschuldigung. — Man muß doch höflich sein. — Er wird vielleicht das Vergnügen haben, fuhr ich fort, Sie ein anderes Mal zu sehen; für heute war es ihm gewiß unmöglich."

„Und sie gab keine Antwort?"

„Nicht eine Sylbe; ja sie wandte mir fast den Rücken zu und nickte ein paar Mal mit dem Kopfe, namentlich als ich sie fragte, ob sie sich des Wagens bedienen wolle, um nach Hause zu fahren."

„Das nahm sie an? — Aber sagte Ihnen keine Adresse?"

„Das war unnöthig, wußte ich doch selbst die Wohnung der Madame Becker; ich fragte sie, ob sie in die Kanalstraße fahren wolle, da nickte sie abermals mit dem Kopfe. Ich hob sie alsdann in den Wagen, sagte dem Kutscher, wohin er fahren solle, und empfahl mich auf's Höflichste."

„Arthur," rief der Graf lachend, „ich glaube in der That, daß Ihre Liebe aufrichtig und wahr ist. Aber Sie können doch froh sein, daß eben dieß Mädchen sich so dicht verschleiert und verhüllt hielt, und in kalter, dunkler Nacht vor Sie hintrat; denn nehmen Sie mir es nicht übel, ich wollte doch für nichts stehen, wenn es Ihnen mit aller seiner Schönheit im warmen Zimmer beim Schein der Lichter unter den angegebenen Verhältnissen erschienen wäre."

„Also war es ein gutes Abenteuer?"

„Das will ich meinen! Es betraf ein Mädchen, nach der Tausende vergeblich gesehen, die bis jetzt unbescholten dastand."

„Ah! eine Verführung!"

„Nur durch die Macht des Goldes; sonst würde ich mir noch größere Vorwürfe gemacht haben, als ich damals schon that, namentlich da sie einer armen Familie angehört und durch ihren Erwerb Vater und Geschwister unterstützen muß."

„Ein sauberer Erwerb!" sagte kopfschüttelnd der Maler.

„Ich meine das nicht, wie Sie es nehmen," entgegnete der Graf. „Ihr Erwerb ist sehr anständig, kann es wenigstens sein; sie ist sogar eine Collegin von Ihnen, Arthur, — eine Künstlerin."

„Ah! wenn ich das gewußt hätte, so würde ich ein Gespräch mit ihr angeknüpft haben. — Aber Ihre Kunst besteht wohl im Gebrauch der Nadel."

„Gefehlt, Arthur! Höher hinauf, oder wenn Sie wollen, tiefer hinab, denn die Kunst dieser jungen Dame besteht im Gebrauch ihrer Füße; es ist eine — Tänzerin."

Arthur wußte nicht, warum ihn dieses Wort so schmerzlich berührte. War es die leichtfertige Betonung, mit der sein Freund dieß Wort aussprach, war es, weil auch sie eine Tänzerin war, und weil es also wieder eine Ihrer Colleginnen betraf, die hier so zweideutig aufgetreten. Ja, es preßte ihm das Herz zusammen, und er hätte viel darum gegeben, wenn Graf Fohrbach dieß nicht gesagt hätte.

Dieser aber hatte keine Ahnung davon, wie wehe er Arthur damit gethan. „Ja," fuhr er fort, „wie ich Ihnen schon vorhin bemerkte, hatte mich der Erfolg meiner Bemühungen selbst überrascht; ich glaubte nicht daran, und wunderte mich sehr, als jener Brief der Madame Becker an mich kam. Wenige Tage nachher schickte sie mir ihre Rechnung, sie war ziemlich stark, aber ich sandte ihr noch mehr, als sie verlangte; es wird jenem armen Geschöpf auch zu gut kommen, und — wenn auch in allen Ehren, so interessire ich mich immer noch für die schöne Clara."

„Für die schöne Clara?" sagte der Maler, und trotzdem er diese Worte ganz leise, fast unhörbar sprach, so schien er doch kaum genug Athem gehabt zu haben, um sie heraus zu stoßen.

Der Graf hatte bei den letzten Worten seine Cigarre weggeworfen und den Fauteuil gegen das Kamin gedreht, wo er sich damit beschäftigte, die glühenden Kohlen zusammen zu scharren und einen angebrannten Holzblock darauf zu legen. Er konnte deßhalb nicht sehen, wie Arthur plötzlich so bleich wurde, wie er seine Hand krampfhaft auf das Herz preßte, dann über die Augen fuhr und hierauf gezwungen lächelnd mit dem Kopfe schüttelte. — „Oh! — nein! — nein!" dachte der Maler, „so eine Idee ist ja lächerlich. — Aber eine Tänzerin war es, hat er gesagt. — Die schöne Clara. — Wer trägt sonst noch diesen Namen? — Mein ganzes Vermögen, Alles, was ich habe und kann für eine gute Auskunft!"

„Man darf so ein Kaminfeuer nie ausgehen lassen," meinte Graf Fohrbach. „Finden Sie nicht, daß es hier schon kalt geworden ist?"

„Nein, gewiß nicht — gewiß nicht!" brachte Arthur mühsam hervor. „Mir ist es heiß, sehr heiß."

Der Andere hatte den kleinen, zierlichen Blasbalg ergriffen, der am Kamine hieng, und fachte damit die Gluth von Neuem an.

Arthur saß da mit den Gefühlen eines Unglücklichen, über den das Richtschwert gezückt wird. Der blanke Stahl flimmerte ihm schon vor den Augen, er brauchte nur eine Frage zu thun und dann fiel vielleicht der tödtliche Streich, sein Lebensglück für ewig zerstörend. — Sollte er diese Frage thun? sollte er die beiden Hände seines Freundes ergreifen, ihm flehend in die Augen blicken und um Gottes und aller Liebe willen um den

vollständigen Namen jenes Mädchens bitten? — Dann mußte er ihm auch sein ganzes Unglück offenbaren. — — Oder sollte er ihn in gleichgültigem Tone darum ersuchen? — — — — Gewiß! er mußte das Letztere wählen. Und er that es unter den tiefsten Schmerzen, mit der fürchterlichsten Anstrengung. — Ja, er lachte dazu, aber sein Lachen klang heiser, fast wie ein Geheul, und wenn der Graf nicht so sehr mit seinem Feuer beschäftigt gewesen wäre, hätte er aufmerksam werden müssen.

„Die — schöne — Clara, sagten Sie," sprach der unglückliche junge Mann. — „Ah! — — damit haben Sie mir Ihr Geheimniß verrathen."

„Oh! es soll für Sie gar keines sein," erwiederte der Graf. „Wir kennen uns zu genau, und ich bin fest überzeugt, daß Sie den Namen dieses armen Mädchens Niemanden sagen werden, der vielleicht Interesse an ihr nimmt."

„— — Nein, das thue ich gewiß nicht."

„Sie haben ihn ja auch schon errathen; und ist sie nicht in der That reizend, ja liebenswürdig, die schöne Clara? — Clara Staiger, eine unserer graziösesten Tänzerinnen."

Da war es heraus, und Arthur sank momentan in sich zusammen, wobei er übrigens so viel Geistesgegenwart besaß, beide Hände vor die Augen zu drücken, damit der Andere seine hervorstürzenden Thränen nicht sehen möge. Doch hielt es ihn nicht länger in dem Zimmer; es schien sich mit ihm zu drehen, die Mauern schienen ihm zu wanken; es lag ihm centnerschwer auf der Brust, er mußte hinaus in's Freie, in die kalte Nachtluft, um wieder athmen zu können. Und doch durfte er nicht so davon stürzen, das war seine Qual. Obgleich wie im Fieber zitternd, mußte er sich langsam und förmlich erheben; obgleich sein Blut in den Adern raste, mußte er Ruhe und Müdigkeit

affectiren, und mußte mit dem Grafen noch einige gleichgültige Worte wechseln. Glücklicher Weise war es ziemlich spät geworden, weßhalb ihn Dieser nicht lange zurückhielt. Und doch däuchte es dem Unglücklichen eine Ewigkeit, bis er seinen Hut ergriffen und die Thüre erreicht hatte. Ja, dort mußte er noch einen Augenblick warten, denn Graf Fohrbach machte ihn auf die Mappe aufmerksam, die er vergessen. — Endlich — endlich — öffnete sich ihm die Hausthüre, endlich trat er auf die Straße hinaus, und erst da schöpfte er tief Athem, als ihm die kalte Nachtluft seine brennende Stirne kühlte.

Neunundsechszigstes Kapitel.

Das Siegel des Herrn von Brand.

Wie lange Arthur in jener Nacht auf den Straßen umhergeirrt, bald mit den Zähnen knirschend und die Fäuste geballt, dann wieder leise weinend, wobei er ihren Namen ausrief, zuerst mit weichem, liebendem Tone, dann immer heftiger und heftiger, bis ihn wieder die frühere Wuth erfaßte, wäre er selbst nicht im Stande gewesen anzugeben. Ja, von dem Abend und der Nacht blieb ihm nur der Klang ihres Namens vollkommen gegenwärtig; es war, als wandelte eine Schaar Teufel mit ihm, die: „Clara Staiger — Clara Staiger!“ hohnlachend in seine Ohren schrieen. Alles Andere erschien ihm wie ein wüster Traum, — ein wacher Traum, denn er hatte die Personen willkührlich hervorrufen können, mit denen er gesprochen, ja, er erinnerte sich, daß er leibhaft an den Orten gewesen war, wo er jene Leute hätte finden können, — mit jenem Weib, jener schändlichen Kupplerin hatte er zuerst und lange zu thun gehabt; er wußte, daß er vor ihrem Hause am Kanal gewesen; er hatte ihre Fenster gesehen und einen schwachen, ihm unheimlich dünkenden Lichtschimmer; ja unheimlich, denn er zuckte über ein bleiches Gesicht, welches gestern noch in

Fülle der Gesundheit geprangt; er hatte in Gedanken mit jenem Weibe gesprochen, er hatte sie um Auskunft gebeten, welcher Dämon ihr die Macht verliehen über das bisher so reine und unschuldige Geschöpf. Sie hatte gleichgültig die Achseln gezuckt, und hatte ihm gesagt: Ja, wenn Sie mir keinen Brief bringen mit dem bewußten Siegel, so brauche ich Ihnen keine Antwort zu geben. Darauf war er vor dem Hause des Baron von Brand gewesen und hatte lange an die dunklen Fenster hinauf geblickt, und darauf war es ihm, als habe er ihn um das Siegel bitten wollen, doch war Jener abwesend und er mußte ihn im Fuchsbau aufsuchen. Und das that er auch: hastig, eilig.

Da lagen vor ihm die finsteren Gebäudemassen, da war der Durchgang, wo das einsame Licht brannte, und die eiserne Gitterthüre, wo er damals jenen Mann im Mantel gesehen, der dem Baron von Brand so ähnlich sah. — Aber auch hier ward ihm kein Einlaß, und es trieb ihn immer wieder fort, wie in einem Rundlauf, an dem stillen Wasser des Kanals vorbei, vor das Haus jenes räthselhaften Mannes, abermals an den Fuchsbau, und erst als der Morgen anfieng zu grauen, hie und da an den Häusern Lichter blitzten, sich Hausthüren öffneten und Menschen erschienen, und er also nicht mehr, gefolgt von seinen wilden Phantasieen, allein und ungesehen durch die Straßen schweifen konnte, da schwankte er seinem Hause zu, und als er es erreicht, lehnte er lange die immer noch heiße Stirne an den kalten Stein, ehe er aufschloß und in sein Zimmer hinauf ging. Ach! das schienen ihm gar nicht mehr die traulichen Gemächer zu sein, in denen er bis jetzt so gern verweilt; bei seiner Gemüthsstimmung und dem falben Lichte des Wintermorgens erschien ihm Alles hier unheimlich und gespensterhaft. Seine Waffen funkelten ihn so verstohlen an, die weißen Statuen schienen verlegen auf den Bo-

den zu blicken, der schwere Seidenstoff, der nachlässig über seinem Divan hing, schien ihm ein Grabtuch zu sein, und erst ihr Portrait, das auf der Staffelei stand, hatte gar keine lebendige Färbung mehr, sondern däuchte ihm wie das Bild einer Leiche, die nichts mehr hier oben auf der freundlichen Welt zu schaffen hat, sondern tief hinabgesenkt werden muß, damit man es nie mehr sehe, und sich bei seinem Anblick entsetze. — Ah! ihm schauderte vor ihren Zügen; sie waren so bleich und leblos. — „Und du konntest so an mir handeln!" sagte er, vom tiefsten Schmerz ergriffen, „du, an die ich mein Alles gesetzt!" — — — —

Als er so dachte, kam es ihm vor, als flamme eine leichte Röthe, das Bewußtsein ihrer Schuld, über das schöne Gesicht. — Doch nein! er hatte sich nur geirrt; es war das letzte Aufflackern des tief herabgebrannten Lichtes, das die ganze Nacht vergeblich auf seine Rückkunft gewartet. — — Er nahm ruhig den Seidenstoff und deckte ihn über Bild und Staffelei. Dann versank er abermals in Träumereien, aber er schlief nicht, und hörte nur wie fernes Rauschen, als es so nach und nach auf der Straße und im Hause lebendig wurde. Erst als die Sonne einen freundlichen Strahl in's Zimmer sandte, erhob er sich und brachte ruhig seinen Anzug in Ordnung, ohne dabei vor der Bläße zu erschrecken, die auf seinen verstörten Zügen lag.

Was er während des Umherschweifens heute Nacht gedacht, beschloß er nun auszuführen; vor allen Dingen sich Gewißheit zu verschaffen, welche Mittel Clara vermocht, so entsetzlich tief zu fallen. „Oh!" sprach er zu sich selber, „das kann kein Anfang sein, das ist nur eine Fortsetzung." Er zwang sich ruhig zu werden, er kühlte sein Gesicht mit kaltem Wasser, er ordnete sein Haar, und sobald es ihm die Stunde erlaubte, ging er nach der Wohnung des Baron von Brand. Vorher aber hatte er aus der

Mappe die bewußten sechs Blätter genommen, sie zusammen gerollt und zu sich gesteckt.

Der Baron hatte sich, wie sein Kammerdiener sagte, eben erhoben; doch ließ er den Maler augenblicklich in sein Zimmer und schien erfreut, ihn zu sehen. Er lag in einem kleinen Fauteuil, trug einen seidenen Schlafrock, und sein Kopf war über und über mit Papilloten bedeckt, ein Zustand seiner Toilette, wegen welchem er in der bekannten süßlichen Manier tausendmal um Verzeihung bat. Neben ihm befand sich ein sehr niedriger runder Tisch, auf welchem sein Frühstück stand; er nöthigte Arthur, eine Tasse Kaffee zu nehmen und bot ihm eine Cigarre an, welche dieser aber ablehnte.

„Sie werden sich wundern, Herr Baron," sagte der Maler, „daß ich Sie schon so früh belästige, aber ich komme nur, um Ihnen einen Beweis meiner Ergebenheit darzubringen. Gestern Abend schienen Sie großen Werth darauf zu legen, die sechs Blätter — eines gewissen Portraits zu besitzen; hier sind sie."

„Wirklich?" erwiederte der Baron erstaunt; „das hätte ich mir nicht träumen lassen. Aber ich will Ihnen in der That unendlich dankbar dafür sein; ich freue mich, in den Besitz dieser Blätter zu kommen; aber alle Freundschaft bei Seite — die Zeichnungen sind kostbar und ich nehme sie nur an, wenn Sie mir Ihre Bedingungen nennen, die ich übrigens im Voraus acceptire."

„Versprechen Sie nicht zu viel, Herr Baron," sagte Arthur sehr ernst. „Die Blätter sind allerdings sehr kostbar, nicht wegen ihres künstlerischen Werthes, wohl aber wegen der Folgen, die eine solche Arbeit für mich haben kann. — — Dagegen aber," fuhr er mit einer Handbewegung fort, als er sah, daß der Baron Etwas erwiedern wollte, „sind auch meine Forderungen vielleicht sehr hoch — — vielleicht aber auch sehr gering."

„Ich verstehe Sie wahrhaftig nicht, bester Herr Erichsen; erklären Sie sich deutlicher. Nennen Sie diese Forderungen."

„Dazu muß ich mir einen Vorwand erlauben," sagte der Maler. — „Ich habe Geschäfte mit einer gewissen Frau Becker, die Sie vielleicht nicht kennen."

„Nein," sagte der Baron mit völlig unbeweglichem Gesicht.

„Die aber Sie kennt," fuhr Arthur fort.

„Coeur de rose!" lachte der Baron; „ob das für mich schmeichelhaft ist, weiß ich nicht. Aber gleichviel — gehen wir weiter!"

„Diese Frau muß mir über irgend Etwas eine Auskunft geben, eine bestimmte und wahre Auskunft. Und dazu bedarf ich Ihres Fürwortes."

„Meines Fürwortes, bester Herr Erichsen? Wie gesagt, ich kenne die Frau ja nicht."

„Aber sie kennt Sie desto besser."

„Bah! gehen Sie! Sie sprechen in Räthseln. Aber ich will Sie geduldig anhören: worin besteht denn dieses Fürwort?"

„Sie müßten mir auf ein Blatt Papier schreiben," fuhr der junge Mann tief Athem holend fort; „ungefähr so: Der Ueberbringer ist mein Freund, — wenn ich mir damit schmeicheln darf? — und ich wünsche, daß Sie ihn als solchen betrachten."

„Das ist ja eine ganz räthselhafte Geschichte, eine komische Grille!" lachte überlaut der Herr von Brand. Und sein Lachen war so natürlich und ungezwungen, daß man darauf hätte schwören sollen, er sehe wirklich nur in der Forderung Arthurs eine komische Grille desselben.

„Die Sie erfüllen werden?" fragte ängstlich der Maler.

Coeur de rose! das kommt darauf an. Und das Blatt muß ich unterschreiben?"

„Nicht einmal; aber — Ihr Siegel beifügen."

„Mein Siegel! Das wird immer geheimnißvoller."

„Und zwar das Siegel, welches dort neben dem Uhrenschlüssel an der Kette befestigt ist."

„Mein Talisman, bester Herr Erichsen?" rief der Baron lustig. „Das wird wahrhaftig nicht angehen. Nehmen wir meinetwegen ein anderes Siegel."

„Nein, es muß der Talisman sein," bat Arthur. „Er soll es auch mir sein, um einen Mund zu öffnen, der wahrscheinlich sonst für mich verschlossen bliebe. — Finden Sie meine Forderung, gegenüber meiner Arbeit vielleicht zu hoch?"

„O nein, die ist mir unschätzbar; aber ich verstehe beim Himmel nicht, wie mein armer Talisman auf jene Madame — wie haben Sie doch gesagt?" —

„Madame Becker."

„Richtig! — Madame Becker wirken soll. Erklären Sie mir doch den Zusammenhang."

„Ich weiß ihn nicht," entgegnete Arthur. Doch sah er den Baron scharf an, als er fortfuhr: „Vielleicht glaubt jene Frau, das Siegel gehöre Jemand, den sie fürchten muß; — den Herrn Baron von Brand kennt sie wahrscheinlich nicht."

„Und woher vermuthen Sie das?"

„Erinnern Sie sich, Herr Baron, daß Graf Fohrbach mit demselben Talisman vor einiger Zeit siegelte; es war ein Brief an eben jene Frau, den ich aus Gefälligkeit dort abgab. Was der Graf verlangte — — weiß ich nicht, — aber so viel weiß ich," fuhr er mit zitternder Stimme fort, „daß die Frau nur durch

den Anblick jenes Siegels bewogen wurde, seinen Wunsch zu erfüllen. — — Ah! und sie erfüllte ihn meisterhaft."

Auf dem Gesicht des Barons war nicht die geringste Bewegung zu lesen; sein Lächeln drückte Aufmerksamkeit, Neugierde aus, und als er sagte: „Das ist wirklich seltsam," klang das, wie im Tone der unschuldigsten Ueberraschung gesprochen.

„Bewilligen Sie meine Bitte," fuhr Arthur dringend fort. „Ein Blatt ohne Ihren Namen! was kann es Ihnen schaden? Und obendrein verspreche ich Ihnen feierlich, daß Sie es noch am heutigen Tage zurückerhalten sollen. Was dagegen meine Blätter anbelangt, so bleiben Sie in Ihrer Hand und mit ihnen ein Theil meiner Zukunft, wenn ich je in hiesiger Stadt eine suchen sollte."

Der Baron schlürfte kopfschüttelnd seinen Kaffee, stieß bedächtig die Asche von seiner Cigarre und sagte alsdann: „Sie sind einer von den Menschen, lieber Erichsen, für welche ich Sympathieen fühle, und deßhalb will ich Ihren komischen Wunsch erfüllen. Wenn Sie mir das Blatt zurückbringen, ist mir's recht, ich bin aber auch zufrieden, wenn es nur in Ihrer Hand bleibt." Hierauf erhob er sich langsam, und als er seinem Schreibtische zuging, warf er einen Blick in den Spiegel und sprach affectirt: „Wahrhaftig, Sie haben, wenn ich so sagen darf, einen großen Stein bei mir im Brette, denn Sie durften mich im tiefsten Negligé sehen — mit Papilloten in den Haaren. Coeur de rose! wenn Sie mich je verrathen würden! Wissen Sie wohl, daß alle Damen darauf schwören, mein Haar sei natürlich gelockt; ich gebe mich ganz in Ihre Hand." Bei diesen Worten hatte er das Verlangte geschrieben, gesiegelt und überreichte es Arthur.

„Von Ihnen gilt der Ausspruch Napoleons nicht," entgegnete der Maler lächelnd; „Sie bleiben ein großer Mann, selbst

im tiefsten Negligé, ja in jeder Verkleidung." Er hatte das ohne Absicht gesagt, als er gerade sein Papier zusammen faltete, weßhalb er auch nicht sehen konnte, welch' seltsamer Strahl aus den Augen des Barons auf ihn fiel. „Meinen herzlichen Dank," sprach Arthur, „hier sind die Blätter; machen Sie einen mäßigen Gebrauch davon." Er schüttelte dem Baron die Hand, welche ihm Dieser mit dem bekannten matten Lächeln darreichte, und verließ eilig das Zimmer.

Kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, so schien Herr von Brand ein ganz Anderer zu sein. Sein Auge glänzte entschlossen und feurig, alle seine Muskeln schienen sich heftig anzuspannen, er schlug die Arme über einander und rief aus, indem er hart mit dem Fuße auftrat: „Teufel! was ist das? — Mein Talisman! Ah! ich ließ damals den Grafen ungern damit siegeln. — Und was wollte er mit seinen Verkleidungen sagen? — Zum Henker! Das will bedacht und überlegt sein."

Arthur hatte unterdessen seine eiligen Schritte nach der Kanalstraße gelenkt. Bald hatte er die alte Kaserne erreicht, und sein guter Ortssinn ließ ihn in Kurzem die richtige Treppe finden. Doch als er gerade im Begriffe war, hinauf zu steigen, hörte er droben eine Thüre öffnen, dann Tritte, und vernahm, daß es zwei Personen waren, die sich, ziemlich leise zusammen sprechend, der Treppe näherten. Es war dieß eine Wendeltreppe mit festen, glatten Wänden, oben gewölbt, woher es denn auch wohl kam, daß Arthur jedes Wort, das droben, obgleich ziemlich leise, gesprochen wurde, drunten deutlich vernahm. Es war sonst wahrhaftig nicht seine Art, zu lauschen, aber hier, wo er sich einem feindlichen Lager näherte, glaubte er sich das als eine Vorsichtsmaßregel schuldig zu sein, umsomehr, da er eine der Stimmen, die einer Frau, zu erkennen meinte. —

„Wenn es sich also leicht thun läßt," sagte Diese, „so sehe ich gar nicht ein, warum wir den Profit nicht mitnehmen wollen. Hat mir doch das ungerathene Geschöpf allen Verdienst, den ich durch sie zu machen dachte, mit in den Himmel genommen, und ich sage Euch, Sträuber, glaubt mir, die ganze Geschichte schadet meinem Erwerb, denn das wird ruchbar und die Herren werden sich vor mir geniren."

„Bah!" versetzte der Andere, „Ihr seht zu schwarz, Frau. Das macht die Trauergeschichte hier im Hause; das ist in acht Tagen vergessen, und dann habt Ihr Freunde — gute Freunde; schaut auf mich. — Also die Sache werde ich besorgen; keine Einrede: ich nehme Alles auf mich. Es ist doch wunderbar, daß mir vorgestern gerade wie was von einem Unglück in den Gliedern gelegen, und daß ich eine Person, die nicht genannt sein wollte, in sechs Leichenkassen versicherte. Das kostet freilich doppelte Prämien und Ihr müßt im Nothfalle beschwören können, daß Eure Marie damit gemeint war. Das macht sechsmal fünfzig Gulden gleich Dreihundert. — Nun, bin ich ein Geschäftsmann?"

„Gewiß," sprach die Frau, „daran zweifelt Niemand; und wenn Ihr Euch ein wenig zurück zieht — Ihr versteht mich wohl — so kann es Euch nicht fehlen."

„Und das werde ich thun, seid ruhig. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und die ganze Geschichte bald aus dem Leim. Denkt an mich: den Fuchsbau heben sie nächstens auf."

„Gott im Himmel! das gibt viel Unglück. — Und er?"

„Er," flüsterte der Andere; „was ist er? — Alles und gar nichts. Leider ein Phantom, das nicht zu fassen ist. Gebt nur Achtung, wenn sie alle Andern zusammen erwischen, so fliegt

er zum Schornstein hinaus oder verschwindet irgendwo durch die Mauer. — — Wißt Ihr, ich habe mich schon halb und halb losgesagt."

„Aber um Gotteswillen! seid klug. Es sollte mir leid um Euch thun; sie spaßen nicht da unten; es sind da schreckliche Sachen vorgefallen."

„Nur keine so trüben Erinnerungen, Frau, keine momenti moris; Ihr sprecht ja wie ein Todtenkopf."

„Ach! und dazu hätte ich alle Ursache; ich versichere Euch, es ist mir ganz schwarz vor den Augen. Ihr könntet wohl heute Abend kommen und mir ein Bischen Gesellschaft leisten."

„Nein, das kann ich nicht versprechen," sagte entschieden der Andere; „ich habe nun einmal eine Abneigung vor allen Häusern, wo Todte liegen; da gruselt es mir beständig, ich muß mich rechts und links umschauen, und dabei ist mir, als zupfe mich was Unsichtbares bald hier und bald dort am Rock."

„Aber morgen!"

„Morgen — versteht sich von selbst! Ich werde wohl das Geld bringen. — Adieu, Frau."

„Adieu denn!"

Bei den letzten Worten war Arthur dem Eingange wieder ugeschritten; er mochte nicht von dem Manne, der nun herunter kam, in Hörweite angetroffen werden.

An der Thüre begegneten sich denn auch Beide, und Arthur blickte dem Andern überrascht nach; es war das eine dürre Gestalt in schwarzem, abgeschabtem Frack, mit gelblichem zerknittertem Hemdkragen und schmierigen baumwollenen Handschuhen; dazu hatte er den Hut keck auf das rechte Ohr gesetzt, schwang einen abgebrochenen Spazierstock, trug die Nase hoch und hatte das Maul gespitzt, als pfeife er sich selbst Etwas vor.

Sobald der Maler droben kein Geräusch mehr vernahm, stieg er die Treppen hinauf.

Das alte Haus war unheimlich und finster wie immer; nur hatte sich die Atmosphäre, sonst moderig und feucht, etwas geändert; es roch dazwischen wie nach halb verwelkten Blumen und Weihrauch oder Wachskerzen; es war ein Odeur, der unwillkührlich trübe stimmt. Dazu war es in dem Hause todtenstill, und als Arthur leise an die Thüre klopfte, warf das Echo in dem langen Gange drei dumpfe Schläge zurück. — „Herein!" klang es von innen, und auch hier war derselbe unangenehme Geruch, nur starker Blumenduft vorherrschend.

Madame Becker saß wie damals an dem Tische, doch hatte sich ihr Aeußeres und ihre Haltung sehr verändert; sie war ganz schwarz gekleidet, ließ den Kopf hängen; ihre Augen waren matt und glanzlos, und da ihre Unterlippe ziemlich schlaff herab hieng, so hatten ihre Gesichtszüge etwas Verlebtes, Ausdrucksloses. Sie belebten sich ein klein wenig, als sie des jungen, eleganten Mannes ansichtig wurde, auch stand sie eilig auf, nickte ihm zu, schritt aber alsdann gegen das Nebenzimmer, dessen halb offen stehende Thüre sie langsam in's Schloß zog.

Arthurs Kehle war wie zugeschnürt, er konnte kaum ein Wort hervorbringen, und ließ sich schweigend auf den Stuhl nieder, den ihm die Frau an den Tisch gerückt. — „Sie erinnern sich meiner," sagte er nach einer Pause.

„Kaum, kaum," entgegnete die Frau und fuhr mit der Hand über die Augen. — „Es war was dabei von einem Brief und einer Bestellung."

„Ganz richtig: ein Brief des Grafen Fohrbach."

„Richtig! jetzt habe ich die Sache wieder," sprach lebhafter die Frau, wobei sie sich vorn über beugte und so dem jungen

Manne näherte. „Jetzt kenne ich den Herrn, aber ich meine, Sie hatten damals einen größern Bart; heute sehen Sie etwas anders aus, etwas kahler."

„Vielleicht bläſſer."

„Auch möglich. — Richtig! vom Herrn Grafen Fohrbach, — ein vornehmer und sehr braver Herr. Er war zufrieden?"

„Außerordentlich."

Jetzt legte die Frau ihren Finger auf den Mund, wobei sie sich einen Augenblick nach dem Nebenzimmer umsah. Dann sagte sie flüsternd: „War er nicht überrascht?"

„O er war sehr überrascht," brachte Arthur mühsam hervor.

„Das will ich wohl glauben," erwiederte Frau Becker. „Und ich kann Sie versichern, Herr — Baron, daß keine Andere als ich das zu Stande gebracht hätte. — Keine Andere," wiederholte sie und berührte mit ihren Fingern den Arm des jungen Mannes.

Arthur zuckte zusammen, doch faßte er sich gewaltsam. — „Also doch!" dachte er. — „Sei ruhig, Herz; wenigstens hat es ihr Mühe gekostet." — — — — Er zwang sich sogar zu einem Lächeln, doch brauchte er dazu einige Secunden, dann fuhr er fort: „Ich komme nochmals in derselben Angelegenheit."

„Wollen Sie sie auch kennen lernen?"

„Nein, nein, nein!" rief er hastig. „Ich habe nur eine Bitte an Sie, einige Fragen, die Sie vielleicht so freundlich sind, mir wahr zu beantworten. — Aber wahr, Frau Becker. Es soll mir auf eine gute Belohnung nicht ankommen."

Die Frau sah ihn einigermaßen mißtrauisch an. Dann sagte sie: „Vor allen Dingen bitte ich den Herrn Baron, leise zu sprechen. — Was wollen Sie denn eigentlich wissen?"

„Sie kannten die Clara — — Staiger schon länger?"

„O ja, ich kannte sie, so — so!"

„Und sie war Ihnen bis dahin als ein braves und tugendhaftes Mädchen bekannt? — — Ja, ja, das mußte doch wohl sein," fuhr Arthur fort, als die Frau keine Antwort gab, „denn sonst hätte es Ihnen ja keine Mühe gemacht, sie zu ver — kuppeln."

Wer konnte es dem jungen Manne übel nehmen, daß ihm in seinem tiefen Schmerze dieß Wort entfahren. Unbedachtsam aber war es auf jeden Fall, denn die Frau fuhr davor zurück, als sei sie von einer Schlange gestochen worden; auch mochte sie in den seltsam glänzenden Augen Arthurs Etwas entdecken, das ihr nicht gefiel. Vor Allem aber war sie eine kluge Frau, die verdächtige Blicke und Worte schnell ihren Verhältnissen anzupassen wußte. — „Halt," dachte sie, „wer weiß, wen ich vor mir habe, und was geschehen könnte, wenn ich dumm genug wäre, ihm zu gestehen, daß wir eine Unschuld geliefert!" Dieß überlegend machte sie eine steife Verbeugung und sagte: „Verzeihen Sie, Herr Baron, ich bin heute nicht in der Verfassung, Geschäfte abzumachen; ich bin in Trauer, wie Sie wohl sehen, und muß ein anderes Mal um die Ehre bitten." — Sie dachte: Zeit bringt Rath.

Arthur brachte mühsam ein Lächeln zu Stande. „Ah! Sie trauen mir nicht," sagte er. „Eigentlich haben Sie Recht, ich stellte da indiscrete Fragen, ohne mich bei Ihnen gehörig legitimirt zu haben. Doch soll das sogleich geschehen." — Er zog das bewußte Papier hervor, reichte es der Frau, die es hastig durchlas, das Siegel betrachtete, und dann schweigend in ihren Stuhl zurücksank. Ihre Hand und das Papier zitterten ein wenig.

„Sind Sie damit zufrieden?" fragte der junge Mann.

„Bei allen Heiligen, ja!" rief die Frau, nachdem sie heftig geschluckt. Aber Herr Baron, sagen Sie einer armen Wittwe

die Wahrheit: soll noch mehr Unglück über mich herein brechen? Will er mir ein Leides thun?"

Arthur war zu sehr mit seiner eigenen Sache beschäftigt, um augenblicklich an ihn, an den Baron, zu denken, um sich bewußt zu werden, daß zwischen dem Siegel und jenem räthselhaften Er ein Zusammenhang stattfände. — „Ihnen soll gewiß nichts zu Leid geschehen," entgegnete er der Frau auf ihre Frage, „wenn Sie mir die Wahrheit sagen; aber die volle Wahrheit."

„Das will ich ja; gewiß, ich will es."

„Nun gut. — Hatten Sie früher über das bewußte Mädchen, über deren Aufführung etwas Nachtheiliges vernommen? — Scheuen Sie sich gar nicht, die Wahrheit zu sagen."

„Nein, das hatte ich nie," erwiederte eifrig die Frau; „im Gegentheil, mir hatte man sie immer als die Tugend selbst geschildert, und so kannte ich sie auch. Das müssen der Herr Baron mir selbst bezeugen."

„Ich?" fragte Arthur erstaunt.

„Ja Sie. — Erinnern Sie sich, was ich Ihnen damals sagte, als Sie den Brief brachten, worin der Herr Graf das verlangte? — Das wird schwer angehen, sagte ich, das ist fast unmöglich, sagte ich, das kann ich nicht unternehmen, sagte ich. Nun sehen Sie, es war auch in der That schwer."

„Und doch gelang es!" seufzte Arthur.

Frau Becker hatte während dieser Zeit immer scheu nach dem Nebenzimmer geblickt, auch flüsterte sie ihre Worte ganz leise. Ja, wenn der junge Mann etwas lauter sprach, so hob sie ihre Hand auf und machte s — s — st! Dabei wandte sie sich hin und her, drehte ihren Kopf vielmals um, zupfte an ihren Haubenbändern, schluckte häufig und sagte dazwischen: „Ja, sehen Sie, das ging so — Gott soll mich bewahren, der Clara etwas Schlim-

mes nachzusagen, nein, sie war vollkommen brav." — Während diesen Redensarten hatte sie sich einen Feldzugsplan entworfen, und dabei ihrer Freundin Wundel gedacht. — „Richtig," sprach sie zu sich selber, „die soll es ausbaden; was brauche ich die Wundel zu schonen. Und wenn er ihr auf den Leib geht, da soll sie sehen, wie sie sich herauslügt. — Ich wußte gleich," wandte sie sich an Arthur, „daß das eine delicate Sache sei, glauben Sie mir, Herr Baron," — dabei faltete sie ihre Hände und blickte gen Himmel — „Unsereins hat auch Gewissen; und ich hatte immer das Vergnügen, die Familie Staiger als eine anständige Familie zu kennen. — Gott! die Clara, der arme Aff, wie mußte sie sich abplagen, damit ihre Geschwister nur was zu beißen hatten."

„Weiter!" sprach Arthur finster.

„Sie kam oft daher."

„Zu Ihnen?"

„Eigentlich zu der unglücklichen Marie. Ach Gott! Herr Baron, Sie wissen ja wohl das Unglück, das uns betroffen, heute roth — morgen todt! — — Da liegt sie im Nebenzimmer und sie erweisen ihr die letzte Ehre." — Hier holte sie ihr Schnupftuch hervor und fieng auffallend heftig an zu weinen. — „O du lieber Gott im Himmel!" schluchzte sie, „daß ich das erleben mußte! Meine arme Marie! mein Stolz, meine Stütze! — — — — Aber mich soll der Himmel bewahren, Herr Baron, daß ich Sie mit meinen Klagen aufhalten will. Gewiß nicht; ich bezwinge meinen Schmerz." Dieß schien auch der Frau Becker leicht zu werden, denn ein paar Secunden nach diesem Erguß waren ihre Augen wieder vollkommen trocken, ihr Gesicht gänzlich beruhigt. — „Also ich hatte zu viel Gewissen," fuhr sie fort, „die Sache mit dem Mädchen auf eigene Hand zu unternehmen."

„Und wer half Ihnen?" fragte Arthur dringend.

„Von Helfen ist eigentlich nicht die Rede," erwiederte listig das schlaue Weib; „sondern ich übergab die ganze Sache einer Bekannten."

„Und darf ich Sie um den Namen dieser Bekannten ersuchen?"

„O gewiß! warum nicht! Nur bitte ich, Herr Baron, daß ihr nichts geschieht."

„Nein, nein, — wer ist's?"

„Es ist die Frau Wundel; sie wohnt in der Balkengaße Numero vierzig."

„Ah! im gleichen Hause."

„Ganz richtig, wo auch Clara wohnt."

„Und die hat das Geschäft geleitet?"

„Sie konnte es am Besten, da sie sich auf gleichem Boden mit der Familie Staiger befindet."

„Richtig! o du mein Gott! Das war gut überlegt. Da konnte man Stunde um Stunde arbeiten. Wenn ich es auch nicht begreife, so fange ich doch an, die Fäden dieses Gewerbes zu verstehen." —

„S — s — st!" machte Frau Becker; „man kommt."

Die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich langsam und — Clara trat herein.

Siebenzigstes Kapitel.

Marie und Clara.

Ob das Erschrecken Arthur's bei ihrem Anblick größer oder das Erstaunen des jungen Mädchens, als Beide sich nun so auf einmal hier Auge gegen Auge gegenüber standen, ist wohl schwer anzugeben. Aus Beider Herzen stiegen seltsame Gedanken, aus dem seinen bittere, traurige, und auch ihre Ueberraschung war keine frohe zu nennen. — „Was macht er hier?" dachte sie; in dem Hause, das sie nur scheu und zitternd betreten, einzig und allein in der edlen Absicht, der dahin geschiedenen Freundin den letzten Liebesdienst zu erzeigen. Er biß heftig auf seine Lippen, indem er zu sich sagte: „Ah! es ist Alles so, wie ich erfahren; sie geht hier ein und aus."

Obgleich Madame Becker aus dem vorhergehenden Gespräch wohl entnommen, daß er ein Interesse an dem Mädchen nahm, so hatte sie doch keine Ahnung davon, wie genau Beide mit einander bekannt seien, und hielt es auf alle Fälle für schicklich, „den Herrn Baron — — einen ihrer Bekannten" der Tänzerin vorzustellen.

Zuerst wollte Arthur gegen den Titel eines Bekannten protestiren und hätte es vor ein paar Tagen noch lachend und eifrig gethan, jetzt aber, von der Untreue und Schlechtigkeit Clara's überzeugt, dachte er: „Ei, das wird mich in ihren Augen nicht heruntersetzen, und es soll mir ganz gleichgültig sein, ob ich auf diese Art vor ihr compromittirt werde."

Die Vorstellung der Madame Becker und der plötzliche Anblick Arthur's hier in diesem Hause hatten aber auf das junge Mädchen erschreckend gewirkt; sie war, jedoch unmerklich, zusammen gezuckt, ein tiefes, unerklärliches Weh durchzog ihr Herz, und ihr Gesicht, ohnedieß heute nicht frisch und rosig wie sonst, sah bleich und erschreckt aus.

Ihm waren das Beweise ihrer Schuld, und wenn sich auch seine Hand unter dem Tische krampfhaft zusammen ballte, so bezwang er sich doch, stand lächelnd auf und sagte, indem er eine leichte Verbeugung machte: es freue ihn sehr, die schöne Tänzerin, Fräulein Clara Staiger — — hier so unverhofft zu sehen.

Dem Mädchen war dieser Ton und der kalte Blick, womit er begleitet war, freilich räthselhaft; daß er unter diesem Besuche hier im Hause etwas Anderes vermuthen könnte, fiel ihr gar nicht ein; sie begriff nicht, daß Arthur im Stande wäre, ihr reines Herz, das sie ihm so offen hingelegt, zu verkennen. Und da sie sich rein wußte, frei von jeder Schuld, so bezog sie ihrerseits wieder sein verändertes Benehmen auf seine Verlegenheit, daß sie ihn hier bei der Madame Becker gesehen, denn er hatte ihr ja nie gesagt, daß er diese Frau kenne. Viel weiter dachte dieses reine, arglose Herz natürlich nicht.

Uebrigens war es für alle Drei ein peinlicher Moment; sogar Madame Becker hatte ihre gewohnte Sicherheit verloren

und meinte ziemlich linkisch, der Herr Baron möchten doch nur Platz behalten und sich vor der Fräulein Clara gar nicht geniren. — „Ach!“ seufzte sie und machte dazu einen neuen, aber gänzlich vergeblichen Versuch, ihren trockenen Augen einige Thränen zu entpressen, „sie war mit meiner armen Marie wie ein Leib und eine Seele.“

Arthur, der es nicht über sich vermochte, wie er es im ersten Augenbicke gewollt, das Zimmer schnell und stürmisch zu verlassen, wollte auch Etwas sagen und erkundigte sich nach dem schrecklichen Vorfalle im Theater, von dem er ja doch selbst Zeuge gewesen und über welchen er von seinem Bruder die beste Auskunft erhalten. Es war ihm auch ganz recht, als ihm Madame Becker ein Langes und Breites darüber erzählte, und wenn er dabei, scheinbar mit gespannter Aufmerksamkeit, an ihren Lippen hieng, so zeigte doch sein mühsames, ungestümes Athemholen, sowie das Umherirren seiner Augen, daß sein Geist mit ganz andern Sachen beschäftigt sei.

Clara fühlte das wohl und sie folgte angstvoll seinen wilden Blicken, und wenn hie und da einer derselben sie traf, so zuckte sie wiederholt zusammen und schlug ihre Augen nieder.

„Ja, Herr Baron,“ sagte die Becker schluchzend, „so traf mich dieses entsetzliche Unglück. Hier aus dieser Stube ging das arme Mädchen heiter und wohl, in voller Gesundheit, und ein paar Stunden nachher brachten sie sie sterbend zurück. Du Gott im Himmel! womit habe ich das verdient!“

Arthur zuckte die Achseln und bat die Frau in der höflichsten Art, ihre Thränen gefälligst trocknen zu wollen und ihren Schmerz zu mäßigen. Er brachte auch allerlei Gemeinplätze vor, als: das Schicksal nehme nun einmal seinen traurigen Lauf, was beschlossen, sei nicht zu ändern, Alles in der Welt, selbst das

Entsetzlichste, sei am Ende doch zu Etwas gut, und bei diesen letzten Worten blickte er nach Clara, die ihre Hände gefalten hielt und leicht mit dem Kopfe schüttelte; denn so kalt hatte sie ihn nie sprechen gehört.

„Haben Sie die Marie gekannt?" fragte Madame Becker nach einer Pause, während welcher sie ihre Thränen getrocknet.

„O ja, ich erinnere mich ihrer, ich sah sie ja häufig; es war ein schönes, blühendes Mädchen."

„Das war sie," sagte eifrig die Frau, „und jetzt, da sie todt daliegt, ach! ganz todt, ganz todt, sollte man das nicht glauben; man meint, sie schlafe nur. Wenn es Ihnen keinen Schauder macht, Herr Baron, etwas Todtes zu sehen, so sollten Sie wirklich hinein gehen und sich das arme Kind betrachten."

„Warum sollte mir der Anblick von unser Aller Ende unangenehm sein!" erwiederte der junge Mann mit leiser Stimme. „Wenn es Ihren Schmerz nicht zu sehr wieder aufregt, so würde ich Sie bitten, mich hinein zu führen."

„Ach ja, es wird meinen Schmerz sehr aufregen," versetzte die Frau mit affectirter Bewegung. „Ach! der Anblick des armen bleichen Gesichtes bringt mich noch unter den Boden!"

„Wenn es dem Herrn — — gleichgültig wäre," meinte schüchtern die Tänzerin, „so würde ich ihn zu Marie hinein führen."

„Ah! das wollten Sie?" sagte Arthur mit einem schrecklichen, fast lustigen Tone. „Gewiß, ich nehme Ihre Begleitung an. Der Himmel soll mich bewahren, den Schmerz dieser unglücklichen Frau zu vergrößern."

Clara neigte still ihr Haupt und schritt ohne ein Wort zu sprechen in das Nebenzimmer.

Arthur folgte ihr.

Es war dasselbe, aus dessen Fenstern in der gestrigen Nacht der schwache Lichtschein auf die Straße hinaus gezittert; der Docht in der kleinen Lampe, welche ihn erzeugt, brannte auch heute noch; man hatte vielleicht vergessen, das Licht auszulöschen oder hatte man sein mattes Aufflackern und ersterbendes Zusammensinken hier im Zimmer der Todten für passend erachtet. Auf einer Erhöhung am Boden lag die Leiche des jungen Mädchens, weiß gekleidet, die wachsbleichen Hände gefaltet; um den Kopf hatte sie einen Kranz von weißen Blüthen und rings um sie her lagen Blumen, bald einzeln, bald in Bouquets zusammen gebunden. Man hatte die arme Marie noch nicht in ihr letztes, trauriges Haus gelegt, und wenn man sie so betrachtete, wie sie auf den weißen Kissen dalag, so hätte man auch der Frau draußen wirklich Recht geben können, als sie sagte, man glaube, das Mädchen schlafe nur. Obgleich ihr bleiches Gesicht schon jenen eigenthümlichen, aschfarben Ton angenommen hatte, so war doch selbst von der starken Röthe ihrer Wangen etwas übrig geblieben, ungefähr wie der leichte Schimmer inmitten einer weißen verwelkten Rosenknospe. Auch die Lippen sahen noch frisch und roth aus, und die Augenlider hatten nichts Eingefallenes und Starres; sie schienen leicht herabgesunken und zeichneten sich nur scharf ab durch die langen schwarzen, seidenartigen Haare der Wimpern.

Wenn auch Arthur durchaus von keinem Gefühl des Schauders ergriffen war, so zog sich doch sein Herz wie krampfhaft zusammen, als er neben der Mädchenleiche stand; ja, als er sah, wie sich Clara über sie niederbeugte und ihre kalte Stirne küßte, athmete er kürzer und immer kürzer, ein leichtes Frösteln überflog seinen Körper und demselben folgten wohlthätige heiße Thränen. Ja, heute waren sie für ihn wohlthätig und beruhigend, es waren ja nicht mehr die Thränen des Hasses und der Wuth, die

er gestern Nacht geweint, auflösende Wehmuth und Trauer hatten sich seines Herzens bemächtigt, und wenn er auch ebenso tief fühlte, was er verloren, so dachte er weniger an seinen eigenen Verlust, als an das Verderben jener armen Seele.

Clara blickte zu ihm empor und sagte nach längerem Stillschweigen: „Ach! sie war sehr unglücklich geworden, die arme Marie! er liebte sie so innig und sie sollte ihm nicht angehören dürfen."

„Das ist allerdings sehr, sehr traurig," versetzte Arthur kaum hörbar. „Aber warum durfte sie ihm nicht angehören?"

„Ich weiß das nicht so genau; aber ich glaube, ihre Tante wollte sie zwingen, gegen einen Andern freundlich zu sein."

„Und sie ließ sich zwingen?"

„Ach! die Ueberredung!"

„Ja, — richtig, die Ueberredung! — Und er hat es erfahren, daß sie ihm treulos geworden?"

„Ja, er hat es erfahren. Schwindelmann sagte es ihm; und der that sehr Unrecht, denn Marie dachte nicht daran, treulos zu werden. Wissen Sie aber wohl, Herr Erichsen, aller Schein war gegen sie und das ist sehr schlimm."

„Herr Erichsen hat sie mich lange nicht mehr genannt," dachte Arthur. — „Sehr schlimm," versetzte er darauf.

„Es ist für ihn ein noch größeres Unglück, als für sie," fuhr das Mädchen mit gefalteten Händen fort, indem sie einen Blick auf die Leiche warf; „sie ist ja todt, und es kann sie Niemand mehr kränken oder foltern. Aber ihm geht das nach wie ein Gespenst; sie sagen auch, der Richard sei ganz tiefsinnig geworden, denn was man beim Theater munkelt, er habe das Tau absichtlich ausgleiten lassen, ist ihm zu Ohren gekommen."

„Und was glauben Sie? Hat er es absichtlich gethan?"

„O gewiß nicht, Herr Erichsen; er war nur erschreckt, als ihm der Schwindelmann von ihrer Untreue erzählte. Ich glaube wohl, daß er da nicht mehr wußte, was er that, denn das muß ja schrecklich sein."

„Meinen Sie das wirklich, Fräulein Clara?" sagte Arthur tief aufathmend.

„Warum nennt er mich „Fräulein" Clara?" dachte das junge Mädchen.

„Sehen Sie," fuhr er mit zitternder Stimme, aber deutlich betonend fort, „so was kommt im Leben häufig genug vor. — O um Gottes Barmherzigkeit willen! Clara, schauen Sie mich nicht so zweifelhaft an," unterbrach er sich heftig. — „Häufig genug," sprach er ruhiger, „Untreue bald von der, bald von der Seite. Aber nicht immer nimmt es ein so klägliches Ende wie hier. — — Hören Sie mich deutlich an, Clara, denn ich spreche jetzt von Ihnen und nicht von der Todten; ich habe Ihnen absonderliche Dinge zu sagen."

„Das habe ich Ihnen angesehen," versetzte erschrocken das Mädchen.

„Ich kann mir denken, daß Sie es erwartet; aber es ist besser, wenn ich es Ihnen hier sage. Der Anblick des unglücklichen Geschöpfs da zwischen uns stimmt mich wehmüthiger und ruhiger; — sonst," sprach er mit heftigem Tone, „müßte ich das, was ich Ihnen zu sagen habe, hinaus schreien mit lauter Stimme, — wenn es in Ihres Vaters Hause geschähe, Clara, — und geschehen muß es doch einmal — so müßte ich Ihren Vater bei der Hand fassen und ihn vielleicht mit verantwortlich machen, daß Sie mich — betrogen." —

„Herr Gott im Himmel!" schrie entsetzt die Tänzerin.

„Hier aber," fuhr er mit weit aufgerissenen Augen fort,

während seine Hände, die er gegen die Leiche ausstreckte, heftig erzitterten, „hier, vor Dieser da, muß ich mich bezwingen und darf nur flüstern. Aber Sie werden auch dieses Flüstern verstehen, Clara. — Ja," sagte er nach einem tiefen Athemzuge, wobei er schmerzlich nach ihr hinblickte, „ja, Clara, du hast mich betrogen, entsetzlich betrogen. Weßhalb du es gethan — ich weiß es nicht. War es, weil dein Herz falsch ist, weil du mich nicht geliebt, war es eine Laune, — Gott weiß es! Mir soll es, hoff' ich, ewig ein Geheimniß bleiben."

Clara war neben der todten Marie auf die Knie gesunken, blickte einen Augenblick entsetzt in die Höhe und verbarg ihr Gesicht in beide Hände.

„Es ist," fuhr er sanfter fort, „fast die gleiche Geschichte, wie mit dem armen Mädchen da, nur daß sie unschuldig ist. Aber als er das erfuhr, er, der sie gewiß nicht inniger liebte, als ich dich, er, der ihr kein besseres und glänzenderes Schicksal bereiten wollte, als ich dir, — ließ er sie niederstürzen, wirklich niederstürzen, und sie zerschmetterte vor seinen Füßen. — Ich aber," sagte er mit leiser, jedoch schrecklicher Stimme, „ich kann und will das Gleiche nicht thun, ich will dich nicht leiblich zu meinen Füßen niederstürzen sehen, kein Haar soll dir gekrümmt werden, nichts dein schönes Gesicht verunstalten, kein Glied deines prächtigen Körpers beschädigt werden, obgleich du auch an mir hiengst, von mir abhiengst. — — — — Aber auch ich zerreiße dieß Band, auch ich lasse dich, wenn gleich im Geiste, zu meinen Füßen niederstürzen, und wenn ich mich von dir lossage, was hier feierlich vor dieser Todten geschieht," — dabei streckte er beide Hände weit von sich ab, — „so wirst du vielleicht deinen Gott anflehen, er möge dir ein gleiches Schicksal zu Theil werden lassen, wie Dieser da."

Clara war unter der furchtbaren Last dieser Vorwürfe und entsetzlichen Reden mit dem Kopf auf die Leiche niedergesunken, und da es ihr unmöglich war, etwas zu antworten, so hatte sie nur flehend die Hände erhoben oder wie schützend über ihr Haupt, als wolle sie dadurch den Fluch abwehren, den er auf dasselbe herabschleuderte. Als sie sich endlich wieder faßte, als sie rief: „Arthur! um Gotteswillen, Arthur!" und aufsprang, da war er verschwunden. Sie blickte zweifelnd in dem Zimmer umher, fuhr mit der Hand über die Augen und wollte sich einreden, sie habe hier bei der todten Marie einen schrecklichen Traum gehabt, und er sei in Wahrheit gar nicht da gewesen. — Oh! wenn dem so wäre!

Aber dem war nicht so. Madame Becker, die heftig erregt herein trat, sagte: „Hat sich die Leiche nicht bewegt, als Jener im Zimmer war? Das sollte so sein, wenn Gerechtigkeit wäre, sie hätte drohend die Hand gegen ihn aufheben sollen. O daß ich ihn nicht früher gekannt, daß ich seinen Namen nicht gewußt! ich erfuhr ihn erst vorhin, als er wie toll zur Thüre hinaus stürzen wollte. — Clara, Clara!" wandte sie sich an diese, „nimm dich in Acht vor der Familie! Einer von ihnen ist Schuld an dem Tode meiner Marie."

„Und der Andere — — wird Schuld an dem meinigen sein!" seufzte das unglückliche Mädchen und legte ihr Gesicht auf die Hand der Todten, als suche sie hier Schutz und Trost.

Einundsiebenzigstes Kapitel.

Alles verloren!

In dem Hause des Herrn Staiger hatte sich, seitdem Herr Blaffer das Honorar so bedeutend erhöht, allerlei auf's Vortheilhafteste verändert. Um das einzige Fenster prangte nun ein Vorhang von buntem Kattun, unter dem Schreibtisch lag ein altes Rehfell; freilich schien dasselbe in der Mause zu sein, und die einstmalige blaue Tucheinfassung war nicht mehr zu erkennen. Aber es that seine Dienste, indem es die Füße des alten Herrn wärmte. Auch dem Ofen war etwas vom besseren Verdienst zu gute gekommen, man gab ihm reichlicher und härteres Holz, und er, dafür dankbar, verbreitete um sich her eine angenehme Wärme. Und dabei sott und prasselte es in ihm ganz behaglich; es war beinahe Mittagszeit, und Clara, die wegen eines halben Feiertags heute die Tanzstunde nicht zu besuchen gebraucht, hatte Kartoffeln zum Mittagessen eingestellt, und war unterdessen in das Haus der Madame Becker gegangen, wie wir bereits wissen. Die Sorge für Kartoffeln und Suppe war unterdessen dem Papa

Staiger übertragen worden, der sich hiezu als seines Adjutanten des Bübchens bediente, das er vor den Ofen gestellt hatte und ihm eingeschärft, Lärm zu schlagen, sobald Suppe oder Kartoffeln irgend eine außergewöhnliche Bewegung zu machen anfiengen. Zuerst hatte Karl einige Einwendungen gemacht, denn er war an dem heutigen Morgen außerordentlich beschäftigt; die Familie Staiger hatte nämlich, wie wir bereits wissen, einen Zuwachs erhalten und wir brauchen dabei nicht wohl zu bemerken, daß das kleine Mädchen, welches Arthur gebracht, mit herzlicher Liebe aufgenommen worden war. Natürlicher Weise hatte der Maler die Bedingung dabei gestellt, daß die Bedürfnisse des armen Wesens ausschließlich ihm zur Last fallen müßten, und in Folge dessen hatte sich der Anzug der Kleinen wesentlich gebessert; auch erschien sie nicht mehr so scheu und ängstlich, denn ihr Herz schlug freudiger, sobald es die Wärme gespürt, mit der sie von diesen guten Menschen behandelt wurde. Karl hatte sie unter seinen besonderen Schutz genommen, lehrte sie all' die sinnreichen Spiele, die er zu treiben pflegte, wobei sie ihm bald als Pferd, bald als Armee dienen mußte. Heute war sie sogar seine Prinzessin; er hatte das Fußbänkchen Clara's umgekehrt, das Mädchen hinein gesetzt, die Trümmer eines Pferdes davor gespannt und kutschirte seine Pflegbefohlene nun in Gedanken durch die halbe Welt. Doch mußte dem Befehl des Vaters Folge geleistet werden, weßhalb das Bübchen den Fußschemel wieder umkehrte, das fremde Kind darauf setzte, ihm ein Bilderbuch in die Hand gab, und sich darauf, als er das Pferd ausgespannt, an den Ofen begab.

Das Geschäft, welches ihm der Vater übertragen, besorgte übrigens nun der Kleine mit einer so übergroßen Pünktlichkeit, daß er dadurch die Arbeit des Vaters weit öfter unterbrach, als nothwendig gewesen wäre. Jeden Augenblick glaubte er, der

große Moment sei gekommen, wo die Suppe Neigung zeige, überzukochen, und dann prallte er mit einem lauten Aufschrei zurück, wobei es bereits am heutigen Morgen zweimal vorgekommen war, daß er über sein kleines kopfloses Pferd gestolpert war, welches er an einem Bindfaden hinter sich drein schleifte. Das gab dann begreiflicher Weise eine große Verwirrung und es kostete den Herrn Staiger mehrere werthvolle Minuten, bis Bübchen, Pferd und Bindfaden wieder aus einander gewickelt waren, bis der alte Herr nach seiner Suppe gesehen und darauf der Lauerposten wieder aufgestellt worden war.

Dem Bübchen war übrigens auch Etwas von dem Glanze der Familie zu gute gekommen; er hatte ein neues und warmes Röckchen an, seine kleinen Schuhe waren untadelhaft, und Clara hatte aus einem ihrer alten Kattunkleider eigenhändig eine Bettdecke genäht, welche der Stolz der beiden Kinder war.

Es war seltsam, aber nicht zu läugnen, daß auf den Herrn Staiger allein sein größerer Verdienst eine andere Wirkung ausübte, als man sich wohl gedacht. Er, der sonst Alles hergab, was er einnahm, er, der seine Tochter Clara früher zur Verschwendung angetrieben, wie sie oftmals lachend sagte, war geizig geworden, ja recht geizig, und Clara mußte es zu ihrem großen Erstaunen erleben, daß er anfieng, seine Kasse selbst zu verwalten, indem er ihr nur das nöthige Geld für die Haushaltung abgab und alles Uebrige in seinem Schreibtisch verschloß. Daß er nicht die Absicht hatte, von diesem Gelde etwas für sich zu verwenden, lag klar am Tage, denn sogar das abgenutzte Rehfell hatte ihm Clara octroyiren müssen, und als sie auf einen neuen Anzug zum Ausgehen für ihn drang, hatte er sich bestimmt dagegen erklärt, indem er vorgab, er fühle doch, es sei seiner

Gesundheit viel zuträglicher, wenn er während der Winterszeit wenig ausgehe; im Sommer werde man dann schon sehen.

Und Herr Staiger verdiente recht viel Geld; Onkel Tom war so gut wie beendigt, aber Herr Blaffer hatte mit ihm neue weitläufige Arbeiten besprochen und sein Honorar wunderbarer Weise abermals erhöht.

Seit ihn das Bübchen zum letzten Mal gestört, hatte er die Feder nicht wieder aufgenommen, sich vielmehr in seinen Sessel zurückgelehnt und schaute, die Arme über einander geschlagen, an die Zimmerdecke empor. Es mußten keine unangenehmen Gedanken sein, die ihn beschäftigten, denn er machte ein freundliches Gesicht, spitzte behaglich den Mund und zog nur zuweilen, wie in wichtiger Betrachtung, die Augenbrauen hoch empor. — „Das Ganze ist mir immer noch zu schön und traumartig," sprach er zu sich selber, „die Abendröthe, die am Ende meines Lebens leuchtet, kann dem neuen jungen Tage wohl schönes Wetter bringen, aber ebenso leicht Sturm und Regen. Nun auf alle Fälle thu' ich das Meinige; was der Himmel über uns verhängt, das wollen wir jederzeit geduldig und gern hinnehmen; — obgleich," meinte er schmunzelnd, „das Bessere immer angenehmer ist, und ich muß schon gestehen, wenn man seine Kinder liebt wie ich, so kann es einen hoch entzücken, wenn man Aussichten hat, daß es ihnen gut gehen soll. — An meinem Leben würde ich freilich nichts ändern; fleißig arbeiten, so lange es geht, und nur Sonntags mir ein kleines Vergnügen machen und wohlgekämmt nach meinen Kindern sehen, nach meinem Schwiegersohn, — Herrn Arthur Erichsen. — — Gott! wie man in seinem Alter noch so kindisch sein kann!" unterbrach der alte Mann seine Betrachtungen, die er aber doch nicht unterlassen konnte, still denkend fortzusetzen. Ja, der alte eitle Mann sah sich schon im saubern

Anzuge, er hatte sogar Handschuhe an und trat in das Haus seiner Tochter, wo man ihn an einem gewissen Sonntag zum Mittagessen erwartete. Clara machte die Honneurs wie eine Prinzessin, mit ihrem stillen, ruhigen und liebevollen Wesen entzückte sie ihren Mann, leitete die Dienstboten und hielt ihre kleinen Kinder in Ordnung, — ja, wir können es nicht läugnen, Herr Staiger hatte sogar die Verwegenheit, an Enkel zu denken. Diese Ideenverbindung leitete sich übrigens wohl aus dem Anblick seines eigenen Bübchens her, welches, um sich die Zeit zu vertreiben, bis zu dem großen Moment, wo es der Suppe gefällig wäre, überzukochen, allerlei sonderbare Zählübungen anstellte. Clara hatte ihm in den Abendstunden das Zählen von Eins bis Zehn beigebracht, auch, daß Eins und Eins — Zwei, Zwei und Eins — Drei sei, und das mischte er nun Alles auf die abenteuerlichste Weise durch einander.

„Eins und Eins ist Vier, Fünf, Sechs und Eins ist Zehn," sagte er und rief alsdann mit lauter Stimme: „Aber jetzt, Papa, kocht sie über. Geschwind, geschwind, sonst zankt Clara!"

Damit sprang er abermals rückwärts, erinnerte sich aber glücklicher Weise des hinter ihm stehenden Gaules, weßhalb sich der Zusammenstoß zwischen Beiden so gestaltete, daß das Pferd ein paar Schritte rückwärts flog, zwischen die Füße des Herrn Staiger, der eilig näher kam und nun fast das Schicksal seines Sprößlings erlitten hätte.

„Aber potz Tausend, Karl!" sagte der alte Herr, „man muß auch hinter sich sehen können. Jetzt wirfst du mir dein Pferd auf die Füße und ich bin überzeugt, du machst wieder viel Lärmen um gar nichts."

„Aber es läuft schon aus dem Topfe heraus in den Ofen hinein," erwiederte das Bübchen, „und das stinkt und Clara

wird es riechen, wenn sie nach Haus kommt, und da werden wir Beide gezankt."

„Ja, da hast du Recht," versetzte lachend der Vater, „und es thut weh, wenn Clara Jemand zankt. Nicht wahr, davor fürchtest du dich mehr, als wenn ich dich zanke."

„Ja wohl," sagte der Kleine bestimmt. „Denn wenn Clara zankt, so habe ich Etwas gethan."

„Und wenn ich zanke?"

„Oh!" erwiederte das Bübchen, indem er die Hände auf dem Rücken zusammen legte, „das geschieht ja niemals; du kannst gar nicht zanken."

„Sieh Einer den kleinen Bösewicht!" sprach lachend Herr Staiger; und dabei zog er die Suppenschüssel etwas nach vorn, damit der Inhalt, von der Gluth des Feuers entfernt, nicht mehr so heftig sprudle. — „So, so, du meinst, ich könnte nicht zanken!"

„Nein, denn du sagst ja immer: wartet nur, Clara wird euch recht zanken."

„Nun, da werde ich es nächstens selbst lernen müssen," meinte gutmüthig der alte Mann. „Denn wenn Clara einmal fort geht, —"

„Ah! sie geht ja immer fort."

„Ganz richtig, Karl," sagte der Vater; „aber nächstens geht sie ganz fort und kommt gar nicht wieder."

„Wie, Papa?" fragte erschrocken das Kind. „Clara käme nächstens einmal nicht wieder? — aber doch zum Essen?"

„Nein, mein Sohn."

„Aber doch zum Schlafen?"

„Auch das nicht."

Dieß gab dem Bübchen zu denken; er schaute vor sich auf

den Boden nieder, doch mußten seine Gedanken sehr unerfreulicher Art sein, und ohne weiter viel Worte zu verlieren und nachdem es ein paar Mal wehmüthig um seinen Mund gezuckt, brach er plötzlich in ein so lautes und anhaltendes Weinen aus, daß Herr Staiger alle Mühe hatte, ihn zu trösten, und ihm zuletzt gutmüthig, wie er war, versprechen mußte, daß wenn er recht brav sei, Clara da bleiben würde; im andern Falle aber stehe er für gar nichts.

Es war ein Glück, daß in diesem Augenblicke die kleine Schwester, aus der Schule kommend, hereintrat, um den Vater im Geschäft des Tröstens abzulösen; denn Herr Staiger hatte eigentlich gar kein Talent darin und er pflegte in solchen Augenblicken gern allerlei zu versprechen, was ihm später, bei dem guten Gedächtniß des Bübchens für dergleichen Dinge, viel zu schaffen machte.

Die kleine Marie war recht gut und sauber angezogen, ihre langen Zöpfe untadelhaft geflochten, und für Tafel und Bücher hatte sie von Clara eine Tasche erhalten, in welcher diese früher Schuhe und Weißzeug mit in die Tanzschule zu nehmen pflegte. Dieser neue und bessere Anzug hatte recht erhebend auf das Gemüth des kleinen Mädchens eingewirkt, sie trug ihr Köpfchen so hoch als möglich, sprach gern altklug und nahm sich mit einer gewissen Ostentation der Haushaltungsgeschäfte an. So auch heute sah sie bei ihrem Eintritte, nachdem sie ihren Büchersack abgelegt, sogleich nach, ob im Zimmer nicht Etwas zu finden sei, was nicht in Ordnung wäre. Da nun das fremde Mädchen statt zu lesen, was sie auch nicht gekonnt, aufmerksam bald Herrn Staiger, bald den Ofen betrachtete und dazu an dem Bilderbuche kaute, so verwies ihr das Marie, nahm ihr die Lecture, wischte ihr die Nase und brachte ihr eine Puppe, mit welchem Tausch

übrigens das Kind sehr zufrieden zu sein schien. Darauf ging sie nach dem Ofen, betrachtete die Kocherei, wobei die Versuche des Herrn Staiger in dieser Richtung von ihr ziemlich geringschätzend angesehen wurden.

„Du hättest die Suppe nicht vom Kochen wegziehen sollen, Papa," sagte sie, „sondern lieber mit dem großen Löffel den Schaum herunter nehmen, wie es Clara macht."

„Nun wenn du es besser weißt, kleiner Hofmeister, so thu' also," bemerkte geduldig Herr Staiger, ohne von seiner Arbeit, die er wieder begonnen, aufzusehen.

Um das Gesicht des Bübchens wetterleuchtete immer noch unverkennbar etwas Wehmüthiges, das sich steigerte, sobald die kleine Schwester an den Ofen trat, denn er liebte es in dergleichen Fällen, gefragt zu werden, warum er weine. Dieß geschah denn auch bald und Marie sagte: „Du hast wieder einmal geheult."

„Das habe ich auch," entgegnete er.

„Und warum denn?"

„Weil Papa gesagt hat, die Clara gehe fort und komme nicht mehr nach Haus, zum Essen und auch nicht zum Schlafen."

„Und deßhalb weinst du so arg?" fragte das Mädchen mit sehr ernstem Tone. „Wenn Clara wirklich fort geht, so ist es gut für sie und für uns Alle. Und darüber sollen wir nicht weinen."

„Aber dann habe ich ja Niemand mehr!" heulte das Bübchen.

Worauf Marie mit sehr wichtigem Tone entgegnete: „So bin ich immer noch da, und auch ich kann bald kochen und dich zu Bett legen."

Von dem Bübchen aber wurde dieses Versprechen durchaus

nicht als Trost aufgenommen, vielmehr schluchzte er stärker und sagte mit sehr kläglichem Tone: „Aber die Clara soll nicht fort, — und dann hätten wir Niemand mehr, — denn du bist gar nichts.“

Herr Staiger sah sich abermals veranlaßt, mit Tröstungen und Versprechungen den Wortwechsel, der sich zwischen den beiden Geschwistern zu entspinnen schien, zu Ende zu bringen, und wollte dabei versuchen, dem Bübchen begreiflich zu machen, wie man auf dieser Welt nicht immer beisammen bleiben könne, wie er vielleicht nächstens nach dem Himmel abgehe, das Bübchen selbst in die Schule und Clara auch irgendwo hin, wo sie es gut hätte. Doch war er mit seiner Rede noch nicht weit gekommen, als sich die Thüre öffnete und Clara eintrat. Der alte Mann, zufrieden, nun nicht weiter sprechen zu müssen, sagte: „Es ist wie immer ein wahrer Segen, daß du kommst; jetzt kannst du dich selbst mit ihnen abgeben.“ Er wandte sich dann eilig seiner Schreiberei wieder zu und bemerkte deßhalb nicht sogleich das verstörte, bleiche Gesicht seiner älteren Tochter.

Clara ging schwankend wie im Schlafe; sie hatte die Augen auf den Boden geheftet, und erst, als sie in das Zimmer getreten war, erhob sie sie wieder, blickte die alten bekannten Gegenstände ringsum an, dann zuckte ein trübes Lächeln um ihren blassen Mund, sie schaute alsdann lange gen Himmel, und da sie zu gleicher Zeit die Hände faltete, so konnte sie ihren Thränen nicht verwehren, langsam über ihre Wangen hinab zu rollen.

„Clara, meine gute Clara!“ rief das Bübchen, wobei es auf sie zusprang und ihre Knie umfaßte; „ich habe auch so eben geweint, und um dich arg, arg geweint, — so arg. Aber ich bin nicht unartig gewesen, gewiß nicht.“

Clara zuckte zusammen, als sei sie aus einem tiefen Traume

erwacht, und beugte sich auf das Kind nieder, hob sein liebes, unschuldvolles Gesichtchen zu sich empor und küßte es heftig und wiederholt.

„Ja, er hat geweint," sagte der alte Mann, wobei er aber fortfuhr zu schreiben; „doch war sein Kummer wie gewöhnlich nicht weit her; auch vermagst du ihn gleich zu lindern, meine gute Clara, wie du denn überhaupt nicht blos die Segenbringende der Familie, sondern auch unser Aller Trösterin — ein kostbarer Schatz bist, den wir gewiß Alle ungern verlieren werden. — Aber wie Gott will."

„Amen!" entgegnete die Tänzerin in einem Tone des tiefsten Wehes, und darauf blickte sie abermals gen Himmel.

— — „Und ich koche, liebe Schwester Clara," sprach das kleine Mädchen wichtig thuend, „Papa hat die Suppe verschleimen lassen und der kleine Bub' hat gar nichts gesagt."

„O ja, ich habe geschrieen," erwiederte dieser trotzig.

„Das kann ich bezeugen," meinte Herr Staiger lächelnd. „Er hat geschrieen und ist dabei in vollem Eifer über sein Pferd gepurzelt. — Aber warum bleibst du an der Thüre stehen, liebe Clara, und legst deinen Hut nicht ab?"

„Ja, — ja, — so!" versetzte die Tänzerin tief aufathmend.

„Du bist bekümmert, mein Kind," sagte der Vater, der seine Brille fester an die Augen drückte und nun seine Tochter erst recht betrachtete. „Du siehst blaß aus und hast geweint. — Nun ja, ich begreife das; du kommst von einer armen, gestorbenen Freundin, und der Anblick hat dein gutes Herz so aufgeregt. — Nun, was macht denn die Madame? — die Frau Tante. — Gott verzeihe mir, aber das ist ein schlimmes Weib. Die arme Marie, da die Sache nun einmal geschehen, ist wahrhaftig besser daran, als hier auf der Welt. — Aber beruhige dich,

mein Kind. Komm', setz' dich zu mir her. So alterirt warst du ja nie. Hast du vielleicht bis jetzt noch keinen Todten gesehen? — Doch! doch! was schwätz' ich für Unsinn! Und denke nicht mehr an unsere eigene arme, kleine Leiche. Siehst du, so leicht ist man vergessen."

„Ja, man ist leicht vergessen," erwiederte Clara mit leiser Stimme. Und als sie sich dem Tische näherte, an dem ihr Vater saß, legte sie Hut und Tuch ab, welches ihr die kleine Schwester dienstfertig abnahm und wobei das Bübchen nicht unterlassen konnte, einen Zipfel des Tuches mit der einen Hand anzufassen und tragen zu helfen, während er mit der andern sein hölzernes Pferd hinter sich drein schleifte.

Clara stellte sich hinter ihren Vater, legte ihre beiden Arme auf seine Schultern und ihr Gesicht auf seinen Kopf — eine Stellung, die sie häufig und gern annahm, wenn er mit ihr sprach und dazu Bewegungen mit den Händen machte, was er gern zu thun pflegte. Heute aber nahm sie ihren Platz absichtlich so, denn sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, die jetzt, wo die allgemeine Liebe ihrer Familie ihr Herz erweichten und erwärmten, unaufhaltsam flossen.

„Was sagte ich doch eben?" fuhr Herr Staiger fort, indem er mit seinem Papiermesser hin und her fuhr. — „Richtig! ich meinte, es sei am Ende für die arme Marie ein Glück, so unschuldig in den Himmel zu kommen. Gott verzeihe es ihrer Tante, aber durch deren schauerliches Leben hat doch der Ruf der armen Marie einen kleinen Schaden erlitten. Ach! die Menschen sind so schlecht und bösartig; glaube mir, Clara, ein Wort, eine Anspielung, ein seltsamer Blick, von Einem mit Beziehung gesagt oder gethan, wird von den Anderen begierig aufgegriffen und vergrößert weiter erzählt. Und das unschuldigste Gemüth,

einmal vom Gifte der Verläumdung angespritzt, erhält gewöhnlich Verwundungen, die ein ganzes langes Leben hindurch nicht mehr heilbar sind."

„O gewiß, o gewiß, — gewiß," sagte Clara.

„Deßhalb aber auch hasse ich alle Verläumder, ärger als den Teufel, ärger als die Sünde. Und aus der Verläumdung entsteht oftmals die letztere, und eine reine Seele, die von schändlichen Klatschereien mit scheußlichem Gift und Geifer bespritzt wurde, fiel schon oftmals eben dadurch der Sünde anheim. Der Glaube an ihre Reinheit war verloren, die Liebe zu den Nebenmenschen erschüttert und die Stützen gebrochen, welche sie aufrecht erhielten, und da sank so ein unglückliches Geschöpf immer tiefer und tiefer. — Fluch über Solche, die mit dem guten Namen ihres Nebenmenschen spielen und so oft ein ganzes Lebensglück zerstören!"

„Ja, ja, ein Lebensglück zerstören," hauchte Clara.

„Aber warum weinst du so heftig, liebe Clara?" sprach der alte Mann, indem er sich halb umwandte. „Ich fühle deine heißen Thränen auf meinen Kopf fallen, dich haben doch meine Worte nicht betrübt? — Wie wäre das möglich? Dein Lebensglück fängt erst an aufzublühen; gewiß, mein Kind, du stehst rein da, dein Ruf ist ja unbefleckt. Wer sollte sich an ihn wagen?"

„Vater! Vater!" entgegnete die Tänzerin mit leiser Stimme, „und sie haben das doch gethan."

„Was? — Gott im Himmel!" erwiederte erschrocken der alte Mann. „Dir hätte man Uebles nachgesagt, — dir, Clara? — O nein, das ist unmöglich!"

„Es ist so, Vater; ich komme so eben von der Marie, ich habe zum letzten Mal ihr Haar gemacht und den Kranz darin

befestigt, den sie nie mehr ablegen wird. — O Gott! o Gott!" rief sie in lautes Weinen ausbrechend; „warum bin ich nicht an ihrer Stelle, warum hat sie mir nicht diesen Liebesdienst erzeigt?"

„Stille! stille!" sagte Herr Staiger; „stille, Clara! Die kleinen Kinder dort geben Achtung und wissen nicht, was das bedeuten soll." Er faßte ihre beiden Hände und zog seine Tochter sanft hinter seinem Stuhle vor, damit er ihr in's Auge sehen konnte. „Du hast gelitten, arme Clara," sprach er nach einer Pause kopfschüttelnd, „sehr, sehr gelitten. Das ist nicht mehr dein gutes, unbefangenes Gesicht; sage deinem Vater, was es gegeben hat, ich kann dir rathen und vielleicht auch helfen."

„Helfen gewiß nicht," erwiederte sie mit traurigem Lächeln; „es ist Alles, Alles aus. O Vater! es war aber auch zu schön; es konnte nicht so kommen, wie ich es mir in entzückenden Träumen ausgedacht."

Herr Staiger nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: ich verstehe. Dann fragte er: „Du hast Arthur gesehen?"

„Ja, Vater."

„Doch nicht bei jener Frau Becker?"

„Doch, Vater, er war da, und die Frau sagte, er sei ein Bekannter von ihr."

„Hm! hm! Das will mir nicht besonders gefallen. — Und dann?"

Clara schlug in Erinnerung des Schrecklichen, was sie gehört und das sie nun wiederholen sollte, ihre Hände vor das Gesicht und brachte alsdann mühsam nach einer kleinen Weile hervor: „Arthur sagte mir, zwischen uns sei Alles zu Ende, er lasse mich fallen, tief, tief hinab fallen. Ach! und er hat Recht: bei seinen Worten stürzte ich so tief darnieder, daß Alles um mich

her schwarz und traurig ist, — so tief hinab, daß ich nicht einmal mehr weiß, ob es noch einen Himmel gibt."

„Kind! Kind!" erwiederte der alte Mann, „das sind ja schreckliche Reden! — Aber was sagte er dir eigentlich?"

„Er sprach viele, viele Worte, aber ich hörte nur immer und immer fort, daß es mit uns Beiden aus sei, und sah, wie er die Hände gegen mich ausstreckte, als wollte er mich weit von sich stoßen. — — Ah!" seufzte sie und ein Schauder durchflog ihren Körper.

Das Bübchen hatte sich unterdessen näher geschlichen, hatte Clara's Knie umfaßt und schon einige Zeit, ohne daß es Jemand bemerkt, ebenfalls heftig geweint. Jetzt schluchzte es aber so laut, daß der alte Mann aufmerksam werden mußte und das Kind sanft von seiner Schwester wegzog. „Du mußt nicht so weinen, Karl," sagte er; „was hast du denn?"

„Die Clara weint ja auch," entgegnete das Bübchen, „und es ist doch wahr, was du vorhin gesagt; sie weint, weil sie fortgehen soll. — Nicht wahr, Clara, du willst fortgehen?"

„Nein, mein Kind!" rief das Mädchen, wobei sie ihre Arme um den Hals des kleinen Bruders schlang; „ich gehe nicht fort, gewiß nicht, ich bleibe bei euch; will auch nicht mehr weinen, denn ich kann vielleicht doch wieder froh werden. Ihr liebt mich ja Alle, unveränderlich und treu, und wißt es, daß ich eure gute, gute Clara bin."

Während dem war an die Thüre geklopft worden, ohne daß es die Gruppe am Tische des Vaters gehört hatte. Nur das kleine Mädchen, die in großer Wichtigkeit mit ihrem Kochlöffel am Suppentopfe stand, hatte es vernommen und keck „herein!" gerufen.

Die Thüre öffnete sich und Mademoiselle Therese trat in

das Zimmer. Sie war wie immer sehr elegant gekleidet; doch lag in der Art, wie sie heute ihren langen Shawl um sich herum gezogen hatte, ja man hätte sogar glauben können, in der Weise, wie sie ihren Hut aufgesetzt, noch etwas Herausfordernderes als gewöhnlich. Sie trug ihren Kopf so hoch wie möglich, blieb aber überrascht auf der Schwelle stehen, als sie Clara und ihren Bruder weinen und den alten Herrn sehr ernst vor sich niederblicken sah.

Sobald Clara die Eingetretene bemerkte, versuchte sie ihre Augen zu trocknen, ja sie lächelte, als sie der schönen Tänzerin entgegen trat und als sie sagte, sie freue sich über ihren Besuch.

Thereſe machte dem Herrn Staiger eine freundliche Verbeugung, nickte den Kindern zu und zog dann, ohne weitere Umstände zu machen, Clara mit sich in die Fensternische, wo sie zu ihr mit gedämpfter Stimme sprach: „Du weißt, mein Kind, ich bekümmere mich sonst nur um anderer Leute Sachen, wenn man mich dazu auffordert. Dießmal aber gehe ich von dieser Regel ab und du wirst mir eine Frage erlauben. — Du warst vorhin bei der Becker?"

„Ja," sagte Clara.

„Da sahst du Herrn Arthur Erichsen? — Er hat dich schlecht behandelt, wie die Becker sagte, denn er stürzte wie ein Wahnsinniger fort und du bliebst in Thränen zurück. — Ja, in Thränen," sprach sie heftiger, als Clara das verläugnen zu wollen schien; „sie fließen noch, gestehe es mir, er hat dich schlecht behandelt. — Herr Gott im Himmel! soll denn diesen Leuten Alles ungestraft hingehen?" Damit schlug sie ihre feinen Handschuhe heftig zusammen. — „Armes Mädchen! Was kann man von dir Uebles denken? — Du, die Beste von uns Allen. — — Nun," fuhr sie sonderbar lachend fort, „das wäre gerade nicht

zu viel gesagt, aber du, so gut und brav, daß sich sämmtliche Mädchen der Residenz ein Muster daran nehmen könnten! — Sage mir um's Himmels willen, Kind, was ist denn vorgefallen? Gib mir Erlaubniß und ich setze ihm seinen Kopf zurecht. Ich will mit ihm reden."

„O nein, nein! um Gotteswillen nicht!" bat Clara. „Was es gab, das kann für jetzt nur in meinem Herzen verschlossen bleiben, später will ich es dir vielleicht sagen."

„Später, wenn wohl Alles verloren ist," entgegnete Therese wegwerfend. „Clara, du bist zu gut und zu eigensinnig; es wäre mir eine Freude gewesen, einmal mit den Herren anzubinden, — denn," fuhr sie mit entschlossenem Tone fort, „mit einem Andern aus der Familie habe ich ein sehr ernstes Wort zu reden."

„Ich bitte dich, liebe Therese," versetzte Clara, „laß das gut sein. Glaube mir, ich danke dir für deine Theilnahme. Aber — — über das, was er mit mir sprach, läßt sich kein Wort weiter verlieren."

Die Andere zuckte heftig mit den Achseln, warf den Kopf empor und sagte: „Du hast meinen guten Willen gesehen, und ich nehme dir auch gar nicht übel, daß du mich abweisest. Das magst du daraus entnehmen, wenn ich dich versichere, daß ich zu jeder Zeit bereit sein werde, für dich einzutreten, — denn," setzte sie mit sanfter, fast weicher Stimme hinzu, „ich habe dich sehr lieb, meine gute Clara. Wenn ich dich so ansehe, so denke ich mir immer: so hätte ich auch werden mögen. — — — — Bah! 's hat anders kommen sollen, und ich halte mich noch immer viel zu gut für diese miserable Welt."

Damit legte sie ihre beiden Hände auf Clara's Haar,

drückte einen langen Kuß auf deren kalte Stirne und war gleich darauf ebenso plötzlich verschwunden, als sie gekommen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Marie hatte unterdessen den Tisch gedeckt, den Bruder und das fremde Kind daran gesetzt, Beiden einen weißen Lappen umgebunden, damit sie sich beim Essen nicht schmutzig machen möchten, und sagte nun mit sehr wichtigem Tone: „Jetzt ist die Suppe fertig! Auch braucht Niemand mehr Salz dazu zu thun, denn ich habe zwei große Löffel voll hinein geworfen."

Zweiundsiebenzigstes Kapitel.

Mademoiselle Therese.

Sobald es im Hause des Commerzienraths Erichsen auf der großen Schwarzwälder Uhr Zwei schlug, erschien der alte Bediente mit dem Kaffee, und war der Mann darin so pünktlich, daß ihn Arthur einmal antraf, Kaffeebrett und Tasse in der Hand, mit den Augen geduldig dem Laufe des Zeigers folgend, der noch circa eine halbe Minute bis zu der angegebenen Stunde zu laufen hatte. — Es hatte also heute zwei Uhr geschlagen, zu gleicher Zeit war auch Bedienter und Kaffee erschienen, doch war es bereits halb Drei, und Niemand von der Familie, selbst nicht einmal der Commerzienrath, der sonst diesem Augenblicke sehnsüchtig entgegen sah, hatte daran gedacht, das Aufgestellte zu berühren.

Die Commerzienräthin saß in ihrer Sophaecke wie gewöhnlich, aber noch aufrechter und unbeweglicher als sonst. Mit den grauen und harten Zügen ihres Gesichts, aus denen die lange, spitze Nase drohender als je hervortrat, mit ihrem einfachen Kleide von einer Farbe, die ebenfalls in's Gräuliche spielte,

hatte sie sehr viel Aehnlichkeit mit einer Versteinerung. Ja sogar ihre Augen hafteten fest auf einem Fleck in der anderen Ecke des Zimmers, und ihre knöcherne Hand, die auf dem Tische lag, obgleich offenbar bereit zum Trommeln, hielt sich doch noch ruhig und hatte nur die Finger weit ausgespreizt. Marianne saß neben ihr in der anderen Ecke; die Arme über die Lehne gelegt und die Hände gefalten, den Kopf tief gesenkt, schien sie in ernste Betrachtungen versunken und sich gar nicht um die Anwesenden zu bekümmern.

In einem Fauteuil am Fenster lag der Commerzienrath, aber sein Aeußeres zeigte nicht wie sonst um diese Stunde Ruhe und Behaglichkeit. Sein Gesicht war etwas aufgedunsen und mehr als gewöhnlich geröthet, seine Unterlippe hieng schlaff herab, und zu gleicher Zeit hatte er die Augenbrauen hoch empor gezogen, was seinem gutmüthigen Gesichte einen ganz eigenthümlichen Ausdruck gab. Hinter ihm stand der Doctor, die Arme fest verschlungen, und blickte so finster, als es sein offenes und freundliches Gesicht nur erlaubte, auf seinen Schwager Alfons, der, beide Hände auf den Rücken gelegt, in dem weiten Zimmer auf und ab spazierte, und sich dabei offenbar in weit behaglicherer Gemüthsstimmung befand, als alle Uebrigen. Er sprach, während er so einher schritt, wobei er die Augen auf den Boden heftete, und sie nur erhob, so oft er sich umwandte, um alsdann Eines der Anwesenden eine Secunde lang anzuschauen.

„Eine Scheidung," sagte er, „hat immer etwas Unangenehmes für die Familie, worin dergleichen vorkommt. Und ich würde schon aus dem Grunde Alles anwenden, um die Geschichte zu verhindern. — Ich weiß wohl," wandte er sich an Eduard, „daß bei Madame bis jetzt alle Mühe vergeblich war; aber man muß ihr begreiflich machen und deutlich sagen, daß bei einer

Scheidung vor den Augen der Welt immer einiger Mackel auf beiden Theilen haften bleibt."

„Deine Reden wären recht schön," erwiederte der Doctor, „wenn du es nur einmal lassen könntest, sie mit den ewigen Gehässigkeiten zu untermischen; daß die Scheidung für mich und meine armen Kinder allerdings ein Unglück ist, weiß ich wohl, aber was dadurch für ein Mackel auf meinen Namen fallen soll, begreife ich nicht."

„Aber ich begreife es," sprach streng die Commerzienräthin, und ihre Finger zuckten leise; „von dem Mann wird man sagen: er war ein unordentlicher Mann, vielleicht ein unsolider Mann, und über die ganze Familie zuckt man die Achseln und spricht: es ist doch nichts Rechtes dahinter."

„O Mama," entgegnete der Doctor, „Sie sehen zu finster; in der Welt kommt so Manches vor, wovon man heute vielleicht spricht und morgen nicht mehr daran denkt."

Die Räthin hustete leise, dann versetzte sie: „Das ist darnach, wem so Etwas passirt. Bei einer Familie, die Schimpf und Schande gewohnt ist, da thut freilich ein Bischen mehr auch nicht viel. — Aber bei einer Familie, wie die unsrige," — dabei erhob sie ihre Stimme und ihre Hand bewegte sich, — „einer Familie, die in ihrem Thun und Lassen klar wie der Tag dastand, die noch nie Gelegenheit gab, gehässig über sich sprechen zu machen, da schimpfirt so Etwas, wie wenn man die Augen verliert oder die Nase aus dem Gesicht."

„Nun, eine kleine Schmarre haben wir schon auf die Backen bekommen," sagte hämisch Herr Alfons.

Die Räthin wandte mit einer steifen Bewegung den Kopf nach ihm herum; ihre scharfen, grauen Augen schienen ihn durch-

bohren zu wollen und die erhobene Nase drückte deutlich aus: sprich weiter!

Das that denn auch der Schwiegersohn und bemerkte: „Nun, ich dachte nur an den Scandal bei der Probe lebender Bilder. Das war nur eine kleine Ouverture, der vielleicht noch Manches nachfolgt."

„O ja," meinte der Doctor, „der vielleicht noch Manches nachfolgt."

Marianne erhob ihren Kopf und wechselte einen Blick mit ihrem Bruder. Darauf seufzte das arme Weib tief auf und versank wieder in ihre Betrachtungen.

„Und du kannst dich wahrhaftig nicht arrangiren, Eduard?" fragte der Commerzienrath mit verdrießlichem Ton und matter Stimme. „Ich versichere dich, das Fragen und Schwätzen über diese leidige Angelegenheit ist nicht zu ertragen. Sogar auf der Börse muß ich davon hören."

„Sogar auf der Börse!" wiederholte würdevoll die Räthin. „Das kann dem Credit des Hauses schaden." Sie trommelte leicht auf dem Tische, aber nur wenige Tacte; dann saß sie wieder so steif und unbeweglich da wie vorhin.

Alfons spazierte einige Mal im Zimmer auf und ab, wobei ihn übrigens nichts besonders Unangenehmes zu beschäftigen schien, seine Mundwinkel zuckten und seine Hände rieben sich behaglich an einander. — „Was nun die andere Sache anbelangt," meinte er nach einer Pause, „so befahlen Mama, sie ebenfalls zur Sprache zu bringen."

Die Räthin nickte mit dem Kopfe, und der Doctor schaute so plötzlich und fragend auf Alfons, daß dieser genöthigt war, ihm zu sagen: „Es betrifft Arthur's höchst kuriose Geschichte. Er macht ja kein Geheimniß mehr daraus, und wie ich aus deinen

Reden zu entnehmen glaubte, ist es ihm sogar nicht unangenehm, wenn man darüber verhandelt."

„Ihn soll der Teufel holen!" seufzte der Commerzienrath mit ziemlich erzwungenem Zorn, wofür ihm aber ein strenger Blick seiner Gemahlin zu Theil wurde. — „Es ist aber auch nicht zu sagen," fuhr der geplagte Banquier fort, „was man nicht Alles erleben muß. Ich hab' das satt und will meinem Herrn Sohn zeigen, wo er her ist. Alle Wetter! das ginge mir ab. Eine — eine — Tänzerin! — Wie heißt die Person doch?"

Die Räthin wandte ihm majestätisch das Gesicht zu und sprach: „Ich hoffe, du bist weit genug gegangen in deinen Reden; du wärest freilich im Stande, sogar den Namen jener Mademoiselle vor uns zu nennen. Pfui!"

„Daß Einem die Galle überlauft ist kein Wunder," fuhr der alte Herr Erichsen fort; „kommt nicht einmal mehr zu Tisch, der saubere Herr! Also da keine Ruhe, weil man sich ärgern muß, und nachher wieder keine," dabei schielte er mit schmerzlichem Gesichtsausdrucke nach dem unberührten Kaffee. — „Ja, es ist eine Schande," setzte er nach einer Pause bei, als Niemand sprach, „für einen jungen Menschen von Talent, der was Rechtes gelernt."

„Da liegt eben der Fehler," entgegnete etwas lebhafter die Commerzienräthin; „hättest du ihn was Rechtes lernen lassen, so hätte er kein Künstler zu werden gebraucht, und wäre vielleicht mit — dergleichen Volk nie in Berührung gekommen."

„Aber was will er denn eigentlich?" fragte Marianne, die sich für ihren Bruder lebhaft interessirte.

„Nun, er will sie hei —" erwiederte der Commerzienrath; doch ließ ihn ein wahrhaft furchtbarer Blick seiner Gemahlin dieß Wort nicht beendigen. Sie hustete heftig und bedeutsam und sagte:

„Dergleichen ſoll vor meinen Ohren nicht genannt werden. So Etwas will ich nicht hören; wenn man über dieſe — — Geſchichte ſprechen will, ſo ſoll man ſich paſſender Ausdrücke bedienen.“

„Aber Mama, Sie ſind in der That komiſch,“ bemerkte Alfons. „Er denkt ſehr ſtark an eine Heirath, wie ich gehört.“

„Ich bin nie komiſch, Herr Schwiegerſohn,“ entgegnete die Räthin, „am allerwenigſten in einem Falle wie der vorliegende. Und von einem Zuſammenlaufen meines Sohnes mit jener Perſon kann durchaus keine Rede ſein.“

„Sie ſcheinen Arthur nicht zu kennen, denn was er ſich einmal vorgeſetzt, das thut er,“ meinte Alfons.

„Was in dem Falle Herr Arthur zu thun geſonnen iſt, kann mir gleichgültig ſein; von meinem Sohne iſt alsdann nicht mehr die Rede.“ Dieß ſprach die Räthin und machte dazu eine entſchiedene horizontale Bewegung mit der Hand, worauf ſie ihre Finger wieder auf den Tiſch niederfallen ließ und einen wahren Siegesmarſch trommelte, als wollte ſie damit anzeigen, daß die Regeln des Anſtandes über jedes andere Gefühl den Sieg davon getragen.

Der Commerzienrath wagte es, leicht mit dem Kopfe zu ſchütteln, ja ſogar einen mißbilligenden Blick ſeiner Ehehälfte zuzuſenden.

Doch bemerkte dieſe es nicht, denn ſie ſchaute gerade vor ſich hin und ſagte unter einzelnen bedeutſamen Schlägen auf den Tiſch: „Die Scheidung, von der wir vorhin ſprachen, wird, ich ſehe das wohl ein, nicht wohl zu hindern ſein. Mein Herr Schwiegerſohn hat Recht, wenn er meint, es könne das einen Makel auf die Familie werfen, und daher kommt mir eben die andere Geſchichte, ich möchte faſt ſagen erwünſcht. Man muß

der Welt zeigen, welche — Opfer man bringt, um den Namen des Hauses fleckenlos zu erhalten; man muß ihr zeigen, daß man ungerathene Glieder der Familie wegwirft; man muß der Welt deutlich zu verstehen geben: ich habe so gewollt und gethan. Dann werden die Menschen vielleicht so gerecht sein, und — jene Scheidung betreffend, sagen: eine Frau, die den einen ihrer ungerathenen Söhne verstieß, würde auch den andern nicht geschont haben, wenn sie in seinem Thun und Lassen etwas Unrechtes entdeckt. — Und so wird es auch geschehen; lieber will ich allein und verlassen, aber mit Ehren sterben, als von Kindern umgeben, deren guter Name befleckt ist."

Nach diesen Worten zog sie ihr Taschentuch hervor, hielt es vor den Mund und hustete leise hinein. Auch schaute sie ihre beiden Kinder an, und als sie den traurigen Blick Eduards bemerkte, sowie daß die Augen ihrer Tochter voll Thränen standen, zuckte es ein klein wenig in ihrem harten, finsteren Gesicht, wie ein leuchtender Blitz, der bei Nacht durch eine Ruine fährt.

In diesem Augenblicke hörte man Tritte auf dem Gange, die Thüre öffnete sich und Arthur trat herein. Wenn er in gewöhnlicher Gemüthsverfassung gewesen wäre, so hätte er wohl gemerkt, daß man so eben von ihm gesprochen, und würde sich unbefangen und freimüthig wie er war, darnach erkundigt haben. So aber schien er das plötzliche und auffallende Verstummen des Gesprächs, sowie die seltsamen Blicke, welche der Vater, seine Geschwister und sein Schwager zusammen wechselten, nicht zu verstehen. Er ging gegen seine sonstige Gewohnheit gebückt und schwankend, seine Züge waren bleich und zerstört, und überhaupt war sein Benehmen vollkommen räthselhaft; er grüßte kaum die Anwesenden, er entschuldigte sich nicht einmal, daß er nicht zu Tische gekommen, er setzte sich ohne Aufforderung neben seine

Mutter hin, die mit einem ſtrengen, fragenden Blick etwas von ihm wegrückte; ja, er nahm, was ſehr ſelten vorkam, faſt mit Gewalt die eine Hand ſeiner Mutter und drückte ſie an ſeine Lippen.

Die Räthin ſchien das Alles für Bitten anzuſehen, und es ſchauerte ſie leicht. Sie hob ihren Kopf noch höher, ſie war im Begriff, ihre Hand kräftig zurückzuziehen, als der Ausdruck ihres Geſichts mit einem Mal an ſeiner Härte verlor, ja ihre Züge augenſcheinlich milder wurden, worauf ſie ihr Haupt ein wenig zu ihrem Sohne neigte und ihn mit einem faſt mütterlichen Tone fragte: „Was haſt du, mein Kind?“

Wir wollen dem geneigten Leſer nicht vorenthalten, daß die Räthin auf ihrer kalten Hand, als Arthur dieſelbe geküßt, heiße Tropfen fühlte, Thränen aus den Augen ihres Sohnes, von welchem dieß ſo ungewohnt und ſeltſam war, und etwas ſo Trauriges, das damit in Verbindung ſtehen mußte, anzeigte, daß ſich ſogar das ſo feſt umpanzerte Mutterherz der Commerzienräthin davon ergriffen fühlte.

„Gott ſei Dank!“ dachte Herr Erichſen, der beſorgt einem Sturme entgegen geſehen, „das Wetter ſcheint ſich aufzuklären; vielleicht kommen wir noch Alle zu einer guten Verſöhnung, und ich, wenn gleich zu einem halbkalten Kaffee.“ Bei Veranlaſſungen wie die gegenwärtige, bei Erörterungen ernſter Art nahm es nämlich die Räthin gewaltig übel, wenn man dazwiſchen gleichgültige Dinge trieb, wie zum Beiſpiel Kaffeetrinken oder auch Eſſen, wenn nämlich eine brennende Tagesfrage zufällig beim Diner verhandelt wurde.

„Nun, was haſt du, Arthur?“ wiederholte die Räthin.

„Nichts Beſonderes,“ entgegnete der junge Mann, ohne aufzublicken, doch mit ſo lauter Stimme, daß es Alle im Zimmer

deutlich vernahmen. „Ich kam nur, Ihnen zu sagen, daß ich fühle, wie sehr Sie Recht hatten, wenn Sie bemüht waren, die Schranke aufrecht zu erhalten, die einen Stand der Gesellschaft vom andern trennt. Ich wollte Ihnen nur zugestehen, Mama, daß Sie vollkommen die Welt kennen, und daß, wie Sie so oft sagten, sich Niemand ungestraft über die Meinungen seiner Mitmenschen wegzusetzen vermag."

Die Commerzienräthin sah einigermaßen triumphirend rings im Kreise umher. Der Doctor zuckte die Achseln, selbst Alfons war überrascht, und Marianne betrachtete mit einem traurigen Lächeln auf den Lippen ihren jüngeren Bruder. Sie wußte um Arthur's Liebe, sie wußte, welch' schöne Hoffnungen er sich gemacht, und sie mit ihrem weichen Frauenherzen fühlte wohl, daß ihm etwas Entsetzliches begegnet sein mußte, denn nur etwas der Art war im Stande, seine bisher so freien und widerstrebenden Ideen den schroffen Ansichten der Mutter zu unterwerfen.

Wahrscheinlich wäre es auch hierüber noch zu Erörterungen gekommen, wenn nicht in diesem Augenblicke der alte Diener eingetreten wäre und der Commerzienräthin eine Dame gemeldet hätte, welche sie in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Es war dieß nicht die Zeit, in welcher Besuche zu der Commerzienräthin kamen, weßhalb sie auch ziemlich befremdet fragte: „Wer ist die Dame? Hat sie meinen Namen deutlich genannt? — Will sie mich allein sprechen?"

„Den Namen der Frau Räthin hat sie deutlich ausgesprochen," entgegnete der Diener; „doch glaube ich nicht, daß sie darauf bestehen wird, Sie allein zu sprechen."

„So soll sie ihren Namen nennen," meinte die Räthin nach einigem Besinnen.

„Sie wünschte das nicht zu thun."

„So bin ich begreiflicher Weise für sie nicht zu Hause," sprach die Räthin mit großer Würde. „Sagen Sie ihr das."

„Den Fall hat die Dame vorgesehen," erwiederte achselzuckend der Diener, „denn sie sagte mir, sie wünsche überhaupt nur Jemand von der Familie zu sprechen, sei es nun die Frau Räthin oder der Herr Rath oder auch Madame Marianne."

„Räthselhaft!" meinte der Commerzienrath; „ich denke, man läßt sie herein kommen, das wird nicht gegen den Anstand verstoßen."

„Ich glaube, man ist's der Dame jetzt schuldig," bemerkte Alfons lachend, „denn Friedrich blieb so lange aus, daß die draußen wohl merken kann, es sei Jemand zu Hause und man berathschlage, ob sie anzunehmen sei oder nicht."

„Das wäre für mich kein Grund, Herr Schwiegersohn," antwortete hochmüthig die Räthin. „Aber meinetwegen kann sie sich sehen lassen." — Sie nickte dem Bedienten zu, der augenblicklich hinaus ging, und gleich darauf die Thüre von Außen langsam öffnete.

Jedes Auge richtete sich dorthin, und für fast Alle — für fast Alle sagen wir, nur nicht für Arthur — war es eine völlig fremde Person, die auf sehr anständige, ja elegante Weise herein trat, den beiden Damen eine zierliche Verbeugung machte, gegen die Herren den Kopf neigte und dann leicht und gewandt gegen das Sopha vorschritt, auf welchem die Räthin saß. — „Was kann das bedeuten? — Mademoiselle Therese!" dachte Arthur fast erschrocken.

Der Commerzienrath, der sich damit schmeichelte, eine wirklich vornehme Frau stets an ihrer Tournure zu erkennen, und der nicht daran zweifelte, eine Dame aus höhern Ständen vor

sich zu haben, erhob sich, indem er den Gruß derselben tief erwiederte, und rollte einen kleinen Fauteuil in die Nähe des Sopha's, auf welchem sich Mademoiselle Therese — denn sie war es in der That — höchst unbefangen niederließ.

Obgleich die Räthin im Aeußern und im Benehmen der Fremden durchaus nichts Verdächtiges witterte, war sie doch behutsamer als ihr Gemahl; sie erwiederte den Gruß derselben förmlich und kalt, hustete leicht und saß dann wieder so steif und aufrecht da, als habe sie eine beträchtliche Anzahl Bleistifte verschluckt. Marianne hatte mit einem Blicke die Toilette der Fremden gemustert, fand aber weder an dem weißen Atlashute, von welchem eine einzige Feder herabhieng, noch an der Art, wie sie ihren Shawl trug, noch an der Farbe der Handschuhe und der Façon der kleinen eleganten Stiefel das Geringste auszusetzen.

Mademoiselle Therese schien eine Frage zu erwarten und recognoscirte unterdessen mit einem schnellen Blick das Terrain. — „Ah!" dachte sie, „das ist der alte Herr Erichsen, das sein Sohn, der Arzt, dieß die arme kleine Frau, und der Herr dort mit der Brille mein Freund." Ein kaum bemerkbares schalkhaftes Lächeln spielte um ihren Mund, verlor sich aber sogleich wieder, als sie Arthur erkannte, der sehr erstaunt neben seiner Mutter saß.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht," sagte endlich die Räthin. — „Mit wem habe ich das Vergnügen?"

„Das thut eigentlich nichts zur Sache, gnädige Frau," erwiederte Therese.

„Doch — ich muß bitten."

Die Brust der schönen Tänzerin hob sich etwas stärker, denn sie wußte ganz genau, daß die Nennung ihres Namens ein Allarm-

schuß sein würde, mit dem sie einen heftigen, aber sehr ungleichen Kampf beginne. Doch war sie genugsam mit sicher treffender Munition versehen und scheute sich gar nicht, das Gefecht zu eröffnen.

„Obgleich mein Name gewiß nichts zur Sache thut, gnädige Frau," wiederholte sie, „und er Ihnen wahrscheinlich völlig unbekannt ist, so mache ich mir doch ein Vergnügen daraus, ihn zu nennen. Ich heiße Therese Selbing und bin Tänzerin bei der königlichen Hofbühne." —

Die Wirkung, welche die letzten Worte in dem stillen Familienkreise hervorbrachten, war komisch und doch schrecklich. Das Gesicht der Räthin verlängerte sich zusehends, doch schien sie ein Lächeln zu unterdrücken und wischte sich über die Augen, wie man es nur nach einem schweren Traume zu thun pflegt, um den häßlichen Kobold, der einem erschienen, zu verscheuchen. Aber der hübsche, der hier in den Kreis getreten, war durch keine solche Pantomime zu verjagen, und betrachtete sich sogar sehr anmuthig die höchst überraschten Gesichter rings umher.

Marianne schrack am Auffallendsten zusammen; vielleicht ahnete ihr mit Recht, was daraus erfolgen könne, und obgleich noch vor Kurzem entschlossen, einen Familien-Scandal nicht zu scheuen, bebte sie doch jetzt davor zurück. Sie warf einen schnellen Blick auf ihren Mann, der hinter seinen Brillengläsern mit den Augen zwinkerte, und, obgleich er sich das Ansehen gab, den Auftritt einigermaßen komisch zu finden, nicht ganz unbefangen erschien.

Der Commerzienrath, der sich anfänglich ärgerte, den Fauteuil so bereitwillig an den Tisch gerollt zu haben, betrachtete sich einige Secunden nachher das elegante und schöne Mädchen etwas genauer, und war so frei, bei sich zu denken: „nun anständig

genug sieht sie aus, und Manche könnte sich wünschen, eine solche Tournure zu besitzen."

Unterdessen hatte die Räthin bei sich überlegt, was zu thun sei. Am liebsten hätte sie sich erhoben, und wäre mit steifen Nacken aus dem Gemach gerauscht. Doch wäre das unklug gewesen, denn es leuchtete ihr wohl ein, daß die „Mademoiselle" eine triftige Ursache haben müsse, um mit solcher Frechheit in ein anständiges Bürgerhaus einzudringen. Sie warf einen Blick auf ihren Sohn Arthur, der indessen ganz ruhig und unbefangen dasaß, worauf sie mit einem leichten Kopfnicken sprach: „Mademoiselle, so bitte ich mir zu sagen, was Sie hergeführt; der Name Selbing ist mir gänzlich unbekannt."

Therese betrachtete lächelnd die Spitzen ihrer Füße, dann hob sie den Kopf empor und erwiederte: „Ich glaube wohl, gnädige Frau, daß Ihnen der Name gänzlich unbekannt ist. Und doch wurde er — es sind einige Jahre her — vor Ihnen genannt, oder vielmehr vor Ihrer Frau Tochter dort. Ich habe eine Schwester, ein armes Mädchen, aber ehrlich und anständig, obgleich nur eine Näherin. Sie suchte um eine Stelle nach, die damals in Ihrem Hause offen war; sie war nicht schlecht empfohlen, ihr Aeußeres gefiel auch Ihrer Frau Tochter."

„Ach ja, ich erinnere mich," sagte Marianne.

„Dann werden auch Madame nicht vergessen haben," fuhr die Tänzerin fort, „daß Ihr Herr Gemahl, ich glaube jener Herr mit der Brille dort, meiner armen Schwester die Stelle abschlug, nicht, weil man ihr irgend etwas Uebles nachsagen konnte, ebensowenig, weil sie ihre Arbeiten nicht verstanden hätte, sondern aus dem einfachen Grunde, weil sie eine Schwester habe, die Tänzerin sei, mit der man ja vielleicht zufällig später einmal in Berührung kommen könnte, was für ein so achtbares Haus wie

das Ihrige doch keine große Ehre sei. Jene Schwester aber, von der die Rede war, bin ich. Ich war aber damals zu jung und unerfahren, um die Beleidigung, die man mir und meinen armen Eltern angethan, zu verstehen."

„Mademoiselle!" sagte streng die Räthin.

„Als ich sie endlich verstehen lernte, trug sie wahrhaftig nicht dazu bei, mich auf dem Wege der Tugend zu erhalten, denn ich dachte bei mir: man sieht dich deines Standes halber über die Achseln an, man rümpft die Nase über dich, weil du arm und schön bist und dich gut kleidest; du bist ein verlorenes Wesen, weil deine Mutter und gute Freunde nicht im Stande sind, bei so und so viel vornehmen Bekannten mit deiner Tugend und vortrefflichen Aufführung zu prahlen. — Sei es darum, dachte ich, und ließ Alles den Weg gehen, den es gerade gehen wollte."

„Aber ich verstehe nicht, Mademoiselle," sagte nun der Commerzienrath, „wie diese Einleitung auf ein Thema führen kann, das uns zu interessiren im Stande wäre."

„Sie werden mich nicht für so thöricht halten," versetzte Therese mit einiger Röthe auf den Wangen, denn die Worte, welche sie eben gesprochen, hatten ihr Blut erregt, „daß ich über Sachen zu sprechen anfange, die mit Ihnen in keinem Zusammenhange stehen."

„Doch möchte ich in der That wissen," meinte Herr Alfons spitzig, „auf welche Weise wir die Ehre gehabt hätten, mit Ihrer Person und der Ihrer Schwester in Berührung gekommen zu sein."

„Es handelt sich vorderhand nicht um Personen, sondern um Meinungen," entgegnete die Tänzerin mit einem kalten Lächeln. „Und namentlich um eine seither sehr geänderte Meinung." Bei diesen Worten wandte sie sich direct an Herrn Alfons

und zwar mit so festem und sicherem Blicke, daß dieser achselzuckend seine Augen zu Boden schlug.

Die Commerzienräthin saß da, abwechselnd trommelnd oder hustend, und röthlich angestrahlt von einem aufsteigenden Zorne. So Etwas war ihr in ihrem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Diese — fremde Person war in ihr Haus gedrungen, und wagte es, mit einem ihrer Angehörigen über veränderte Meinungen zu sprechen, und zwar mit ihrem Schwiegersohn, dessen Meinungen, er mochte sonst sein wie er wollte, doch beständig fest und gleich geblieben waren in Anstand und guten Sitten.

„Mademoiselle," sagte sie in sehr strengem Tone, „ich glaube, wir haben das Vergnügen, zu wenig mit einander bekannt zu sein, um uns gegenseitig über unsere Meinungen aufzuklären. Ich muß also bitten, zum wahren Zweck Ihres Besuches überzugehen, oder mir zu erlauben" — damit erhob sie sich einige Zoll vom Sopha, so ihre Rede pantomimisch beschließend.

Der Doctor hatte mit Arthur einige Blicke gewechselt, und Marianne war bei den letzten Worten der Tänzerin über und über roth geworden. — „Ich dächte, Mama," meinte Eduard nach einer augenblicklichen Pause, „statt Demoiselle Selbing von dem uns interessanten Thema wegzudrängen, sollten Sie ihr erlauben, sich näher auszudrücken, was sie unter diesen veränderten Meinungen versteht; — ich glaube Alfons muß darauf dringen."

„Ja, ja," stotterte Dieser. „Aber vor allen Dingen begreife ich diese Keckheit nicht."

„S — s — s — t!" machte der Commerzienrath, indem er langsam seine Hand erhob.

„Für die Aufforderung bin ich Ihnen sehr dankbar, Herr Doctor Erichsen," wandte sich Thereſe an Diesen. „Allerdings haben Sie das Recht, Aufklärungen über meine etwas kühnen

Worte zu verlangen. Ich wollte damit nur so viel sagen," fuhr sie mit sehr langsamem Tone fort, wobei sie ihren Fauteuil so weit drehte, daß sie Herrn Alfons im Auge behielt, „Ihr Herr Schwiegersohn, der damals der Meinung war, es passe sich für eine Dienerin seines Hauses nicht, eine Schwester zu haben, die Tänzerin sei, habe seine Meinung so weit verändert, daß er — nicht jenen Schritt wieder gut machte, sondern noch viel weiter ging und der — Freund einer Tänzerin selbst werden wollte; eine Freundschaft, die jedoch für die arme Betreffende sehr unglücklich ausfiel."

„Ah!" machte Arthur erschrocken, denn er fieng an, einen schauerlichen Zusammenhang zwischen seinem Schwager und jenem unglücklichen Mädchen zu ahnen, deren Leiche er heute Morgen gesehen.

Man hätte in diesem Augenblicke glauben können, die Räthin habe ein Gespenst gesehen oder sonst etwas Entsetzliches. Sie saß da, die Augen weit aufgerissen, den Mund geöffnet, das Gesicht mit einer Todtenblässe überzogen, während ihre Hand zitternd auf dem Tische lag. Ihre Augen hatten starr an den Lippen des Mädchens gehangen, jetzt erhob sie dieselben und schaute ihren Schwiegersohn an, der mit einem Male seine Fassung gänzlich verloren hatte. Seine Augen irrten hin und her, er wurde bald bleich, bald roth; er zuckte mit den Achseln, versuchte es zu lächeln und machte jetzt ein paar Schritte gegen den Doctor, und darauf ein paar gegen seine Frau, welche weinend mit dem Kopf in die Kissen des Sopha's gesunken war.

Bei all' ihren Fehlern war die Commerzienräthin eine sehr verständige Frau, welche namentlich die Gewalt über sich selbst höchst selten und dann nur auf Momente verlor. Auch jetzt, nachdem sie das Terrain überschaut, schien sie bald im Reinen zu sein

und faßte sich augenblicklich wieder. Sie saß straffer da als vorhin, ihr Husten klang wie ein ferner Donner, und ihre, obgleich zuckenden Finger, trommelten mit aller Energie einen Sturmmarsch. — „Fahren Sie fort, — Mademoiselle," sprach sie gelassen zu Therese.

Alfons wischte sich den Schweiß von der Stirne, und näherte sich, wenn gleich mit wankenden Schritten, dem Tische. Er stützte die rechte Hand darauf und sagte, nachdem er heftig geschluckt: „Frau Schwiegermama, — Sie geben jener Person die Erlaubniß, in den ehrenrührigsten Reden gegen mich fortzufahren. Gestatten Sie mir aber dann — daß ich mich entferne."

„Nein, du bleibst!" schrie Marianne plötzlich laut auf und sprang von ihrem Sitze in die Höhe. „Nein, du bleibst — Heuchler! und läßt dir von fremden Leuten sagen, was deine arme Frau leider nicht den Muth hatte, gegen dich auszusprechen."

„Marianne!" sagte die Commerzienräthin, ohne aber eine Miene zu verziehen.

Wie wir vorhin schon gedeutet, war die Periode ihrer Emotion vorüber und jetzt hätte noch Schlimmeres über sie hereinbrechen können, nichts wäre im Stande gewesen, eine Miene ihres unbeweglichen Gesichts zu verändern.

„Aber um Christi willen!" sprach jammernd der alte Herr, indem er die Hände zusammen schlug; „was sind das für furchtbare Geschichten! Wache ich denn oder träume ich!" Er erhob sich etwas schwerfällig und ging dann so eilig als möglich an die Thüre, um zu sehen, ob sie auch fest verschlossen sei.

Marianne war in diesem Augenblicke nicht mehr zu kennen. Dieß sanfte, furchtsame Weib, welche sich durch einen gebietenden Blick ihres Mannes in jeden beliebigen Winkel scheuchen ließ, trat ihm nun fest entgegen, stützte die Hand ebenfalls auf den

Tisch und sagte mit flammenden Augen: „Diese Dame spricht die Wahrheit. Du, dessen zweites Wort „Sitte" und „Anstand" war, du, der die unschuldigste Sache so lange zu drehen wußtest, bis du ihr eine gehässige Seite abgewinnen konntest, du, der jeden Blick auf's Schlimmste deutetest, du, der hochmüthig über die verderbte Welt und die Laster der Menschen absprachst, du — bist selbst einer jener Sünder, und um so schlimmer, da du ein heuchlerischer Sünder bist. — Mademoiselle hat Recht, und wie schon Mama Sie bat, so bitte auch ich Sie, in Ihrer Rede fortzufahren. — — — — Für mich ist das ja gleichviel," setzte sie laut weinend hinzu, „denn ich weiß Alles."

Alfons machte einen letzten Versuch, die total verlorene Schlacht wieder zu gewinnen; er fuhr das schwere Geschütz der Unverschämtheit und Frechheit auf, er verbarg seine Hand auf der Brust, hob seine Nase hoch empor und sagte in dem entschiedenen Tone, durch welchen er schon öfters Recht behalten: „Madame, über Ihre Tactlosigkeit, dergleichen gehässige Dinge über Ihren eigenen Mann — vor einer fremden — zudringlichen — und lügenhaften Person auszusprechen, werde ich Sie später zur Rechenschaft ziehen. Was die Sache aber an sich anbelangt, so erkläre ich sie für eine infame Verläumdung, und bin bereit, gegen Jeden aufzutreten, der es wagen sollte, nur durch eine Miene seinen Glauben daran zu verrathen."

Dabei schaute er herausfordernd im Kreise umher, und wollte einen vernichtenden Blick auf Therese fallen lassen; doch erhob sich diese langsam aus ihrem Fauteuil, trat ihm fest entgegen und wollte ihm gerade eine gehörige Antwort geben, als Madame abermals emporsprang, sich zwischen Beide drängte, und vor die Augen ihres Mannes ein Papier hielt, bei dessen Anblick seine angespannten

Gesichtszüge schlaffer wurden und er unwillkührlich einen Schritt zurück trat.

„Kennen Sie," wandte sich die arme Frau an Therese, „kennen Sie eine Tänzerin Marie U.?"

„Ich kannte sie. — Sie ist todt."

Ohne eigentlich zu wissen warum, durchzuckte dieß Wort widrig die Commerzienräthin; sie seufzte tief auf und hustete darauf lange und anhaltend in ihr Taschentuch.

„Todt?" fragte Marianne zurückfahrend.

„Todt!" sagte auch Alfons mit allen Zeichen des Schreckens auf seinem Gesicht.

„Sprechen Sie!" rief der Doctor, der eilig näher trat; „ist es das arme Mädchen, die den fürchterlichen Fall im Theater gethan?"

Therese nickte mit dem Kopfe.

„Ah! sie ist gefallen!" murmelte Alfons aufathmend. „Was geht das mich an!"

„Sie kennen also dieß Papier und den Namen der Tänzerin?" fragte die Räthin mit einem Tone, der eines Inquisitors würdig gewesen wäre.

„O er kennt ihn!" rief Marianne. „Er wagt es nicht, seine Handschrift zu verläugnen."

„Und wenn ich diese Schrift anerkenne, was folgt daraus?"

„Daß du dich um jenes arme Mädchen bemüht," entgegnete Marianne, „daß du sie durch Geschenke bestechen wolltest, du, der von dergleichen Personen nur achselzuckend und mit wegwerfendem Tone sprachst. Es beweist, daß du ein schlechter Heuchler bist."

„Marianne —!" rief abermals die Räthin.

„Ach ja, Mama," erwiederte die kleine Frau, indem sie die Hand an ihre Stirne drückte und tief aufathmete; „ich vergaß mich."

„So erſuche ich um Ruhe," fuhr die Räthin in einem majeſtätiſchen Tone fort. „Mademoiſelle," wandte ſie ſich an die Tänzerin, „reden Sie."

„Es iſt da nicht viel mehr zu reden," erwiederte Thereſe, die auch nicht einen Augenblick ihre Faſſung verloren hatte, ſondern ruhig daſtand, in beſter Haltung, ihren Shawl feſt um ſich gezogen, den Kopf erhoben. — „Sie ſtarb, das Nähere darüber kann Ihnen der Herr Doctor Erichſen mittheilen, der in's Theater gerufen wurde. Sie ſtarb in Folge jenes ſchrecklichen Falles, und die Sache iſt um ſo trauriger, da dieß Unglück von einem jungen Manne verſchuldet wurde, der die arme Marie auf's Innigſte liebte, ſie in der nächſten Zeit heirathen wollte, und der in jenem Augenblicke erfuhr, ſie ſei ihm untreu geworden."

Marianne zuckte ſchmerzlich zuſammen.

„Ich war bei ihr und verließ ſie keinen Augenblick bis zu ihrem Tode. Mir theilte ſie die ganze traurige Geſchichte mit, mir nahm ſie das feierliche Verſprechen ab, jenen Mann, der ſie verfolgt, der ſie unglücklich gemacht, der ſie — ja, ich ſage es frei — gemordet, von den ſchrecklichen Umſtänden ihres Todes in Kenntniß zu ſetzen, ihm hoffentlich zur ewigen Strafe. — Und ich nahm den Auftrag gerne an," fügte ſie mit blitzenden Augen nach einem augenblicklichen Stillſchweigen bei, „ich nahm ihn gerne an, beſchloß aber, ihn nicht unter vier Augen zu erfüllen, ſondern offen und frei, vor ſo vielen ihm unangenehmen Zeugen als nur möglich. — Und ſo that ich." Damit machte ſie eine Handbewegung gegen Alfons, worauf Dieſer noch einen Augenblick am Tiſche wie erſtarrt ſtehen blieb, dann faſt in ſich zuſammenbrach, ſich aber aufraffte, mit der rechten Hand durch ſein Haar fuhr, und dann plötzlich zur Thüre hinausſtürzte.

„Ich bin fertig," wandte ſich die Tänzerin gegen die alte

Dame, „und wenn ich Sie verletzt, so will ich Sie um Entschuldigung bitten.“ Sie machte darauf sämmtlichen Anwesenden eine tiefe Verbeugung und wandte sich zum Weggehen.

Die Commerzienräthin hatte einen Augenblick überlegt, worauf sie sagte: „Ich danke Ihnen, Mademoiselle; Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan.“ Bei diesen Worten erhob sie sich und begleitete die Tänzerin bis zur Zimmerthüre in ruhiger, würdevoller Haltung. Sobald sich übrigens die Thüre hinter der Fremden geschlossen, blieb die alte Frau einen Augenblick wie betäubt stehen, wobei sie die Hand vor die Stirne preßte. Dann aber sprach sie: „Komm, Marianne, ich habe mit dir zu reden.“ Und beide Damen verließen das Zimmer. Die Herren machten es gleich darauf ebenso, nicht ohne viele oh! und ach! von Seiten des Commerzienrathes, der über alle Maßen verdrießlich war, denn er sah nun eine lange Reihe unangenehmer Auftritte vor sich, von denen er ein großer Feind war, und überlegte auch, daß die Geschichte auch noch einmal schlimm endigen könne. Doch müssen wir leider gestehen, daß er dabei weniger an seine arme Tochter dachte, als an sein Banquiergeschäft, welchem Herr Alfons eine Hauptstütze war.

Dreiundsiebenzigstes Kapitel.

Johann Christian Blaffer und Compagnie.

Seit dem Abgange des Herrn Beil hatte sich der Chef der Firma Johann Christian Blaffer und Compagnie keinen neuen Commis mehr angeschafft. August, der Lehrling, wurde an dessen Stelle befördert, ohne durch diese Beförderung das Geringste zu profitiren, im Gegentheil hatte er mehr zu arbeiten; denn seine bisherigen Geschäfte: das Einpacken und auch wohl das Austragen der Pakete, sollte er nach wie vor noch nebenbei besorgen, und eine Folge davon war, daß jetzt gar nichts mehr geschah, wie es hätte geschehen sollen.

Herr Blaffer schien sich überhaupt mit den beiden Geschwistern etwas verrechnet zu haben; so auch, was August's Schwester anbelangt. Hier hatte er das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden wollen, und dem Mädchen eines Tags auf die süßeste Art vorgeschlagen, einen Versuch zu machen, ihm in den Geschäften des Comptoirs zu helfen. „Das wäre für mich doch wohl angenehm," hatte er gesagt, „denn du würdest an dem Tische

im Nebenzimmer arbeiten, ich käme zuweilen herein, sähe nach dir und erfreute mich an deinem Fleiß und deinem lieben Gesichte." — Der Principal hatte dabei gehofft, das kluge Mädchen würde alsdann bald die Geschäfte erlernen und ihm dadurch für beständig ein Commis entbehrlich werden. Er hatte sich aber wie gesagt auch hierin wie in vielem Anderen gewaltig verrechnet.

Den Tag nach jener denkwürdigen Nacht, in welcher Herr Beil das Haus verlassen, war Marie auf ihrem Zimmer geblieben und hatte lange Stunden, in tiefe Gedanken versunken, auf einem Stuhle gesessen. Es mußten mitunter schreckliche Gedanken gewesen sein, die sie beschäftigt, denn zuweilen griff sie in ihr dichtes Haar oder ließ den Kopf in beide Hände sinken, um eine Zeitlang bitterlich zu weinen. Ja, ein paar Mal nahm sie hastig ihr Tuch und ihren Hut, um das Haus zu verlassen. Vielleicht wollte sie dem dunklen Wege folgen, den ihr Herr Beil vorgezeichnet; aber dann blieb sie schaudernd stehen, sagte: „Nein, nein, ich kann nicht; mir fehlt der Muth, und das Leben ist doch so schön!" Mit dem letzteren Gedanken schien sie sich dann auch schon im Laufe des Tages und Abends mehr zu befreunden; sie erhob sich langsam aus ihrem Nachdenken, sie athmete tief auf, fuhr dann mit der Hand über die Augen und lächelte schmerzlich. Aber sie lächelte doch. Ja, noch ehe es Abend wurde, vermochte sie es über sich, einen flüchtigen Blick in den Spiegel zu werfen, und darauf fieng sie an, ihr Haar zu ordnen und eine einfache, aber hübsche Toilette zu machen.

Herr Blasser hatte es wohl im Laufe des Tags einige Mal gewagt, an ihre Thüre zu klopfen, auch dieselbe sogar zu öffnen, doch hatte sie sich alsdann mit einem solchen Ausdruck des Hasses oder vielmehr des Zornes erhoben, daß er, der Tyrann, schüchtern zurückgetreten war und erst Abends es wieder wagte, sich

ihr zu nähern, das heißt, der alte Buchhändler ließ sich so weit herab, August hinauf zu schicken und bei der Schwester anfragen zu lassen, ob sie zum Nachtessen herab kommen wolle, oder ob sie wünsche, daß man bei ihr droben erscheine. August hatte kopfschüttelnd diese Botschaft und einigermaßen zaghaft die Antwort des Mädchens hinterbracht, welche dahin lautete, Herr Blasser möge machen was er wolle, nur solle er sie ruhig und auf ihrem Zimmer lassen. Und er, der hierauf einen Zornausbruch des Principals gefürchtet, sah zu seinem Erstaunen, daß er sich verrechnet hatte. Freilich war über die Stirne des Herrn Blasser eine Wolke gefahren und er hatte mit den Achseln gezuckt, doch war darauf das Unerhörte geschehen, daß er seinem Lehrling einen Gulden geschenkt, ihm die Erlaubniß gegeben, damit in's Wirthshaus zu gehen, und, was noch nie geschehen war, sogar die Freiheit ertheilt, nach zehn Uhr vermittelst Hausschlüssels nach Hause kommen zu dürfen. Der Lehrling hatte hievon einen umfassenden Gebrauch gemacht und seine Dachkammer aufgesucht, nachdem von dem Gulden nichts mehr übrig war und der Nachtwächter die zwölfte Stunde abgerufen.

Am andern Morgen war er etwas zaghaft beim Frühstück erschienen, indem er fürchtete, für seine nächtlichen Ausschweifungen derb ausgescholten zu werden. Auch hatte ihn Herr Blasser mit finsterem Stirnerunzeln empfangen und schon angefangen, ein ernstes Wort zu sprechen, als sich Marie, die wieder erschienen war, dergleichen auf's Bestimmteste verbat, indem sie sagte, ihr Bruder sei kein Kind mehr und einem jungen Menschen in seinem Alter könne man es nicht übel nehmen, wenn er zuweilen etwas lange ausbleibe. Darauf hatte Herr Blasser geschwiegen, zum grenzenlosen Erstaunen August's; ja der Principal hatte sogar gelächelt, als das Mädchen hinzusetzte, bei den alten Leuten sei

ja keine Tugend zu finden; was man denn eigentlich von den jungen erwarten wolle.

Daß sich in dem Getriebe des Hauses überhaupt Vieles von Tag zu Tag veränderte, sah der Lehrling wohl, doch hatte er glücklicher Weise nicht Verstand genug, um die Kraft zu entdecken, welche hier im Geheimen wirkte. Er dachte auch weiter nicht darüber nach, da das Resultat für ihn so angenehm war. Herr Blaffer behandelte ihn besser, ja, er setzte ihm sogar, obgleich mit sichtlichem Widerstreben, ein kleines Taschengeld aus, Marie sorgte für seine Garderobe und als der Herr Blaffer bei einer vorgelegten Rechnung über diesen Gegenstand die Hände über dem Kopf zusammen schlug, schlug das Mädchen dem würdigen Principal die Thüre vor der Nase zu und meinte, wegen solcher Kleinigkeiten habe sie keine Lust, dessen verdrießliche Gesichter anzusehen.

Da nun August auf diese Weise sah, daß er unter dem mächtigen Schutz seiner Schwester stehe, so überarbeitete er sich auch durchaus nicht, sondern vertrödelte seine Zeit, so gut es eben gehen mochte. Und wenn die Geschäfte des Hauses Johann Christian Blaffer und Compagnie nicht total vernachläßigt werden sollten, so mußte sich der Principal entschließen, Abends noch eine Stunde zuzugeben, was er denn auch seufzend that.

Das Alles war freilich nicht das Resultat eines Tages oder einer Woche, aber ein paar Monate hatten hingereicht, aus dem Alleinherrscher Blaffer, aus dem Sclavenhändler, wie ihn Herr Bell genannt, der unerbittlich seine Peitsche schwang, selbst einen demüthigen Sclaven zu machen, der schwieg und sich duckte, sobald das trotzige, energische, schöne Mädchen fest gegen ihn auftrat.

Hätte der ehemalige Commis nur hie und da eine Stunde

unsichtbar auf dem Comptoir zubringen können, er würde sich vollkommen gerächt gefühlt haben. Marie und ihr Bruder, der Lehrling mit dem blödsinnigen Lächeln, wie er ihn bezeichnet, die beiden herrschten in dem Hause und Herr Blaffer duldete und schwieg.

Doch schien er sich anfänglich in dieser Sclaverei glücklich zu fühlen, und wenn das junge Mädchen einen kostspieligen Wunsch aussprach, so sträubte er sich mit verhaltenem Lächeln dagegen, und es schien ihm Spaß zu machen, wenn sie nun den Kopf in die Höhe warf, mit dem Fuße auftrat und zornig das Zimmer verließ; dann eilte er ihr nach, billigte gern, was sie verlangt, und begab sich händereibend an seine Arbeit. Auf einmal aber schien dieses stille Vergnügen des Herrn Blaffer gänzlich verschwunden zu sein, er wurde nachdenklich, bald starrte er stundenlang auf seine Arbeit, ohne die Feder zu bewegen, in tiefes Nachsinnen versunken, bald wieder hatte er keinen Augenblick Ruhe und verließ häufig sein Pult, um durch das Haus zu gehen, zu irgend einem Fenster hinaus zu schauen und heimlich an Mariens Thüre zu lauschen und durch das Schlüsselloch in's Innere zu sehen. Es mußte ihn etwas außerordentlich Unangenehmes in Bewegung setzen, die früheren finstern Gedanken traten wieder hervor, und er versuchte abermals, sich in allerlei Gehässigkeiten gegen den Lehrling und selbst gegen Marie Luft zu machen; es mußte etwas vorgefallen sein, das ihn seine eigene Schwäche verwünschen ließ; er versuchte es, den Principal von ehedem wieder zu spielen. Aber die Zügel waren seiner Hand entschlüpft und er sah mit Schrecken ein, daß er alles Terrain verloren. August gab ihm trotzige Antworten oder lachte ihn aus, und das Mädchen zuckte verächtlich die Achseln. Suchte Herr Blaffer nun den Streit mit ihr weiter fortzusetzen, so nahm sie ruhig ihren

Hut und Shawl und verließ das Haus, um erst spät Abends zurückzukehren, worauf dann Herr Blaffer wie ein Besessener durch alle Zimmer rannte, auch wohl schrie und tobte, um sie bei ihr Zurückkunft dann freundlicher als je zu empfangen.

Daß er bei diesen Gemüthszuständen körperlich nicht gedeihen konnte, war wohl natürlich; magerer als er war konnte er füglich nicht wohl werden, doch fiel sein Gesicht mehr und mehr ein, seine Augen verloren allen Glanz, seine Gestalt knickte förmlich zusammen, sein Gang wurde noch schwankender und schlürfender, kurz, er war nur noch der Schatten des ehemaligen Blaffer.

Vielleicht brauchen wir dem geneigten Leser nicht zu sagen, daß es die Eifersucht war, welche den Buchhändler auf so traurige Art veränderte, ja, die glühendste, wildeste Eifersucht, und eine Eifersucht, die gewiß nicht ohne Grund war, aber deren Gegenstand zu ergründen ihm nicht gelingen wollte, noch auch das Mädchen irgendwie zu überraschen. Er fühlte es wohl, daß sie ihn betrogen, daß sie ihn nicht liebte und ihn nie geliebt. Hatte sie sich doch stets sichtbar bezwingen müssen, ihren Abscheu vor ihm zu verbergen, hatte ihn doch immer die Kälte ihres Herzens zurückgeschreckt. Ach! und warum er fast zu ihren Füßen gebettelt! wofür er so viel geopfert, das gab sie vielleicht einem Anderen aus vollem, warmem Herzen, freiwillig mit überströmendem Gefühl. Wie glühend mußte dieß Mädchen lieben können! wie selig mußte der sein, dem sie bereitwillig ihre Arme öffnete und ihn heiß an die Brust drückte! — — Und es lebte Jemand, dem ein weicher, duftiger Nachtwind die Früchte neckend zuwarf, nach denen er sich mühsam emporstreckte. Ja, das fühlte er, und dabei drückte er krampfhaft seine Hände zusammen, knirschte mit den Zähnen und war unsäglich unglücklich. Am Tage ließ es ihm bei seinen Arbeiten keine Ruhe, Nachts schreckte es ihn

aus seinen Träumen auf; ihm ahnte wohl, daß in seinem Hause irgend Jemand ungehindert aus- und einging, aber es war wie ein Gespenst, unsichtbar, nicht zu fassen. Zuweilen glaubte er eine Thüre knarren zu hören, ja ein leises Gelächter zu vernehmen, aber wenn er angstvoll emporlauschte, so war Alles wieder still, und einzig und allein machte sich der Wind bemerkbar, der durch den Schornstein heulte. Vergebens hatte er dem Bruder geschmeichelt; entweder wußte Dieser nichts von dem Treiben der Schwester, oder war er schlau genug, nichts zu verrathen. Wenigstens halfen weder Geschenke noch Versprechungen bei ihm.

Herr Blaffer hätte das Mädchen fortschicken können, aber dazu fehlte ihm die Kraft: er konnte nicht ohne sie leben. Endlich, nach langem Nachsinnen, entschloß er sich, seine Buchhandlung um eine runde Summe zu verkaufen, mit Marie die Stadt zu verlassen, um irgendwo an einem stillen Orte mit ihr zu leben. Er hätte sie alsdann geheirathet, wenn sie gewollt; doch hatte sie schon einige Mal seine Hand ausgeschlagen, und das war es, was ihm den ersten Argwohn gegen sie eingeflößt. Herr Blaffer aber hoffte von der Zukunft, und da ihm mit einem Male in Betreff seiner Buchhandlung gute Anträge gemacht wurden, so nahm er sie an, bedingte baare Zahlung, verlangte von dem neuen Eigenthümer, er solle für sehr geringen Gehalt einen Gehülfen annehmen, den ihm Herr Blaffer empfehlen werde. Auf solche Weise hoffte er sich August's zu entledigen.

Um die Unterhandlungen des Verkaufs zu beschleunigen und denselben abzuschließen, hatte der Principal das Haus verlassen und August befand sich allein auf dem Comptoir. Er saß an seinem Pulte und machte sich das unschuldige Vergnügen, einzelne Buchstaben einer Buchhändler-Zeitung, welche vor ihm lag, gehörig mit Speichel zu durchnässen und dann nach einem

starken Druck mit dem Daumen wegzunehmen. Diese klebte er alsdann an einer andern unpassenden Stelle wieder auf und brachte so die sonderbarsten Worte zu Tage, — ein Spiel, welches ihm Herr Blaffer oft verwiesen, denn der Principal stutzte jedesmal und ärgerte sich, wenn er eine so präparirte Zeitung in die Hand bekam und nun selbst gezwungen war, alle möglichen Confusionen abzulesen. August hatte eben den Satz, der Buchhandel sei ungewöhnlich flau, in einem Aufsatz aus der Feder des Herrn Blaffer dahin abgeändert, daß der Buchhandel ungewöhnlich faul sei, als es an der Thüre klopfte. Er rief sehr laut und deutlich: Herein! — Die Schüchternheit, mit der er das früher gethan, hatte er sich schon lange abgewöhnt.

Es trat ein Mann in das Zimmer, den der Lehrling noch nie gesehen, — eine große, stämmige Gestalt mit einem breiten, etwas aufgeschwollenen Gesichte, welches durch freundliches Lächeln gutmüthig aussehen sollte, eigentlich aber schlau und energisch erschien; dichtes röthliches, empor gestrichenes Haar bedeckte seinen Kopf. Der Eingetretene war einfach aber anständig gekleidet, er hatte einen dunkeln Ueberrock an, einen runden Hut auf dem Kopfe und einen gewichtigen Stock in der Hand. — „Verzeihen Sie," sagte er, „wenn ich Sie in Ihren Arbeiten störe, aber ich möchte gern mit dem Gehülfen des Herrn Blaffer einige Worte im Geheimen sprechen."

August schwang sich von dem Comptoirstuhle herab und stellte sich als erster Gehülfe der Handlung vor.

„Das ist wohl möglich und Sie sehen allerdings so aus," meinte der Fremde, „aber da mein Auftrag an eben diesen Gehülfen von besonderer Wichtigkeit ist, so verzeihen Sie mir, daß ich mich vorher überzeuge, ob Sie auch der rechte sind."

„Wenn das beliebt," entgegnete August einigermaßen

gekränkt, „so müssen Sie warten, bis Herr Blaffer nach Hause kommt, damit er Bürgschaft für mich stellt. — Im Uebrigen," setzte er etwas hochmüthig hinzu, „habe ich Sie ja gar nicht gerufen und ich bin auch nicht zu Ihnen gekommen, sondern Sie zu mir."

„Na, na," machte lächelnd der Fremde, „wir können uns leicht verständigen. Bitte, seien Sie so gütig und nennen mir den Namen des besten Freundes, den Sie je gehabt."

Der Lehrling schaute den Andern verwundert an, doch erinnerte er sich augenblicklich seines ehemaligen Vorgesetzten und rief mit Lebhaftigkeit: „Ach! mein einziger und bester Freund ist Herr Beil. Bringen Sie mir Nachricht von ihm?"

„Herr Beil! — ganz recht!" erwiederte der Fremde. „Directe Nachrichten bringe ich gerade nicht."

„Und wo ist Herr Beil? — Ist er in der Stadt? — Gewiß nicht, denn sonst hätte er mich aufgesucht."

„Daran zweifle ich auch nicht," sagte der Andere, „und deßhalb ist Ihre Vermuthung die richtige; Herr Beil ist nicht in der Stadt, aber er läßt Sie durch mich freundlich grüßen."

„Wie mich das freut!" rief August. „In der That, recht sehr freut es mich. Ach! mein lieber Herr Beil! — Es geht ihm hoffentlich gut?"

„Vortrefflich; und er wünscht das Gleiche von Ihnen zu erfahren."

„Ich habe seine Stelle angetreten," entgegnete der Lehrling, indem er sich in die Brust warf, „ja, ich führe eigentlich das ganze Geschäft, da der Herr Blaffer häufig abwesend ist."

„Das kann ich mir denken," sprach der fremde Mann mit einem lächelnden Gesichtsausdruck. „Herr Beil hat auch nie daran gezweifelt, und wenn ich ihm das bestätige, so wird's ihn

freuen. — Aber wenn Sie erlauben, sage ich Ihnen nun den Auftrag, den ich an Sie habe. Darf ich vielleicht bitten, mit mir in's Nebenzimmer zu treten? Mein Auftrag ist ziemlich geheimnißvoll, und ich möchte nicht, daß man mich vom Gange aus hörte."

„O unbesorgt," entgegnete August, der sehr geschmeichelt war, einen geheimen Auftrag zu vernehmen; „es wird uns Niemand hier belauschen. Aber wenn es Ihnen gefällig ist, so gehen wir in's Nebenzimmer."

„Ich bitte darum."

Damit traten die Beiden in das Arbeitszimmer des Herrn Blaffer, der fremde Mann betrachtete es, indem er sich auf seinen Stock stützte und sagte: „Sie haben hier eine vortreffliche Comptoirgelegenheit. Dieß ist wohl das Arbeitszimmer des Herrn Principals. — Sehr geschickt, sehr geschickt. Ja, diese Herren verstehen sich ihr Leben einzurichten. — Die Thüre dort," — er zeigte auf eine andere, als durch welche sie eingetreten waren, — „führt wohl in die Wohnzimmer? — Sehr geschickt, sehr geschickt!"

„Nein," erwiederte August, „diese führt auf die Treppe und eine Hinterthüre, durch welche man in den Hof geht."

„Ah!" machte der Fremde und streichelte sein Kinn mit der Hand. — „Aber jetzt meinen Auftrag. Herr Beil wohnte mit Ihnen längere Zeit zusammen in diesem Hause, oben unter dem Dach; Herr Beil verließ dieß Haus in einer stürmischen Nacht mit etwas verwirrtem Kopfe."

„Ach ja, das ist wahr."

„Sehen Sie, wie genau ich unterrichtet bin. Er verließ also das Haus eilig und vergaß, Etwas mitzunehmen."

„Davon hat er mir nichts gesagt."

„Natürlicher Weise; da er es vergaß, konnte er Ihnen nichts davon sagen. Aber jetzt werden Sie es von mir hören. Herr Beil ließ nämlich unter dem Dache in einem Winkel, den er mir genau bezeichnet, eine Börse mit Geld liegen."

„Eine Börse mit Geld? — Das hätte ich nimmermehr vermuthet!"

„Ganz gewiß, es waren langjährige Ersparnisse. — Mich hat er nun ersucht, diese Börse für ihn zu holen. Er wäre selbst gekommen, aber erstens ist er nicht in der Stadt und zweitens, wie Sie am Besten wissen, würden ihm die unangenehmen Verhältnisse mit seinem bisherigen Principal einen solchen Besuch etwas peinlich machen. — Sie haben mich doch vollkommen verstanden?"

Nach dem verblüfften Gesichtsausdruck des Lehrlings zu schließen, schien dieß nicht der Fall zu sein. Er schaute den Fremden mit aufgesperrtem Munde an und sein Kopf schien sich mit dem Gedanken, Herr Beil habe hier Geld zurückgelassen, nicht recht befreunden zu können. Aber der Fremde behauptete es, wollte ihm das Factum beweisen und so mußte er am Ende wohl glauben.

„Haben Sie einen Augenblick Zeit, mit mir in die Dachkammer zu steigen?" sagte Dieser nach einer Pause. „Das heißt, wenn es im jetzigen Augenblick angeht. Ich möchte aber nicht gerne dem Herrn Blaffer begegnen; Sie verstehen mich wohl. Er stand mit seinem Commis nicht gut und da könnte auch ich schief angesehen werden."

„Unbesorgt!" erwiederte August. „Herr Blaffer hat Geschäfte; er kommt schwerlich vor Mittag nach Hause." Der Lehrling war sicher, daß dem so sei, denn auch Marie hatte unter einem Vorwand das Haus verlassen und er wußte bestimmt, daß

der würdige Principal in solchen Fällen nicht früher heimkehre. Das Mädchen aber kam, einmal ausgegangen, selten vor Essenszeit zurück.

„Wenn es Ihnen also gefällig ist," meinte der fremde Mann mit einer vornehm fein sollenden Verbeugung, die August imponiren sollte und auch ihren Zweck nicht verfehlte, „so wollen wir hinauf gehen."

„Gehen wir."

„Apropos, junger Herr," sagte der Andere unter der Thüre mit einem väterlichen Tone, „nehmen Sie es mir nicht übel, doch Sie sind ein wenig unvorsichtig; Sie lassen da die Kasse offen stehen. O, in jetziger Zeit muß man vorsichtig sein." Er drückte sanft die Augen zu, schmatzte dabei leicht mit den Lippen und zeigte dabei auf einen eisernen Kasten in der Ecke, der früher freilich zum Kassenbehälter gedient hatte, jetzt aber zum Papierkorb herunter gekommen war.

„Darin können sich Diebe amüsiren," antwortete der Lehrling lachend, indem er die Thüre des Comptoirs hinter sich zuzog. „O Herr Blaffer ist viel zu ängstlich, als daß er seine Gelder hier unten im Hause, wo Niemand schläft, aufbewahrt. Die Kasse hat er im Schlafzimmer hinter seinem Bette stehen."

Der Fremde blieb bei diesen Worten stehen, legte die Hände auf seinen Stock und sagte mit Salbung: „Herr Blaffer ist ein kluger Mann, — ein würdiger Mann, das kann ich Sie versichern. — Aber steigen wir hinauf, meine Zeit ist etwas gemessen."

Beide betraten nun die Treppen und der Fremde schien sich in das Haus des Herrn Blaffer gänzlich verliebt zu haben. „Das ist ein schönes Gebäude, eine behagliche Wohnung," sprach er einmal um's andere Mal. Alles ist so zweckmäßig eingerichtet —

vortrefflich. — Da ist die Küche, natürlich, da geht es auf die Straße, hier Comptoir und Nebenzimmer, rechts wahrscheinlich Büchermagazine — habe ich's errathen, junger Herr?"

„So ist's; es sind das zwei große Zimmer — das Lager der Handlung."

„Freut mich, daß ich das errathen. Doch jetzt will ich Ihnen einmal einen Begriff davon geben, wie ich die Neigungen Ihres würdigen Principals verstehe. Er liebt die Ruhe — namentlich bei Nacht — das Büchermagazin geht wahrscheinlich auf den Hof hinaus, und über demselben, um durch nichts im Schlafe oder seinen Betrachtungen gestört zu werden, befindet sich das Schlafzimmer des Herrn Blaffer. — He?"

„Darin haben Sie Recht," versetzte August halb und halb verwundert. Und da sie nun auf dem ersten Stock angekommen waren, so zeigte er auf eine Thüre und sagte: „Dort ist das Schlafzimmer. Wollen Sie einen Blick hinein werfen?"

„O ich bin nicht so unbescheiden. Gehen wir lieber hinauf in die bewußte Dachkammer. Ich versichere Sie, werthgeschätzter junger Herr, meine Zeit ist mir heute kostbar."

Hierauf gingen sie weiter und erreichten die Wohnung des Herrn Beil.

„Ja, das ist das Zimmer!" rief der Fremde aus, „wie er es mir beschrieben. Ach, mein guter Herr Beil! Also hier wohnte er? Das könnte mich ganz traurig machen, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, ihn in ein paar Tagen wieder zu sehen."

„Ach, das möchte ich auch," sagte August. „Nicht wahr, Sie werden mir seine Adresse geben?"

„Mit dem größten Vergnügen würde ich es thun, aber das hat er mir ausdrücklich verboten. Gewisse Umstände nöthigen ihn dazu, doch wird er Ihnen nächstens schreiben. — Sie können sich

fest darauf verlassen. Doch jetzt bleiben Sie an der Thüre stehen und geben genau Achtung; Sie werden sehen, wie schnell ich das Versteckte finde."

Darauf war nun August sehr begierig, denn er setzte einigen Zweifel in das zurückgelassene Vermögen seines Freundes; war daher nicht wenig erstaunt, als sich der Fremde, nachdem er kurze Zeit hinter einer Vertäfelung der Dachfenster herum gegriffen, nun plötzlich herumwandte und triumphirend einen kleinen Beutel in die Höhe hielt. Er schüttelte den Inhalt in die Hand, und vor des Lehrlings erstaunten Augen funkelte ein kleiner Haufen Dukaten.

„Ich hätte nimmer geglaubt," sagte Dieser, „daß Herr Beil solche Schätze besitze. Er sprach mir immer von seiner Armuth, und wie er ohne alle Hülfe in die Welt hinaus gehe."

„Unerklärlich," murmelte der Fremde; „aber da das Gold einmal da ist, so läßt es sich nicht wegläugnen. Mein Auftrag ist erfüllt, und wenn ich Ihnen herzlich für Ihre Gefälligkeit danke, so wage ich ganz schüchtern, einen Wunsch des Herrn Beil auszusprechen. Die Verhältnisse desselben haben sich gebessert, auf das Ueberraschendste gestaltet, und er bittet Sie durch mich, die Hälfte dieser Summe als einen Beweis seiner Freundschaft annehmen zu wollen."

„O nein, nein!" rief August, während er begierig auf das Gold schaute, „das ist ja eine große Summe; wie kann ich so was annehmen! Und durch Sie, mein Herr, einen Fremden, den ich gar nicht kenne! Wenn er selbst da wäre, so wäre es etwas ganz Anderes."

„Herr Beil kennt Ihr Zartgefühl und hatte diesen Fall vorgesehen, doch sagte er: Herr Brander — ich heiße Brander — bitten Sie meinen lieben August dringend darum, er möge mir

die Freundschaft erzeigen, und diese Kleinigkeit — Kleinigkeit in meinen jetzigen Verhältnissen — mit mir theilen. Will er mir danken, so werde ich ihm Gelegenheit geben, dieß in den nächsten Tagen persönlich gegen mich thun zu können."

„So kommt er hieher?" rief höchlich erfreut der Lehrling.

„Er kommt," sprach gerührt Herr Brander.

„Bald?"

„Sehr bald; — jetzt, da ich Ihre aufrichtige Freude sehe, Ihr Entzücken, den vermißten Freund wieder zu umarmen, darf ich es Ihnen anvertrauen. Herr Beil ist in der Stadt und wartet nur auf einen günstigen Augenblick, um Sie an sein Herz zu drücken."

„Sprechen Sie! sprechen Sie!" rief August. — „Herr Beil ist in der Stadt?"

Der Fremde fuhr sich gerührt mit der Hand über die Augen, dann blickte er den jungen Mann einen Augenblick mit großer Wärme an und entgegnete: „Ja, Herr Beil ist in der Stadt, und vielleicht morgen schon wird es Ihnen vergönnt sein, ihn zu sehen."

„So käme ich zu ihm?"

„Das verbieten ihm seine Verhältnisse. Aber er kommt zu Ihnen — hieher. Nur möchte er um Alles in der Welt dem Herrn Blaffer nicht begegnen. Aber da es ihn sehr drängt, Sie wieder zu sehen und auch seine ehemalige Behausung, so erbittet er sich einen Rath, wie das anzufangen sei."

„Nichts einfacher als das!" rief August erfreut; „ich öffne ihm Abends die Hausthüre, die Herr Blaffer sorgfältig verriegelt. Er kennt ja den Weg hier herauf ganz genau, er wird ihn im Dunkeln finden."

Herr Brander schien sich einige Thränen der Rührung aus

den Augen zu wischen; ja sein Gefühl überwältigte ihn und er drückte den Lehrling sanft an sein Herz. — „Bei Gott!“ sprach er, „mein Freund, Herr Beil, hat sich nicht getäuscht. Sie sind ihm zugethan wie ehedem. Aber er wußte das, zweifelte nicht daran. Sagte er mir doch: alle meine Ersparnisse hier in diesem Beutel waren für August bestimmt, — für August, den ich schätze und liebe. Geben Sie ihm, bat er mich dringend, nicht die Hälfte, nein das Ganze, wenn er sich seines ehemaligen Gefährten warm und aufrichtig erinnert. — Keine Worte weiter, keine falsche Scham! Nehmen Sie, junger edler Mann, ich schwöre Ihnen, daß ich dieses Gold nie mehr anrühren werde.“

Bei diesen Worten drückte er dem Lehrling die kleine Börse mit solcher Energie in die Hand und schritt dabei so hastig der Treppe zu, daß August einsah, es sei überflüssige Mühe, hier noch länger zu widerstreben. Er folgte also dem Herrn Brander, der mit feinem Gefühl nun absichtlich das Gespräch auf einen andern Gegenstand brachte, und abermals die zweckmäßige Bauart des Hauses bewunderte.

„Vortrefflich!“ sagte er; „und sämmtliche Zimmer hier im ersten Stock gehen wohl durcheinander?“

„Verzeihen Sie,“ entgegnete August; „die zwei Zimmer, welche Herr Blaffer bewohnt, haben ihren eigenen Ausgang, sowie auch die meiner Schwester.“

„Also Herr Blaffer wohnt nach der Straße,“ versetzte der Fremde mit einem leicht begreiflichen Irrthum, den aber August alsbald berichtigte, indem er die Thüre zum Schlafzimmer des Principals öffnete, um zu zeigen, wie er früher schon gesagt, daß die Fenster auf den Hof gingen; worauf Herr Brander einen einzigen Blick in das Schlafzimmer warf und dann in's untere Stockwerk hinabstieg.

An der Hausthüre angekommen, schüttelte er dem jungen Manne herzlich die Hand und ging auf die Straße. Doch kehrte er gleich darauf wieder zurück und sagte: „Apropos! fast hätten wir vergessen, ein Zeichen abzureden, wenn Sie Herrn Beil erwarten dürfen. — Wie machen wir das gleich? — Richtig! sehen Sie hier neben dem Hause die Gaslaterne: ihr Licht brennt doch jeden Abend?"

„Jeden Abend, sobald es dunkel wird, zündet man sie an."

„Schön, schön! Betrachten Sie sich also die Laterne. Brennt in ihr das Licht wie gewöhnlich, so ist nichts zu erwarten, bemerken Sie aber, daß es ausgelöscht ist, so kommt Herr Beil. — Haben Sie mich verstanden?"

„Vollkommen. Dann öffne ich langsam die Hausthüre."

„Und ziehen sich in Ihr Zimmer zurück. Sie werden mich verstehen: die Freude des Wiedersehens auf der Treppe könnte einigen Spektakel verursachen und den Herrn Blaffer beunruhigen."

„Verlassen Sie sich ganz auf mich."

„Das werde ich, vortrefflicher junger Mann," sagte Herr Brander, worauf er das Haus eilig verließ und dicht an den Häusern vorbei die Straße hinab schritt.

August kehrte in das Comptoir zurück und überzählte dort seinen Schatz — die Ersparnisse des guten Herrn Beil.

Vierundsiebenzigstes Kapitel.

Johann Christian Blaffer allein.

Am Tage nach dem im vorigen Kapitel beschriebenen an sich gewiß sehr unbedeutenden Vorfalle, befand sich Herr Blaffer allein in seinem Comptoir und saß gedankenvoll an seinem Pulte. Er hatte die Füße auf die höchsten Sprossen des Stuhles gesetzt, weßhalb seine spitzigen Knie so hoch empor ragten, daß er die Ellbogen darauf stützen konnte, auf welchen, oder vielmehr seinen Händen, nun der Kopf ruhte, was seiner ganzen Figur ein höchst sonderbares, nicht gerade angenehmes Aussehen gab. Dazu hatte sein Gesicht einen finstern, unheimlichen Ausdruck, den ein höhnisches Lächeln zuweilen überflog, ohne seine Züge zu verschönern. Vielmehr lag in dem Lächeln etwas so Tückisches, daß vielleicht selbst Herr Bell davor erschreckt wäre, wenn er sich seinem würdigen Principal noch gegenüber befunden hätte. Herr Blaffer war offenbar in sehr trüber Gemüthsstimmung und hatte in den letzten Tagen um eben so viele Jahre gealtert. Er hatte aber auch traurige Erfahrungen gemacht, er hatte beim Verkauf

seines Geschäftes gefunden, daß dasselbe in den Augen der Welt ziemlich herunter gekommen erschien, denn er hatte um mehrere tausend Gulden wohlfeiler verkaufen müssen, als er noch vor Kurzem geglaubt. — Mit seinem Hause, das er ebenfalls zu Geld gemacht, war es ihm nicht besser gegangen; man hatte demselben alle möglichen Fehler nachgewiesen, und da Herr Blaffer obendrein auf baarer Bezahlung bestand, mußte er sich auch hier wieder zu einem ziemlichen Opfer entschließen. Auch Schulden hafteten noch darauf, doch nachdem Alles abbezahlt war, blieben dem Verkäufer für Geschäft und Haus immer noch die schöne runde Summe von zwanzigtausend Gulden übrig, die er in Werthpapieren und Gold droben in seiner Kasse eingeschlossen hatte.

Aber auch Erfahrungen anderer Art hatte Herr Blaffer gemacht, und wenn er daran dachte, so überflog kein, wenn auch noch so finsteres Lächeln seine Züge; wenn ihm das einfiel, so knirschte er mit den Zähnen, so biß er auf die dünnen, blassen Lippen, so fuhr er sich durch den spärlichen Haarwuchs, und dann warf er einen scheuen Seitenblick in den Spiegel, und grinste sich selbst an, indem er ausrief: „Ja, das hat so kommen müssen, aber — hier — hier —" fuhr er auf sein Herz schlagend grimmig fort, „hier thut das weh, o über alle Beschreibung weh!"

Eine Folge dergleichen momentanen Aufregungen war es nun, daß er darauf wieder in sein trübes Nachsinnen verfiel, daß sein Gesicht dabei wohl finster und gehässig blieb, aber daß einige Zeit darnach das höhnische Lächeln wieder wie grelle Blitze darüber hinflog. In den Augenblicken dachte er an die zwanzigtausend Gulden in seiner Kasse, daß er damit in den nächsten Tagen die Stadt verlassen, Marie mitnehmen, sich mit ihr in irgend einem kleinen Winkel verbergen wolle, sie dort auf den Händen tragen, wenn es ihm gelänge, ihre Liebe zu erwerben;

sie im andern Fall aber quälen wolle, wie nie eine Menschenseele gequält worden sei. — — — „Ah! und ich werde sie quälen müssen," sagte er mit bebender Stimme, und fuhr dabei mit der Hand an die Stirne, „denn es wird nur zu wahr sein, was ich in der Stadt gehört, was mir die Magd unseres Hauses endlich eingestanden. Sie liebt, sie wird wieder geliebt, es schwelgt Jemand in meinem Eigenthume — und ich bin betrogen." —

Dabei sank er wieder tiefer in sich zusammen und ruhte längere Zeit so. Ein Unbefangener hätte glauben mögen, er schlafe. Doch ging hierzu sein Athem zu unregelmäßig; bald stieß er ihn leis aber schnell wie im Fieber heraus, bald zog er ihn aus tiefer Brust an sich, und dann waren es schwere, schmerzliche Seufzer.

— — — —

Nur der Anblick eines Papieres, welches vor ihm lag, riß ihn zeitweise aus seinen Träumereien etwas empor. Es war der Verkaufs-Contract der Buchhandlung, er hatte sich darin, wie wir wissen, die Anstellung eines Commis vorbehalten, ohne August vorderhand zu nennen, hatte diesem Commis ein sehr kärgliches Einkommen auswerfen lassen und allerlei für denselben bestimmt, was den Zweck hatte, ihm das Leben ziemlich sauer zu machen. So hatte er für den Bruder des Mädchens gesorgt, das er liebte, und er lächelte abermals, indem er an die unangenehme Ueberraschung seines ehemaligen Lehrlings dachte, wenn Dieser seine neue Anstellung erführe.

In diese Gedanken versunken mochte Herr Blaffer schon mehrere Stunden gesessen haben, und er war so menschenfeindlich gesinnt, daß er schon zu wiederholten Malen auf öfteres Klopfen an die Comptoirthüre keine Antwort gab. Die bescheidenen Besucher waren dann meistens wieder fortgegangen, zu furchtsam oder zu discret, um heftig an die Thüre zu pochen oder dieselbe

gar zu öffnen. Endlich aber mußte Jemand davor stehen, der nicht so dachte, denn einem einmaligen leisen Klopfen folgte ein stärkeres und dann drei so kräftige Schläge, daß der Buchhändler empor fuhr und mit wilder Stimme: „herein denn in's Teufels Namen!" rief. Dabei machte er ein Gesicht wie ein reißendes Thier, das auf seine Beute losspringen will. Auch seine zusammengekauerte Stellung schien dieß Vorhaben unterstützen zu wollen, weßhalb denn auch wohl der junge Mann, der nun in die Thüre trat, überrascht auf der Schwelle stehen blieb.

„Bei allen Göttern!" sagte der Eintretende mit einem leichten Lächeln auf den Lippen, „Sie blicken mich an, Herr Blaffer, als sei es Ihnen sehr unangenehm, mich hier zu sehen."

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie," entgegnete Dieser nach einem tiefen Athemzuge; „bitte sehr zu entschuldigen, Herr Erichsen; ich hatte da meine tiefen Gedanken."

„So störe ich Sie; das thut mir leid," versetzte der Maler.

„O, Ihr Besuch stört nie, er erfreut nur," gab der Buchhändler zur Antwort; wobei er von seinem Comptoirstuhl herunter kletternd seine langen Gliedmaßen wahrhaft spinnenartig aus einander streckte. — „Bitte, Platz zu nehmen. Sie machen sich selten, Herr Erichsen, sehr selten."

„Es ist wahr," erwiederte Arthur, indem er sich niederließ, „ich war lange nicht auf dem Comptoir; wir verkehrten brieflich. Aber unsere Arbeiten wurden deßhalb nicht vernachläßigt."

„Gewiß nicht; Ihre Illustrationen kamen immer zur Zeit. Da gab's nie eine Stockung."

„Aber jetzt könnte es eine geben, Herr Blaffer," erwiederte Arthur, und dabei sah er auf den Boden nieder und zeichnete mit seinem Spazierstocke allerlei Linien in den Staub. „Eine Stockung, was mich betrifft; nicht für Ihr Geschäft."

„Wie verstehe ich das, bester Herr Erichsen?"

„Ich habe eine große Reise vor," antwortete der Maler gedankenvoll, „in die Schweiz, vielleicht nach Italien, weßhalb ich nicht mehr im Stande bin, die mir übergebenen Illustrationen auszuführen. Doch wie schon gesagt: das Geschäft soll nicht darunter leiden, ich habe einen Stellvertreter gefunden, einen talentvollen jungen Mann, der es mindestens ebenso schön macht wie ich."

„Na, na, Herr Erichsen," sagte der Buchhändler höflichst, „das ist unmöglich. — Aber ich begreife vollkommen, daß Sie sich wegen solcher Bagatelle nicht binden werden." — Ihm war es ja vollkommen gleichgültig, wer künftig die Illustrationen für das verkaufte Geschäft mache, ja es war ihm lieb, wenn sein Nachfolger einen guten Arbeiter verlor. — Herr Blaffer nahm sein Lineal zwischen die Zähne, nickte mit dem Kopfe und sprach gedankenvoll: „So, so, Sie reisen? — Sie glücklicher Mensch! Das entschließt sich von heute auf morgen, packt ein, läßt sich Creditbriefe geben und bricht alle Verbindungen leicht ab."

Arthur seufzte ein wenig und entgegnete: „Wenn man reist, bricht man freilich seine Verbindungen für einige Zeit ab, aber es ist noch die Frage, ob Einem das leicht wird."

„Ah! ich verstehe!" rief Herr Blaffer mit einem pfiffig sein sollenden Lächeln, das aber nur ein Grinsen war. „Verzeihen Sie meine Indiscretion, aber in der Balkengasse wird der Abschied sehr schwer fallen."

Der Maler zuckte mit den Achseln und erwiederte, ohne Herrn Blaffer anzusehen: „Da sind Sie im Irrthum. In — der — Balkengasse — ich weiß wohl, worauf Sie anspielen — ist nichts, was meinen Abschied erschweren könnte."

„Nichts?" fragte lauernd der Buchhändler.

„Nichts," wiederholte Arthur.

„Aber doch etwas Vorübergehendes?"

„Sehr vorübergehend," meinte Arthur gedankenvoll.

Der Buchhändler klopfte mit dem Lineal auf seinen magern Schenkel und sagte: „Schaut, wie ihr jungen Leute eigentlich seid. Da faßt ihr eine Grille auf, da seht ihr ein schönes Gesicht, und da muß nun alle Welt helfen, damit sich so ein Geschöpfchen leichter verführen läßt."

„Bitte recht sehr, Herr Blaffer," sprach ernst der Maler.

„Nun, Sie werden mir das nicht übel nehmen," fuhr der Andere lächelnd fort. „Ich meine es ja nicht böse; und so ganz Unrecht habe ich auch nicht; ich will Ihnen das beweisen. Mußte da nicht die arme Handlung Johann Christian Blaffer und Comp. mehr als zu viel thun an Honorar für den alten Staiger! Ich versichere Sie: viel mehr als zu viel, denn das ursprüngliche Honorar war für seine Leistungen genügend."

„Möglich," versetzte Arthur träumerisch.

„Ich habe es auch nur Ihretwillen gethan. Nun, das hat er auch wohl gemerkt, und die Tochter wird nicht undankbar gewesen sein." — Er sprach das mit einem sehr widrigen Lächeln, welches aber der junge Mann nicht sah, da er zu Boden blickte, denn sonst würde der Ton, mit welchem er antwortete: „Ich bitte, darüber nicht mehr zu reden," gewiß ein noch viel schärferer gewesen sein. Doch setzte Arthur gleich darauf hinzu: „Ich kann Sie versichern, der alte Mann hat keine Ahnung davon, daß er mir die Erhöhung seines Honorars zu verdanken hat."

„Das kann ich nicht glauben," erwiederte Herr Blaffer mit künstlichem Erstaunen. „So wird er sich nicht überschätzen. — Sechs Gulden für den kleinen Bogen," sagte er fast mit heulen-

dem Tone. „Wenn er da nicht einsieht, daß ihm eine starke Hand geholfen, so ist er mehr als undankbar. Ueberhaupt —"

„Was überhaupt? — Fahren Sie nur fort, Herr Blaffer."

„Nehmen Sie guten Rath an, mein lieber Herr Erichsen; ich kenne die Welt. Man muß sich mit solchen Leuten nicht zu tief einlassen; das benutzt einen, so lange als möglich, kommt dann ein Anderer, vornehmer, reicher — oder jünger," setzte er leise und zähneknirschend hinzu, — „so wird der gut Denkende auf die Seite geschoben — verlassen."

„Ja verlassen," sagte kaum hörbar der Maler.

Doch verstand ihn Herr Blaffer vollkommen; ja nicht allein das Wort, sondern auch die zerstreute und traurige Miene, mit der es Arthur sprach.

Dieser fuhr nach einer kleinen Pause trübe lächelnd fort: „Wir wollen darüber weiter nicht reden; es war ein Geschäft und ist abgemacht. — — — — Apropos! haben Sie nichts mehr von Herrn Beil gehört?"

„Der Schuft!" entgegnete Herr Blaffer und stieß das Lineal heftig auf den Stuhl. „Nein, nein! Gott sei Dank! ich weiß nicht, wo er crepirt ist. Ich sage Ihnen, Herr Erichsen, das war eine niederträchtige Seele."

„Sie standen nie gut mit ihm; aber für schlecht hätte ich ihn nicht gehalten. Für etwas unüberlegt — ja zu lustigen Streichen stets bereit."

„Boshaft, Herr Erichsen, boshaft wie ein Affe. Und wie konnte sich der Kerl verstellen! Zum Beispiel, haben Sie je ein Talent zum Zeichnen an ihm bemerkt?"

„Nichts Auffallendes der Art."

„Ich früher auch nicht. Aber denken Sie, als er fort war, visitire ich seinen Pult und finde da ein Packetchen zugebunden,

gesiegelt und mit der Ueberschrift: Meinem lieben Principal, Herrn Blasser. Hätte ich nur meiner ersten Idee nachgegeben und es in's Feuer geworfen. Aber so plagt mich der Teufel der Neugierde, und ich finde eine ganze Menge der scheußlichsten Carrikaturen."

„Ah!" machte fast lächelnd der Maler, denn ihm kam plötzlich die Idee, Herr Blasser spreche von den Zeichnungen, die er, Arthur selbst, auf dem Pulte des Herrn Beil hie und da verfertigt.

„Carrikaturen der schändlichsten Art, und mit Beziehung auf unsern Roman: Onkel Tom's Hütte. Und mich hat er immer zur Hauptfigur genommen, mich, seinen Principal und Wohlthäter."

„Das ist unerhört!" entgegnete Arthur, indem er mühsam ein ernstes Gesicht machte. „Das hätte ich hinter Herrn Beil nicht gesucht." — Doch schien er das Gespräch und überhaupt seinen Besuch abbrechen zu wollen, denn er stand auf, reichte dem Buchhändler die Hand und sagte: „So halten Sie mich im besten Andenken, Herr Blasser, und wenn ich von meiner Reise mit vollen Mappen zurückkehre, so können wir vielleicht eine Art Reisebeschreibung daraus machen."

Herr Blasser war hierauf schon im Begriff, über den Verkauf des Geschäftes zu sprechen, doch dachte er: „es ist besser, ich schweige darüber." Er schüttelte deßhalb die dargebotene Hand, affectirte einige Rührung und begleitete den Maler bis an die Hausthüre, worauf Dieser sich entfernte.

Der Buchhändler trat in sein Comptoir zurück, und ging mit großen Schritten auf und ab, wobei er das Lineal auf dem Rücken hielt, und sich zuweilen damit auf die Schulterblätter klopfte. — „Auch der hat bittere Erfahrungen," sagte er nach einiger Zeit in einem höhnischen Tone, „und ist doch hübsch und

jung. Ja, trau' Einer dem verfluchten Weibergeschlecht! Wenn mich nur die dumme Grille dieses Herrn Erichsen nicht ein paar hundert Gulden gekostet hätte, die ich an das Bettelpack weggeworfen. Aber ich will mich noch dafür revanchiren. Ein recht artiger Brief an den Herrn Staiger soll mein letztes Geschäft als Chef der Handlung Johann Christian Blaffer und Compagnie sein. Damit trat er an den Pult und schrieb mit sichtlichem Wohlbehagen:

„P. P.

Die schlechten Zeiten, unter denen gegenwärtig der Buchhandel seufzt, veranlassen uns, Sie zu ersuchen, Ihre Arbeiten für unsere Handlung einstellen zu wollen. Onkel Tom ist beendigt, und wir sind außer Stande, das neue Unternehmen, für welches ja ohnedieß noch kein Contract zwischen uns abgeschlossen ist, in's Leben treten zu lassen.

Genehmigen Sie indessen die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit der wir sind

Johann Christian Blaffer und Comp."

Wohlgefällig betrachtete der Buchhändler den sauberen Schnörkel unter seinem Namen, setzte vorsichtig das Datum von gestern bei und siegelte den Brief. Dann rieb er sich die Hände, als habe er ein gutes Werk gethan, verschloß das Comptoir und ging in sein Schlafzimmer hinauf.

Als es einige Stunden darauf dunkel wurde, saß August an dem Fenster seiner Kammer, den Blick auf die Straße gerichtet, wo man nach und nach alle Gaslampen angezündet hatte; auch die bewußte vor dem Hause brannte hell und lustig, und so sehr der Lehrling auch umher spähte, nirgendwo ließ sich Etwas sehen, welches Lust zu haben schien, diese einzige Flamme wieder zu verlöschen und so den sehnlichst erwarteten Besuch des Herrn Bell anzuzeigen.

Endlich wurde August zum Nachtessen gerufen, und das ging trübselig vorüber wie die meisten in der letzten Zeit. Herr Blasser sprach nichts und warf nur zuweilen finstere Blicke über den Tisch hinüber nach Marien, welche in tiefe Gedanken versunken zu sein schien, und wohl aus diesem Grunde häufig etwas Unpassendes sagte, oder da lachte, wo es gerade nicht nothwendig war, — ein Benehmen, welches die gute Laune des Buchhändlers durchaus nicht erhöhte, ja ihm einige beißende Bemerkungen ablockte, welche von dem jungen Mädchen nicht gerade auf die ehrerbietigste Art beantwortet wurden. Dann wurde der Principal heftig, grob und kränkend, was zur Folge hatte, daß sie ihm einen verächtlichen Blick zuwarf, den Teller hastig zurückstieß, sich vom Tische erhob und auf ihr Zimmer ging.

Glücklicher Weise ließ sich August diese Scene gar nicht anfechten, sondern speiste mit großer Gemüthsruhe, wornach auch er seine Dachkammer aufsuchte. Trotzdem es ihm aber in der letzten Zeit besser in dem Hause gegangen, so erschien ihm doch Manches dafür so unheimlich und widerwärtig, daß er sich nach der früheren Zeit zurücksehnte, und namentlich nach Herrn Beil, mit dem er so manche Stunde angenehm verplauderte, und der es so vortrefflich verstanden, seine guten Lehren humoristisch in artige Gleichnisse einzukleiden, und der selbst Püffe und Katzenköpfe auf ungezwungene und fast angenehme Art zu geben wußte, so daß man ihm gar nicht einmal darüber böse sein konnte. Ach! sogar dieser Püffe erinnerte sich August sehnsüchtig, und er hätte gern dergleichen wieder ausgehalten, dann wäre ja der gute Herr Beil wieder bei ihm gewesen. — Aber er hatte seinen Besuch noch nicht angezeigt, denn drunten die Gasflamme brannte hell wie immer, bestrahlte den eisernen Kandelaber und warf einen weiten Lichtkreis vor sich auf den Boden. — — — — Doch halt! was

war das? Plötzlich war das Licht verlöscht, und August hatte doch Niemand gesehen, der sich demselben genähert. Wie schlug ihm sein Herz! Er eilte an die Kammerthüre und horchte in's Haus hinab. Drunten war Alles stille; der Buchhändler hatte sich zur Ruhe begeben, und als August aufmerksamer lauschte, hörte er ihn aus seinem Schlafzimmer leise husten. Er wartete noch eine lange, lange halbe Stunde, dann ließ er sich an dem Treppengeländer hinab gleiten. Er hatte dieß Manöver oft ausgeführt, wenn er sich verschlafen hatte und von dem Principal nicht gehört sein wollte. Unten angekommen, schlich er leise zur Hausthüre, drehte den Schlüssel zweimal, schob die schweren Riegel zurück und kehrte nun, gehorsam dem erhaltenen Befehl, mit verhaltenem Athem in seine Dachkammer zurück.

Jede Minute, die er hier oben zubringen mußte, däuchte ihm eine Ewigkeit. Er hielt das Ohr an die Thüre und lauschte angestrengt in's Haus hinunter. — — Alles ruhig und still, sogar Herr Blaffer hüstelte nicht mehr; wahrscheinlich war derselbe eingeschlafen. Doch jetzt vernahm August ein Geräusch — aber nein, es kam nicht unten vom Hause herauf, es kam vom Dache her. Was konnte das sein? Ja, in der Nebenkammer, wo ehedem die Schwester geschlafen, vernahm er es jetzt. Dort schlich Etwas auf dem Boden, dort tappte es an der Wand fort und suchte die Thüre zu finden. Das konnte doch nicht Herr Beil sein, der sollte ja, was natürlich war, unten zur Hausthüre herein kommen. Und doch — es war keine Täuschung möglich — ihm gegenüber an der andern Kammerthüre bewegte sich Etwas. Vorsichtig wurde auf die Klinke gedrückt, und sie hob sich ganz geräuschlos. Doch ehe die Thüre geöffnet wurde, hatte August die Geistesgegenwart, sein Licht auszulöschen. Darauf lugte er wieder auf den Gang hinaus, während sein Herz so heftig klopfte,

daß er fürchtete, die Schläge müssen seine Gegenwart verrathen; dabei hatte er ein eigenes Gefühl in den Haarwurzeln; es war ihm, als drehe sich jedes einzelne Haar langsam herum. Er dachte an Räuber, Mörder und Gespenster. An die letzteren zumeist, denn das, was ihm gegenüber jetzt die Thüre geöffnet hatte und über den Gang dahin schwebte, konnte unmöglich ein menschliches Wesen sein. Er hörte keinen Tritt, er sah nur einen Schatten gegen die Treppe schweben und dann auf dem tieferen Dunkel derselben verschwinden. — Was war das? Hätte er nicht den Herrn Beil erwartet und sich also gefürchtet, Lärmen zu machen, so würde er unfehlbar durch sein Geschrei das Haus erweckt haben. So aber eilte er an das Fenster zurück, betrachtete sich nochmals die finstere Gaslaterne und sah dann auf die Straße, ob sich nicht eine Spur von dem erwarteten Freunde entdecken ließe. — Wer aber beschreibt seine Ueberraschung, als er sich wieder umwandte und unter der Thüre der Kammer ein helles Licht gewahrte, welches ihm so blendend in die Augen fiel, daß er nicht im Stande war, den Träger desselben zu erkennen. Sollte das vielleicht Herr Beil sein? — Aber warum dann so still und stumm in das Zimmer treten? Die Nerven des armen Lehrlings waren so aufgeregt, daß er, anstatt eine Frage zu thun, die Hände vor das Gesicht preßte und auf einen Stuhl niedersank.

Die Laterne an der Thüre oder vielmehr der Träger derselben bewegte sich in's Zimmer hinein und eine Stimme, die nicht wie die des Herrn Beil klang, aber auch keine ganz fremde für den Lehrling war, sagte ihm: „Sie haben Ihr Wort gehalten; ich danke Ihnen dafür."

„Gott sei Dank!" dachte August, indem er die Hände langsam herabsinken ließ, „das spricht doch jetzt und schleicht nicht mehr so gespensterhaft im Hause umher." Er wagte es

auch aufzublicken, und da nun der Eingetretene die kleine Blendlaterne, welche er in der Hand trug, von sich abhielt, so erkannte August mit Erstaunen die Züge des Herrn Brander, welcher ihm den Besuch des Freundes angezeigt.

„Sie wundern sich, mich hier zu sehen," sagte Dieser. „Das kann ich mir denken. Aber es anders zu machen war unmöglich. Herr Beil ist verhindert und ich komme, Ihnen das zu sagen."

„Dafür bin ich Ihnen sehr verbunden," erwiederte kleinlaut der Lehrling. „Doch erlauben Sie mir eine Frage. Warum kamen Sie nicht zur Hausthüre herein und die Treppen herauf und zogen es lieber vor, über das Dach in's Haus zu klettern?"

„Hörten Sie Jemand über das Dach in's Haus klettern?" fragte aufmerksam der Andere.

„So leise Sie auch gingen, so hörte ich Sie doch und sah auch, wie Sie die Treppe hinab schwebten."

„Ah! er ist schon da," murmelte Herr Brander. „Nun, er hat den Weg oft genug gemacht und die Liebe treibt ihn. — Sie irren," wandte er sich laut an den Lehrling, „ich stieg die Treppen herauf."

„Und der Andere?" fragte angstvoll der Lehrling, dem es anfieng bei der Sache unheimlich zu werden.

„Der Andere ist ein guter Freund von mir und Herrn Beil, der hier einige kleine Geschäfte zu besorgen hat."

„Zu dieser Stunde?" versetzte August, der endlich, obgleich spät genug ahnte, er habe einen dummen Streich gemacht, fremden Leuten bei Nacht die Thüre zu öffnen.

„Ja, zu dieser Stunde, mein lieber junger Mann," entgegnete freundlich Herr Brander. „Er besorgt seine kleinen Ge-

schäfte, hat aber dabei immer noch Zeit, aus irgend einem Winkel hervor seine Augen auf Sie zu richten."

„Wo?" fragte angstvoll der junge Mensch, indem er sich erschreckt umschaute.

„Das ist gleichgültig; auch habe ich nicht lange Zeit zu Erklärungen. Hören Sie mich aber gefälligst einen Augenblick aufmerksam an. Sie erwarten Herrn Beil, — Herr Beil aber ist verhindert zu kommen, heute, morgen, die übrigen Tage. Doch wünscht er sehnlich Sie zu sehen und wird nicht verfehlen, Ihnen in den nächsten Tagen einen Weg zu diesem Zwecke anzeigen zu lassen. Doch verlange ich Eins von Ihnen: Sie bleiben ruhig auf Ihrem Zimmer, schließen Ihre Thüre ab und bekümmern sich nicht um das, was Sie allenfalls von drunten im Hause hören sollten."

„O mein Gott!" rief August in kläglichem Tone. „Sie haben Schlimmes vor. Aber ich will mich nicht daran betheiligen, ich werde nach Hülfe schreien und den Principal wecken."

„Versuchen Sie das," sagte der Andere mit drohender Stimme. „Rufen Sie um Hülfe, rufen Sie meinetwegen die Polizei. Ich werde mich ruhig hieher setzen, mich mit Ihnen fangen lassen, denn der Hehler ist wie der Stehler; ich bezahlte Sie reichlich dafür, daß Sie mir die Hausthüre öffneten und will das vor aller Welt beschwören. — — Seien Sie kein Kind," fuhr er nach einer Pause fort, als er sah, daß der Lehrling seinen Kopf abermals in die Hände vergrub und darauf mit einer Jammermiene empor blickte. „Glauben Sie mir, es soll Niemand ein Leides geschehen. Sollten Sie aber, sobald ich diese Kammer verlasse, dennoch Geräusch machen, um Hülfe rufen oder dergleichen Tollheiten treiben, so vergessen Sie ja

nicht, daß Jener, der vorhin über den Gang schlich, in Ihrer Nähe ist und daß Sie beim ersten Laut ein Kind des Todes sind."

August konnte vor Entsetzen kein Wort hervorbringen; er blickte scheu um sich, denn plötzlich war das Licht der Blendlaterne nicht mehr sichtbar, doch fühlte er die Hand des fremden Mannes, welcher ihn an der Schulter rüttelte und ihm in's Ohr raunte: „Haben Sie Ihr Leben lieb und machen Sie keinen Lärmen." — —

Bevor sich an diesem Abend Herr Blaffer zur Ruhe begeben hatte, war er noch längere Zeit in tiefem Nachdenken im Zimmer auf und ab spaziert. Seine Sachen waren geordnet, die Papiere über den Kauf ausgewechselt, das Geld lag im Kasten, er war im Begriff, in ein ganz neues Verhältniß einzutreten, weßhalb es denn auch leicht begreiflich war, daß er den vergangenen Tagen einen kleinen Rückblick schenkte. Herr Blaffer hatte von seiner frühesten Jugend an tüchtig gearbeitet, seine Zeit, sein Geld zu Rath gehalten, was ihm übrigens leicht war, da er nicht von den gewöhnlichen Leidenschaften der Menschen berührt wurde. Er trank nicht, er spielte nicht, er war gegen das schöne Geschlecht vollkommen gleichgültig. So mußte es denn auch kommen, daß er Etwas vor sich gebracht, ja, Herr Blaffer war auf dem Punkte, ein recht wohlhabender Mann zu werden, als ihm einige Unternehmungen fehlschlugen und ihn eine bedeutende Summe kosteten. Das entmuthigte ihn und von dem Augenblicke an trachtete er mehr darnach, sein Vermögen zu erhalten, als zu vermehren.

Da kam jenes Mädchen in sein Haus, und die Flamme, die sein Herz plötzlich ergriff, brannte um so gefräßiger, als dieses Herz alt, dürr und trocken war. Vergebens hatte er eine Zeit lang gegen diese Leidenschaft angekämpft: sie war stärker als

sein Wille, er unterlag, und jedes Opfer, was er gezwungen war, derselben zu bringen, däuchte ihm leicht zu sein. Deßhalb hatte es ihm auch wenig Kummer gemacht, daß die Firma, die er gegründet, in fremde Hände überging, daß das Haus, in welchem er geboren, jetzt von Andern bewohnt werden sollte. Alles das beschäftigte seinen Geist wenig, aber eine andere Frage lag auf seiner Seele und verursachte ihm ein Gefühl, als tropfe von Secunde zu Secunde flüssiges Metall auf sein Herz. Die Frage: ist sie dir wirklich untreu geworden? — eine Frage, die tausend Teufel in seiner Brust mit jubelndem Ja beantworteten. Dann ballte er krampfhaft die Hände, fuhr in sein spärliches Haar und stöhnte: „O nur Gewißheit — darüber nur Gewißheit, daß ich ein Recht hätte, sie zu fassen und langsam zu verderben." — — — —

Endlich begab er sich zur Ruhe, und nachdem er sich lange umhergeworfen, kam der Schlaf auf seine Augen, ohne ihn zu beglücken. Denn die wilden Gedanken, die ihn wachend beschäftigt, hatten sich schon in schlimmere Träume verwandelt, die ihm Alles das, was er fürchtete, in den schrecklichsten, üppigsten Bildern vormalten. Ihm träumte wieder, es schleiche Jemand durch das Haus und komme an ihre Zimmerthüre. Diese wurde langsam geöffnet und von Licht und Glanz überflossen empfieng sie den Geliebten, den wirklich und einzig Geliebten. Das sah man an dem innigen Blick ihres feuchten Auges, an dem Lächeln um ihren leicht geöffneten Mund, an dem Zittern ihrer Hand, die sie ihm entgegen streckte und mit der sie ihn alsdann hastig zu sich in's Zimmer zog. — — — — Ah! — — — —

Es gibt einen leichten, unruhigen Schlaf, aus dem man sich emporreißen kann, erwachen durch die Kraft des Willens. So auch der Schläfer hier, als ihm dieß geträumt. Er that

einen tiefen Athemzug, er öffnete gewaltsam die Augen, er erwachte, — — er horchte, wie er oft in der Nacht that. Spielten denn seine Träume in die Wirklichkeit über, wie sich vorher seine Gedanken in Träume verwandelt? — Konnte er sich dießmal täuschen? — Schlich nicht Jemand draußen auf dem Gange? — — — —

Im Nu war Herr Blaffer aus dem Bette und stand mit verhaltenem Athem an der Stubenthüre. Oh! der Buchhändler war nicht so leicht zu überlisten! Schon lange schloß er seine Thüre nicht mehr fest, damit das Geräusch des Schlosses ihn nicht verrathe, wenn er auf den Gang blicken wollte. Allabendlich löschte er sein Licht aus und dann zog er den Thürflügel so viel zurück, daß er durch die entstandene Spalte hinaus schauen konnte.

So war es auch heute Abend geschehen, und als er zitternd vor Erwartung davor stand, sah er genau dasselbe, was ihm wenige Augenblicke vorher geträumt. Sie stand an ihrer Stubenthüre und von Licht und Glanz übergossen empfieng sie den Geliebten — den wirklich und einzig Geliebten. Das sah man an dem innigen Blick ihres Auges, an dem Lächeln um ihren leicht geöffneten Mund, an dem Zittern ihrer Hand, die sie ihm entgegen streckte und mit der sie ihn alsdann hastig zu sich in's Zimmer zog. — Darauf schloß sich die Thüre wieder — und der Riegel wurde vorgeschoben. — Nein, er auf dem dunkeln Gange träumte nicht mehr, wie er wohl gehofft, wie er glaubte, denn er schlug sich so lange vor die Stirn, bis sie ihn schmerzte, er preßte die Hand krampfhaft auf die Brust und fühlte sein Herz schlagen. Er wollte vorwärts stürzen und die Thüre mit einem Fußstoß eintreten. Aber er besann sich eines Bessern; der da drinnen war vielleicht stärker als er, und da er Rache nehmen

wollte, blutige Rache, so mußte er sich eine Waffe suchen. Wo war etwas der Art im Hause? Er dachte eine Secunde nach, dann trat er in's Zimmer zurück, warf sich mit fieberischer Hast in die Kleider und schlich auf den bloßen Füßen die Treppen hinab nach dem Magazine, dessen Thüre er geräuschlos öffnete. Dort in einer Ecke neben der Wage lag das große Packmesser. Als er das kalte Heft desselben ergriff, durchschauerte es ihn unheimlich; er fuhr mit der andern Hand an die glühende Stirn und wischte sich die Schweißtropfen davon ab. Auch bedeckte er einen Moment lang seine Augen, denn trotz der tiefen Finsterniß, die ihn umgab, gaukelten allerlei formlose Gestalten um ihn her. Das war sein empörtes Blut, welches ihn auch Funken und Blitze sehen ließ, die seinen Augen zu entspringen schienen. Dabei hatte er das Gefühl, als wanke der Boden unter ihm, und als er nun doch vorwärts strebte, dem Ausgang und der Treppe zu, schwankte er hin und her, und mußte sich an den Wänden halten und zuweilen einen Augenblick ausruhen, um nicht niederzustürzen. Von seinen verwirrten Sinnen blieb nur ein einziger klar und thätig — das Gehör. In seinen wildesten Gedanken, mitten in den qualvollsten Anstrengungen des kraftvollen Vorwärtsstrebens lauschte er angestrengt — — und jetzt — — hörte er abermals schleichende Tritte. Ja, das war er, dem das Mädchen die Thüre geöffnet; er mußte es sein. — Und doch! Er sammelte einen Augenblick seine zerstörten Gedanken, um sich zu erinnern, wo er sich befinde, und als ihm klar wurde, daß er im Magazine sei, wußte er auch im gleichen Augenblicke, daß die Tritte, die er hörte, aus seinem eigenen Schlafzimmer herunter tönten und nicht aus dem ihrigen. — Er horchte angestrengter. — Er vernahm ein leises Klirren; — ja, er irrte sich nicht: droben wurde ein schweres Schloß geöffnet. — Herr des

Himmels! das seiner Kasse. Er zuckte aus seiner horchenden Stellung empor, er strebte die Thüre zu erreichen, und als er gerade auf den Gang hinaus wollte, vernahm er, daß droben ein Fenster geöffnet wurde. Unwillkührlich wandte er den Kopf und blickte auf die untern Fenster, die von dem Magazin auf den Hof gingen und mit denen seines Schlafzimmers correspondirten. Da sah er, wie sich von oben ein Körper langsam herab bewegte: es war ein Mann, der sich an einem Stricke herunter ließ. — „Räuber! Räuber!" schrie Herr Blaffer, so laut er konnte. Dabei stürzte er gegen das Fenster, riß es auf und da in diesem Augenblicke der Körper eines Menschen, eines Diebes, gerade vor demselben schwebte, so stieß er demselben mit aller Kraft das große Packmesser in den Leib, worauf der vor dem Fenster augenblicklich den Strick losließ und dröhnend zu Boden fiel.

Leider ließ sich Herr Blaffer darauf verleiten, dem Fallenden nachzublicken, aber nur eine Secunde lang streckte er seinen Kopf zum Fenster hinaus. Dann taumelte er von einem furchtbaren Schlage auf denselben getroffen in das Zimmer zurück, wo er regungslos liegen blieb. — — — —

Der Lehrling hatte droben zitternd in einem Winkel seiner Dachkammer gesessen. Mehrmals war er aufgesprungen und im Begriff, herunter zu eilen, doch jedesmal hielt ihn eine große Angst zurück. Er war sicher, sobald er auf den Gang hinaus träte, augenblicklich zu Boden geschlagen zu werden. Wohl hatte er vernommen, daß Jemand das Schlafzimmer des Principals verlasse, — wahrscheinlich Herr Blaffer selbst, der sich in das Magazin hinunter begab. Später hörte er andere Tritte, die sich in dem Schlafzimmer verloren; vielleicht war der Buchhändler wieder herauf gekommen. Ein Fenster wurde geöffnet

und kurze Zeit darauf war es die Stimme des Principals, welche „Räuber! Räuber!“ rief.

Jetzt eilte August auf den Gang hinaus und wollte die Treppen hinab, als er unten im Hause flüsternde Stimmen vernahm: die seiner Schwester und die eines Mannes. Was war das? Von all' diesem Räthselhaften überrascht, blieb er oben an dem Geländer stehen und horchte. Zwei Personen schlichen die Treppen hinab, durch den Gang nach der Hausthüre, und darauf vernahm er deutlich, wie diese letztere zugezogen wurde. Er hörte das Schloß zuschnappen, dann war Alles todtenstill im Hause. — — Langsam, auf jeder Stufe stehen bleibend, stieg nun der Lehrling die Treppe hinab. Die Stille in dem Hause war ihm fürchterlich. — Endlich gelangte er in die Küche, neben welcher die alte Magd in einem Verschlage schlief. Sie hatte von dem Lärmen nichts gehört und war schwer zu erwecken. August hatte die Thüre vorsichtig hinter sich geschlossen und erst als er Licht angezündet und die Magd bereit war, ihm zu folgen, wagte er sich wieder in den Gang hinaus.

Die Thüre des Magazins stand offen und in demselben lag Herr Blaffer am Boden, schwer athmend, doch ohne äußere Verletzung. Der Schlag auf den Kopf hatte ihn betäubt, doch kam er bald wieder zu sich, und als er sich des Geschehenen erinnerte, als ihm all' das Schreckliche einfiel, welches geschehen, preßte er beide Hände gegen seine Schläfe und eilte zähneknirschend in das Haus hinauf, um über die Größe des angerichteten Unglücks in's Klare zu kommen.

Dieß konnte nun nicht größer sein und war für ihn niederschmetternd. Die Thüre zu Mariens Schlafzimmer stand offen, sie selbst war verschwunden. Mit wankenden Schritten kehrte er in sein Zimmer zurück und wagte es kaum, seine geöffnete Kasse

mit scheuem Blick zu betrachten: sie war leer, — er war ein ruinirter Mann, und man hatte ihm Alles, Alles gestohlen. — —

Als am andern Morgen die Polizei, von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt, sich an Ort und Stelle begab, hatte es der Chef derselben für wichtig genug gefunden, sich selbst dorthin zu verfügen, um in seinem Beisein die Local-Inspection vornehmen zu lassen. Herr Blaffer, den die schrecklichen Vorfälle auf das Bett geworfen hatten, sagte ohne Rückhalt was er wußte. August dagegen hatte sich vorgenommen, Einiges, wie zum Beispiel den Besuch des Herrn Brander, die Geschichte mit den Ducaten, sowie das Oeffnen der Hausthüre, als unwichtig zu übergehen. Doch waren der Polizeidirector, namentlich aber sein erster Secretär, nicht die Leute, denen eine Persönlichkeit, wie der blonde Lehrling, im Stande gewesen wären, Etwas zu verschweigen. August wurde in die Enge getrieben, und als ihm der Präsident mit angefaßter Nase, die er zornig bald rechts bald links zog und sie alsdann drohend in die Höhe schnellen ließ, auseinandersetzte, daß es ein wahres Verbrechen sei, der Polizei Etwas zu verheimlichen, berichtete er die ganze Geschichte, ja er wurde gezwungen, am Schlusse weinend den Namen des Herrn Beil anzugeben, als den Freund, den er erwartet.

Man kann sich denken, daß Herr Blaffer über seinen ehemaligen Commis das Schlimmste aussagte, was namentlich den Polizeipräsidenten veranlaßte, ein genaues Signalement des Herrn Beil aufzunehmen, — eine Sache, die bei der auffallenden Körperbeschaffenheit desselben nicht schwer war.

Daß bei dieser Local-Inspection die Fenster, durch welche sich der Dieb herabgelassen, sowie der Hof auf's Genaueste untersucht wurde, brauchen wir wohl nicht zu sagen. Auf dem weichen Boden des letztern fand man übrigens genaue Spuren von dem,

was hier vorgefallen. Man sah, daß hier ein menschlicher Körper niedergestürzt war, man bemerkte Blutspuren und rings herum Fußtritte, welche deutlich anzeigten, daß mehrere Personen da gewesen, den Gefallenen aufgehoben und über die niedrige Mauer auf die Straße geschafft hatten. Der ganze Boden war mit schweren Stiefelabsätzen zertreten, und als sich einer der Polizeibeamten in seinem Geschäftseifer das Vergnügen machte, mehrere dieser Fußspuren der Länge und Breite nach zu messen, entdeckte er zufällig ein Papier, welches fast ganz in die feuchte Erde hinein getreten war. Da bei dergleichen Geschichten Alles von Wichtigkeit ist, so zog er es säuberlich hervor und händigte es dem Secretär Seiner Excellenz ein. Dieser entfaltete es behutsam, warf einen Blick hinein und sein trockenes Amtsgesicht strahlte darauf vor Freude und Ueberraschung. — „Euer Excellenz," sagte er, als er das Papier dem Präsidenten überreichte, „hier ist der deutliche Beweis für meine Behauptung, die ich schon lange Zeit aufzustellen wagte, daß nämlich in hiesiger Stadt eine wohlorganisirte Bande besteht, welche von mächtiger Hand und, man kann es nicht läugnen, bis jetzt mit großer Umsicht geführt wurde. Dieses Papier enthält eine Instruction über den hier verübten Einbruch, in der Alles auf das Genaueste vorgesehen ist. Wenn es nicht eine so schlechte Sache beträfe, so würde ich es außerordentlich nennen."

Die Nase Seiner Excellenz hatte sich gerade nach dem oberen Fenster gerichtet, doch fieng er sie mit einem gewandten Griffe ein und zog sie auf das zerknitterte und beschmutzte Papier herab. Auf diesem stand mit sehr undeutlichen und verwischten Schriftzügen Folgendes: „Zwei, Sechs, Acht und Zehn soll sich dabei betheiligen, sie umstellen das Haus, während Eins durch die geöffnete Thüre eintritt. Der Bewußte ist bereit, das Mädchen zu entführen; er erhielt Gelder und Papiere und wird nicht ein-

geholt werden. Geräusch an ihrer Zimmerthüre muß den Andern hervorlocken. Forcirt er die Thüre, so muß ihn der junge Mensch auf sich nehmen, bis das Geschäft drüben beendigt ist. — Es soll keine Gewalt angewandt, vielmehr, wenn sich Hindernisse finden, die ganze Sache verschoben werden."

„Da ist kein Zweifel mehr," sagte der Präsident mit großer Wichtigkeit, als er gelesen, und fügte hinzu, nachdem er sich rings umgeschaut: „Vor allen Dingen gilt es nun, über die ganze Geschichte ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten. Unsere Leute sind durch ihren Eid gebunden; der Buchhändler wird ohnedieß nicht darüber sprechen, und was den jungen, angehenden Taugenichts anbelangt, so wollen wir den ein wenig in Gewahrsam nehmen. — Das ist eine Sache," wandte er sich mit leiser Stimme an seinen Secretär, „die reiflich überlegt sein will und klug eingefädelt. Hauptsächlich muß uns Alles daran gelegen sein, den Aufenthalt des gewissen Beil zu erfahren, damit wir den fassen können." — Der Präsident unterstützte bei diesen Worten seine Rede pantomimisch dadurch, daß er mit seinen fünf Fingern die eigene Nase umspielte und sie dann plötzlich und unversehens ergriff. Der Secretär aber spitzte wohlgefällig seinen Mund, schloß dabei die Augen und sein angenehmes Lächeln schien sagen zu wollen: O der ist uns sicher!

Fünfundsiebenzigstes Kapitel.

General und Präsident.

Vielleicht hat der geneigte Leser noch nicht vergessen, daß man von dem königlichen Adjutantenzimmer gerade vor sich einen Flügel des Schloßbaues sah, — denselben, nach dessen Fenstern Graf Fohrbach, sowie seine jungen Kameraden zuweilen ihre Beobachtungen anzustellen pflegten. Der erste Stock dieses Baues war, wie wir ebenfalls wissen, von Seiner Excellenz, dem General-Adjutanten Baron von W., bewohnt, einem alten Herrn, dessen Bekanntschaft wir auf der Soirée des Kriegsministers Excellenz gemacht.

Der Baron hatte seine großen Eigenthümlichkeiten, und eine, für die königlichen Adjutanten gerade nicht angenehme, bestand darin, daß er stundenlang an einem Fenster seiner Wohnung saß und mit einer Lorgnette die Umgebung des Schlosses, die An- und Abfahrenden, Fußgänger und Reiter beobachtete. Es war gerade, als führte der alte Herr darüber ein Journal, denn wenn er zufällig etwas entdeckte, was nicht jeden Tag

vorkam, so vergaß er das niemals und wußte es später bei einer Hoftafel, einem Ball oder dergleichen immer so anzubringen, daß irgend Jemand darüber in Verlegenheit kam, oder doch in den Fall, sich entschuldigen zu müssen. Viele suchten die Ursache dieser bösartigen Schwatzhaftigkeit Seiner Excellenz in dem Alter desselben oder in der Einsamkeit, in der er seine meisten Stunden verbrachte, denn Kinder hatte er keine, und mit der Baronin, seiner Frau, so munkelte die böse Welt, lebte er auf gar keinem vertraulichen und mittheilsamen Fuße. Die älteren Herren bei Hofe aber, die ihn noch von der Zeit her kannten, wo er als Adjutant des hochseligen Königs fungirte, nannten ihn, wenn sie allein waren, einen boshaften Affen, dessen einziges Vergnügen es von jeher gewesen sei, die Leute unter einander zu verhetzen, überall Zwietracht zu säen und sich dann händereibend an den unangenehmen Scenen zu erfreuen, die er angestiftet.

Wenn man übrigens die alte Excellenz sah, wie sie so mit gekrümmtem Rücken dahin schlich, die Hände hinter sich haltend, in der Rechten eine goldene Tabatière, die sie mit zitternden Fingern beständig drehte, leise und vorsichtig dahin gleitend, um kein Aufsehen zu erregen, von einem Salon in den andern, und dazu das spitze, gelbe, vertrocknete Gesicht, die lebhaften, listigen Augen und die schwarze Perücke, so mußte man, nach dem Aeußern urtheilend, unbedingt der Ansicht Derer sein, welche den General für einen Schleicher hielten und ihm nichts Gutes zutrauten.

Bei den jüngeren Adjutanten und Ordonnanz-Offizieren galt er überdieß für einen Hofwetter-Propheten, und alle behaupteten steif und fest, wer von ihnen den Baron drüben des Morgens vor dem Rapporte in seiner weißen Nachtmütze am Fenster erscheinen sehe, der habe unbedingt im Laufe des Tages

irgend eine Unannehmlichkeit zu erwarten. Und diese böse Vorbedeutung konnte nur paralisirt werden, wenn sich zufälliger Weise auch die Baronin sehen ließ. Denn daß die arme Frau der gute Geist des Hauses sei, die Schönheit, Liebenswürdigkeit und Grazie in Person, darüber waren nicht blos die jüngeren und älteren Herren, sondern, was viel sagen will, selbst die alten Hofdamen einig.

Die arme Frau führte aber bei ihrem Tyrannen ein beklagenswerthes Leben. Fast täglich berichteten die Adjutanten einander über Scenen, die es drüben gegeben, und wenn man gerade nichts sah, so hörte man öfters die schrille Stimme des Baron, oder entnahm einen vorübergegangenen Sturm aus allerhand kleinen Anzeichen. Man bemerkte dann die schöne Frau mit verweinten Augen, man sah sie in ihrem Coupé ausfahren, wobei auf seinen Befehl die grünen Vorhänge desselben fest herabgezogen waren.

Der General wußte übrigens ganz genau, daß man ihn vom Schlosse aus beobachte, und deßhalb hatte er schon öfters wochenlang seine Fensterläden fest verschlossen gehalten. Doch konnte er sich nicht entschließen, die andere Seite seiner Wohnung zu beziehen, denn es war ihm, wie schon früher bemerkt, ein Bedürfniß geworden, die Ein- und Ausgänge des Schlosses vor Augen zu haben.

Es war kurz vor der Carnevalszeit und der Major von S. hatte den Dienst in dem königlichen Vorzimmer. Er stand vor dem schon oft erwähnten Fenster, neben ihm Graf Fohrbach, und das Gespräch war unter Anderem auf die Bewohner des Schloßbaues gekommen, und beide Herren ergingen sich in ähnlichen Betrachtungen, wie wir sie Eingangs dieses Kapitels unseren Lesern mitgetheilt haben.

„Es muß da drüben in der letzten Zeit etwas vorgefallen sein," meinte der Major. „Du hast auch wohl davon gehört?"

„O ja. Aber im Hause selbst ist nichts passirt; du meinst die Geschichte auf dem neulichen Hofconcerte."

„Ja, aber ich weiß sie nicht genau. Ich hatte an dem Tag den Dienst und war sehr dankbar dafür, daß es uns freigestellt wurde, zu bleiben oder zu gehen. Ich zog begreiflicher Weise das Letztere vor."

„Ich dagegen war glücklich, daß man mich eingeladen," lachte der Graf.

„Das glaube ich. Du durftest schmachtend die Augen niederschlagen und sie wieder öffnen; du durftest dir mit vielsagendem Blick durch das Haar fahren und deinen Schnurrbart kräuseln, du durftest hüsteln durch alle Nuancen."

„Allerdings. Aber trotzdem sah ich, was bei Hofe vorging und bin geneigt, dir darüber zu rapportiren. — Du weißt, ich fuhr mit Steinfeld hieher. Der arme Kerl, viele Jahre abwesend, war aus allen Bekanntschaften heraus und mußte sich vorstellen lassen wie ein neuer, eben erst bei Hof erscheinender Kammerherr. Nun, ich sorgte für ihn und machte ihm die Honneurs bei Hofe."

„Da fiengst du bei dem jüngsten Ehrenfräulein an; ich kann mir das denken."

„Im Gegentheil. Ich sparte Eugenie fast bis zuletzt auf, aber du hättest seine großen Augen sehen sollen, als wir nun zurücktraten und ich ihm zuraunte: „Das ist die künftige Gräfin Fohrbach."

„Hm!" machte der Major. „Aber die Geschichte."

Der Graf sah ihn einen Augenblick fragend an, doch kannte er ihn zu genau, um sich die vergebliche Mühe zu machen, ihn

wegen des „hm!“ zu befragen. — „Endlich also,“ fuhr er fort, „suchte ich Hugo auch der Baronin von W. zu präsentiren. Ich hatte sie zu Anfang des Concertes gesehen, dann aber war sie mir aus den Augen verschwunden. Nun, ich präsentirte Steinfeld ihrem Manne, dem alten General, und bat ihn um die Erlaubniß, meinen Freund der Baronin vorstellen zu dürfen. — 'Meine Frau,' sagte er, 'klagt über Kopfweh und zog sich in die hinteren Zimmer zurück.' — Wir suchten sie also auf.“

„Das hättest du nicht thun sollen. Eine so kluge Frau wie die hat immer ihre guten Gründe, wenn sie sich aus dem Cercle zurückzieht. Sie wollte vielleicht von Jemanden nicht gesehen sein.“

„Du könntest Recht haben; aber ich bin noch nicht alt genug, um alle diese Nuancen des Hoflebens zu verstehen. — Nun also, wir fanden sie, ich stellte Hugo vor —“

„Und die Baronin erschrack vielleicht?“

„Nein, die Baronin erbleichte nur, wenn man das bei ihrem ohnedieß blassen Teint sagen kann. Aber Steinfeld erschrack, fuhr zusammen, drückte krampfhaft meinen Arm und kam so aus aller Contenance, daß ich mich mit meiner bekannten Geistesgegenwart, — die auch du kennst,“ setzte er lächelnd hinzu, — „in das Gefecht werfen mußte, um mit meinem Vorgestellten nicht eine totale Niederlage zu erleben.“

„Und sein Erschrecken war auffallend?“

„Ungeheuer. Die kleine U., die daneben stand, machte ein langes, überraschtes Gesicht.“

„Und der alte General war in der Nähe?“

„Der Teufel führte ihn gerade daher, oder vielmehr der Herr Herzog, denn dieser brachte ihn in diesem ungeschickten Moment in die hinteren Zimmer.“

„Das ist eine räthselhafte Geschichte,“ meinte der Major,

indem er den rechten Arm gegen das Fenster lehnte und den Kopf darauf stützte. „Und hast du auch gehört, wie man behaupten will, daß der General harte Worte zu seiner Frau sagte?"

„Etwas davon vernahm ich schon; begreiflicher Weise zogen wir uns zurück, deßhalb konnte ich an der Thüre nur verstehen, daß der General zu seiner Frau sprach: Madame, wir fahren nach Hause!"

„Vielleicht hat er auch weiter nichts gesagt, denn du weißt, wie in der Welt jedes Wort auseinander gezerrt wird. Die kleine U. war bei meiner Frau und wollte Allerlei gehört haben, von Einverständnissen, die die ganze Welt merken müsse und die er, der General, schon entdecken wolle."

„Unter uns gesagt, Steinfeld erschien mir höchst merkwürdig. Er war wie verwandelt, wollte Niemand mehr sehen, sprach nicht mehr, und kurze Zeit nachher war er verschwunden. — — Aber jetzt habe ich dir diese interessante Geschichte erzählt, dafür bezeige dich dankbar und sage mir, warum hast du vorhin hm! gemacht, als ich von der zukünftigen Gräfin Fohrbach sprach?"

Der Major lachte laut auf. „Man kann sich bei dir nicht genug in Acht nehmen," sprach er; „ich glaube, du controlirst sogar meine Mienen."

„Weil die immer etwas zu bedeuten haben, und weil du obendrein hm! machtest, und hinter deinen Hms steckt immer etwas."

„Es steckt eigentlich nichts dahinter," entgegnete der Andere mit ernsterem Tone. „Aber wenn man so seine Brautschaften Freunden proclamirt, da muß auch Alles in Ordnung sein, glatt und eben und der Altar in Sicht."

„Nun, bei Gott!" erwiederte einigermaßen verdrießlich der Graf, „ich sehe auch keine großen Steine mehr im Wege. Eugenie und ich —"

„Ihr seid einig, das wissen wir," sagte der Major mit einer Handbewegung gegen seinen Freund. „Mama werden auch über den mangelnden Reichthum der Braut hinweg sehen, auch sind der Herr Kriegsminister ein guter Vater; aber vergiß nicht, daß deine Heirath in hohen Kreisen etwas mißliebig angesehen wird, und wenn Seine Excellenz einen tüchtigen Wink erhält, so könnte es kommen, daß man dich avancirt, daß du Major würdest und als Anhängsel zu irgend einer Gesandtschaft geschickt."

„Zum Henker! du siehst immer schwarz," rief der Graf. „Ich weiß wohl, du meinst, der Herzog machinire gegen mich. Nun, ich glaube wohl, daß er trotz allen fehlgeschlagenen Versuchen noch nicht den Muth verloren hat."

„Ich sehe nicht schwarz, lieber Freund," erwiederte der Major. „Aber ich kenne mein Terrain, und läugnen wirst du mir nicht, daß der Herzog auf Tod und Leben in das schöne Mädchen verliebt ist. Sie ist arm, aber von sehr gutem Hause; ihn selbst verheirathet zu sehen, ist der sehnlichste Wunsch der Herzogin. Meinst du, es sei am Ende nicht möglich, daß sich der Herzog seiner Mutter declarirt und Eugenie zu seiner Frau macht, da sie ihm nichts Anderes sein will."

Graf Fohrbach blickte mit dem Ausdruck eines großen Schreckens auf das Gesicht seines Freundes, ob dort nicht ein lächelnder Zug den Scherz verrathe. Aber die Züge des Letzteren blieben vollkommen gleich und ernst.

„Ich habe keine Idee," sagte er, „daß dieß so kommen könnte, aber wie die Verhältnisse nun einmal liegen, sollst du als Verliebter die Sache nicht so leicht nehmen, sondern alle Schrau-

ben anziehen, um baldigst zu einem Ziele zu gelangen. — — Mich hat," fuhr der Major nach einer Pause fort, während der Graf Fohrbach nachdenkend zum Fenster hinaus geblickt, „die Wette, welche dir der Herzog neulich proponirt, verletzt, ja erschreckt. — Mach' mir keine Einreden in Betreff Eugeniens. Ich kenne die große und auch feste Seele dieses Mädchens; aber sie steht auf glattem Boden. — Ja, ich sage es offen, nur ein Narr proponirt dergleichen Wetten, ohne irgend welche Aussicht auf Erfolg. Und ein Narr ist der Herzog gerade nicht."

„Nun, diese Aussichten sind gering," versetzte nach einem tiefen Athemzuge lächelnd der Graf. „Da lies dieß Billet; ich erhielt es gestern von Eugenien."

Der Major nahm das dargereichte zierliche Briefchen, entfaltete es und las: „Wie leid thut es mir, daß ich deinen Wunsch so ohne alle Schwierigkeiten erfüllen kann. Ich bin für den Maskenball zu einer der Ecuyères Ihrer Majestät ernannt, und da ich mit den beiden andern Damen Achselbänder in einer der Farben des angenommenen Wappens tragen soll, weiß, grün und Gold, so ward es mir leicht, die erste Farbe für mich zu wählen. O, wie sie mir lieb ist, da ich weiß, daß du sie gerne siehst." — „Ja, das ist recht schön und es freut mich," sprach der Major, nachdem er gelesen.

„Und das ist noch nicht Alles," entgegnete der Graf, indem er sich dem Freunde näherte und die Stimme dämpfte, als fürchte er unsichtbare Ohren in dem leeren Zimmer. „Eugenie will mit der Frau Herzogin sprechen, und, im Falle diese uns gnädig gesinnt ist, ebenfalls an ihrem Hute eine weiße Schleife tragen."

„Nun, Gott gebe seinen Segen dazu," sagte der Major. Dann zog er seine Uhr hervor und fuhr fort: „Nimm mir nicht übel, Eugen, ich habe einen Fremden anzumelden. Wenn du

noch ein Bischen verziehen willst, so setz' dich nieder und nimm ein Buch, es dauert nicht lange."

Der Graf hatte sein Billet sorgfältig wieder eingesteckt und erwiederte lachend: „Ich danke dir herzlich; nur die Lust, mit dir ein paar Worte zu sprechen, hielt mich hier zurück. Ohnedieß habe ich ja morgen wieder die Ehre, ein Sclave dieser Räume zu sein. Deßhalb will ich mich heute meiner Freiheit freuen. — Leb' wohl!"

„Heute Abend sehen wir dich?" fragte der Major.

„Natürlich! — Und deine Frage veranlaßt mich, das Schloß schleunig zu verlassen. Gott der Gerechte! man könnte mich am Ende wieder zu einer Whistpartie da behalten wollen."

Mit diesen Worten ging er fort, der Major blieb allein zurück, nahm eine sehr wichtige Miene an, drückte Schärpe und Säbelkuppel zurecht, und erwartete auf und ab schreitend die lispelnde Meldung des Kammerdieners.

Als der Graf das Schloß verlassen hatte und über den Hof dahin schritt, ging er sehr langsam und schaute lange rückwärts zu einem Fenster hinauf, an welchem sich Blumen befanden. Dort war leider heute nichts sichtbar als eben nur diese, und das hartnäckige Hinaufschauen hätte den Grafen beinahe in Schaden gebracht, denn da er nicht auf seinen Weg blickte, gerieth er fast zwischen die Pferde einer Equipage, die ziemlich rasch um die Ecke des Schlosses herumkam. Erst auf das Hoje! des Kutschers prallte er auf die Seite, und erblickte das Coupé des Polizeidirectors, der ihm lächelnd mit dem Finger drohte und zurief: „Welches Unglück, Graf Fohrbach, wenn ich Sie überfahren hätte."

„Ein Unglück für uns Beide," erwiederte lustig der Graf, „denn wie hätten das Euer Excellenz, verantwortlich für die Sicherheit der Einwohner, rechtfertigen können!"

Damit ging er seiner Wege, und der kleine Wagen des Andern beschrieb einen Bogen auf dem weichen Sande des hintern Schloßhofes und hielt vor der Thüre des General-Adjutanten Baron von W.

Da nun wir, geneigter Leser, Flaneurs vergleichbar sind, die sich nur da aufhalten und beobachten, wo sie etwas Interessantes zu entdecken glauben, und es so unsere Pflicht ist, Diesen zu verlassen und Jenem nachzugehen, so wollen wir den Grafen Fohrbach ruhig seiner Wohnung zuschreiten lassen und der Equipage Seiner Excellenz folgen.

Der Polizeidirector schien in dem Hause, wo er eintrat, erwartet worden zu sein. Ein alter Bedienter in einer maulbeerfarbenen Livree öffnete nach einer tiefen Verbeugung den Schlag, und zog dann eine Glocke, die im ersten Stock klingelte, sobald der Präsident die Treppen hinanstieg. Oben öffnete ihm ein schwarzgekleideter Kammerdiener die Glasthüre und führte ihn durch mehrere Zimmer in das Cabinet des Generals, rollte einen Fauteuil vor das lodernde Kaminfeuer und bat ihn, einige Secunden zu verzeihen, indem Seine Excellenz gleich erscheinen würden. Der Präsident ließ sich nieder, rieb sich die Hände vor dem Feuer, befühlte darauf tastend seine Nase und blickte schmunzelnd in die lodernden Flammen. Alle Kammern seines Gehirns waren mit Räubern und Mördern angefüllt, und sein Geist beschäftigte sich seit mehreren Tagen nur noch mit dem uns bekannten Einbruch, den er hin und her beleuchtete, Fäden daraus herzuleiten suchte, durch deren Hülfe er in allerlei schauerliche Schlupfwinkel dringen könne, und mit denen er die gefürchtete Räuberbande, die also doch wirklich existirte, zu umgarnen hoffte.

Während dieser Betrachtungen blickte Seine Excellenz zu-

weilen an der linken Seite seines Frackes herunter, wo sich noch eine leere Fläche befand, wogegen das Knopfloch mit mehreren buntfarbigen Bändchen besetzt war. „Man wird so große Dienste zu belohnen wissen," dachte er bei sich, „und ich nach Beendigung dieser glorreichen Geschichte nicht länger des Sterns zu entbehren haben, der mir schon lange gehört."

In diesem Augenblicke erschien der alte General, und beeilte sich so viel als möglich, den Polizei-Präsidenten auf seinem Fauteuil festzuhalten, denn dieser schickte sich an, mit einem Anfluge von Respectsgefühl in die Höhe zu fahren. — „Aber alter Freund, welche Geschichten!" rief kopfschüttelnd die militärische Excellenz. „Sitzenbleiben. — Parbleu! Gerade thun, als wenn man zu Haus wäre. — Alle Hagel! wenn man sich auch nicht viel sieht, so bleiben doch die freundschaftlichen Gefühle zwischen uns dieselben, he!"

Was nun das lange nicht gesehen haben anbelangte, so hatte der General vollkommen Recht, war aber selbst die Ursache, daß er sich mit seinem früher sehr intimen Freunde, damaligen geheimen Rathe, jetzt Polizei-Präsidenten, etwas brouillirt hatte. Er hatte ihm auch einstens eine seiner kleinen Bosheiten zugefügt, sich eine giftige aber sehr komische Bemerkung bei Hofe über ihn erlaubt, freilich dadurch die Lacher auf seine Seite gebracht, aber den Freund von sich zurückgestoßen. Das war nun allerdings nach und nach wieder so weit verglichen worden, daß sich Beide in Gesellschaften freundlich begegneten, auch wohl einen Rubber zusammen spielten, aber eine eigentliche Vertraulichkeit hatte nie mehr stattgefunden. Deßhalb wunderte sich denn auch der Polizei-Präsident, als er am heutigen Morgen ein höchst amicables Billet des Generals erhielt, mit: „Mein lieber Freund," anfangend, und mit: „stets Ihr Getreuester," schließend, worin der-

selbe um den Besuch des Polizei-Präsidenten bat, weil ihn leider ein Unwohlsein selbst verhindere, auszugehen.

Nach dem Aussehen des Generals war Letzteres sehr glaubwürdig; seine Wangen waren, wenn möglich, noch eingefallener als sonst, sein Gang gebückter, und nachdem er dem Präsidenten beide Hände geschüttelt, ließ er sich wie erschöpft auf einem gegenüber stehenden Fauteuil nieder. „Ma foi!“ sagte er, „man wird alt; doch Sie scheinen nichts davon zu spüren, sehen in der That vortrefflich aus, wie vor zwanzig Jahren, als ich ebenfalls noch im Dienste war. Vraiment, Präsident, die Ruhe ist ein Unglück, Sie bleiben geschmeidig wie polirt, während ich einroste. Enfin, was will man machen? Das ist der Lauf der Welt.“

„Euer Excellenz sollten nicht so sprechen,“ erwiederte der Andere seufzend. „Ich will über meine Gesundheit nicht klagen, aber das kann ich Sie versichern: mein gutes Aussehen ist eigentlich nur Echauffement, Erregtheit. Glauben Sie mir, diese beständigen Arbeiten, die Last, die auf mir liegt, drückt mich langsam zu Boden. Ich kann kaum aufathmen. Jetzt ruft man rechts, jetzt ruft man links. Nein, nein, Sie führen ein glücklicheres Leben, beschäftigen sich nur mit angenehmen Erinnerungen, promeniren, reiten, kurz Sie thun, was Ihnen beliebt.“

„Was an Ihrer Behauptung Wahres ist, mon cher, das wollen wir sehen. — Ich habe mir nämlich vorgenommen, Ihnen einige Confidencen zu machen.“

„Dem alten Freunde!“ erwiederte der Präsident halb gerührt, wobei er seine Nase tief herab zog und aufwärts blinzelte.

„Dem alten Freunde — ja,“ sagte der General, und fuhr dann mit sehr scharfem Tone fort: „eigentlich mehr noch dem Polizei-Präsidenten.“

Der Andere ließ erstaunt seine Nase los, welche, sich frei fühlend, augenblicklich in die Höhe schnellte. Seine Augen drückten großes Erstaunen aus, weßhalb der General hinzusetzte:

„Comprenez, mon enfant, dem Polizei-Präsidenten. Par ce qu'il est mon ami." Hierauf hüstelte er in sich hinein, polirte dann den Deckel seiner goldenen Schnupftabacksdose und bot seinem Gegenüber eine Prise an.

Doch bedankte sich der Präsident, denn er hatte einen wahren Abscheu vor dem Schnupfen, ja, seine Nasenflügel zitterten scheinbar entrüstet ob dieser Zumuthung.

Dagegen aber schnupfte der General für Zwei, und nachdem er sich den Taback aus dem dünnen Schnurrbart gewischt, Cravatte und Morgenrock gesäubert, sagte er: „Eh bien, ich bin ein alter Soldat, und gehe gerade darauf los. Nur, bitte ich, mon cher, daß Sie mir einige Aufmerksamkeit schenken mögen. — Sie wissen, es gibt in jeder Familie einen Hacken, den man nicht gern anschaut, an dem man sich stoßt, den man nicht wegbringen kann, und der unsern guten und lieben Menschen Veranlassung gibt, alles Böse daran aufzuhängen."

Der Präsident nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Meistens," fuhr die alte Excellenz fort, „sind es Anverwandte, die Einem Kummer bereiten, oder gottlose Kinder, falsche Freunde, Ungnaden von oben herunter, aber Alles das habe ich nicht. Ueberhaupt kann ich in meiner Carrière von Unglück nicht sprechen, j' ai fait rapidement mon chemin, mein Vermögen ließ mich Alles mitmachen, ich lebte glücklich und zufrieden, bis mich der Teufel plagte, und ich eine Frau nahm."

„Oh!" machte der Präsident. „Sie spassen, General."

„Soll mich — — wenn ich spasse; d'honneur! es ist das mein blutiger Ernst. Sehen Sie, Präsident, damals hätten wir

Beide nicht so weit von einander stehen sollen. Ich weiß, daß Sie es immer gut mit mir meinten; Sie wären aufrichtig gewesen und hätten mir gesagt: mon vieux, crois-moi laß' das Heirathen bleiben. Nun, man hat mir wohl dergleichen unter die Nase gerieben, aber Mademoiselle war sehr schön, ich ein verblendeter alter Narr — enfin! Darüber läßt sich nichts mehr sagen, es geschah mit meinem Willen, voilà tout."

Der Präsident wußte nicht, was er bei dieser Erklärung für eine Miene machen sollte. Er fühlte wohl, daß der General in manchen Dingen Recht habe, aber wenn Jemand sich selbst Grobheiten sagt, so kann man ihm doch unmöglich darin beistehen. Der Chef der Polizei fühlte ein Jucken oben an seiner Nase, und um diesen Kitzel zu befriedigen, senkte er sie tief herab, — das Beste, was er thun konnte, denn dieß gab ihm ein Aussehen von Nachdenken, von gerührter Theilnahme, weßhalb ihm dann auch der General die Hand auf den Arm legte und fortfuhr:

„Lassen Sie sich das gar nicht anfechten, theuerster Freund. Wie gesagt: wir sind darüber hinaus. Nichts von Leidenschaften, nichts von Klagen, nur eine ruhige Besprechung."

„So sei es," entgegnete der Präsident, und dabei streckte er dem General mit einer ziemlich wehmüthigen Geberde seine Hand entgegen. — „Also eine Besprechung."

„Zum Freunde, aber auch zum Chef der Polizei."

„Beide hören."

„Sie kennen meine Frau, — eine schöne Frau, vraiment, die Welt sagt auch, eine geistreiche, liebenswürdige, charmante Frau, kurz, die Welt, die sonst gern Böses spricht, macht mit meiner Gemahlin eine seltene Ausnahme."

„Und dießmal, glaube ich, hat die Welt Recht," wagte der Präsident zu sagen.

Ein bitteres Lächeln flog über die Züge des Generals; nichts destoweniger aber fuhr er ruhig fort: „Da aber von eben dieser bösen Welt eine Familie, ein Haus nie ungerupft davon kommt, so ist auch in dem meinigen ein böses Princip, ein finsterer Geist, Schatten neben Licht; und dieser Schatten bin ich."

„Wie kann man nur so Etwas denken!" sprach scheinbar entrüstet der Präsident, und knipste dann seine Nase, so daß sich dieselbe wie erschrocken abwandte. „Nur nicht dergleichen Grillen, lieber Freund. Die Welt kennt Sie, achtet und liebt Sie."

„Amen!" sagte höhnisch der General. „Das ist mir auch von der Welt sehr gleichgültig. Doch gehen wir weiter. Meine Frau also, dieser Engel der Sanftmuth, Aufrichtigkeit, Ehrbarkeit und was man Alles will, hat mir von jeher Veranlassung zu — nun, wie soll ich sagen? — zu Mißtrauen gegeben. Anfänglich kämpfte ich es nieder: ich schämte mich vor mir selber. Was mir Alles verdächtig erschien, kann ich nicht sagen, ein Blick, ein Wort, ein Brief, eine seltsame Bekanntschaft, Vieles war vielleicht folie et pure imagination de ma part, mais — mir ward immer klarer, in dem Leben meiner Frau sei etwas Ungehöriges, sie sei sich einer Schuld gegen mich bewußt, sie habe mir Etwas zu verbergen."

„Aber lieber Freund," entgegnete der Polizei-Präsident mit sanfter Stimme, „nehmen Sie mir nicht übel: da ist freilich viel Phantasie im Spiel. Das Leben der Baronin hier in diesem Hause liegt so klar und offen da, ihr ganzes Betragen ist durchsichtig wie Krystall. — Alle Wetter!" fuhr er mit einem scheinbaren Anfluge von Humor fort, „wir von der Polizei wissen mehr, als man glaubt. Wir sehen in viele Intriguen hinein. Uns sollte ein Ehemann fragen, wenn er seiner Frau mißtraut."

„Dans ce cas!" erwiederte spöttisch der General, „würde er

viel erfahren. Wir sind ja unter uns, mon cher. Gehen Sie mir mit der Allwissenheit Ihrer Polizei. Ihr seht nur das, was auf der Oberfläche schwimmt; tief hinein wagt ihr eure Nase nicht zu stecken. — Au nom de Dieu, je vous prie, was Sie vom jetzigen Leben meiner Frau sagen, mag sehr wahr sein, aber ich denke an die Vergangenheit. Von da her zieht sich durch ihr Wesen ein finsterer Ton, ein schwarzer Faden, den sie nicht abbrechen kann, den sie beständig mit Geist und Liebenswürdigkeit zuzudecken sucht, dem ich aber auf die Spur gekommen bin."

„Sie erschrecken mich."

„Ich habe meine Frau eigentlich nie daran gehindert, auszugehen, auszufahren, kurz, zu thun, was ihr beliebt. Wohl ist es wahr, daß ich ein auffallendes Umhertreiben nie leiden konnte, und mich deßhalb zuweilen veranlaßt sah, der beständigen Lust meiner Frau, Besuche zu machen, einen Zügel anzulegen. Ich gestehe es, ich bestand zuweilen, namentlich nach kleinen Scenen unter uns, darauf, daß sie das Haus nicht verlasse, und daß sie gerade dann oft ausfuhr, machte mich aufmerksam. Je l' épiais."

„Das war sehr gefährlich, bester General."

„So besuchte sie eines Tags eins unserer großen Magazine, ließ ihren Wagen draußen halten, ging zur vorderen Thüre hinein, zur hinteren aber wieder hinaus, so daß meine Leute glauben mußten, sie sei stundenlang mit ihren Einkäufen beschäftigt."

„Und das war sie nicht?"

„Que Diable! Sie hören ja, daß sie den Laden verließ. Sie bediente sich eines Fiakers und fuhr in eine kleine Straße. Sie stieg an einem unscheinbaren Hause ab, ging in den ersten Stock und sah dort —"

„O General!"

„Sah dort — einen Knaben von circa sechs Jahren, mit dem sie sich auf's Zärtlichste unterhielt."

„Einen Knaben." —

„Einen Knaben, den sie in ihre Arme preßte, dessen Gesicht sie mit Küssen und Thränen bedeckte, den sie mit der Liebe einer Mutter an sich drückte."

„Mit der Liebe einer Mutter?"

„So ist es, Präsident."

„Teufel! Teufel! Aber General, Sie erzählen mir da eine Geschichte, die mich ganz confus macht. — Ein Knabe; — was soll es mit dem Knaben? Wer ist der Knabe?"

„Es ist der schwarze Faden im Leben meiner Frau, von dem ich vorhin sprach, voilà l'affaire! Woher der Knabe mit seiner Wärterin so plötzlich erschienen, je l'ignore complètement, sowie Sie, lieber Freund, der Chef der Polizei. Damals aber schon war ich im Begriff, mich an Sie zu wenden, ich wollte mich mit Ihrer Hülfe des Knaben bemächtigen."

„Das war auch der richtigste Weg, um Etwas zu erfahren," entgegnete der Präsident, der in diesem Augenblicke ganz Polizeimann war.

„Aber die Andern dachten Aehnliches," fuhr der General mit einem trockenen Lachen fort, „und plötzlich war Kind und Wärterin verschwunden."

„Sehen Sie, General, sehen Sie," sprach ernst der Andere, indem er den Zeigefinger drohend erhob, und ihn dann an die linke Seite seiner Nase drückte. „Hätten Sie Ihrer ersten Eingebung gefolgt und uns von der Sache benachrichtigt, so wäre uns Wärterin und Kind nicht entwischt. Ah! wir hätten ein Wort mit ihr gesprochen; man hält sich nicht so unbefugter Weise

und ohne Erlaubniß in hiesiger Residenz auf; ich muß mir das ausbitten, ich, der Chef der Polizei."

Ein leichtes Lächeln überflog bei diesen Worten das vertrocknete Gesicht des alten Generals. „Die Sache läßt sich wieder gut machen," meinte er nach einer kleinen Pause. „Wir haben die Spur des Knaben wieder gefunden."

„Das ist mir sehr lieb," sagte aufathmend der Präsident. „Es ist ja für mich complett unheimlich, von dergleichen Geschichten zu hören, die unbemerkt von der Polizei getrieben werden. — Nun also."

„Offenherzig gestanden hatten sie den Knaben so gut versteckt, daß wir ihn nimmer gefunden, wenn sich nicht glücklicher Weise bei mir Jemand gemeldet hätte, der sich anheischig machte, mich für eine ziemliche Summe auf die Spur zu leiten."

„Und —"

„Dieser Jemand, natürlicher Weise ein mauvais sujet, ist im Hause. Ich habe ihn auf heute bestellt, er kam und steht zu Ihrer Verfügung. Sie sehen, bester Präsident, daß Ihr Gang zu mir sich vielleicht belohnen könnte. Man könnte dabei noch allerlei auf die Spur kommen."

„Und weiß dieß Subject, daß es vor mir, dem Polizei-Präsidenten, zu erscheinen hat?"

„Man hat ihm begreiflicher Weise nichts davon gesagt. Dieu nous en garde!"

„Schön," sprach der Andere mit großer Wichtigkeit, wobei er seine Nase fest zwischen die Finger einklemmte. „Lassen Sie ihn erscheinen, bester General, ich werde auf den ersten Blick sehen, wen wir vor uns haben. — Apropos! hat die Baronin von diesen Schritten Kenntniß? Das heißt, verstehen Sie mich

wohl, kann sie eine Ahnung davon haben, daß der Aufenthalt ihres — des Knaben," verbesserte er sich, „abermals entdeckt ist?"

„Une belle affaire, ma foi!" meinte der General, „da würden wir abermals das Nachsehen haben. Davon ahnt sie nichts. Vor kurzer Zeit noch aufgeregt, fast fieberhaft, ist sie jetzt ruhig und sicher geworden. Sie sieht sich ungestört im Besitz des geliebten Knaben." Bei diesen letzten Worten preßte der General die Lippen auf einander, dann öffnete er die Thüre des Nebenzimmers, und sagte dem Kammerdiener, welcher unter derselben erschien, einige Worte.

Der Polizei-Präsident war aufgestanden, machte ein paar Gänge durch's Zimmer und dann stellte er sich so in die Vertiefung des Fensters, daß der dunkle Vorhang sein Gesicht beschattete.

Jetzt öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers wieder, und ein Mann trat herein, der, den Hut in der Hand, schüchtern und befangen auf der Schwelle stehen blieb. Es war eine schmächtige Gestalt, und wenn wir dem geneigten Leser zum Ueberflusse sagen, daß er einen schwarzen Frack trug, scheu und ängstlich um sich blickte, und eine Fassung dadurch erheuchelte, daß er seinen gelben Hemdkragen in die Höhe zog, so wird Niemand mehr im Zweifel sein, daß es Herr Sträuber ist, den wir vor uns haben.

„Treten Sie näher," sagte der General. „Ich ließ Sie zu mir bitten, um Ihnen zu sagen, daß ich die verlangte Summe bewilligen will, Sie aber dabei auffordere, mir Ihre Aussagen im Beisein eines meiner Freunde zu machen. — Wollen Sie?"

Herr Sträuber warf einen schnellen Blick auf das Fenster, an welchem der Präsident stand, doch deckte jetzt der Vorhang auch vollkommen die Gestalt desselben.

„Warum nicht!" sagte der Schuft nach einer kleinen Pause. „Doch was mir Eure Erlaucht, der Herr Graf, versprach, meinen

Namen geheim zu halten, diese Bedingung wird der andere Herr auch wohl eingehen."

„Natürlich," versetzte der General. — „So sprechen Sie. Sie wissen also, wo das bewußte Kind ist?"

„Ich weiß es."

„Begreiflicher Weise verlangen Sie zuerst Ihr Geld und werden mir dann erst den Aufenthalt nennen. Ich finde das in Ihrer Stellung nicht mehr als billig, und habe darauf gerechnet. Hier zählen Sie diese Papiere durch."

Herr Sträuber wollte einige höfliche Einwendungen machen, doch warf der General verächtlich seinen Kopf empor und sagte in bestimmtem Tone: „Sie werden das Geld zählen und dann sprechen."

„Halt!" mischte sich der Präsident aus seinem Versteck heraus in's Gespräch, „die Partie ist zu ungleich. Wenn Sie diesen — Herrn auch im Voraus bezahlen wollen, so wäre doch zu verlangen, daß er sich über die Glaubwürdigkeit seiner Angaben einigermaßen legitimirt. Den Teufel auch! er könnte Ihnen da für ächtes Geld eine falsche Adresse geben."

Für Leute wie der Herr Sträuber, mit einem schlechten Gewissen, und bei dieser Angeberei in einer begreiflichen Angst lebend, ist es immer unheimlich, eine Stimme zu hören, wenn man das dazu gehörige Gesicht nicht sehen kann. Umsonst versuchte er es, hinter den Vorhang zu schielen, und er mußte sich zu einer Antwort bequemen, da nun auch der General der Ansicht des Andern beitrat.

„Und wie soll ich mich vor den Herren legitimiren?" fragte zaghaft Herr Sträuber.

„Auf die einfachste Art von der Welt. Wenn Sie wirklich dem Aufenthalt des Kindes nachgespürt haben, so beschäftigen

Sie sich schon längere Zeit damit und werden also ersucht, uns zu sagen, wo das Kind in hiesiger Stadt sich früher befand und wie es an seinen jetzigen Aufenthaltsort kam."

Herr Sträuber schluckte einige Mal und blickte verlegen zu Boden. Er drehte seinen abgegriffenen Hut zwischen den Fingern, und wenn ihm auch die angebotene Summe recht hübsch vorkam, und bereits sehr erreichbar erschien, so war ihm doch die auferlegte Verbindlichkeit nicht angenehm. Den jetzigen Aufenthalt des Knaben anzugeben, darin hätte er nichts Arges gesehen, namentlich keine Verrätherei, vor der er sich über alle Maßen scheute, aber wenn er von den früheren Vorfällen, jenen Knaben betreffend, sprach, so mußte er auch die Wohnung des seligen Schwemmer nennen, ja er mußte eine gewisse Person auftreten lassen, eine Person, bei der ihn ein tiefer Schauder überflog, wenn er nur an sie dachte. Herr Sträuber beschloß klug zu Werk zu gehen, deßhalb erhob er seine Augen, blickte den General so treuherzig an, als ihm nur möglich war, und sagte: „Verzeihen mir Euer Erlaucht, Herr Graf, so war eigentlich die Bedingung nicht, unter welcher ich mich verpflichtete, aber da es dem andern Herrn wünschenswerth erscheint, so stehe ich gern zu Befehl. — Der Knabe, um den es sich handelt, wohnte in der E.'schen Straße, im Haus Numero zehn bei einer gewissen Frau Fischer, die seine Wärterin war."

„Ist das nicht vielleicht seine Mutter?" fragte scheinbar unbefangen der General.

Herr Sträuber lächelte eigenthümlich, als er antwortete: „Darüber habe ich keine Gewißheit; so viel ich erfuhr, war Frau Fischer die Wärterin."

„Weiter."

„Die Angehörigen des Knaben, die ich übrigens nicht kenne,"

fuhr Herr Sträuber fort, „fanden es nun mit einem Male angemessen, denselben verschwinden zu lassen."

„Aus welchem Grunde?" fragte der General.

„Euer Erlaucht, ich weiß das nicht. Die Wärterin blieb in dem Hause Numero zehn wohnen, der Knabe kam durch die Vermittlung einiger Personen, die ich nicht kenne, in eine Privat-Erziehungsanstalt hiesiger Stadt, wo er es, wie ich vermuthe, sehr gut hatte."

„Richtig, c'est cela même," sagte nachdenkend der General. „Und aus dieser Privaterziehungsanstalt verschwand clandestinement das Kind eines Tags auf geheimnißvolle Weise, wie Sie mir selbst sagten."

„Wo war diese Privaterziehungsanstalt?" fragte der Polizei-Präsident.

Herr Sträuber hustete verlegen, zupfte an seinen Vatermördern und entgegnete nach einem kleinen Stillschweigen: „Die gnädigen Herren werden mir vielleicht den Namen dieser Anstalt erlassen; dieselbe war auf gegenseitige Verschwiegenheit gegründet, auch kann der Name hier nichts zur Sache thun, da der Eigenthümer dieser an sich vortrefflichen Anstalt vor kurzer Zeit starb, tief betrauert von seinen Pfleglingen."

Bei diesen Worten trat der Polizei-Präsident rasch aus der Fensternische hervor, und als er sich dem Herrn Sträuber genähert, ihm fest in das Gesicht gesehen, schien Diesen alle Geistesgegenwart zu verlassen, seine Knie knickten zusammen, und seine ohnedieß ungesunde Gesichtsfarbe wurde fahl und bleich. Er hatte augenblicklich den Chef der Polizei erkannt, und ihn überschlich plötzlich die Idee, er selbst stehe hier an einem sonderbaren Lebensabschnitte.

Der Präsident wechselte einen Blick mit dem General, dann

wandte er sich an den so auffallend Erschreckten und sagte mit ruhiger aber sehr ernster Stimme: „Der würdige, vor kurzer Zeit verstorbene Vorsteher jener Privaterziehungsanstalt hieß Schwemmer und war" — das Folgende sprach er zum General — „einer der abgefeimtesten Spitzbuben, die je in hiesiger Stadt gelebt. Dabei schlau wie der Teufel, wußte er beständig durchzuschlüpfen, und gewährte nie eine Handhabe, woran man ihn fassen konnte. Er hielt allerdings eine Kleinkinderbewahranstalt, doch war dieß Geschäft nur der Deckmantel für andere, und wir sind fest überzeugt, daß in jenem Hause die gleichen Zusammenkünfte gehalten wurden, wie in dem bekannten Fuchsbau."

Herr Sträuber zuckte.

— „Und daß eben dieser Schwemmer und sein Weib Hehlerei, Betrug, Kuppelei im Großen betrieben. — Ah! wahrhaftig, wir sind auf der richtigen Fährte, alle Fäden in meiner Hand." — Dabei faßte der Präsident sanft seine Nase und zog sie abwärts, so daß seine Augen bequem die Stelle auf dem Frack erblicken konnten, wo noch immer der gewisse Stern fehlte.

Herr Sträuber hatte sich ziemlich rasch wieder von seinem Schrecken erholt. Er heuchelte ein großes Erstaunen, preßte beide Hände unter seinem Hut zusammen, und sagte mit großer Schlauheit, während er die Achseln zuckte: „Das hätte ich nimmer gedacht. Mir wurde das Haus als ganz respektabel geschildert, sonst hätte ich meinen Fuß nie hineingesetzt. Beim Himmel! in welche Verlegenheiten kann man unschuldiger Weise kommen. Ich ging nur dorthin, um mich nach dem Knaben zu erkundigen. Wenn ich bedenke, mein ehrlicher Name hätte Schaden leiden können!"

Der Präsident hustete bedeutungsvoll und zwinkerte dem General aus den Augenwinkeln so schnell zu, daß der Andere,

der gerade zerknirscht zu Boden schaute, es nicht sah. „Von dem, was Sie sagen, sind wir vollkommen überzeugt," sprach der Chef der Polizei. „Wer sieht den Leuten in's Herz. Beruhigen Sie sich, was wir verhandeln, bleibt streng unter uns; fahren Sie aber in Ihrem Berichte fort, ich habe wahrhaftig nicht mehr viel Zeit zu verlieren."

Einen Augenblick zauderte der Angeredete, doch hielt der General wie absichtslos das Papier mit den Banknoten in die Höhe, und es war das wie eine Angel mit trefflichem Köder, auf welche Herr Sträuber zuschnappte und sich daran verbiß. — „Der Knabe also war bei diesem verruchten Schwemmer, und ich erfuhr, daß es dem Kinde dort nicht gerade besonders gefiele, daß es gewaltsam zurückgehalten wurde, konnte aber nichts Böses dabei ahnen, denn ich hielt den Knaben für ein unartiges Bürschlein, Herrn Schwemmer aber für einen Biedermann. So kann man sich irren, meine gnädigen Herren. — Ja, sogar als ich erfuhr, daß dem Knaben nachgeforscht würde, vermuthete ich noch nichts Böses, und ich gestehe offenherzig, nur die Hoffnung auf einen großen Gewinn bewog mich, mit den Leuten, die jenem Kinde nachforschten, in Unterhandlung zu treten. — Und so kam ich vor Seine Erlaucht, den Herrn Grafen."

„Fast ist es so, doch eine andere Lesart. Wodurch dieser Herr erfuhr, ich lasse die Spur jenes Kindes suchen, vraiment, ich weiß es nicht. Genug, er bot sich mir an, und ich trug kein Bedenken, seine Hülfe anzunehmen."

„Das ist an sich auch gleichgültig," sagte der Präsident. „Jetzt haben Sie nichts weiter zu thun, als mit wenigen Worten Ihr Geld zu verdienen."

„Und dann läßt man mich ruhig meiner Wege ziehen?" fragte Sträuber vorsichtig.

„Wer wird Sie halten?“ versetzte der General trotz des bedeutsamen Hustens seines Freundes. — „Sie geben die Adresse, hier ist das Geld und Sie verlassen ungekränkt das Haus. Je vous en donne ma parole.“

Der Präsident zuckte mit den Achseln und riß ungeduldig an seiner Nase.

„Euer Erlaucht,“ sprach Herr Sträuber offenbar befriedigt, „wissen Sie Schilderstraße. Am Ende derselben, fast wo sie in die Wallstraße mündet, befindet sich ein großer Brunnen mit Einem Rohr. Dieß Rohr zeigt gerade auf ein kleines Haus Numero sechsunddreißig. Dort ist der Knabe.“

„Und wem gehört das Haus?“

„Das kann ich nicht sagen. Ich weiß nur soviel, daß er dort bei seiner ehemaligen Wärterin, der Frau Fischer, wohnt, und sich unter der Aufsicht eines Mannes befindet, der ihn unterrichtet, kurz, eine Art Hofmeister ist.“

„Ich muß gestehen,“ sagte ingrimmig der General, „man sorgt für den Buben wie für einen kleinen Prinzen. Er muß par Dieu! eine vornehme Herkunft und reiche Beschützer haben. — Und etwas Näheres über den Mann, seinen Hofmeister, wissen Sie nicht?“

„Ich sah ihn einmal mit dem Knaben spazieren gehen; es ist das eine sonderbare Persönlichkeit, sehr klein mit vollkommen ausgewachsenem Oberkörper und Kopf, aber mit ziemlich verwahrlosten Beinen.“ —

Der Polizei-Präsident stand da wie vom Schlage getroffen. Genau so hatte Herr Blaffer das Signalement seines ehemaligen Commis angegeben. Sollten ihm vielleicht von dieser unbekannten Seite auf die Spur desselben geholfen werden? — „Fassung! Fassung!“ sprach er zu sich selber, wobei er sich, um sein überraschtes Gesicht zu verbergen, angelegentlich mit seiner Nase be-

schäftigte, die er auf allen Seiten streichelte. — „Das muß ja ein Zwerg sein," brachte er endlich ziemlich unbefangen hervor.

„Fast so," entgegnete Herr Sträuber. „Auf jeden Fall komisch genug, wenn man den martialischen Gesichtsausdruck des kleinen Mannes betrachtet."

„Was kümmert uns der!" sprach ungeduldig der General. „Hier ist Ihr Geld." Er reichte ihm das Paketchen, doch als Herr Sträuber gierig darnach langte, zog es der General einen Zoll zurück, wobei er sagte:

„Wenn es Ihnen genehm wäre, könnten Sie noch eine kleine Zulage von circa fünfzig Gulden verdienen, oui, certes, cinquante florins. Ich bin nämlich überzeugt, seit Sie jenes Haus, den Aufenthalt des Knaben entdeckt, haben Sie dasselbe öfters umschlichen und wissen genau, ob und wer sonst noch da aus und ein geht. — Fünfzig Gulden, Herr, für eine freundliche Mittheilung — pour un mot, Monsieur."

Der Chef der Polizei stand da wie auf Kohlen, es brickelte ihn in allen Gliedern. Vielleicht wußte dieser Mensch auch den Namen des sogenannten Hofmeisters.

Herr Sträuber schien eine Weile unschlüssig. Doch wollen wir dem geneigten Leser gestehen, daß er bedeutende Reiseprojecte hegte und bei sich dachte: „Fünfzig Gulden bringen mich schon einige Meilen weiter. Und im Uebrigen, was habe ich für Verpflichtungen gegen Leute, die ich gar nicht kenne. — Allerdings," sprach er laut, sich gegen den General wendend, „umschlich ich das Haus häufig, um mir Gewißheit zu verschaffen."

„Und es kamen Besuche?"

„Zuweilen ein junger Mann, eine ziemlich hohe Figur, schlank, in einen weiten Mantel gewickelt."

„Que Diable! Was geht mich ein Mann an," rief unge-

duldig der General. — „Und vielleicht doch! Wer kam sonst noch?"

„Auch eine Dame kam zuweilen in einem Wagen."

„Ah!" — —

„Eine schöne junge Dame mit blondem Haar und einer weichen, angenehmen Stimme. Ich vernahm das, wie sie dem Kutscher sagte, er solle in einer Stunde wieder kommen."

Die Augen des Generals glühten wie die einer wilden Katze. Der Präsident biß sich auf die Lippen und zuckte bedeutsam die Achseln.

„Also die Dame hätten wir," sprach der General mit zitternder Stimme. „Jetzt interessirt mich auch der Mann."

„Nicht wahr?" rief eifrig der Präsident. „Der kleine, zwergartige Hofmeister."

„Zum Teufel mit Ihrem Hofmeister! Ich meine den Andern, den im Mantel. — Er war hoch und schlank? — Dunkles Haar?"

„Erlaucht werden mir verzeihen, es war gewiß blond."

„Meinetwegen auch blond. Und um welche Zeit ging er gewöhnlich hin? — je vous prie."

„Sehr unbestimmt. Meistens spät in der Nacht."

„Aber dann war sie nicht da!"

„Nur einmal, da kamen sie mit einander in einem kleinen eleganten Wagen. Da war sie sehr reich gekleidet, ich glaube in weißer Seide mit Spitzen und Brillanten; ich werde das nicht vergessen, denn da der Wagen nicht dicht an's Haus fahren konnte, und es ziemlich schmutzig war, so trug sie der Mann in die Hausthüre."

Die Züge des Generals überflog bei diesen Worten eine tiefe Röthe, die aber sein graues Gesicht gelblich färbte. Seine

Augen starrten vor sich hin, und mit den Händen suchte er in den Taschen seines Rockes umher, wobei er eine Handvoll zusammen geknitterter Papiere hervorbrachte, welche er dem Berichterstatter einhändigte.

Besorgt trat ihm der Chef der Polizei näher, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Ruhig, mein Freund. Lassen Sie das gut sein, wir wollen unsere Schritte schon thun. Erlauben Sie mir nur einen Augenblick, diesen Mann noch über den Hofmeister auszufragen. Das ist eine Sache, die mich von meinem Standpunkte aus höchlich interessirt."

Der General seufzte tief auf, fuhr sich mit der Hand über die Augen, und als er mit dem Kopfe genickt, ließ er sich auf einen Fauteuil niedergleiten, wo er in tiefem Nachsinnen zusammen sank.

Eilfertig hatte Herr Sträuber sein Geld eingeschoben und wandte sich mit einer tiefen Verbeugung nach der Thüre. „Noch einen Augenblick!" rief ihm der Polizei-Präsident nach. „Was Sie von dem Hofmeister sagten, interessirte mich. Wissen Sie vielleicht den Namen desselben?"

„O ja," entgegnete Herr Sträuber. „Es ist ein sonderbarer Name; ich hörte ihn, aber ich habe ihn wohl vergessen. Warten Euer Gnaden einen Augenblick — Herr Art — nein! Herr Messer — auch nicht — aber es ist etwas Schneidiges dabei." —

„Herr Beil?" sprach erwartungsvoll der Präsident.

„Richtig — Beil, so heißt er. Ja wohl, Herr Beil, darauf können Sie sich fest verlassen."

Bei diesen Worten drückte sich Herr Sträuber rückwärts zur Thüre hinaus und eilte, so viel er konnte, die Treppen hinab. Erst als er auf der Straße angekommen war, athmete er tief auf, drückte mit der Hand an das Geldpacket, das er auf der Brust

verwahrt hatte, und wandte seine hastigen Schritte gegen den Eisenbahnhof. Er dachte an eine angenehme Fahrt, an frische Winterluft, vorüberfliegende Bäume und Häuser und ein gutes Nachtquartier, wo er in der warmen Stube bei einem gewählten Nachtessen sitzen wolle, der Stadt, dem Fuchsbau, der Polizei, sogar ihm ein Schnippchen schlagen, und bei einem guten Glase Wein überlegen, was weiter zu thun sei.

So dachte Herr Sträuber, und ihm ahnte nicht, daß derweilen ein finsteres Verhängniß hinter ihm drein schreite. — Die ewige Gerechtigkeit, — — dießmal in blauer Uniform, mit einem dreieckigen Hut, unter welchem eine rothe spitze Nase drohend hervorsah.

Der Polizei-Präsident war an den Fauteuil seines Freundes getreten und hatte mit wirklichem Mitgefühl gesagt: „Bester General, das ist in der That eine verwickelte Geschichte. Sie wollten mich vorhin nicht zu Worte kommen lassen, als ich mich nach jenem Hofmeister erkundigte. Wie Sie hörten, that ich dieß aber doch, und die Auskunft, die ich erhielt, macht mich schaudern. So wehe es mir thut, kann ich es Ihnen doch nicht verschweigen. Jener Hofmeister — Beil heißt er — ist der Theilnahme an einem kürzlich verübten Einbruch dringend verdächtig, und ist derselbe jedenfalls Mitglied einer weit verzweigten Diebesbande, die in hiesiger Stadt ihr Unwesen trieb, der wir aber Gott sei Dank! auf der Spur sind, und die wir überraschen und schonungslos aufgreifen müssen. — Schonungslos sage ich, und wir müssen, so leid es mir thut, mit dem Hofmeister jenes Knaben anfangen."

Hier schwieg der Präsident einen Augenblick, und erst als der General achselzuckend mit dumpfer Stimme entgegnete: „Thun Sie so, Sie haben Recht," fuhr er fort:

„Dabei aber, bester Freund, könnte vielleicht der Fall ein-

treten, daß man auch jenen jungen Mann, der dort zuweilen hingehen soll, in dem Hause anträfe."

„Sie wollen sagen: jene Frau," entgegnete zähneknirschend der General.

„Auch das wäre möglich, und es sollte mir wahrhaftig leid thun," setzte der Präsident wie sich entschuldigend hinzu. „Doch könnte man dafür sorgen, daß jene Dame nicht dort getroffen würde."

„Im Gegentheil!" rief der General mit funkelnden Augen, wobei er von seinem Stuhl in die Höhe sprang. „Man soll sie finden, au nom de Dieu! man soll sie finden, et je m'en charge, prèsident. Bereiten Sie alles vor, das Haus zu durchsuchen, aber warten Sie, bis Sie von mir zwei Zeilen erhalten. — Das wird gewiß heute noch geschehen. Dann aber greift, was ihr findet, ohne Schonung, und haltet fest, was da ist. In demselben Augenblicke werde ich mir allerhöchsten Ortes eine Audienz ausbitten — — point de ménagements je vous prie!"

Er reichte dem Polizei-Präsidenten zum Abschied die Hand, und dieser, die Gemüthsstimmung des Generals verstehend, entfernte sich schweigend.

Sechsundsiebenzigstes Kapitel.

Achselbänder.

Gewöhnlich wurden jedes Jahr bei Hof zwei große Maskenbälle gegeben. Es war das so herkömmlich, und wenn sich vielleicht auch Niemand besonders dabei amusirte, so sah man diesen Festen doch mit einigem Interesse und Neugierde entgegen; es war eine Unterbrechung in dem beständigen Einerlei der Diners und Frühstücke, der Hofconcerte und gewöhnlichen kleineren und größeren Bälle. Es fiel da meistens allerlei vor, worüber man ein paar Wochen lang sprechen konnte, es gab da Costüme zu bewundern und zu bekritteln. Selbst das Hofmarschallamt, das bei diesen Festen Arbeit und Sorge genug hatte, liebte dergleichen ein paar Mal im Jahr; es war das, als wenn das Militär in neuen Anzügen, Waffen und Fahnen paradirt, so hier mit den besten Livréen, den schönsten Sälen, prächtiger Beleuchtung und dem großen Silberzeug. Deßhalb glich auch schon mehrere Tage vor diesen großen Bällen ein Theil des Schlosses, namentlich der, wo sich die Küchen befanden, einem Bienenschwarme,

und wie in einem solchen summte es auch hier aus und ein. Die Küchenjungen glühten vor Eifer und Maulschellen, die Schloßknechte liefen in einem beständigen Hundetrab hin und her, die gesetzteren Lakaien nahmen in den Gängen und Zimmern des Schlosses noch verstohlener als sonst ihre Prise, und erinnerten sich dieses oder jenes Jahrgangs Carnevalbällen, wo Dieß und Jenes geschehen war, meistens an und für sich etwas sehr Unbedeutendes, aber unvergeßlich für das Gemüth eines Hofbedienten, als zum Beispiel einer abgetretenen Schleppe, einer verschütteten Sauce, einer allerhöchsten Nase, dem Hofmarschallamt gespendet, oder dergleichen mehr. Gefährlich war es übrigens an diesen Tagen in den Küchen selbst und zwar an den Plätzen, wo der regierende Koch Hochselbst zu componiren und zu arbeiten pflegte. Diesen Ort umschlichen die Küchenjungen mit wahrem Grausen und schätzten sich glücklich, wenn sie eine Casserole überbracht, ohne dafür einen Fußtritt oder eine Kopfnuß eingehandelt zu haben.

In den Sälen wurden die Kronleuchter nachgesehen, in den Nebenzimmern Buffets und Tische aufgeschlagen, die Treppen mit Teppichen bedeckt, und das Alles von den höheren Hofbediensteten aufs Sorgfältigste überwacht. Sogar der Hofmarschall war an diesen Tagen ernster als gewöhnlich, seufzte zuweilen, zog die Augenbrauen in die Höhe und dachte gern an jenen Moment, wo Alles glücklich vorüber sein werde und wo sich die höchsten Herrschaften nach genug ertragener Langeweile müde, aber zufrieden in ihre Gemächer zurückziehen würden.

Wenn auch in den übrigen Theilen des Schlosses, die mit den festlichen Räumen in gar keiner Verbindung standen, äußerlich an diesen Tagen keine Veränderung wahrzunehmen war, so beschäftigte man sich doch auch hier mehr oder minder mit dem bevorstehenden Feste. Selbst im Adjutantenzimmer wurde die

Dominofrage verhandelt, ob Seine Majestät dieses Jahr Höchstselbst vermummt erscheinen werde und welche Farben man zu Ihrem Anzuge bestimmen würde. Solche Gespräche hörte der Leibkammerdiener mit einem unaussprechlichen Lächeln an, denn er allein wäre im Stande gewesen, die Herren über die Sache au fait zu setzen.

Daß die eingeladene jüngere Generation sich auf's Eifrigste mit ihren Costümen beschäftigte, brauchen wir wohl nicht erst zu bemerken. Und da man an diesem Tage große Geheimnisse vor einander hatte und sich gerne Ueberraschungen bereitete, so waren die Garderoben der Herren und Damen, wo Schneider, Näherin und Kammerjungfer arbeiteten, für Uneingeweihte fast hermetisch verschlossen.

Am Tage des Balles selbst klärte sich nun das wilde Getreibe in den unteren Räumen des Schlosses so ziemlich ab und es begann dort Stille und Ruhe zu herrschen, — die drückende Stille vor einem Sturm. Selbst die Küchentyrannen waren umgänglicher geworden: man mußte nun eben Alles gehen lassen, wie es ging. An der fertigen Arbeit war nichts mehr zu ändern, selbst die gewaltigste Hand konnte nicht mehr die Speichen des Rades regieren, das unaufhaltsam den Berg hinab rollte. Nur in den oberen Räumen des Schlosses wurde fast noch emsiger gearbeitet, als an den vorhergehenden Tagen, namentlich in den Garderoben der Hofdamen und Ehrenfräuleins der Frau Herzogin. Dieselbe hatte sich, wie sie gern zu thun pflegte, eine kleine Ueberraschung ausgesonnen. Dem Fest-Programme nach sollte sie mit ihren Damen erst auf dem Balle zum Gefolge Ihrer Majestät stoßen. Daran änderte sie nun freilich nichts, doch wollte sie vorher maskirt erscheinen und sich selbst mit den höchsten Herrschaften einige unschuldige Späße erlauben. Sie hatte

sich das Costüm einer Zauberin gewählt und ihre Damen sollten sie als phantastisch gekleidete Gehülfinnen oder vielmehr dienende Geister umgeben. Den Damen war dieses Project erst zwei Tage vor dem Ball und zwar mit dem allerhöchsten Wunsche der strengsten Geheimhaltung anvertraut und ihnen dabei befohlen worden, nach mitgetheilter Figurine schleunigst für ihre Costüme zu sorgen.

Daran wurde nun auf's Emsigste gearbeitet, und da es ein trüber, nebeliger Tag war, so hatte man in der Garderobe der Fräulein Eugenie von S. schon in früher Nachmittagsstunde die Fenstervorhänge herabgelassen und Lichter angezündet. Tische und Stühle waren mit seidenen und durchsichtigen Stoffen bedeckt; geöffnete Cartons standen auf dem Fußboden und zeigten ihren bunten Inhalt: künstliche Blumen, Bänder, Federn. An einem Arbeitstische in der Ecke des Zimmers saßen zwei Mädchen, die einen langen Schleier von grauer Seidengaze vor sich ausgebreitet hatten und beschäftigt waren, denselben mit kleinen silbernen Sternen zu bedecken. Eins dieser Mädchen war schlank und schmächtig, und ihr schmales, feines, etwas blasses Gesicht wurde von starkem blondem Haar beschattet. Die Andere, die um mehrere Jahre älter erschien, war eine kräftige, derbe Person, ihr Gesicht hatte eine gesunde Farbe und es gaben ihm dunkle, lebhafte Augen, sowie etwas stark aufgeworfene Lippen einen lustigen, ja etwas kecken Ausdruck.

Die Blonde nähte eifrig darauf los, während sich die Andere in den Stuhl' zurücklehnte, den einen Fuß auf einen Schemel setzte und sich die Arbeit wohlgefällig betrachtete. Sie hielt eine eingefädelte Nadel in der einen Hand, sowie einen der silbernen Sterne in der andern, und meinte lachend, sie möchte auch wohl eine vornehme Dame sein und sich einmal in solch' prachtvollem Anzuge in einem glänzend erleuchteten Saale bewegen.

„Eigentlich wäre ein solch' langer Schleier bei einem Balle doch nichts für mich," fuhr sie nach einer Pause fort, „denn weißt du, Henriette, ich tanze gern und daran hindert Einen doch die Schleppe des Schleiers."

„So ist der Geschmack verschieden; ich mache mir aus dem Tanze gar nichts. Aber das kann ich schon sagen, einmal so einen glänzenden Ball zu sehen, schön vermummt, würde mir auch vielen Spaß machen."

Die Andere begann ihren Stern aufzuheften und sagte zwischen der Arbeit, wobei sie einen Augenblick mit pfiffigem Gesichtsausdruck aufwärts schielte: „Weißt du wohl, daß es gar nicht so schwer wäre, so einen Ball anzusehen. Wir brauchten uns nur ein paar Dominos zu verschaffen, was hier im Schlosse nicht schwer wäre und keck zur Thüre hinein zu gehen. Es würde uns Niemand kennen."

„Du bist in der That unverbesserlich, Nanett'," erwiederte die Blonde mit leichtem Kopfschütteln. „Ich glaube, du wärst im Stande, so Etwas auszuführen."

„Und warum denn nicht? Man muß das Leben genießen, so lange man kann. Aber du bist auch zu gar nichts zu gebrauchen."

„Ich thue meine Pflicht nach meinen Kräften."

„Das muß dir der Neid lassen. Und dein Fräulein könnte sich keine bessere Kammerjungfer wünschen, als du bist; immer zu Hause, immer am Arbeiten und verschlossen wie das Grab. Du bist wirklich ein Muster."

„Wenn du das einsiehst, Nanett'," erwiederte die Blonde nach einer Pause, „und es dein Ernst ist, was du eben sagtest, so hättest du dich wohl ein wenig nach mir richten und dich auch in mancher Beziehung ändern können."

„Ich mich noch mehr ändern!" rief Nanette mit erkünsteltem

Erstaunen, wobei sie aber lustig ihre Hände zusammenschlug. „Bin ich nicht ganz und gar anders geworden, seit wir uns zum ersten Mal gesehen? Weißt du noch, an jenem Abend in dem finstern Hause, dem Fuchsbau."

„O davon schweige mir. Wenn ich den Namen höre, so fröstelt es mich."

„Ja, es war allerdings zu der Zeit unangenehm, aber es hatte auch wieder seine schönen Seiten. Ich komme mir jetzt wahrhaftig oft wie ein gefangener Vogel vor. Und wenn ich so zuweilen in das Land hinaus schaue und dabei zufällig auf der Straße eine Orgel höre, so erfaßt mich oftmals eine solche Sehnsucht und Wehmuth, daß ich laut hinaus weinen könnte. Wahrhaftig, Henriette, ich weiß nicht, was ich an dir für einen Narren gefressen habe und weßhalb ich Alles thun muß, was du von mir verlangst. Aber wenn du nicht da wärest, hätte ich schon lange meine Harfe wieder genommen und wäre hinaus gezogen in die freie Natur."

„Das verstehe ich nicht," entgegnete die Blonde mit einem traurigen Lächeln. „Hast du hier nicht Alles, was du wünschest? Die Damen, bei denen du arbeitest, mögen dich leiden, ja, sie lachen über deine lustige Laune, und wenn du oft singst, statt zu nähen, so beschenken sie dich noch obendrein. Dabei hast du ein gutes Einkommen und kannst etwas zurücklegen für deine Heirath, von der du zuweilen sprichst."

Nanette strich sich die Haare aus dem Gesicht, dehnte sich ein wenig auf ihrem Stuhle und erwiederte dann: „Das Alles hat der gefangene Vogel auch; er wohnt in einem hübschen Hause, er bekommt gutes Essen und Trinken und darf singen. Aber nur, so lange es seiner Herrin gefällt. Denn wenn er einmal recht anfängt zu schmettern und zu jubiliren, so hängt man ein Tuch

über seinen Käfig, damit er aufhört. — Was nun meine Heirath anbelangt, so ist das eine kuriose Geschichte. Du weißt, Schatz — ich sagte es dir ja damals — daß ich bei den Andern eine Verbindung hatte, natürlicher Weise ließ ich die fahren, als ich ein neues Leben anfieng. Doch that es mir recht leid und ich kann's immer noch nicht vergessen. Der Leiblakai will mich allerdings heirathen, aber er ist so furchtbar zahm und geschniegelt; er kämmt sein Bischen Haar so glatt auf den Kopf und hat beständig ein wichtiges Gesicht. — So!" — Bei diesen Worten machte sie eine so komische Grimasse, daß die Andere eben laut auf lachen mußte. „Gewiß, Henriette," fuhr das ehemalige Harfenmädchen fort, „glaub' mir, du bist es allein, die mich zurückhält, und wenn du dich je einmal verändern würdest, so könnte ich mich allein damit trösten, daß ich alsdann wieder in das Land hinaus zöge und laut in Feld und Wald sänge:

Im Dörfchen, nicht weit ist's von hier,
Da lag ich einmal im Quartier.
Tralalalala — a! —
Da lag ich einmal im Quartier."

„Um Gotteswillen!" bat die Andere besorgt, „gleich wird das gnädige Fräulein kommen und sich nach dem Lärmen erkundigen. Mach' fort, mach' fort, wir haben noch viele Sterne aufzuheften."

„Bah! du drohst mir wie den kleinen Kindern. Das gnädige Fräulein ist gar nicht da, du weißt so gut wie ich daß sie ausgefahren ist. — Ich weiß auch wohin," fuhr sie schelmisch lachend fort.

„Und wohin denn?"

„Zu der Frau Majorin von S. Es ist dir bekannt, daß ich häufig da arbeite, und fast jedes Mal, wenn ich da bin, kommt

auch dein gnädiges Fräulein. — Und gleich darauf, wie das Amen nach der Predigt —"

„Nun, was denn? Sprich nur weiter!"

„Gleich darauf fährt ein kleiner Wagen vor und der Herr Graf Fohrbach erscheinen. Oder wenn er nicht herauf kommt, so reitet er wenigstens am Hause vorbei. Aber das kennst du gerade so gut wie ich. — Nicht wahr? — — — — Sage mir doch," fuhr sie nach einigem Stillschweigen fort, als die Andere keine Antwort gab, „weißt du, ob bald die Hochzeit sein wird?"

„Ich weiß von gar nichts," erwiederte Henriette bestimmt.

„Nun, so will ich dir's sagen. Sie werden sich heirathen mit dem frühesten Frühjahr und eine große Reise machen. Siehst du, glückselige Creatur, da darfst du auch mit. Und ich — ich sollte hier bleiben in der finstern Stadt? Nein, liebe Henriette, das wirst du nicht von mir verlangen. Glaube mir," — dieß sprach sie mit auffallend ernstem Tone — „so wehe es mir in dem Falle thut, dich zu verlieren, so freue ich mich doch auf den Zeitpunkt, wo ich meine Freiheit wieder erhalte."

„Hat es so eben nicht geklopft?" sagte Henriette aufblickend.

„Ich habe nichts gehört."

„Doch, doch! es klopft wieder."

„Richtig! — wer kann da kommen? — Herein!"

„Du bist recht unvorsichtig," flüsterte die Kammerjungfer. „Du weißt ja, wir dürfen für Niemand zu Haus sein. Glücklicher Weise habe ich den Riegel vorgeschoben. Sieh, man bemüht sich vergeblich, die Thüre aufzumachen."

Wirklich wurde von außen mehrmals an der Klinke gedreht, und als sich das Schloß nicht öffnete, von Neuem geklopft.

„Was machen wir?" fragte Nanette. „Man hat uns jedenfalls draußen sprechen hören."

„Glaubst du? — Das wäre unangenehm."

„Allerdings; deßhalb muß man wenigstens nachsehen, wer da ist."

„Aber es könnte Jemand sein, der dem gnädigen Fräulein unangenehm wäre."

„Wenn ich mich unter die Thüre stelle," entgegnete Nanette mit großer Bestimmtheit, „so kommt nur herein, wen ich gerade herein lasse. Ich wollte sehen, wer gegen meinen Willen eindringt." Damit erhob sie sich, warf den Kopf trotzig in die Höhe und sprach mit lautem Tone, als sich das Klopfen immer wiederholte: „Nur Ruhe da draußen; man kommt schon." Sie hatte die Thüre erreicht, schob den Riegel zurück und öffnete sie ein klein wenig, um hinaus zu sehen. Doch wurde nun von außen so stark daran gedrückt, daß Nanette ihre ganze Kraft brauchte, um nicht weggedrängt zu werden. — „Was soll denn das?" rief sie zornig. „Wer unterfteht sich — —"

Doch kam sie nicht zu Beendigung dieses Satzes. Mit dem Ausdruck des größten Schreckens, als habe sie auf dem Gange ein Gespenst gesehen, fuhr das sonst so muthvolle Mädchen zurück. „Jesus Maria!" rief sie, indem sie die Hände auf das Gesicht preßte, dann schwankte sie erschrocken zurück bis zu ihrem Stuhle hin, auf den sie lautlos niedersank.

Die Thüre war offen stehen geblieben, und die Kammerjungfer, welche bei dem sonderbaren Benehmen ihrer Gefährtin ebenfalls erschrocken aufgesprungen war, sah auf dem halbdunkeln Gange draußen eine Gestalt, die in einen großen Mantel gehüllt war. Nur der Kopf derselben war frei, und als sie in die leuchtenden Augen schaute, stürmte eine schreckliche Erinnerung auch auf sie so heftig ein, daß sie sich am Tische halten mußte. — Großer Gott! — ja, sie erkannte den Blick, die ganze

Gestalt war ihr unvergeßlich, denn sie hatte sie oft in wilden Träumen vor sich gesehen. Das waren die Augen, die sie ernst, aber nicht unfreundlich angeschaut, das war der Arm, der sie aufrecht erhalten, das waren die hohen, glänzenden Stiefel, welche ihre heiße Wange berührt hatten und deren Kälte und Glätte sie wieder zum Bewußtsein erweckt.

Die Gestalt trat langsam in das Zimmer und wie sie das that, erhob sich das ehemalige Harfenmädchen mit dem Ausdruck des tiefsten Schreckens von ihrem Stuhle und ohne einen Blick von dem Eintretenden zu verwenden, zog sie sich langsam zum Fenster zurück.

Der im Mantel trat mit leichten Schritten bis in die Mitte des Zimmers vor und sagte in gefälligem Tone zu der Kammerjungfer: „Bitte, die Zimmerthüre wieder zu schließen; ich wünschte ein paar Augenblicke mit dir zu reden."

Bei diesen Worten huschte Nanette eilfertig an der Wand des Zimmers hin gegen die Thüre zu, vielleicht um diesem Befehle Folge zu leisten, vielleicht aber auch, um aus der für sie so entsetzlichen Nähe zu entwischen. Etwas der Art mochte sich übrigens der Fremde auch denken, denn er wandte sich langsam um, folgte den Bewegungen des Mädchens mit den Augen, und als sie an der Thüre angekommen war, sagte er mit ruhiger Stimme: „Nur schließen und den Riegel vorschieben. — So." Darauf machte er eine Handbewegung, welche Nanette unwillkührlich zwang, ihren Platz am Fenster wieder einzunehmen. Als sie wieder da angekommen war und der Schein des Lichtes auf ihr Gesicht fiel, sprach der Fremde lächelnd zu der Kammerjungfer: „So, so, du protegirst und hast die Gefährtin von damals nachgezogen? Dagegen kann man nichts einwenden, es gefällt mir sogar, nur hätte ich geglaubt, du würdest mir eine

kleine Anzeige davon machen. Doch bist du überhaupt keine Freundin von Berichten und dieselben werden von Tag zu Tag mangelhafter."

Das Mädchen zuckte bei diesen Worten zusammen und blickte auf den Boden.

„Es ist auch Zeit, daß ich mich in deinem Gedächtniß wieder einmal auffrische; ich glaube, du hättest mich sonst ganz vergessen."

„Nie! nie!" hauchte das erschrockene Mädchen.

„Oder deine Verpflichtungen," fuhr der Andere lächelnd fort. — „Ah!" sagte er nach einer Pause, während welcher er sich rings im Zimmer umgesehen, „du zeigst wenig Eifer für uns und man hat dich doch in eine Position gebracht, die angenehm zu nennen ist. Es ist aber das so der Welt Lauf, daß man Wohlthaten gern vergißt; aber Eines ersuche ich dich nicht zu vergessen, daß nämlich meine Hand über dir schwebt, daß ich dich halten kann oder dich tief hinab stürzen, zermalmen, in Nichts zurücksinken lassen, wie es mir gerade einfällt." Damit hatte er seine Rechte langsam ausgestreckt, sie geöffnet, und als er sie nun wieder zusammenzog, schauerte es den beiden Mädchen und es war ihnen gerade, als öffne sich zu ihren Füßen ein finsterer Abgrund mit glattem, schlüpferigem Rande, wo hinein zu stürzen es für sie nicht mehr als eines Lufthauchs bedürfe.

„Doch genug," sprach der Fremde in gefälligerem Tone, „ich bin eigentlich nicht gekommen, dir Vorwürfe zu machen oder dir Mißtrauen zu bezeigen. Im Gegentheil, ich will dir mein Vertrauen beweisen und dich sogar um eine kleine Gefälligkeit bitten, die du mir nicht abschlagen wirst."

„Ich stehe in Ihrer Hand," erwiederte Henriette, ohne

aufzublicken. „Das weiß ich wohl und muß Ihren Befehlen Folge leisten. Sie können mich zwingen."

„Ich möchte aber dießmal, daß du es freiwillig thätest. Auch verlangt man nichts Schlimmes von dir."

„O wenn es mich beträfe, so würde ich mit tausend Freuden Ja sagen."

Der Mann im Mantel warf fast verächtlich die Lippen auf und versetzte achselzuckend: „Deine Person betrifft es nicht, nur deinen Dienst."

Das arme Mädchen fuhr zusammen und warf einen schüchternen Blick auf ihre Gefährtin.

Der Fremde hatte diesen Blick wohl bemerkt, er ließ langsam das eine Ende des Mantels von der Schulter herabgleiten, legte die linke Hand leicht auf den Griff seiner Waffe, die er heute wie damals trug, und sagte, während er das ehemalige Harfenmädchen scharf anschaute: „Nur unbesorgt! Wir sind ganz unter uns. — Höre mich an."

„Ich höre," entgegnete Henriette mit gesenktem Kopfe.

„Heute Abend ist ein Maskenball hier im Schlosse. Der Hof wird gegen zehn Uhr da sein, um welche Zeit ein kleines Maskenspiel beginnt, welches von den hohen Herrschaften arrangirt wurde. Vorher aber wird sich die Frau Herzogin mit ihren Damen noch einen kleinen Spaß machen und vermummt erscheinen. Natürlicher Weise ist auch deine Herrin dabei. Dort liegt ein Theil ihres Costüms." Er zeigte auf den Schleier mit den silbernen Sternen. „Bei dem Maskenfeste aber ist Fräulein Eugenie von S. eine der Ecuyères Ihrer Majestät. Ich sehe dort ihren Anzug, das dunkelblaue Oberkleid mit den weißen Achselbändern. — Ist's nicht so?"

„So ist es," brachte Henriette mühsam hervor.

„Nun wohl — höre mich an. So viel ich weiß, wirst du dich gegen zehn Uhr zum Umkleiden deiner Herrin in eine der Garderoben neben dem großen Saal begeben. Gut, daran wird nichts geändert. Ehe du aber den dunkelblauen Anzug dorthin bringst, wirst du die weißen Achselbänder von demselben losstrennen und dafür diese hier aufnähen." — Bei den Worten zog er ein kleines Paketchen unter dem Mantel hervor, riß die Papiere ab und reichte dem auf's Höchste überraschten Mädchen zierlich gemachte Achselbänder, in Blau, Grün mit Silber. — — — — Das Ganze ist eine Ueberraschung für Fräulein von S.," fuhr er nach einer Pause lächelnd fort, „du mußt nicht denken, daß hinter meinen Befehlen immer etwas Gefährliches stecke. Wie gesagt, nur ein Scherz, eine Ueberraschung. Du wirst also wohl begreifen, daß deine Herrin davon nichts ahnen darf und hast es denn auch so einzurichten, daß sie die neuen Achselbänder erst dann sieht, wenn sie vollkommen angezogen ist."

„Aber wie ist das möglich?" fragte das Mädchen, während es die Hände zusammen faltete. Trotz der Versicherung des Unbekannten glaubte sie doch nicht, daß die Verwechslung der Farben so gar wenig zu bedeuten habe, und zitterte, wenn sie daran dachte, daß aus diesem Tausch Schlimmes für ihre Herrin entstehen könnte.

„Wie es zu machen ist, daß Fräulein S. die Farben nicht früher entdeckt?" meinte der im Mantel lächelnd. „Auf die einfachste Art von der Welt. Um die Achselbänder zu schonen, umnähst du sie mit feinem Papier, welches du nur loszureißen hast, sobald Fräulein von S. vollständig angezogen ist. Hast du mich verstanden?"

„Ja," sagte das schmerzlich bewegte Mädchen.

„So höre noch Eins. Wenn du diese Sache gut besorgst,

so wird es mich freuen und ich will dein Schuldner sein. — Hüte dich aber, Jemanden, es sei, wer es wolle, davon zu sprechen, auf welche Art der Tausch der Achselbänder vor sich gegangen."

„Aber man wird mich darüber befragen, auf das Genaueste befragen."

„Daran zweifle ich nicht. Und du wirst antworten: diese Achselbänder seien heute Abend geschickt worden mit dem Befehl deiner eigenen Herrin, sie statt der weißen an das Costüm zu heften."

Die Kammerjungfer schüttelte betrübt den Kopf. „Wenn dem so wäre," sprach sie, „so müßte ich doch mit dem gnädigen Fräulein darüber sprechen, wenn sie nach Hause käme und müßte ihr die neuen Achselbänder zeigen."

„Allerdings," versetzte der Fremde, „das müßtest du als vorsichtige Dienerin thun. Aber du wirst heute Abend einmal unvorsichtig sein, vergeßlich. Erst wenn Fräulein von S. costümirt ist, fällt es dir ein, daß du andere Achselbänder aufgeheftet. — Hast du mich verstanden?"

„O ich verstehe Alles."

„Nun, so verstehe mich auch vollkommen und merke dir: es ist mein Wille, mein Befehl, daß es so geschieht, wie ich gesagt. — Glaube nicht, daß dich diese Mauern schützen, wenn du meinem Befehl ungehorsam wärest. — Doch," setzte er mit weicher Stimme hinzu, „ich will dir keine Furcht einflößen, ich will mich an deine Dankbarkeit wenden, und von diesem Gefühle in deinem Herzen bin ich überzeugt, daß es dir helfen wird, meinen Wunsch zu erfüllen." — Er faßte bei diesen Worten ihre Hand, mit welcher sie sich fast gewaltsam am Tische festhielt, und als sie bei dieser Berührung zusammenfuhr, sprach er mit einem angenehmen Lächeln: „Der kleine Dienst, den du mir leisten wirst, soll

dein letzter für mich sein. Damals sagte ich dir, es sei unwahrscheinlich, aber doch möglich, daß ich dich nochmals wiedersähe, heute dagegen versichere ich dich auf's Bestimmteste, daß wir uns nie mehr begegnen werden, wenn du meinen Wunsch pünktlich erfüllst. — — Etwas Anderes wäre es freilich," fuhr er mit gänzlich verändertem Tone fort, „wenn du an mir zur Verrätherin werden wolltest. In dem Momente blicke um dich und schaudernd wirst du mich wiedersehen."

„Ah!" machte das geängstigte Mädchen und preßte schmerzlich bewegt ihre beiden Hände vor das Gesicht. Als sie dieselben langsam wieder sinken ließ, war er verschwunden und sie sah an dem erschrockenen Blick ihrer Freundin, welchen Diese auf die nun wieder offene Thüre geheftet hielt, daß er das Zimmer verlassen. Henriette sank auf ihren Stuhl nieder, reichliche Thränen flossen über ihr Gesicht herab, wobei sie ausrief: „O ich wußte es wohl, daß dieß glückliche, friedliche Leben von nicht langer Dauer sei. Sie wird mich von sich stoßen, ich bin verloren."

Draußen auf dem Corridor warf er den Mantel über die Schultern, so daß fast sein Gesicht von demselben verdeckt wurde, und dann verließ er, die hellerleuchteten Gänge und Treppen vermeidend, aus einer hinteren Thüre das Schloß. Auf der Straße angekommen, schien er einen Augenblick unschlüssig, wohin er sich wenden solle. Er machte ein paar Schritte gegen den Kastellplatz zu, wandte aber gleich darauf wieder um, trat in eine der kleinen, dunkeln Straßen, von denen mehrere in der Nähe des Schlosses mündeten und ging auf dieser fort, der obern Stadt zu.

Bald erreichte er eine Straße, an deren Ende sich ein Springbrunnen befand, dorthin wandte er seine Schritte, und bei dem Brunnen angekommen, stellte er sich mit dem Rücken gegen den-

selben und blickte das gegenüber liegende Haus an. Entweder war in keinem der Zimmer ein Licht oder man hatte dichte Vorhänge herabgelassen. „Ich weiß nicht, wie mir ist," sprach er zu sich selber und zog seine Uhr hervor, „jetzt treibt es mich diesen Abend schon zum dritten Male vor dieß Haus — unerklärlich. Gerne ginge ich einen Augenblick hinauf, doch ist mir mein Anzug hinderlich. Beil würde mich nicht geniren, aber die alte Frau und das Kind; und dann könnte auch sie wohl da sein." Er hielt das Zifferblatt der Uhr gegen die Gaslaterne. — „Erst Sieben; ich könnte mich rasch umkleiden und dann einen Augenblick hinauf gehen. — Ah bah! Man muß sich von seinen Nerven nicht zwingen lassen. — Und doch war ich lange nicht so weich gestimmt, wie am heutigen Abend; ich glaube fast, meine Hand zittert. Ja, ich fühle mich aufgeregt; hätte das Mädchen im Schlosse mich mit Bitten bestürmt, ich hätte die Achselbänder des Herzogs zu allen Teufeln fahren lassen."

Der im Mantel hatte Recht, als er so vor sich sprach, denn wer ihn früher hätte nächtlich durch die Straßen dahin gehen oder beobachtend vor dem Hause stehen sehen, würde wohl heute einen großen Unterschied haben wahrnehmen können. Er spähte nicht eifrig umher, wie er sonst wohl zu thun pflegte, er hemmte nicht den Schritt und wandte den Kopf bei dem leisesten Geräusch, sondern er ging ganz gegen seine Gewohnheit wie träumend einher, den Blick auf den Boden gesenkt, unachtsam, stolpernd. Sein Geist war offenbar beschäftigt und zerstreut, woher es denn auch wohl kommen mochte, daß er nicht gewahr wurde, wie sich während der Zeit, die er am Brunnen zubrachte, die Gestalt eines Menschen, welche im tiefsten Schatten des gegenüber liegenden Hauses versteckt stand, zuweilen gegen ihn vorbog und ihn während der ganzen Zeit, die er dort zubrachte, unablässig und

aufmerksam anschaute. Ja, als er sich hinweg begab, folgte ihm diese Gestalt, wobei dieselbe immerfort die Schatten der Häuser benützte, um nicht von ihm gesehen zu werden. Doch, wie schon bemerkt, sie hätte sich diese Vorsicht sparen können, denn er ging die Straße hinab, den Kopf gesenkt, nicht auf- noch rückwärts blickend.

Er wandte seine Schritte dem Fuchsbau zu und die Gestalt hinter ihm ließ ihn nicht aus den Augen. Sie war ihm gefolgt, den Kopf vorgestreckt, die Augen weit geöffnet. Auf einmal aber stutzte sie und blieb stehen; sie wandte den Kopf jetzt halb rechts, jetzt halb links und stürzte darauf mit ein paar raschen Schritten vorwärts, um hierauf abermals stehen zu bleiben. Als sie so zum zweiten Male stehen blieb, war das dicht vor der hohen Mauer eines Hauses, welches mit dem Fuchsbaue zusammenhieng. An dieser Mauer war der vor ihr Wandelnde verschwunden; der Teufel mochte wissen, wo er hingekommen war. Da befand sich weder Thüre noch Fenster, ja nicht einmal eine Spalte, wo eine Maus hätte durchkriechen können. Der Verfolgte war verschwunden und der Verfolger stand kopfschüttelnd vor der hohen Mauer, ging erst zwanzig Schritte rechts, dann ebensoviele links, um vielleicht hier einen Eingang zu erspähen, umkreiste nach dieser vergeblichen Bemühung den ganzen Häusercompler und eilte dann mit ziemlich raschen Schritten nach der obern Stadt zurück.

Siebenundsiebenzigstes Kapitel.

Im Fuchsbau.

Der Andere war indessen durch den fast nur ihm allein bekannten sehr kunstreich versteckten Eingang in das Innere des Fuchsbaues gelangt, immer noch ohne Ahnung, daß ihn Jemand bis an die Mauern desselben verfolgt. Ein schmaler Gang nahm ihn auf, der spärlich erhellt war von einer einzigen Lampe, die in einer Nische brannte. Neben sie legte er seinen Mantel hin, stieg langsam eine Treppe hinauf, und trat wenige Augenblicke nachher in das uns bekannte Zimmer. Hier befand sich Niemand, überhaupt herrschte im ganzen Hause, wenigstens in diesem Theile desselben, die gewöhnliche tiefe Stille. Auf dem Tische brannten zwei Lichter, im Kamin loderte ein helles Feuer. Der Eingetretene legte seinen Hut auf den Tisch, fuhr sich mit der Hand über die Stirne, schränkte darauf die Arme über der Brust, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Ihn beschäftigte das Haus bei dem Brunnen in der oberen Stadt, er wußte selbst nicht warum. Er hätte so gern Herrn Beil

besucht und das Kind, und daß er es unterlassen, verursachte ihm jetzt ein unbehagliches Gefühl. Doch konnte er sich von diesem Gefühl keine Rechenschaft geben. Wie oft war er schon Nachts bei diesem Hause vorübergegangen, ohne es zu betreten; er hatte die dunkeln Fenster gesehen wie heute, er hatte gedacht: sie schlafen schon — oder befinden sich in den hintern Zimmern; er war beruhigt fortgegangen, ja oftmals still vor sich hin lächelnd, wenn er sich den guten Beil vorgestellt, wie er jetzt mit der wichtigen Miene eines Hofmeisters die Kapitel aus Geographie und Geschichte seinem Zögling wiederholte, die er selbst am Morgen erst mühsam erlernt. Heute hatte er sich den Herrn Beil nicht in so behaglichem Zustande denken können. — „Bei Gott!" sprach er zu sich selber, „ein solches Gefühl hat mich noch selten getäuscht, es ist da etwas vorgefallen. Ich muß mir Gewißheit verschaffen." Er riß heftig an dem neben ihm befindlichen Glockenzug, und ein heller Klang ertönte augenblicklich darauf in dem Wirthszimmer.

Eine Weile darauf hörte man die eiligen Schritte eines Mannes, die Thüre wurde hastig geöffnet, und Herr Scharffer trat herein, ehrerbietig auf der Schwelle stehen bleibend. Er war etwas schnell gelaufen, sah echauffirt aus, und blies hastig den Athem von sich, so daß sein weit abstehender, schwarzer und struppiger Backenbart eine seltsame Bewegung machte.

Der Andere trat ihm rasch entgegen und sagte: „Mathias soll herkommen."

„Mathias?" fragte der Wirth erstaunt. „Der wird sobald nicht kommen können."

„Ah Teufel! wie konnte ich das vergessen, Meister Scharffer! Gewiß, ich habe heute Abend meine Gedanken nicht beisammen. Und doch beschäftigte ich mich fast den ganzen Tag mit Mathias. — Wie geht es ihm?"

Der Wirth zuckte die Achseln, verzog seinen breiten Mund und entgegnete: „Die Wahrheit zu sagen, Herr — schlecht. Gott möge den verdammen, der den Stoß geführt; er ist tief, sehr tief gegangen. Er drang in die Seite ein und verletzte, wie der Chirurge sagte, die Lunge so schwer, daß — ja, ich kann's nicht verschweigen, sein Aufkommen sehr ungewiß ist."

Erschreckt trat der Andere einen halben Schritt zurück, faßte den Griff seines Dolches und biß sich heftig auf die Lippen.

„Er hat auch viel Blut verloren, ehe sie ihn herbrachten," fuhr Herr Scharffer fort. „Viel Blut; und das geht ihm beständig nach, denn er fällt von einer Ohnmacht in die andere, oder man könnte eher sagen, er kommt selten mehr zum Bewußtsein, denn er liegt die meiste Zeit schwer athmend da und mit geschlossenen Augen."

„So muß ich nach ihm sehen. Er ist doch gut verpflegt?"

„Wie können Sie zweifeln, Herr?" versetzte der Wirth im Tone eines leichten Vorwurfs. „Mathias, der uns Allen in's Herz gewachsen ist! Ich versichere Sie, Alle im Fuchsbau sind voll Jammer und Betrübniß."

„Führt mich hinauf. Ich muß ihn sehen."

„Sogleich Herr. Aber ich vergaß zu melden, daß Josef draußen ist; er suchte Sie schon seit mehreren Tagen und kam nun vor wenig Augenblicken, sah aber sehr bleich und erschreckt aus und wollte gleich zu Ihnen herein. Ich bemerkte ihm, es sei noch kein Zeichen mit der Glocke gegeben worden und Sie auch demnach noch nicht im Hause. Darauf biß er sich heftig auf die Nägel und lief, allerlei murmelnd, in der Stube auf und ab. — Sagen Sie mir doch, Herr," fuhr er mit einem lauernden Gesichtsausdruck fort, „trauen Sie dem Josef völlig?"

„Wie mir selbst. — Aber wozu die Frage?"

„Nun, er ist zuweilen in der Nähe der Polizeidirection gesehen worden, und Sie wissen wohl selbst, Herr, daß wir mit den Lakaien im Allgemeinen Unglück haben."

„Seid unbesorgt, mit dem da nicht. Er soll sogleich herein kommen. — Ihr könnt in der Nähe bleiben; ich habe vielleicht Aufträge für Euch."

Der Wirth zog sich mit einer tiefen Verbeugung des Kopfes hinaus; gleich darauf trat Josef herein. Herr Scharffer hatte übrigens Recht, wenn er behauptete, der Jäger sähe unruhig und zerstört aus. Dem war wirklich so; sein Gesicht war noch bläßer als gewöhnlich, und seine Augen hatten einen seltsamen Ausdruck.

Der junge Mann stand mitten im Zimmer, er hatte die eine Hand in die Hüfte gestemmt, mit der andern winkte er dem Eintretenden lächelnd zu, wobei er sagte: „Ei Josef, ich hätte nicht geglaubt, dich sobald wieder hier zu sehen. Du mußt mir Außergewöhnliches zu melden haben."

„So ist es auch," erwiederte Josef nach einem tiefen Athemzuge. „Ich erlaubte mir, Sie schon mehrmals aufzusuchen, Herr, aber Sie waren seit mehreren Tagen nicht mehr hier im Fuchsbau — und auch Mathias ließ sich niemals sehen."

„Ach ja, der arme Mathias," sagte der Andere.

„So ist es also wahr, Herr, was ich mir gedacht, als ich von jenem Einbruche und der Verwundung eines der Betheiligten sprechen gehört? Und Mathias ist — todt?"

„Nein, aber leider schwer verwundet. Doch sprich, was hast du mir zu sagen? Dein Aussehen gefällt mir nicht, Josef; du hast Schlimmes zu berichten."

„Sehr Schlimmes, Herr."

„Nur zu, nur zu; man muß auf Alles gefaßt sein. Erzähle ohne Vorrede; du weißt, ich liebe kurze Mittheilungen."

Josef verbeugte sich und holte mühsam Athem, als er sprach: „Neulich war mein Herr mit einem Bekannten spät Abends allein in seinem Kabinet."

„Wann war das?"

„Vergangenen Freitag."

„Ah! — Und welcher seiner Bekannten blieb bei ihm?"

„Der Herr Maler Erichsen."

„Richtig, richtig!" murmelte der junge Mann. Er blickte auf den Boden und dachte: das war an jenem Abend, wo Erichsen seine Protraits des Herrn Dankwart vorzeigte. Den andern Morgen war er bei mir und verlangte die bewußte Schrift mit einem Abdruck meines Talisman. Hören wir, was dazwischen vorfiel. — Während er so nachdachte und zu Boden schaute, hatte das dunkle Auge des Jägers aufmerksamer als je zuvor abwechselnd auf seinen Zügen, namentlich aber auf seiner Gestalt geruht. Es schien, als stelle er Vergleichungen an, und je länger er das that, um so mehr verlängerten sich seine Züge, um so mehr nahmen sie den Ausdruck des Schreckens an. Er fuhr ordentlich zusammen, als nun der Andere sagte: „Und was geschah an dem Abend, Josef."

„Die beiden Herren," fuhr der Jäger mit bebender Stimme fort, „sprachen über — — — — eine räthselhafte Person, die in der Gesellschaft umhergehe, die meisten vornehmen Häuser besuche, die sich das Ansehen eines unabhängigen, hochstehenden Mannes gäbe, die aber im Verborgenen — allerlei seltsame und sonderbare Geschichten treibe."

Wäre der junge Mann nicht so vollständig Meister seiner selbst gewesen, so hätte man auf seinem Gesicht eine Bewegung

wahrnehmen müssen. Denn obgleich ihn die Worte des Jägers gänzlich unvorbereitet überfielen, wußte er doch, wen Dieser meinte, und deßhalb waren die Worte desselben tief einschneidend wie die Schärfe einer Art, die, mit sicherer Hand geführt, den Baum trifft. Doch verzog sich keine Miene; nur eine Secunde lang zuckten seine Augenlider. Ja, etwas wie Verwunderung flog über sein Gesicht, als er entgegnete: „Und wer ist diese räthselhafte Person?"

„Sie nannten den Herrn Baron von Brand."

„Ah! den Baron von Brand! Unser guter Bekannter, durch dessen Vermittlung du deine Stelle erhieltst."

„Derselbe, Herr."

„Er kommt öfter zum Grafen Fohrbach?"

„— — O — sehr — oft."

„Natürlich sahst du ihn zuweilen?"

„Ja — Herr, häufig. Aber ich ging ihm aus dem Wege, ich wußte nicht, ob es ihm angenehm sei, mir zu begegnen."

„Daran thatst du sehr klug, — Teufel! man muß das dem Baron mittheilen."

„Ich that es ja schon, Herr," rief der Jäger in gewaltiger Bewegung. „Ja, Herr, verzeihen Sie mir; ich kann nicht anders, ich muß Sie warnen, denn es ginge mir an's Leben, wenn Ihnen ein Unglück zustieße!" Bei diesen Worten war der Jäger vor dem Andern auf die Knie gestürzt, ein paar Thränen liefen über seine bleichen Wangen herab, und obgleich der junge Mann einen Schritt zurückgetreten war, hatte Josef seine Hände ergriffen und hielt sie mit den seinigen krampfhaft zitternd fest.

„He, Josef!" entgegnete der junge Mann, indem er seine Hände loszumachen versuchte, „du spielst eine eigene Comödie. Laß' die Narrheiten, steh' auf." Er wollte in seinen Ton eine

Härte legen, was ihm aber nicht vollkommen gelang. Ja, er brachte diese Worte nur mühsam, gepreßt hervor.

„Stoßen Sie mich nicht zurück, Herr," fuhr der Jäger leidenschaftlicher fort. „Sie sagten schon mehrmals, Sie schenken mir Ihr unbedingtes Vertrauen. O thun Sie es in Wahrheit; glauben Sie meinen Worten und treffen Sie schleunig Ihre Maßregeln."

„Gewiß Josef, sei nicht kindisch, — steh' auf! Was geht mich dein Baron von Brand an? Was er angerichtet hat, soll er verantworten. Und so will ich es gerade machen. — Aber steh' auf. Für deinen Eifer danke ich dir herzlich, danke ich dir wie ein Freund dem andern dankt." Bei diesen Worten zitterte seine Stimme, und als er den Jäger empor hob, fühlte Dieser einen festen Händedruck. — „Doch du bist mit deinen Unglücksbotschaften noch nicht zu Ende. Sprich weiter, ich bin auf Alles vorbereitet."

„O wenn es so wäre!" seufzte Josef. „So eben kam mein Herr aus dem Schlosse — er hatte den Dienst; — Sie wissen, Herr, daß man dort im Vorzimmer zuweilen Manches erfährt, was eigentlich verschwiegen bleiben sollte."

„Ja, ich weiß das," sagte der Andere aufmerksam.

„Der Polizei-Director war vor der Tafel bei Seiner Majestät."

„Nachmittags gegen fünf Uhr? — Eine außergewöhnliche Stunde."

„So kam es dem Herrn Grafen auch vor; und ich glaube, es war Seiner Erlaucht auffallend genug, um darüber Erkundigungen einzuziehen."

„Bei dem Kammerdiener oder bei dem Polizei-Präsidenten selbst. O wenn die Stillschweigen gelernt hätten! — Nun, es wird was Unbedeutendes gewesen sein."

„Nein, Herr, es war etwas sehr Bedeutendes. — — —

— Sie kennen ein kleines Haus in der Schilderstraße; gegenüber steht ein Brunnen."

„Ich kenne es nicht," entgegnete der Andere scheinbar unbefangen.

„Sie gingen oft dahin, Herr."

„Ich? — Niemals!"

„Ah! verzeihen Sie, ich meinte den Herrn Baron von Brand."

„Das ist etwas Anderes. — Aber weiter! weiter!" Obgleich die Stimme des jungen Mannes wieder vollkommen ruhig geworden war, so athmete er doch fast hörbar, seine Augen glänzten und seine Finger irrten auf dem Griffe des Dolches hin und her.

„In dem Hause," fuhr Josef mit festem Blicke fort, „hat die Polizei heute Nachforschungen gehalten."

„Die Polizei! — Und weßhalb? — Wer gab ihr das Recht dazu? — Was fand sie?" —

Achselzuckend fuhr der Jäger fort: „Ich weiß Ihnen nur die letzte Frage zu beantworten, Herr. Sie fanden in dem Hause eine alte Frau — einen kleinen Knaben, einen jungen Mann und — — eine Dame."

Bei jedem Worte, welches der Jäger aussprach, war der Andere sichtlich zusammengefahren, doch hatte er sich gewaltsam bezwungen, wobei er sich die Lippen fast blutig biß. Als aber Josef sagte: eine Dame, da behielt er seine mühsame Fassung nicht länger, er erbleichte auf eine furchtbare Art, seine Augen starrten weit aufgerissen, er faßte die Hand des Jägers mit zitternden Fingern und sprach fast lautlos: „Du hast gesagt: auch eine Dame —?"

„Eine Dame, Herr — — die Frau Baronin von W., Gemahlin des früheren General-Adjutanten."

Bei diesen Worten war es, als wollte der Andere in die Knie sinken, und während sich sein Körper in den fürchterlichsten Seelenleiden beugte, preßte er die Hände vor das Gesicht und rief in herzzereißendem Tone: „Meine Schwester! — o meine arme Schwester!" —

Dieses Wort hatte Josef doch nicht erwartet. Ihn faßte ein jäher Schreck bei dem Anblick des Andern, es war ihm, als heben sich rings herum schwarze Schleier, als steigen wilde, unheimliche Geister aus den Ecken des Zimmers. Der Luftzug, der durch den Kamin herabdrang, machte ihn schaudern. Er fühlte sich wie von Furchtbarem umgeben; es schien ihm, als bewegten sich die Fenstervorhänge und es dringe hie und da eine Faust durch die Scheiben und suche tappend die schweren Riegel zu erfassen, um die Flügel zu öffnen und einer unheilvollen Macht Eingang zu gestatten. — — — — Dann aber erfaßte ihn wieder eine tiefe Wehmuth, als er die kräftige Gestalt des jungen Mannes vor sich erblickte, die noch ein Atom mehr hernieder in den Staub gestürzt hätte, als er bedachte, welch' gewaltiger Geist, welch' edles Herz und tiefes Gefühl in eben diesem kräftigen Körper wohnte, welchen Weg dieser da hätte gehen können, und wie er nun vor ihm stand, vielleicht schon von allen Seiten umgarnt, im nächsten Augenblicke vor der unerbittlichen Gerechtigkeit — die leider, leider dießmal gerecht zu nennen war. Josef war kein gewöhnlicher Mensch, sein Eintritt in diese Welt hatte ihm Hoffnungen gestattet, die leider nie in Erfüllung gingen. Und an alles dieß denkend hatte er seine Hände gefalten und langsam tropfte eine Thräne um die andere aus seinen Augen und verlor sich in dem dichten, schwarzen Barte.

Der Andere hatte sich unterdessen wieder gefaßt, doch als er die Hände langsam von seinem Gesichte entfernte, fielen seine Arme wie gelähmt herab. — Aber er lächelte. Doch dieses zuerst traurige und dann schreckliche Lächeln schnitt dem Getreuen, der vor ihm stand, noch tiefer in die Seele, als vorhin der Ausbruch des wilden Schmerzes.

„Laß' es gut sein, Josef," fuhr der junge Mann fort. „Jeder Mensch hat seine Schwächen, hat eine Stelle, an der er verwundbar ist. Du hast sie mit deinen Worten getroffen und tief verletzt. — Aber das ist jetzt vorüber," setzte er schwer Athem holend hinzu. „Was hast du mir weiter zu sagen?"

„Herr Major von S. war bei meinem Herrn und Beide sprachen darüber, daß die Baronin von W. in dem erwähnten Hause festgehalten würde. Der Gemahl derselben, der sie lange beargwohnt, habe seine Zustimmung gegeben, und über Alles dieß drückten sich beide Herren ziemlich empört aus."

„Ah! sie nahmen die Polizei nicht in Schutz?"

„Der Polizei-Präsident soll von Seiner Majestät eine Bemerkung haben hinnehmen müssen, die sehr einer Nase ähnlich gesehen habe; er sei ziemlich zerknirscht in das Vorzimmer gekommen und habe über undankbaren Dienst und drückende Verhältnisse gesprochen."

„Das gibt mir einige Hoffnung," sagte der Andere mit leiser Stimme. „Du kannst mir einen Dienst erweisen, Josef. Suche in das Haus in der Schilderstraße zu dringen, erkundige dich, was man dort macht, und bringe mir eine Antwort hieher. — Willst du?"

„Mit tausend Freuden," antwortete Josef. „Aber ich würde einen vergeblichen Gang thun, Herr. Ich war schon droben bei dem Hause; ich versuchte es, hinein zu kommen, ich habe da einen

Bekannten, aber man examinirte mich und schickte mich fort. Als ich eben weggegangen war, sah ich Sie, Herr. Sie stellten sich an den Brunnen und schauten an dem Hause hinauf."

„Das ist wahr. Aber ich habe dich nicht bemerkt."

„O Herr, verzeihen Sie mir," sprach Josef kopfschüttelnd, „Sie sahen überhaupt nicht so um sich her, wie gewöhnlich auf der Straße. Sonst hätten Sie an den gegenüber liegenden Häusern einen Menschen bemerken müssen, der Sie beobachtete."

„Der mich beobachtete?"

„Auf das Genaueste. Er hinderte mich, Sie anzureden, und ich konnte Ihnen nur von Weitem folgen, denn der Andere schlich vor mir ziemlich dicht hinter Ihnen."

Der junge Mann fuhr sich mit der Hand über die Stirn und entgegnete: „Ja, ich war in Gedanken. Aber was wollte Jener von mir? Folgte er mir bis hieher an den Fuchsbau?"

„Bis an die Mauer, wo Sie verschwanden. Das schien ihn höchlich zu wundern, denn er betrachtete die Steine aufmerksam, suchte auch rechts und links nach einer Thüre, und als er nichts fand, umschritt er das ganze Gebäude. Jetzt folgte ich ihm und hätte gern ein ernstes Wort mit ihm gesprochen, aber ich war ohne Waffen, und er, der Polizeisoldat, hatte seinen Säbel bei sich."

„So, er war von der Polizei? — Das ist gerade nicht angenehm. Was denkst du, Josef?"

„Wenn ich meine Gedanken frei aussprechen darf, so sage ich, daß Ihnen Jener nicht ohne Absicht gefolgt ist, daß er davon ging, einen Bericht zu machen, und daß vielleicht in diesem Augenblicke schon der Fuchsbau umstellt ist."

„Du könntest vielleicht Recht haben, Josef," erwiederte der junge Mann ruhig, indem er die linke Hand auf den Tisch setzte,

„und das wäre schlimm für dich, den man hier nicht finden darf. — Sieh mich nicht so sonderbar an, ich weiß wohl, daß es dir nicht an Muth fehlt und kenne auch deine Treue. Aber du kannst hier bei Gott Niemanden helfen, nur dich selbst zu Grunde richten. — Also geh', ich will es." Er winkte mit der Hand, und als der Jäger dieselbe ergriff und fest drückte, erwiederte er diesen Druck und sagte dabei: „Gott sei mit dir, Josef."

Sobald dieser das Zimmer verlassen hatte, trat der Wirth ungerufen herein. Er war aufgeregt, erhitzt und stolperte in seinem Eifer fast über die Schwelle in das Gemach, so daß ihm der junge Mann entgegen rief: „Hoho! Meister Scharffer, Ihr stürzt ja daher, als wenn Ihr gejagt würdet."

„Das wird auch also kommen," erwiederte der Wirth in seiner plumpen Manier. „Wissen Sie, Herr, daß drunten der Teufel los ist."

„Ah! Ihr seid der Mann, ihn zu bändigen," erwiederte der Andere lachend.

„Ja, da hat sich was zu bändigen. Es sind da eben sechs Kerl in die Schenkstube gedrungen, und als wir uns weigerten, ihnen Wein zu geben, meinten sie, das wollten sie doch einmal sehen, das sei hier ein Wirthshaus so gut wie ein anderes."

„Da hatten sie vollkommen Recht, Meister. Und statt, daß Ihr davon stürztet und Aufsehen erregt, hättet Ihr bei Euren Gästen bleiben und sie angenehm unterhalten sollen."

„Da unterhalte sich Einer, wenn ihm das Herz vor Schrecken still steht. Drei von den Sechsen kenn' ich. Wenn die nicht bei der Polizei sind, so will ich auf einem Rasirmesser reiten. Einer von ihnen machte sich mit der alten Margareth zu schaffen und erkundigte sich freundlich, was das für Klingelschnüre seien, die neben ihrem Sitze herabhiengen."

„Das ist allerdings verdächtig."

Der dicke Wirth hatte so hastig gesprochen, daß er ganz außer Athem gekommen war. Während er sich den Schweiß von der Stirn wischte, that er einen tiefen Athemzug und fuhr dann fort: „Auch kommt so eben der Johann nach Haus und meint, er habe drunten auf der Straße in der Nähe des Fuchsbaues Gesichter gesehen, die ihm gar nicht gefielen. — Aber das ist noch nicht das Schlimmste, er brachte auch die Nachricht heim, daß der Sträuber eingesteckt worden sei."

„Der Sträuber?" fragte der Andere, offenbar unangenehm überrascht und zog dabei seine Augenbrauen finster zusammen. „Der Sträuber? — Das ist fatal."

„Auf dem Bahnhof," fuhr Meister Scharffer fort, „er hatte sich gerade ein Billet gelöst."

„Wohin?"

„Nach St."

„Beim Teufel! Das ist schlimm. Also wollte er über die Grenze. Da hat der Schuft etwas angestellt, was ihn zwingt, Stadt und Land zu verlassen." Bei diesen Worten ging der junge Mann nachdenkend mit raschen Schritten auf und ab und der Wirth schaute ihm mit einem höchst überraschten Gesichte zu, wobei er sich in dem schwarzen, buschigen Backenbarte kratzte. Er mochte wohl denken: jetzt ist es keine Zeit zum Prominiren, jetzt sollte der da handeln. Doch tröstete er sich gleich darauf: er wird schon wissen, was zu thun ist. Der Andere trat wieder an den Tisch zurück und sagte achselzuckend: „Wohl möglich, daß sie wieder eine Hausaussuchung halten."

„Wie schon oft."

„Aber heut' ist das schlimmer."

„Warum? — Wir haben nichts Verdächtiges im Hause."

„Jetzt vergeßt Ihr den Mathias," sagte der junge Mann mit sehr ernster Stimme.

„Alle Heiligen! das ist wahr," rief erbleichend der Wirth. „Wenn sie den finden mit seiner Wunde in der Seite, so sind wir verloren. O, wenn er nur schon todt wäre."

„Hol' Euch der Teufel, Meister! — Und warum das?"

„Sie wissen wohl, wir hätten dann ein gutes Versteck für ihn. Aber einen Lebenden kann man nicht da hinein postiren."

„Ehe ich das Haus verlasse, muß ich nach ihm sehen. Leuchtet mir hinauf."

„Lassen Sie das um Gotteswillen bleiben, Herr," bat der Wirth. „Nehmen Sie mir ein Wort nicht übel, wer weiß, ob man es nicht auf Sie selbst abgesehen hat. Verlassen Sie das Haus, so lange es noch Zeit ist, schonen Sie sich für uns. — Horch! was war das?"

Von unten herauf ließ sich ein dumpfes Krachen vernehmen. Beide lauschten und der junge Mann sagte: „Man bricht eine Thüre auf. Wahrhaftig, das scheint ernstlich zu sein. — Haben sie Lichter bei sich?"

„Nein, darnach habe auch ich gleich gesehen."

„Wer ist von uns im Hause?"

„Der Johann, der Schnapper und zwei fremde Gesellen, die heute mit guter Recommandation ankamen. — Als ich die sechs Andern eintreten sah, hieß ich sie auf ihr Zimmer gehen."

„Wo sind sie?"

„Auf Numero vier, über uns."

„Und Mathias?"

„Auf Numero zwei. Ah! ich vergaß, Friz ist bei dem als Krankenwärter."

Der junge Mann stand da hoch aufgerichtet, sein blitzendes

Auge blickte starr in eine Ecke des Zimmers, er zog seinen schwarzen Schnurrbart zu beiden Seiten des Mundes herunter und dachte nach. — „Das ist ganz einfach," sagte er nach einer Pause, „die Hauptsache ist: Mathias muß weggeschafft werden und das muß Johann und Friz besorgen. Beide sind stark, sie können ihn tragen. — — Freilich kann es ihn das Leben kosten," fuhr er fort, nachdem er die Augen einen Moment mit der Hand bedeckt hatte. „Aber was ist da zu machen? — Lieber todt, es wäre gräßlich, wenn er ihnen lebend in die Hände fiele. Und Mathias hat eine starke Natur, er wird's vielleicht ertragen."

„Aber wohin mit ihm?" fragte zweifelnd der Wirth. „O glauben Sie, Herr, die auf der Polizei sind auch klüger geworden. Sie werden ringsum das Haus besetzt haben."

„Natürlich," erwiederte der Andere mit einem verächtlichen Lächeln. „Aber wir lassen uns doch nicht überlisten, und wenn Ihr genau meine Befehle befolgt, so kommt der arme Mathias glücklich durch."

„Und Sie, Herr?"

„O, ich verschwinde wie gewöhnlich. — Ihr laßt den Mathias auf Numero Eins bringen; dort, wißt Ihr, hängen an der Wand alte Landkarten. Nehmt sie ab und schlagt durch die ganz dünne Wand, die sich dort befindet, ein Loch, nicht größer, als daß Johann und Friz mit ihrer Last durchkommen."

„Aber in dem Hause nebenan haben wir keine Verbindungen, Herr. Das ist ein Pietist, ein scheinheiliger Satan, der gleich Lärm machen wird."

Ohne auf diese Worte zu achten, hatte der Andere seinen Rock aufgeknöpft und die Uhr hervorgezogen, von der er ein Pettschaft löste. Dann fuhr er ruhig fort: „Auf das Geräusch

des Wanddurchschlagens wird der Eigenthümer augenblicklich erscheinen. Johann soll ihm dieß übergeben und er wird für den Mathias sorgen. Vergeßt mir aber nicht, daß die große Landkarte wieder an ihren Platz gehängt wird."

Meister Scharffer empfieng das Bettschaft mit einem Blicke der Ehrfurcht, den er auf den jungen Mann warf. Er hatte den Nachbar immer gefürchtet, ja er hatte ihn gekannt als Jemand, der im Rufe der größten Rechtlichkeit stehe, der das Getreibe im Fuchsbau tief verabscheue und der bei allen Genossen im Verdacht stand, als habe er die Polizei schon mehrmals zu einer Hausaussuchung veranlaßt. Und nun hatte er dort ebenfalls Verbindungen angeknüpft. —

„Nur fort," sprach jetzt der junge Mann ungeduldig. „Sagt dem Johann und Friz, was sie zu thun haben, und dann begebt Euch an die Haupttreppe und schimpft als guter Wirth dort hinab über die Vagabunden, die Eure Thüren erbrechen. Hört nur, sie machen immer weiter. Aber jetzt hinauf, Meister Scharffer, befolgt auf's Pünktlichste meine Befehle. Ich werde Euch hier erwarten."

Der dicke Wirth schien Lust zu haben, sich ein wenig in seinem Haar zu raufen, und er hob schon die Hände an den Kopf empor, als er aus dem Zimmer eilte; doch ließ er sie wieder sinken, schüttelte vielmehr sein Haupt, als er sich auf der Schwelle nochmals umschaute und nun bemerkte, wie der junge Mann einen Stuhl an den Tisch zog und sich ruhig darauf setzte, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Während Meister Scharffer die Treppen hinauf sprang, bekreuzte er sich und dachte: „Am Ende wäre es doch besser, wenn man sich der Polizei selbst überlieferte. Der da drunten im Zimmer ist offenbar der leibhaftige Teufel."

Die außerordentliche Ruhe aber, mit welcher der junge Mann handelte, war theilweise erzwungen, um auch dem Andern Muth einzuflößen, denn als dieser verschwunden war, sprang er auf und trat unruhig an die Thüre, um in das Haus hinabzulauschen. Obgleich nun das Zimmer, in welchem er sich befand, von der Schenkstube sehr weit entfernt war, so vernahm er doch einen wüsten Lärm von dorther und mitunter Töne, als ob man Möbel wegrückte, Kasten niederstellte, Thüren gewaltsam öffnete. — „Sonderbar!" sprach der Horcher zu sich selber, „sie treiben ihre Sache auf wundersame Art. Statt sich rasch über das ganze Haus zu verbreiten, halten sie sich in einem Theile desselben auf, wo sie noch nie was gefunden haben. — Ich glaube, wir haben die ganze Geschichte dem Herrn Blasser zu verdanken. — Wenn nur Mathias schon fort wäre! — Ah! sie gehen dran, ihn wegzuschaffen." Er lauschte wieder aufmerksam und vernahm von droben das Gehen von Männern, deren schwerem Auftreten man wohl anmerkte, daß sie eine gewichtige Last trugen. Zu gleicher Zeit hörte er, aber sehr gedämpft, ein Geräusch, wie wenn man Steine losbräche und dann das leichte Krachen von Holzwerk. — „Gott sei Dank!" sagte der junge Mann, „er wird bald drüben sein. Wenn er's nur aushält! Das Loch in der Wand kostet mich viel. Ich hatte diesen Ausweg für mich selbst aufgehoben. Aber was gilt ein Freund nicht! Und ein solcher war mir Mathias hier im Hause. — Ich hätte ihm vielleicht folgen sollen, wer weiß, ob das nur eine Hausausſuchung ist und ob sie nicht vielleicht das Haus so umstellt haben, daß es mir auf meinem gewöhnlichen Wege schwer wird, zu entkommen. — Bah! man muß nicht das Schlimmste denken. — Doch — — jetzt ist Mathias drüben." In diesem Augenblicke vernahm er nämlich die scheltende Stimme

des Wirthes, der auf der Treppe stand, die in das untere Stockwerk führte, und laut hinabschrie: „Was für ein Lärmen wird in der Schenkstube getrieben? Glaubt ihr denn, man könne in dem Hause treiben, was man wolle? He, Marie, ruf' den Hausknecht!" Nachdem er dieß gesagt, kehrte er in das Zimmer zurück, wo der Andere unterdessen die beiden Lichter auf dem Tische ausgelöscht hatte, so daß es vollkommen finster gewesen wäre, wenn nicht eine Gaslampe auf dem Gange einige Helle in das Zimmer geworfen hätte.

„Mathias ist fort, aber jetzt bitte ich Sie um Gotteswillen, Herr, suchen Sie sich einen Ausweg. Als ich droben vom Fenster auf die Straße hinabschaute, habe ich verdächtige Gestalten bemerkt."

„Auf welcher Seite?"

„Auf der, wo Sie gewöhnlich das Haus verlassen."

„Das ist ungeschickt. So muß ich den Weg durch den Keller nehmen."

„Ich glaube auch, daß der sicherer ist," sagte angstvoll der Wirth. „Nur müssen Sie dabei über die Haupttreppe hinab, bei der Schenkstube vorbei."

„Ich weiß wohl, doch hat das nichts zu sagen. Margarethe wird auf ihrem Posten sein."

„Gewiß; die läßt sich eher in Stücke reißen."

„So will ich ihr ein Zeichen geben und dann vorwärts, Meister. Ihr steigt scheltend die Treppe hinab und ich folge Euch." Sowie er dieß sagte, zog er an einer Klingelschnur, die neben der Thüre hieng, und wenige Secunden darauf verlöschte die Gaslampe draußen auf dem Gange. Von unten herauf aber erscholl ein lauter Aufschrei, die klägliche Stimme der alten Kellnerin und darauf polterte Meister Scharffer die Treppen hinab, fluchend und scheltend mit aller Kraft seiner Lunge.

Der Andere ging hinter ihm drein, er setzte die Füße so leicht auf, daß man von Beiden jedesmal nur einen einzigen Tritt hörte; sein Auge versuchte es, die Finsterniß, die auf dem ganzen Hause lag, zu durchdringen. Dabei blieb er dicht hinter dem dicken Wirthe, der, auf dem untern Treppenabsatz angekommen, gleich von kräftigen Armen gefaßt wurde. Doch ermangelte er nicht, dieß durch lautes Geschrei seinem Hintermanne kund zu thun, der einen Augenblick unbeweglich stehen blieb, dann das Treppengeländer erfaßte und sich nun mit solcher Gewalt die Treppe vollends hinab schwang, daß er zwei Männer, die dort Posto gefaßt hatten, so vollkommen unvermuthet überfiel, daß diese ihr Gleichgewicht verloren und schwerfällig die Treppe hinab kollerten, ihm nach, der schon mit leichtem Fuß die unterste Stufe erreicht hatte. Hier war der Fliehende nicht einen Augenblick zweifelhaft, welchen Weg er einzuschlagen habe. Eine Thüre, die er suchte, fand er unverzüglich, trat durch dieselbe in ein Gewölbe, glitt hier abermals einige Stufen hinab und erreichte nun einen weiten Keller, in dem er fortschritt.

Dieser hatte nach der Straße einige halbkreisförmige Oeffnungen, die man übrigens kaum bemerken konnte, da die Nacht sehr finster war. An einer dieser Oeffnungen hatte man in der Mauer mehrere Steine weggebrochen und so eine förmliche Leiter gebildet, auf der ein gewandter Mann ohne große Mühe emporsteigen konnte. Ehe er sich aber vollständig dort hinauf schwang, horchte er aufmerksam, und erst, als sich in der engen Gasse, in welcher diese Fenster mündeten, nicht das geringste Geräusch vernehmen ließ, stieg er vorsichtig aus dem Keller empor.

Glücklicher Weise warfen die nahstehenden Häuser, sowie ein Mauervorsprung neben dem Fenster einen so tiefen Schatten auf die Stelle, wo er empor gestiegen war, daß ihn selbst ein

Späher hier nicht hätte entdecken können. Auch brauchte er die Vorsicht, eine Zeitlang unbeweglich stehen zu bleiben, worauf er endlich mit zwei großen Schritten die andere Seite der Gasse erreichte. Hier blieb er abermals stehen und schaute nach dem Hause zurück, doch faßte er im nächsten Augenblicke unwillkührlich den Griff seines Dolches, denn mit seinem scharfen Auge bemerkte er an zwei Stellen der dunklen Mauer des Hauses, von dem er eben herkam, eine Bewegung, gerade als seien dort ein paar Personen, die sich etwas von der Mauer entfernten. Sobald er aber regungslos stehen blieb, sah er auch drüben nichts mehr. — Und doch! er hatte sich nicht getäuscht. Kaum hatte er einen Schritt gemacht, so bewegten sich auch dort die beiden dunkeln Flecke wieder, — zwei Gestalten, mit ihm im gleichen Maße fortschreitend. — Das sind Aufpasser und Verfolger, dachte er sich. Was ist zu thun? Bei einem Ueberfall, den sie aber wahrscheinlich in der Nähe dieses Hauses nicht wagen, mich ihrer mit meinem Dolch entledigen; wenn sie mich aber verfolgen, sie, wenn es möglich ist, irre führen.

Das Letztere war aber ein schweres Unternehmen, denn wenn auch die beiden Gestalten nicht Willens schienen, die Entfernung zwischen sich und dem Andern zu kürzen, so ließen sie sie auch nicht vergrößern. Denn machte er längere und raschere Schritte, so thaten sie das Gleiche, blieb er stehen, so machten sie es ebenso. Letzteres that er mehrmals und überlegte sich dabei, ob es nicht besser wäre, umzuwenden und seinen Verfolgern direct auf den Leib zu gehen. Dieß zu thun war er schon im Begriff, doch hatte er mittlerweile die enge Gasse verlassen und eine breite, lange Straße erreicht, die von mehreren Gaslampen hell beschienen war, und sah bei deren Licht dort zwei ähnliche verdächtige Gestalten, die ihm auf ein Zeichen seiner ersteren Begleiter eben-

falls folgten. — Vier würden ein zu großes Aufsehen geben, dachte er bei sich. Also nichts von Gewalt; hier muß List entscheiden und Schnelligkeit. Behutsam warf er einen Blick um sich; die letzten seiner Verfolger waren wohl zwanzig Schritt entfernt, die ersten schlichen auf der andern Seite der Straße. Er beschleunigte seinen Gang und als er eine enge Seitengasse erreicht hatte, schoß er dort mit einem gewaltigen Satze hinein. Doch mußten die vordern seiner Verfolger diese Absicht errathen haben, denn Einer stürzte ihm so rasch nach, daß er ihn in der nächsten Secunde dicht an seiner Seite laufen hörte. Die Andern blieben nicht weniger zurück und er hörte deutlich ihre lauten Schritte auf dem Pflaster der sonst menschenleeren Straßen im schnellsten Tempo.

Vor allen Dingen galt es, sich seines nächsten Verfolgers zu entledigen, und als er ein Mittel hiezu gefunden, mußte er selbst darüber lächeln. Er wandte seinen Lauf etwas nach der Mitte der Straße, gegen einen der Gascandelaber, so zwar, daß sich dieser jetzt zwischen ihm und seinem Verfolger befand. In diesem Augenblicke faßte er die eiserne Stange desselben mit der Hand, schwang sich um sie herum und traf den Andern dabei mit der ganzen Wucht seines Körpers, daß dieser laut dröhnend zu Boden stürzte. Hierauf änderte er die Direction seines Weges abermals und flog nun in raschen Sätzen über die dunklen Straßen dahin, einem Stadttheile zu, wo wenig Verkehr war und spärliche Gasflammen brannten und wo an große herrschaftliche Häuser viele Gärten stießen. Seine Verfolger blieben übrigens dicht hinter ihm und so stark und ausdauernd er auch war, so fühlte er doch nach und nach, wie ihm das Athmen schwerer wurde und wie es ihm große Mühe zu verursachen anfieng, den beschleunigten Lauf fortzusetzen. Wohin sollte er sich wenden? Er hatte gehofft, seine Verfolger zu ermüden

und ihnen auf diese Weise zu entgehen. — Vergebens. Wenn er auch zuweilen mehrere Schritte Vorsprung hatte, so strengten sich die Andern desto mehr an, in seine Nähe zu kommen, und sie hatten dieß leichter, da sie sich theilen, ihm zuweilen den Weg abschneiden und so denselben für sich abkürzen konnten. Glücklicher Weise hatte Keiner von ihnen Schießwaffen bei sich, sie hätten es aber auch vielleicht nicht gewagt, davon Gebrauch zu machen, denn der da vorn, den sie verfolgten, mußte doch am Ende lebend in ihre Hand fallen. Nachlassen wollte Keiner und jetzt am Allerwenigsten, wo die Häscher deutlich sahen, daß der Flüchtling da vorn seinen Lauf nicht mehr so rasch fortsetzte wie bisher. Ja, er schien ungewiß zu sein, welchen Weg er nehmen soll. Er schaute um sich, gewiß in der Absicht, den Ort zu erkennen, wo er sich befände. — Stand er dort nicht stille? Ja, er hatte sich an die Mauer gelehnt, gewiß konnte er nicht weiter und wollte sich ergeben. Mit erneuerter Kraft, das Ende ihres Laufs vor sich sehend, stürzten die Polizeibeamten vorwärts. Jetzt hatten sie die Stelle erreicht, wo sich Jener befand. Schon streckte der Vorderste den Arm nach ihm aus, als er sah, daß der Flüchtling verschwunden war, an einer Mauer verschwunden war, viel zu hoch, um darüber hinwegspringen zu können, aber in der Nähe eines Gartenpavillones, den sie jedoch bei näherer Untersuchung fest verschlossen fanden und welcher obendrein zu dem Garten des Polizeipräsidenten gehörte.

Achtundsiebenzigstes Kapitel.

Auf der Polizeidirection.

Während die vier Polizei-Beamten ganz ermattet und sehr verblüfft vor dem Gartenpavillon standen, befand sich der Flüchtling in demselben in Sicherheit. Er blieb dicht an der Thüre stehen, und hütete sich vor dem geringsten Geräusch, ja er bezwang so viel als möglich seine schwer keuchende Brust, damit das Athemholen drüben nicht gehört würde. Ringsum war es stille, und er von seinen Verfolgern nur durch eine dünne Bretterwand geschieden; er fühlte sich jetzt wie der Schiffer auf stürmischem Meer. Näher als vorhin und auch jetzt noch war er dem Verderben nie gewesen. Die Nervenaufregung, das Bewußtsein, handeln zu müssen, hatte ihn bis jetzt nicht dazu kommen lassen, seine Lage zu übersehen, — seine Lage, vor Allem aber die seiner unglücklichen Schwester. Jetzt aber, wo sein Körper ermattet war, wo die Gefahr hinter ihm zu liegen schien, wo er aber immer noch wie angefesselt stehen mußte, jagten seine Gedanken in tollen und wilden Bildern durch sein Gehirn. Und was sie ihm Schreckliches

zeigten, das waren leider keine Gebilde der Phantasie, das war Alles wahr — nur zu wahr. Sein mächtiger Geist breitete in rascher Aufeinanderfolge alles Gehörte und Gesehene vor sich aus; er überlegte, verglich, verwarf und kam zu dem entsetzlichen Resultat, daß der Boden, auf dem er bisher gelebt, anfange unter seinen Füßen zu wanken, daß er auf schlüpfrigem Bergrande stehe, schon hinabgleitend, ohne daß sich seinem suchenden Auge ein sicherer Anhaltspunkt, eine rettende Stütze gezeigt hätte. — — Als er mit seinen Gedanken so weit gekommen war, daß er seine Lage klar erkannte, preßte ein wilder Schmerz sein Herz zusammen und er mußte gewaltsam einen Schrei der Verzweiflung unterdrücken, der sich nun in ein momentan schreckliches Gefühl verwandelte, und jede Muskel seines kräftigen Körpers erzittern machte. — Das war der Augenblick, wo er, um Allem mit einem Male ein rasches Ende zu machen, an die Thüre zu klopfen versucht war, um sich seinen Verfolgern zu übergeben. Doch warf er in nächster Secunde trotzig den Kopf in die Höhe und sprach zu sich selber: „Verdammt, daß ich mich auf dieser Feigheit ertappe, ein, wenn gleich verlorenes, Spiel wegzuwerfen, da man nicht den Muth hat, es zu Ende zu führen. — Ah! wie konnte mir eine solche Idee kommen. Nein, ich werde meine Zügel fest in der Hand behalten, ich werde die Räder meines Lebenswagens vor dem Sturz in diesen Abgrund zu bewahren wissen, wenn mir auch drüben ein anderer nicht minder gefährlicher winkt. War es doch von jeher mein Grundsatz, das Angefangene zu beendigen. Also auch diese Partie, bis zum letzten Stiche, bis zu meinem großen Schlemm. — — Dann die Karten fein säuberlich geordnet und zusammengelegt, das Conto bezahlt und — gute Nacht!"

Die Vier draußen hatten sich hinter ihren langen Ohren gekratzt, und Einer meinte, es sei doch wahr, was man vom Fuchs-

bau sage, daß dort der Teufel los sei. „Alles in Allem genommen, so mag der Henker wissen, was wir verfolgt, vielleicht irgend eine Art Geist oder einen Schatten." Dagegen nun protestirte ein Anderer heftig und sagte zu seinen Kameraden, daß das kein Schatten gewesen sei, habe er bei dem Gascandelaber drunten wohl gespürt; so sei er in seinem ganzen Leben noch nicht umgerannt worden. Brummend meinte er, dafür wären sie eigentlich nicht bezahlt, und wenn das noch einmal vorkäme, so könne Polizeidiener sein, wer Lust habe. Ein Dritter sprach, er glaube, da helfe Alles nichts mehr; möge es nun Schatten oder Mensch gewesen sein, er sei nun einmal unter sehr verdächtigen Umständen verschwunden am Gartenpavillon des Polizei-Präsidenten, und er halte dafür, die ganze Sache dem Commissär zu melden und dessen Urtheil zu hören. Der Vierte aber war der Klügste von Allen; er rieth, so lange über die ganze Geschichte reinen Mund zu halten, bis sie den Garten untersucht hätten. Und zu dem Zweck sollten Zwei hier bleiben, und Zwei vorn zum Hause hinein gehen, um, wohlverstanden, in aller Heimlichkeit nach dem Entflohenen zu fahnden. Fände man nichts, so bliebe die Sache auf sich beruhen und werde nicht weiter gemeldet. Dieser Vorschlag wurde angenommen und Zwei machten sich alsbald auf den ziemlich langen Weg nach der Polizeidirection, zu welchem Zweck sie ein paar Stadttheile umwandern mußten.

Dieß Gespräch hatte die Gedanken des Andern unterbrochen, und zwang ihn, alsbald auf seine Rettung zu denken. Was sollte er thun? Das einzige Mittel zu entkommen schien ihm, durch den langen Garten in das Haus des Polizei-Präsidenten zu gehen, denn abgesehen von der hohen Mauer, die zu beiden Seiten hinlief, war es ihm heute Abend zu gefährlich, sich der Nachbarschaft anzuvertrauen. Aber wie sollte er aus dem Hause des

Polizei-Präsidenten auf die Straße gelangen? Er mußte da an der Wachtstube vorbei, die sich im Erdgeschoß befand, und wäre da einem unangenehmen, gefährlichen Verhöre nicht entgangen. Der Himmel war wolkenlos, ein heller Streifen, der sich im Osten langsam ausbreitete, zeigte den Aufgang des Mondes an; die Luft war kalt, ein scharfer Wind sauste durch die dürren Zweige der Bäume, der Boden war hart gefroren. Glücklicher Weise sprachen die beiden Polizeidiener draußen so laut, daß es dem Flüchtling möglich war, sich während ihrer Unterredung langsam aus dem Pavillon zu entfernen. Einmal aus ihrer Hörweite, beschleunigte er seinen Schritt und erreichte den gepflasterten Hof, welcher an die hintere Seite des Hauses stieß. Die Wagenremise war geöffnet, beim Schein einer Laterne spannte der Kutscher seine Pferde ein und unterhielt sich mit einem der Soldaten, welche zur Wache des Hauses gehörten. „Und so eine Geschichte dauert lang?" fragte der Soldat. — — „Heute Abend wenigstens bis zwei Uhr," versetzte der Kutscher. „Ich sage dir, so ein Maskenball bei Hof, der läßt nicht mit sich spassen."

Er, der in diesem Augenblicke mit geräuschlosen Schritten über den Hof ging, hatte bei all' dem Schrecklichen, was er erlebt, die täglichen Angelegenheiten vollkommen vergessen. Als der Kutscher von dem Maskenballe bei Hof sprach, erinnerte er sich des heutigen Abends, und eine kecke, wenn gleich gefahrvolle Idee zu seiner Rettung blitzte in seinem Kopfe auf. Es war das ein Gedanke, den er seiner Seltsamkeit wegen augenblicklich festhielt und auszuführen beschloß. Er zog seine Uhr und nachdem er einen Blick darauf geworfen, murmelte er: „Erst Acht; die Zeit könnte nicht besser sein." — Jetzt hatte er das Haus erreicht, jetzt die breite Treppe, die in den ersten Stock führte, zur

Wohnung des Polizei-Präsidenten. Auf derselben war Alles hell erleuchtet, und beim Schein des glänzenden Gaslichtes untersuchte er mit prüfendem Auge den Zustand seiner Toilette. Dank dem festgefrorenen Boden war an den glänzenden Reitstiefeln kein Stäubchen zu sehen, ebenso untadelhaft war sein eng anliegendes Beinkleid; nur die Blouse von dunkelblauem Wollenstoffe hatte sich bei dem scharfen Laufen etwas verschoben. Doch war dem leicht abzuhelfen. Er zog den ledernen Gürtel, den er um den Leib trug, fester an, das Oberkleid herab, brachte seine Halsbinde, so gut sich das ohne Spiegel thun ließ, in Ordnung, und somit war sein Anzug bis auf das Haar wieder hergestellt. Das muß schon sorgfältiger behandelt werden, doch gab es auch hiefür ein leichtes Auskunftsmittel. Der junge Mann wußte in dem Hause genau Bescheid, er stieg festen Fußes die Treppe hinauf und trat oben, statt nach dem Empfangszimmer zu gehen, in einen kleinen Corridor, öffnete dort eine Thüre und wollte eintreten.

Hier befand sich ein junges Mädchen, das bei dem Anblick der fremden Gestalt, die so plötzlich auf der Schwelle erschien, laut aufschrie und flüchten wollte. „Bleiben Sie ruhig, Louise," sagte der Eintretende lachend. „Ah! bei Gott! meine Maske ist gut, da sogar Sie mich nicht erkennen."

Das Wort „Maske" schien die Kammerjungfer, welche in den letzten Tagen viel von dergleichen gehört, einigermaßen zu beruhigen. Doch hielt sie immer noch die Klinke zur Thüre des Nebenzimmers in der Hand, als sie entgegnete: „Ja, die Maske ist so gut, daß ich den Träger derselben nicht zu erkennen vermag. Und wenn er sich nicht augenblicklich nennt, so werde ich Lärm machen."

„Coeur de rose!" lachte der junge Mann. „Wie sind Sie heute Abend so wild! So will ich mich denn also nennen, und

mich zu gleicher Zeit noch besser in Ihrem Gedächtnisse auffrischen." Bei diesen Worten hatte er die Hand unter die Blouse gesteckt, sie wieder hervorgezogen, und als er darauf dem erstaunten Mädchen ein paar Ducaten in die Hand gleiten ließ, sagte er flüsternd: „Baron Brand wünscht die Frau Präsidentin zu überraschen, vorher aber einen Augenblick Ihre schöne Gebieterin zu sehen."

Die Kammerjungfer war wie umgewandelt. „Sie sind aber in der That ein gefährlicher Herr," sprach sie lachend. „Habe ich doch in meinem ganzen Leben nicht gesehen, daß Jemand eine andere Figur so täuschend darstellen könnte. Fräulein Auguste ist fertig — ich werde Sie melden."

Damit verschwand das Mädchen, um gleich darauf zurückzukehren und dem Wartenden zu sagen, daß sein Besuch willkommen sei. Ehe der Baron übrigens das Zimmer verließ, brachte er vor dem kleinen Spiegel desselben seine Haare sowie seinen Bart in Ordnung, und als er darauf den uns bekannten Salon betrat, erschien die Tochter des Präsidenten zu gleicher Zeit von der andern Seite, doch blieb sie beim Anblick der fremdartigen, seltsamen Gestalt zögernd auf der Schwelle stehen, und erst, als sich ihr der Baron in seiner eleganten und liebenswürdigen Weise näherte, ihre Hand ergriff, sie feurig küßte und dazu wie mit einem Anflug von Empfindlichkeit sagte: „Ah! auch Sie erkennen mich nicht einmal! auch Ihnen, schöne Auguste, ist mein Bild so wenig gegenwärtig," lachte das reizende Mädchen laut auf und rief einmal über das andere Mal: „Prächtig! superb! magnifique! — Baron, ich kann Ihnen nicht verschweigen, Sie haben sich da einen gefährlichen Nebenbuhler erschaffen."

„Diese Aeußerung könnte mich unglücklich machen, Auguste," sagte zärtlich der Baron. „Und darauf können Sie sich verlassen, schöne Unbeständige, daß der Nebenbuhler nach dem

heutigen Abend verschwinden und nie mehr zum Vorschein kommen soll."

„Also eifersüchtig auf sich selbst!" lachte das schöne Mädchen.

„Ja, auf mich selbst," entgegnete er feurig. „Auf Jeden, der es wagt, Sie anzusehen, auf das Licht, das in Ihrem schönen Auge glänzt, auf die Luft, die Sie einathmen, auf diesen goldenen Reif, der das Glück hat, Ihren reizenden Arm zu umschließen." Dabei küßte er ihn vielmal, das heißt den Arm, nicht den Reif. — „Und eifersüchtig bin ich," fuhr er mit einem leisen Seufzer fort, „auf die Blume in Ihrem Haar, ach! und auf die Spitzen, jene feinen, neidischen Gewebe, welche beseligt sind, Ihnen so nahe sein zu dürfen."

„Welche Wortverschwendung!" versetzte Auguste heiter und fröhlich. „Aber jetzt seien Sie vernünftig, Baron. Ja, wenn Sie sich einen Augenblick zu mir hersetzen und verständig sein wollen, so will ich Ihnen dagegen gestehen, daß es mich recht, — nein, das will ich gerade nicht sagen, — aber daß es mich freut, Sie noch vor dem Balle zu sehen. — Aber setzen Sie sich!"

Der Baron that wie ihm befohlen, und obgleich die beiden Fauteuils ziemlich weit von einander standen, so wußte er doch durch eine kühne Schwenkung seinen dem ihrigen näher zu bringen. „Daß ich ehrlich bin, müssen Sie mir doch zugestehen, Auguste. So mein Costüm preisgeben! Wie hätte ich Sie intriguiren können!" Er beugte sich zu ihr hinüber, und während er seinen Arm so auf die Lehne des Fauteuils stützte, daß er mit seinen Fingerspitzen bald den kühlen, glatten Goldreif, bald ihren warmen, vollen Arm berühren konnte, blickte er ihr von unten herauf so forschend in die Augen, daß sie die ihrigen niederschlug.

Nach einer Weile sagte sie: „Ich hätte Sie doch erkannt, Baron. Freilich, Ihr Costüm ist schön, Ihr Gesicht gänzlich

fremd, aber Ihr Wesen, Ihre Art zu sprechen, können Sie nicht verläugnen."

„Coeur de rose!" erwiederte er lachend, „da irren Sie sich."

„Gewiß nicht," versetzte das schöne Mädchen. „Sie haben etwas Weiches — etwas Gutes, wenn Sie wollen, — in Ihrer Sprache, in Ihrem Auftreten, in Ihrer Art zu sein, und das ist im Widerspruch mit Ihrem wilden Costüm, ja mit dem Blitz, der jetzt aus ihren Augen flammt."

Bei diesen Worten erhob sich der junge Mann langsam aus seinem Stuhl, und als er aufrecht dastand, schien er gegen früher um ein paar Zoll gewachsen zu sein. Seine Haltung war eine ganz andere; er legte die linke Hand leicht und graziös auf den Griff seines Dolches und sagte mit jener ersten, klingenden Stimme, die uns bekannt ist, mit jenem Tone, der die wildesten Gesellen erzittern machte: „So hören Sie mich denn, Auguste. Ich bin in der Verkleidung nicht ohne Absicht zu Ihnen gekommen, — zu dir, deren Herz mir gehört. Verhältnisse, die ich dir unmöglich jetzt auseinander setzen kann, erlauben mir nicht, dich auf dem gewöhnlichen und schicklichen Wege die Meine nennen zu können. — Auguste," fuhr er mit wildem und doch zärtlichem Ausdrucke fort, „meine Auguste, du mußt Vater und Mutter verlassen und mußt mit mir fliehen, noch heute Nacht fliehen; ich habe alle Vorbereitungen getroffen, am Schlosse halten Wagen und Pferde, im Gewühl des Balles wird es uns leicht, zu verschwinden. — Willst du, meine Auguste? Willst du? Ein kurzes Wort, Ja oder Nein."

Das auf's Höchste überraschte Mädchen hatte die nun auch in ihrem Wesen so ganz fremde und verwandelte Gestalt staunend angeschaut und hatte zitternd seine Worte gehört; aber sie zitterte nicht, weil sie dachte, es sei jetzt der Augenblick der Vereinigung

gekommen mit dem Manne, dem sie gestanden, daß sie ihn liebe, dem sie feurige Küsse erlaubt, dem sie einen Schlüssel anvertraut, von dem er einen großen Mißbrauch hätte machen können, sondern sie bebte, weil sie seinen Worten völlig glaubte, und aus denselben eine Absicht hervortreten sah, die mit der ihrigen durchaus nicht harmonirte, an die sie nimmermehr gedacht, der sie nie ihre Zustimmung geben würde. Dem Baron Brand hatte sie erlaubt, daß er sie liebe, aber vor aller Welt liebe; sie wußte, daß er reich war, daß er schöne Equipagen hatte, in allen Gesellschaften gern gesehen war; sie wäre hier in der Residenz gerne vor den Altar getreten; wie hätte man sie beneidet, wie hätte man der Baronin Brand gehuldigt! Dieß schöne, glänzende Gewebe hatte er mit seinen Worten gänzlich zerstört, sie sah die goldenen Fäden davon flattern, und hatte leider nicht Verstand genug, sie zu erhaschen und ihn selbst mit kluger Hand damit zu umgarnen.

Er lauschte gespannt auf ihre Antwort, und als er bemerkte, daß, nachdem er geendet, ihre Züge kalt, ernst und förmlich wurden, flog fast unmerklich ein triumphirendes Lächeln über sein Gesicht.

„Herr Baron," sagte sie, „wenn es auch möglich wäre, daß Sie vorhin im Scherze sprachen, so sind das doch Worte, die ich nicht hören darf, und Sie werden mir erlauben, daß ich Mama rufe." Bei diesen Worten wandte sie sich gegen die Mitte des Salons, doch sprang ihr der Baron mit einem zierlichen Schritte nach, indem er lachend ausrief: „Coeur de rose! schönste Auguste, sehen Sie wohl, daß es mir gelungen, mein ganzes Wesen zu ändern. Ah! Sie haben meinen Worten geglaubt. Sehen Sie, wie ich Sie gefangen."

Welcher von Beiden ist nun er selbst? dachte sie, mehr

und mehr überrascht. Gewiß, ich that ihm Unrecht, und ich habe mich in der That fangen lassen.

„Wie ist es so süß," sagte schwärmerisch der Baron, „den Zorn eines geliebten Gegenstandes zu erregen. Hat man doch alsdann das Recht, Verzeihung zu erbitten, was ich hiemit kniefällig thue." Damit warf er sich ihr zu Füßen, faßte ihre Hände, doch blieb es nicht allein bei dem Küssen derselben.

„Halb zog er sie, halb sank sie hin"

sagt bei einem nicht ganz unähnlichen Falle der Dichter. Doch können wir nicht hinzusetzen: „Und ward nicht mehr gesehen," müssen vielmehr der Wahrheit gemäß sagen, daß in diesem Augenblick die Präsidentin die Thüre öffnete und überrascht auf der Schwelle stehen blieb, als sie den fremden, wild aussehenden Mann auf so seltsame Art bei ihrer Tochter traf. Als kluge Frau, die sie immer war, hustete sie bedeutsam, bei welchem Ton Auguste zusammen schrack, aber, von den Armen des jungen Mannes festgehalten, sich nicht sogleich befreien konnte.

Doch wandte sie ihren Kopf, der wieder frei geworden war, der Mutter zu und rief: „Herr Baron von Brand, für den heutigen Abend als Räuber maskirt, ist in der That so abscheulich, Mama, daß ich bei Ihnen Schutz suchen muß." Während sie das aber sagte, fühlte er einen leichten Druck ihrer Hand, die eben gesprochenen Worte Lüge strafend.

„Aber das sind schreckliche Geschichten," versetzte nun überrascht die Präsidentin, die ebenfalls nicht im Stande war, die so bekannten Züge des Barons zu entdecken.

„Coeur de rose!" lachte Dieser, „ich bin verrathen, gnädige Frau. Ich kann nicht mehr zurück."

Auguste schien zu erröthen, und die Präsidentin hustete während eines sanften Lächelns.

Es entstand eine kleine Pause, dann sprach das junge Mädchen mit lispelnder Stimme: „Ach Mama, er ist wirklich zu abscheulich, der Baron; er hat mich auf eine so hinterlistige Art auf die Probe gestellt."

„Die Sie aber siegreich wie Wenige bestanden," erwiederte der Baron nicht ohne einen Anflug von Ironie. — „Aber finden Sie meine Maskerade nicht vortrefflich?" fuhr er fort, sich an die Präsidentin wendend. „Nicht wahr, ich bin vollkommen unkenntlich? Doch verzeihen Sie, Gnädigste, vor allen Dingen muß ich mich entschuldigen, daß ich es gewagt, Sie zu überraschen; meine Gedanken sind eigentlich zu häufig in Ihrem Hause und schleppen mich zuweilen willenlos mit."

„Nicht wahr," sagte Auguste etwas schüchtern, „es ist eigentlich lieb von dem Baron, daß er sich uns vorher zu erkennen gab. Er hätte uns schön in Verlegenheit bringen können."

„Doch jetzt wollen wir Andere intriguiren!" lachte er lustig. „Sie müssen mir schon erlauben, daß ich mich heute Abend zuweilen an Ihrer Seite sehen lasse. Ja, ich hätte noch einen kühnern Wunsch, aber ich wage es nicht, ihn auszusprechen."

„Immer zu, Baron," entgegnete gnädig die Mutter. „Sie sind heute Abend ein gefährlicher Mensch, dem man nichts abschlagen darf."

„Auch nicht einen Platz in Ihrem Wagen?"

„Ah Baron; das ist viel. Was wird die Welt sagen? Wie soll ich mich da heraus reden? Sie wissen ohnedieß," setzte sie mit leiser Stimme gegen ihn hinzu, „daß man Sie gerne mit dem Departement der Polizei in Berührung bringen möchte."

„O ja, ich weiß das," sprach er seufzend.

„Und ich muß doch den Leuten eine Aufklärung geben können, warum ich in Begleitung eines so furchtbaren Räubers erscheine."

„Begreiflicher Weise. Aber wenn es die schöne Auguste erlaubt, so stellen Sie den furchtbaren Räuber als — den Bräutigam Ihrer Tochter vor."

„Ah Baron, Sie erschrecken mich!" rief das Mädchen aus und schlug die Augen nieder, doch blitzten dieselben vor Freude und Genugthuung.

„Und welchen Namen trägt der Räuber?" fragte lächelnd die Mutter.

„Nun ich dächte, meinen Namen kennten Sie vollkommen. — Doch da kommt so eben der Herr Präsident; bitte, gnädige Frau, fangen Sie Ihre Vorstellungen an."

Wirklich erschien der Präsident in diesem Augenblicke im Salon, blieb aber ebenfalls auf's Höchste überrascht an der Thüre stehen, als er den fremden Mann bei seinen Damen stehen sah. Seine Nase wollte sich unmuthig erheben, doch dachte er noch zur rechten Zeit an den Carneval und fieng sie deßhalb sanft wieder ein. Seine Ueberraschung verminderte sich übrigens nicht, als nun die Präsidentin den jungen Fremden als Bräutigam der Tochter vorstellte. Glücklicher Weise aber sprach Auguste den Namen aus, worauf ein momentanes Lächeln die etwas bekümmerten Züge des Präsidenten überflog; er war aber klug genug, die Sache vorderhand als Scherz zu behandeln mit dem aufrichtigen Wunsche im Hintergrunde, daß sie sich recht bald in Ernst verkehren möge, denn er wünschte sich einen vornehmen und reichen Schwiegersohn. Aufmerksam betrachtete er den Baron, dann sagte er: „Sie haben da ein eigenthümliches Costüm; liegt demselben eine Idee zu Grunde?"

„Eine besondere nicht," entgegnete scheinbar sehr lustig der junge Mann. „Es ist eine Phantasie, eine Grille."

„Ein eleganter Räuber," bemerkte stolz die Präsidentin.

„So Etwas schwebte mir auch vor," erwiederte der Baron laut lachend. „Und ich dachte dadurch unserm verehrten Herrn Präsidenten eine kleine Aufmerksamkeit zu erzeigen. Wie man in der Stadt hört, sind Sie ja mitten in Räubergeschichten darin und soll man merkwürdigen Sachen auf die Spur gekommen sein."

Der Präsident klopfte an seine Nase und versetzte mit großer Wichtigkeit: „Allerdings; aber wir müssen klug vorgehen, denn wir haben es mit der Quintessenz von Schelmen und Schlauheit zu thun. Ich leite selbst die ganze Geschichte."

„Die armen Räuber!" sagte der Baron sehr schmeichelhaft für den Chef der Polizei.

„Aber Kinder, es ist Zeit," sprach der Präsident. „Gleich neun Uhr; der Wagen ist vorgefahren. — Baron, wo haben Sie den Ihrigen?"

„Ah! Herr Präsident," entgegnete Dieser lachend, „ich wollte Ihre Damen überraschen und zu solchem Zwecke fährt man nicht im Wagen."

„Der Baron hat einen Platz bei uns acceptirt," sagte bestimmt die Mutter. Sie hätte um keinen Preis den Räuber, künftigen Schwiegersohn und Baron aus der Hand gelassen.

Er selbst hatte keinen andern Ausweg und mußte unter mehreren Uebeln das Kleinste wählen. Seine vier Verfolger trieben sich sicherlich in der Nähe der Polizeidirection herum; wahrscheinlich war das ganze Stadtviertel von ihnen besetzt. Also die einzige Möglichkeit zu entrinnen war, wenn er unter dem mächtigen Schutze des Präsidenten selbst das Haus verließ und so an's andere Ende der Stadt, in's Schloß, kam. Hier wurde es ihm leicht, im Gedränge zu verschwinden, den Wagen eines Bekannten zu finden und nach Hause zu fahren, um sich umzukleiden.

Der Bediente meldete, daß vorgefahren sei, die Damen

hüllten sich in ihre Mäntel, und der Baron rief mit sehr gut gespielter Ueberraschung aus: „Ah! jetzt beginnt schon die Strafe für meinen Leichtsinn. Ich vergaß, mir einen Paletot bringen zu lassen; sehen Sie, gnädige Frau, so muß ich Sie dennoch verlassen und zuerst nach Haus eilen.“ Mit leiser Stimme setzte er, gegen das Mädchen gewendet, hinzu: „Ich fühlte keine Kälte, als ich hieher eilte, meine geliebte Auguste.“

„Das ist kein Grund, Baron,“ entgegnete die Mutter. „Ich darf Ihnen einen Mantel meines Mannes anbieten.“

„Ja, Baron, wenn Sie mit einem Dienstmantel vorlieb nehmen wollen,“ sagte lächelnd der Präsident. „Wir alte Herren sind nicht so mit Ueberflüssigem versehen, wie ihr jungen Leute.“

Natürlicher Weise bat der Baron noch einige Mal, sich nicht zu derangiren, ließ sich aber doch endlich zu dem Dienstmantel herbei, der ihm denn auch eilig von dem Bedienten umgehängt wurde. Es war ein langgedientes Kleidungsstück von braunem Tuch mit hellblauem Kragen — ganz Ordonnanz.

So stieg man die Treppen hinab, bei der Wachstube vorbei, an deren Thüre einige Polizeisoldaten standen, welche ziemlich betrübte und verdrießliche Gesichter machten. Nachdem der Schlag des Wagens geschlossen war, sagte der Bediente zu dem Kutscher: „Nach dem Schlosse!“ und als die Pferde anzogen, that der Baron von Brand einen tiefen Athemzug.

Neunundsiebenzigstes Kapitel.

Maskenball bei Hof.

An einem Abend wie der heutige glänzte das königliche Schloß innen und außen von Lichtern. Da brannten alle Gascandelaber rings umher und umgaben die gewaltigen Gebäudemassen mit einem hellen, weißen, blitzenden Kranz; der große Platz vor dem Schloß, ja die angrenzenden Straßen waren mit Pechpfannen besetzt, deren dunkelrothe Gluth wild und trotzig gegen die zierlichen Gasflammen erschien. Die lodernden Flammen warfen einen hellen Schein auf den weiten Platz, wo eine unzählige Menge von Irrlichtern ihr Wesen zu treiben schienen. Das waren die Laternen der vielen Wagen, die von allen Richtungen her kamen, sich kreuzten, hier geradeaus fuhren, dort einen Bogen beschrieben. Eine große Menschenmenge umlagerte den Haupteingang des Schlosses, um von den anfahrenden Masken so viel zu sehen, als die neidischen Verhüllungen, Mäntel, Shawls, Paletots erlaubten. Neugierig drängten sich diese Zuschauer vor und wagten sich oftmals so dicht heran, daß

die aufgestellten Posten, Kuirassiere hoch zu Roß, kaum im Stande waren, die Eingänge frei zu halten, denn wenn auch Alles vor dem stampfenden Pferde oder sobald man nur den strahlenden Kuiraß und die glänzende Pallaschklinge erblickte, augenblicklich zurückwich, so drängten doch die Hinteren immer wieder vor, und es war hier eine fortwährende lebendige Ebbe und Fluth.

Dieß hinderte übrigens die Wagen nicht, wenn gleich im langsamsten Tempo, anzufahren und sich ihres Inhalts zu entledigen. Freilich war die Reihe sehr lang; wer daher spät von Hause weggefahren, sich an's Ende derselben anschließen mußte, — im Falle er nämlich nicht zu den Bevorzugten gehörte, — konnte lange warten, bis er die Treppen erreichte. Zu diesen Bevorzugten gehörte der Wagen des Polizeipräsidenten, der, von einem der Kuirassiere begleitet, sogleich an den Eingang gelangte. Beide Damen und Herren stiegen aus, und als sie das Vestibul erreicht hatten, wo sich in der Nähe des Tanzsaals die großen Garderoben befanden, drangen ihnen schon die rauschenden Klänge einer Polonaise entgegen.

„Geschwind, geschwind!" rief die Präsidentin, „die Polonaise beginnt, man darf das nicht versäumen, wenn man einen Ueberblick über das Ganze erhalten will."

Der Baron, welcher gehofft hatte, sogleich beim Eintritt in den Saal verschwinden zu können, sah sich genöthigt, der Tochter seinen Arm zu geben, während die Mutter von einem schon lange auf diesen wichtigen Moment harrenden jüngern Polizeirath gekapert und in die Reihe weggeführt wurde. Der Präsident faßte ängstlich seine Nase und war schon im nächsten Augenblicke in den Strudel der Masken hineingerissen.

Ein gewöhnlicher Maskenball ist von einem solchen bei Hofe

wenig verschieden. Hier sind nur die Räume prächtiger, die Beleuchtung glänzender, der Eingeladenen mehr und dabei in den einzelnen Sälen, wo sich Alles zusammendrängt, eine unerträgliche Hitze, ein fabelhafter Staub und ein Gemisch von Parfums der verschiedensten Art. Im Uebrigen gleicht ein Maskenball dem andern auf's Haar. Hier wie dort sieht man prächtige Costüme, geschmackvolle Anzüge, neben andern, die recht übel gewählt, ja mitunter sehr fade erscheinen. Auch die Conversation bleibt sich im Ganzen ziemlich gleich. Geistreiche Bemerkungen wechseln ab mit den dummsten Phrasen, und das bekannte: „Maske, ich kenne dich!" ist ebenso hier wie dort, nur hier gewöhnlich in's Französische übersetzt, zu Hause.

Einen Vorzug haben übrigens die gewöhnlichen Bälle, daß sich nämlich sämmtliche Anwesende gleichförmig über das ganze Local vertheilen, wogegen hier die Säle und Zimmer, in denen sich gerade die allerhöchsten Herrschaften aufhalten, förmlich belagert sind, von einer Menschenmasse besetzt, die Kopf an Kopf steht, in der Jeder sich vordrängt, um gleich darauf wieder sanft zurückgedrückt zu werden, wo Jeder den Hals so lang als möglich emporstreckt und das süßeste Lächeln auf seinem Gesichte hervorruft, um gleich gerüstet zu sein, sobald ein gnädiger Blick herüberdringt.

Die Polonaise bewegte sich durch das ganze Appartement in einer fast endlosen Linie und hatte zuletzt den kleinen Thronsaal zu passiren, wo sich der allerhöchste Hof befand und auf diese Art alle anwesenden Masken Revue passiren ließ. Die Musik spielte ein so langsames Tempo, daß man nur so dahin zu schlendern brauchte, wodurch es auch den Herrschaften möglich war, sich jeden Einzelnen genau zu betrachten und Diesen oder Jenen mit einem gnädigen Worte zu beglücken.

Vergeblich hatte der Baron Brand den Versuch gemacht, die junge Dame, welche er führte, zu überreden, mit ihm in eins der leereren Zimmer zu treten, um, wie er sagte, die langweilige Polonaise mit süßem Geplauder zu vertauschen; — es war ihm unangenehm, ja ihm bangte ordentlich davor, durch den Thronsaal zu gehen. Auguste dagegen hätte um Vieles ihren Platz nicht verlassen. Sie hörte gern das Flüstern um sich her und vernahm es mit Stolz, wenn man sich über ihren seltsam, aber elegant costümirten Begleiter in allerlei Muthmaßungen erging. Der Baron mußte vorwärts und da es nun einmal nicht zu ändern war, so hob er den Kopf leicht empor und schritt dahin, als sei ihm Alles daran gelegen, die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich zu ziehen.

Der ganze Hof war versammelt; Ihre Majestät im geschmackvollen Costüme einer reichen Burgfrau saß da, von Ihrem ritterlichen Gefolge umgeben. Aus diesen hervor machten sich besonders vier schöne Stallmeisterinnen bemerkbar, welche sie zunächst umstanden. Eine derselben war Eugenie von S., und sobald der Baron den Saal betrat, konnte er es begreiflicher Weise nicht unterlassen, mit seinem scharfen Auge sogleich dieses reizende Mädchen aufzusuchen. Da stand sie, die prächtige, schlanke Gestalt, zunächst am Sessel Ihrer Majestät, auf dessen Lehne sie eine Hand aufgestützt hatte. Sie trug das eng anliegende dunkelblaue Reitkleid, welches ihre schönen Körperformen wunderbar hervorhob. — Weßhalb es ihn schmerzlich berührte, wußte der Baron selbst nicht, aber als er von ihrer Schulter die bekannten Achselbänder in Blau, Grün mit Silber herabflattern sah, verursachte ihm das ein widriges Gefühl. Dazu war das Gesicht des schönen Mädchens mit einer erschrecklichen Bläße bedeckt und ihre Augen geröthet, als habe sie geweint; ja zuweilen

zuckten ihre bleichen Lippen und es war, als müsse sie sich alle Gewalt anthun, um ihre Thränen zurückzuhalten. — Wo aber war der Herzog? — Richtig, dort stand er hinter ihr und hatte dieselben Farben, welche Eugenie trug, an seinem Anzuge nicht gespart. Zuweilen beugte er sich angelegentlich und auffallend zu ihr hinüber und flüsterte ihr lächelnd einige Worte zu, welche sie ja nicht unfreundlich erwiedern durfte. Doch sah das Lächeln, welches alsdann über ihr Gesicht flog, so eisig, ja unheimlich aus, daß es den Baron ordentlich davor schauderte. Er verwünschte den Dienst, den er dem Herzog geleistet und hätte sich vielleicht noch größere Vorwürfe darüber gemacht, wenn seine Gedanken heute Abend nicht mit Wichtigerem beschäftigt gewesen wären. — Warum hatte er dem Herzog dergleichen Dienste geleistet? — Um ihn seinerseits ebenfalls gebrauchen zu können und eine innige Verbindung mit ihm anzuknüpfen, die ihm später vielleicht von Nutzen sein konnte. — Und dieß *später* — o es kam vielleicht nie, denn der Baron fühlte schmerzlich, daß der Zeiger seiner Lebensuhr wahrscheinlich eine Stunde anzeigte, so spät, daß sie mit dem Schlage derselben gänzlich abgelaufen sei. Und doch — wenn es eben möglich war, sollte dem Herzog nichts geschenkt sein. Unter diesen Gedanken durchschritt er den Saal, stolz, mit hoch erhobenem Kopfe, die erstaunten Blicke zurückgebend, die sich gegen ihn richteten. Es mußte etwas Eigenthümliches in seiner Erscheinung liegen, denn wo er vorbei kam, bewegten sich flüsternd die Lippen gegen den Nachbar und selbst Eugenie erhob ihren Blick und heftete die dunkeln, schwermüthigen Augen eine Secunde lang fest auf ihn. Vor Etwas bangte übrigens dem Baron, vor dem Anblick des jungen Grafen Fohrbach, den er lieb gewonnen und der auch ihm stets mit gleicher Freundlichkeit entgegen gekommen war. Wahrhaftig, ihn reute die Geschichte mit den Achselbändern

und er hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn er sie hätte ungeschehen machen können. — Ach! wie so Vieles. — Dort stand der Graf in einem sehr geschmackvollen Anzuge von violettem Sammet mit Silberstickerei; dort stand er, und als er ihn, den Baron erblickte, schien etwas Furchtbares in seinem Herzen vorzugehen. Seine Hände ballten sich zusammen, sein Auge flammte einen Moment, dann aber spiegelte sich etwas wie Bestürzung und Schrecken in demselben. Daß diese Aufregung des jungen Mannes ihm gelte, fühlte der Baron wohl, doch war sie ihm unerklärlich, denn erstens erkannte er ihn gewiß nicht und dann konnte er ja auch keine Ahnung davon haben, daß er, der Baron Brand, bei jener Geschichte mit Eugenie und dem Herzog die Hand im Spiele habe. Daß aber Graf Fohrbach bei seinem Anblick auf's Höchste erschreckt geschienen, ja, daß sein Auge zornig gefunkelt, war nicht zu läugnen; hatte er doch deutlich dessen Bewegung gesehen, als wenn er vorstürzen wolle und hatte bemerkt, daß ihn der alte Leibarzt ironisch lachend bei dem Arm ergriff und zurückzog. Auch folgte er ihm mit den Blicken, und als der Baron schon das Ende des Thronsaals erreicht hatte und nochmals rückwärts schaute, sah er den Grafen noch immer mit vorgestrecktem Halse und starren Augen.

Die Polonaise ging nun bald darauf zu Ende, der Baron brachte seine Tänzerin nach mühsamem Umhersuchen endlich glücklich zu ihrer Mutter und wollte sich nun so schnell als möglich zurückziehen. Doch ließ ihn die Präsidentin nicht so wohlfeilen Kaufes davon; er mußte sich den Polizeirath vorstellen lassen und die kluge Frau benützte hiezu den Augenblick, als er gerade Arm in Arm mit der Tochter vor sie hintrat. Es war diese Vorstellung gewissermaßen eine Lehre für den Polizeirath, denn vor einem Jahre hatte man ihm zu verstehen gegeben, daß eine Verbindung

mit dem Hause des Präsidenten für ihn, der von sehr guter Familie war, vielleicht nicht unerreichbar sei. Er hatte aber bereits eine thörichte Liebe in seinem Herzen und zu wenig Weltklugheit, um einer künftigen Carrière selbst ein so kleines Opfer zu bringen.

Der Baron hatte übrigens nachgerade an der Comödie genug, in die er sich so leichtsinnig hinein gewagt, und blickte rings auf das Gewühl, um eine Direction zu finden, bei welcher er sich am leichtesten zurückziehen könne. Doch sagte ihm die Präsidentin: „Sehen Sie, wie ich alterirt bin, Baron. Haben Sie denn schon von der unglückseligen Geschichte mit der Baronin von W. gehört? Gerechter Gott! man hat es mir schon von mehreren Seiten gesagt und denkt, ich als Frau des Präsidenten müsse darum wissen; hatte aber keine Ahnung davon. Mein Mann spricht niemals über so Etwas. — Haben Sie es denn gewußt?"

Baron Brand zuckte mit den Achseln und entgegnete: „Ich erfuhr es ebenfalls vorhin. Das ist freilich eine traurige Geschichte. Und man weiß nichts Näheres?"

„Man sagt dieß und das; Gott! wenn nur der Präsident käme. Wer weiß, wo der Mann wieder am Spieltische sitzt. Ich sollte doch eigentlich den Leuten gegenüber etwas Genaueres wissen."

Der Polizeirath, der sich vorhin zurückgezogen, näherte sich jetzt eilig wieder und sagte: „Der Herr Herzog sucht den Herrn Polizeipräsidenten. Dort kommen Seine Durchlaucht."

Nach diesen Worten trat er mit einem tiefen Bückling zurück, um dem Herzoge Platz zu machen, der nun zu der Gruppe trat, sich vor Mutter und Tochter etwas verneigte und den ihm Fremden,

der neben der Tochter stand, von der Seite anblickte. Der Baron, der an der Präsentation von vorhin genug hatte, wandte sich an den Herzog und sagte ihm lächelnd: „Gnädigster Herr, ich erlaube mir, Ihnen einen guten Abend zu wünschen."

„Ah! die Stimme sollte ich kennen!" erwiederte der Herzog, wobei er den Andern forschend betrachtete. „Wären Sie es wirklich, Baron Brand?"

„In eigener Person; — Coeur de rose! ich muß mir wahrhaftig auf meine Vermummung etwas einbilden."

„Ich mache Ihnen mein Compliment," entgegnete Seine Durchlaucht; „suchte Sie auch schon eine gute Weile, Sie und den Herrn Polizeipräsidenten. Wissen Sie, ich kann Sie nun einmal von dem Departement nicht trennen. — Gnädige Frau," wandte er sich an die Präsidentin, „Sie müssen diesem gefährlichen Menschen den Zutritt in Ihr Haus nicht so sehr erleichtern."

Die Mutter lächelte sanft und erwiederte: „Es gibt Verhältnisse, Euer Durchlaucht, unter deren Schutz man viel gestatten kann."

„Ah! es gibt Verhältnisse!" rief lachend der Herzog. „Was Teufel! Baron, hat man Sie endlich erwischt, — Sie Heuchler und Verräther. — Fräulein Auguste, darf ich Ihnen meine Gratulation machen?"

Das Mädchen knirte und blickte sehr schüchtern zu Boden. Mama erhob ihren Kopf sehr würdevoll, wobei sie den Fächer spielen ließ, und Herr von Brand stand wie auf Nadeln.

Glücklicher Weise erinnerte sich der Herzog, weßhalb er eigentlich gekommen, und sprach zur Präsidentin: „Haben Sie keine Idee, wo ich Ihren Herrn Gemahl treffen kann? Ich muß ihn dringend sprechen."

Abermals trat der Polizeirath, und dießmal noch schüchterner,

zu der Gruppe und meldete gehorsamst, sein hoher Chef sei im runden gelben Salon und eben im Begriff eine Whistpartie zu finden.

Zum Glück flüsterte in diesem Augenblicke Auguste ihrer Mutter etwas zu, weßhalb es dem Baron möglich wurde, dem Herzog zuzuraunen: „Nehmen Sie mich mit."

„Dank Ihnen," wandte sich dieser an den Rath und sagte dann zu den Damen: „Sie werden entschuldigen, daß ich Ihnen den Baron auf einige Minuten entführe. — Kommen Sie, ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Beide entfernten sich und es gelang ihnen ohne Mühe, durch das Gedränge zu kommen, denn überall wurde dem Herzog auf das Ehrerbietigste Platz gemacht. Dieser schob seinen Arm unter den des Herrn von Brand, und als sie in eine Gallerie kamen, wo sich nur wenige Gäste ergingen, sagte er: „Baron, ich bin ungeheuer in Ihrer Schuld. Sie haben die Sache mit den Achselbändern vortrefflich arrangirt. Wenn ich nur eine Ahnung davon hätte, wie Sie das angefangen. Ich zweifelte daran und war nicht weniger überrascht als Graf Fohrbach, dessen Gesicht Sie hätten sehen sollen. Ah! das war komisch; haben Sie ihn nicht zufällig erblickt?"

„Nein," erwiederte der Andere mit großer Ruhe. „Aber ich bemerkte, daß Fräulein Eugenie sehr blaß und angegriffen aussah."

„Das ist mir recht," bemerkte der Herzog eifrig. „Glauben Sie mir, dieser Farbenwechsel kann gute Früchte tragen."

„Meinen Sie?"

„Oho! es war das auffallend genug. Der ganze Hof erkannte augenblicklich meine Farben; ich sah viele lächelnde Gesichter. Das hat sie ungeheuer compromittirt."

„Das thäte mir wahrhaftig leid."

„Teufel auch! — Bei solchem Kriege gelten alle Mittel," sprach der Herzog, und fuhr seufzend fort: „Ich bin in das Mädchen rasend verliebt, und es ist nicht blos façon de parler, wenn ich wiederholt versichere, daß ich Ihnen mit meinem ganzen Einfluß zu Gebote stehe."

„Davon hoffe ich baldigst Gebrauch zu machen," erwiederte der Baron. — „Sie suchen den Polizeipräsidenten?"

„Soll ich vielleicht bei dem für Sie sprechen?" fragte lachend Seine Durchlaucht. — „Apropos, ist denn wirklich wahr, was Madame uns vorhin sagte?"

Der Baron zuckte die Achseln und warf leicht hin: „Man kann sich nie genug in Acht nehmen. — Aber wenn ich mir eine Frage erlauben dürfte: was suchen Sie bei der Polizei, gnädigster Herr?"

„Haben Sie denn noch nicht von der scandalösen Geschichte gehört?"

„Von welcher?" fragte so unbefangen wie möglich der Baron.

„Nun, mit der Baronin W. Der ganze Hof, die Gesellschaft sind empört darüber. Ich suche den Präsidenten im Namen Ihrer Majestät."

„Sie sehen mich ganz erstaunt; ich weiß von nichts."

„Sie wissen so gut wie ich, daß der alte General beständige Differenzen mit seiner Frau hatte. — Der Währwolf! Eine so schöne, liebenswürdige Frau! Weiß der Teufel, was sie für eine Geschichte gehabt hat, denn unter uns gesagt: in dem Punkt ist es nicht ganz richtig. Genug, da ist ein Haus in der Schilderstraße, das hat sie zuweilen incognito besucht. Nun hat aber auch, weßhalb weiß ich noch nicht, die Polizei auf eben dieß Haus

ein Auge. Denken Sie, Baron, man besetzt das Haus mit dem Befehl, Alles was sich dort befände, festzuhalten und arretirt zu gleicher Zeit die unglückliche Frau, die sich zufälliger Weise in einem Zimmer des ersten Stocks befindet —"

„Man arretirt sie?" rief der Andere erschreckt.

„Das heißt, man verbietet ihr bis auf Weiteres, das Haus zu verlassen. Nun mag der Teufel wissen, weßhalb zu gleicher Zeit die alte Excellenz von der Geschichte gehört hat. Genug, der General schlägt einen unerhörten Scandal auf und bringt die Sache direct vor Seine Majestät."

„Das ist ja eine furchtbare Geschichte! — Und was soll der Polizeipräsident thun?"

„Einfach der armen Frau gestatten, daß sie das Haus verläßt."

„Und wem gehört das Haus?"

„Das wissen die Götter. Es soll sehr elegant möblirt sein. — Entre nous, die Sache hat schon ihren Hacken. Aber Sie, der hinter Alles kommt, sollten das auch ergründen. — Nicht wahr?"

„Wenn man mir den Auftrag dazu gäbe," entgegnete ruhig der Baron.

„Nun, den gibt man Ihnen mit tausend Freuden," sagte eifrig Seine Durchlaucht.

„Aber wer, gnädigster Herr?"

„Nun, meinetwegen Ihre Majestät; ich will das verantworten."

„Meinen tiefsten Respect vor Ihrer Majestät," meinte lächelnd der Baron, „aber um jetzt da was vorzunehmen, müßte man einen Befehl des Präsidenten haben, mit der Gefangenen verkehren zu dürfen."

„Den würde Ihnen der künftige Schwiegerpapa gewiß nicht abschlagen."

„Scherz bei Seite, gnädiger Herr! Da kann ich nichts machen. Aber wenn Sie im Auftrage Ihrer Majestät dem Präsidenten scharf zu Leibe gehen, so wird es Ihnen leicht, ihm einen Befehl auszupressen, der mir erlaubt, das Haus in der Schilderstraße zu besuchen."

„Und darf ich Sie ihm nennen?"

„Versteht sich von selbst; machen Sie von meinem Namen jeden beliebigen Gebrauch."

Diese Unterredung hatten beide Herren im Durchschreiten der langen Gallerie gehalten, waren aber dabei jeden Augenblick stehen geblieben und hatten jetzt das Ende derselben erreicht. In dem Moment, als sie dieselbe verlassen wollten, fast unter der Ausgangsthüre, stießen sie auf den Grafen Fohrbach, der am Arme des Herrn von Steinfeld eilig eintrat. Beim Anblick des Herzogs und des Barons trat der Graf mit einem seltsamen Ausdruck im Gesichte auf die Seite und schien einige Secunden unschlüssig, ob er näher treten oder sich entfernen soll. Augenscheinlich hatte der Graf den Herrn von Brand aufgesucht, hielt es aber bei der Anwesenheit Seiner Durchlaucht nicht für geeignet, ihn anzureden. Letzterer lächelte auf eine eigenthümliche Art und es war das ein Lächeln, welches eine tiefe Röthe auf dem Gesichte des Adjutanten hervorrief, was übrigens der Baron, der sich hastig von dem Arme des Herzogs losgemacht hatte, nicht zu bemerken schien und, wie von einer plötzlichen, sehr wichtigen Idee getrieben, auf den Herrn von Steinfeld zutrat, der aber befremdet einen halben Schritt zurückwich.

Es war diese Begegnung übrigens für alle Vier ein peinlicher Moment, welchem der Herzog dadurch entging, daß er eine

leichte Verbeugung machte und seinem Begleiter sagte: „Erwarten Sie mich in der Nähe, Baron, ich hoffe Ihnen das bewußte Papier sogleich zu überbringen."

Graf Fohrbach blickte dem Herzog nach, bis derselbe im Nebenzimmer verschwunden war. Dann wandte er sich an den Baron, der, wohl vorhersehend, was jetzt kommen würde, ruhig stehen geblieben war.

„Wir haben Sie aufgesucht, Herr von Brand," sagte der Adjutant nach einer Pause in einem Tone, dem man deutlich anhörte, daß sich der Sprecher zwang, ihn so ruhig als möglich zu halten.

„Beide Herren haben mich aufgesucht?" erwiederte der Baron auf die verbindlichste Art von der Welt. „Also führt Sie eine gemeinsame Angelegenheit zu mir. — Und es trifft sich das für mich sehr angenehm, denn ich war ebenfalls im Begriff, beide Herren aufzusuchen. — Gewiß, Graf Fohrbach: beide Herren." Die Haltung, welche der Baron bei den letzten Worten angenommen hatte, sowie die Art, wie er seine Worte betonte, waren so gänzlich verschieden von seiner sonstigen Weise, daß sie offenbar ihren Eindruck auf die Anderen nicht verfehlten.

„Es ist hier eigentlich nicht der Ort zu Erklärungen," sagte Herr von Steinfeld, „und müssen wir Sie bitten, uns in eins der leeren Nebenzimmer zu folgen."

„Auch zu dem, was ich mitzutheilen habe," erwiederte der Baron beipflichtend, „sind die Säle eigentlich nicht passend und würde ich den beiden Herren folgen, wohin es Ihnen beliebte, doch vernahmen Sie selbst den Befehl Seiner Durchlaucht, welcher mich hier an diesen Platz fesselt."

„Und die Befehle des Herrn Herzogs werden pünktlich befolgt," erwiederte Graf Fohrbach ironisch.

Doch schien der Baron das nicht verstehen zu wollen, denn er fuhr ruhig fort: „Sollten Sie es aber vorziehen, in einer spätern Stunde über mich zu verfügen, so füge ich mich, wo es immer sei, Ihren Wünschen."

„Ich würde es als eine Gefälligkeit ansehen, wenn Sie jetzt einen Augenblick für uns hätten," sagte der Graf. — „Du bist ebenfalls frei," wandte er sich an Herrn von Steinfeld, „wer weiß, wozu man später commandirt wird. Es ist hier nebenan ein kleines Kabinet, wo wir vor allen Lauschern sicher sind."

Der Baron Brand verbeugte sich und einer Handbewegung des Adjutanten folgend, die ihn nöthigte, voran zu gehen, verließ er die Gallerie und betrat das bezeichnete Kabinet. Die Andern folgten ihm.

In diesem Kabinette war man freilich vor den Lauschern sicher. Es bildete eine Ecke des Schlosses und hatte auf diese Art keine Seitenzimmer. Die Wände desselben waren mit dunkelrothen Seidentapeten bedeckt, wodurch es, nur von zwei Wachskerzen erhellt, bei dieser Farbe ziemlich dunkel war. In dem Kamine von polirtem Stahl brannte ein mächtiger Holzstoß und in kleinen Fauteuils vor demselben ließen sich der Graf sowie Herr von Steinfeld nieder, der Baron dagegen zog es vor, stehen zu bleiben und lehnte sich mit dem Rücken so gegen das Kamingesims, daß weder der Schein des Feuers in demselben, noch der der Wachskerzen auf sein Gesicht fiel. Rings umher war Alles so still, daß es der von ferne sehr gedämpft herüber dringenden Töne der Musik bedurfte, um sich zu erinnern, daß man in der unmittelbaren Nähe eines Ballfestes sei.

Es dauerte übrigens längere Zeit, ehe Einer von den Dreien das Wort ergriff. So sehr es den Grafen gedrängt, den Baron aufzufinden, den er mit Recht im Verdacht hatte, bei der Geschichte

der Achselbänder mitgewirkt zu haben, — denn er erinnerte sich wohl jenes Berichtes, den er damals im Schlosse angehört, — so versank er doch jetzt, vor den spielenden Flammen sitzend, momentan in tiefe Gedanken, aus denen ihn Herr von Steinfeld nicht weckte, da er mehr Zeuge als Selbsthandelnder war, ebensowenig der Baron, der die Arme über einander geschlagen hatte und angelegentlich die Tapete betrachtete, die jetzt fast schwarz erschien und gleich darauf, wenn die Flamme aus dem Holzstoße stärker emporloderte, wie glühend roth angestrahlt wurde. Dieser hatte so seine eigenen Gedanken, — wilde, schreckliche Gedanken, wie vor ein paar Stunden in dem Garten der Polizeidirection, nur war jetzt mehr Klarheit hinein gekommen; er wußte, was er wollte, und nachdem er noch eine kleine Weile schwer mit sich gekämpft, sah er es deutlich vor sich, das Ende seines vielbewegten, seltsamen Lebens. Er fuhr aus seinen Träumereien empor und wandte sich mit den Worten an die beiden Herren: „Sie wollten mir Mittheilungen machen? — Erlauben Sie mir, daß ich das Wort ergreife und wenn ich zu Ende bin, werden Sie wohl eingestehen, daß ich vielleicht die meisten Ihrer Fragen, ohne sie zu kennen, beantwortet." — — — —

Achtzigstes Kapitel.

Gnade und Ungnade.

Der Chef des Polizeidepartements — er war wie die meisten alten Herrn, in schwarzem Frack, über dessen Rücken etwas wie eine schwarzseidene Schürze flatterte, einen Domino vorstellend, — bedauerte unendlich, daß die berühmte Geschichte mit der Diebsbande nicht schon ein paar Monate eclatirt wäre wegen der sehr leeren linken Seite seines Frackes im traurigen Gegensatz zu den andern Departementschefs, die bei den großen Gelegenheiten wie ein wandelndes Stück Firmament aussahen. Er war sich aber seiner Wichtigkeit, namentlich im gegenwärtigen Augenblicke, vollkommen bewußt, und seine Nase, nachdem er sie gehätschelt und sanft geklopft, erhielt die Freiheit, hoch über Veränderlich auf schön Wetter zu steigen, um als getreuer Barometer dem Publikum anzuzeigen, daß ihr Herr außerordentlich mit sich zufrieden sei.

So war er durch die Zimmer stolzirt, und wenn es auch sonst nicht gerade zu seinen Gewohnheiten gehörte, sich vorzudrängen, so that er doch heute Abend etwas dergleichen und wan-

delte zu dem Zweck den innern Appartements zu, wo der allerhöchste Hof seinen kleinen Cercle hielt, unter einander plauderte oder mit Vertrauten sprach. Man mochte hier im Allgemeinen den Präsidenten wohl leiden. Die Herren schätzten ihn, weil selbst der geordnetste Mann wohl einmal in den Fall kommen konnte, von seiner mächtigen Hülfe Gebrauch machen zu müssen, und die Damen, weil er ein kleines Original war, pikante Geschichten zu erzählen wußte und während des Winters ein paar recht hübsche Bälle gab.

Der Hof war gruppirt, wie es sich von selbst versteht, die glänzenden Sonnen waren von den leuchtenden Planeten umgeben, diese wieder umtanzt von den Monden, denen sie ihr Licht verliehen, und umringt von dem zahllosen Heer des gemeinen Gestirnes. Zuweilen schoß auch ein Komet durch den strahlenden Kranz in Gestalt eines bescheidenen Assessors oder unternehmenden Lieutenants, ein schüchterner Komet, der nun aus Alteration, sich in den höchsten Cirkel verirrt zu haben, ohne sich aufzuhalten bis an's Ende sämmtlicher Säle sauste und sich erst da, wo ihn Niemand mehr bemerkte, erschreckt umwandte.

Der Präsident betrat diesen Salon, gewiß nicht in der Absicht dort zu bleiben, sondern nur um hier durch in den gelben Saal zu einer Partie Whist zu gelangen. Er hätte freilich auch noch einen andern Weg dorthin nehmen können, aber die kleinen Strahlen höchster Gunst, die bei solchen Gelegenheiten selten verfehlten, ihn zu beglücken, thaten seinem alten Herzen so wohl. Die Frau Herzogin besonders war ihm ziemlich gewogen und ermangelte nie, einen huldreichen Spaß mit ihm zu machen; ja, Ihre Majestät hatten, am Whisttische sitzend, schon die außerordentliche Gnade gehabt, ihm einen Blick in Höchstihre Karten zu gestatten,

und selbst Seine Majestät bemerkten Seinen Chef der Polizei nicht ungern und hatten immer etwas Angenehmes für ihn in Bereitschaft, war es nun ein spaßhaftes Wort oder eine huldreiche Handbewegung. Der Präsident verließ den allerhöchsten Kreis nie, ohne solchergestalt reichlich bedacht worden zu sein.

So empfänglich für alles Gute betrat er auch heute diesen Saal und zufällig durch eine Thüre, welche ihn vis à vis Ihrer Majestät brachte, die ihn einen Augenblick fixirten, die Augen zusammen zogen, und sich dann, ohne die tiefe Verbeugung des Chefs der Polizei zu bemerken, nach der andern Seite wandten, wobei ihre Majestät zu der Frau Herzogin sagten, daß sich die neue blaue Seidentapete doch vortrefflich ausnähme. Der Präsident, etwas erstaunt, tänzelte zierlich bei den Herrschaften vorbei, und als er in den Gesichtskreis der Frau Herzogin trat, brachte er auch hier pflichtmäßig seine Verbeugung gegen Hochdieselbe an. Diese wandte sich nun gerade nicht herum, doch dankte sie mit einer Neigung des Kopfes so kalt, so steif und förmlich, daß der Präsident unwillkührlich hinter sich schielte, ob sich dort nicht zufällig ein neu erschaffener Kammerherr zeige oder die Frau eines alten Beamten von sehr jungem Adel, denen dieser Gruß gegolten. — Aber hinter ihm war nichts als ein großer Spiegel, der seine eigene Gestalt und sein bestürztes Gesicht wie neckend zurückwarf.

Daß der Präsident nicht falsch gesehen, bemerkte er als Mann, der den Hof kennt, an den Gesichtern der Cavaliere, durch welche er hindurch schritt, und von denen die meisten sonst für ihn voll Aufmerksamkeiten waren. Heute erging es ihm wie dem Herrn von Dankwart, denn wenn er rechts und links seine Hände ausgestreckt hätte, wäre Niemand da gewesen, um sie zu ergreifen und zu schütteln. Wo er selbst ein freundliches Wort sprach, da wich man augenscheinlich zurück und hatte nur ein verlegenes

Grinsen statt aller Antwort. Die Nase des Präsidenten sank auf Veränderlich herab; er spürte schlechtes Wetter, und an dem Benehmen der Excellenzen in dem gelben Salon, die ihn sonst gerne zu ihrer Spielpartie zogen, fand er seine Vermuthungen bestätigt. Alle Tische waren bereits besetzt, und wo sich allenfalls noch ein Platz zeigte, da wurde fast Angesichts des Präsidenten ein Nebenstehender gepreßt, um den leeren Platz einzunehmen.

Es ist wundersam, wie in der Welt oft des Einen Schaden dem Andern zum Nutzen wird. So ging es bei der eben erwähnten Veranlassung — dem Pressen eines Mitspielers nämlich — dem Herrn von Dankwart. Vergeblich hatte Dieser längere Zeit in dem Dunstkreis der höchsten Herrschaften herumgeschwänzelt, — es wollte keines, selbst nicht einmal eines der Gestirne dritten Ranges, eine Anziehungskraft auf ihn ausüben. Seine gefälligsten und geistreichsten Bemerkungen waren nur für den leeren Raum gesprochen, und als ihm endlich sogar eine etwas kecke Annäherung an die Frau Herzogin ein pikantes Wort eingetragen hatte, sah er sich veranlaßt, den Kreis der Sonnen und Planeten zu verlassen und als unglückliche Sternschnuppe in's Nebenzimmer abzublitzen. Zum Glück für ihn fiel er hier an den Tisch Seiner Excellenz des Oberststallmeisters, der mit dem Hoftheater-Intendanten auf den dritten Mann wartete, und nun beim Anblick des Präsidenten in der Noth zum Herrn von Dankwart griff, als kluger Mann denkend, daß man immer unter zwei Uebeln das kleinste wählen müsse.

Der Präsident wußte nicht, was er von allem dem zu halten habe; er schien seine Nase befragen zu wollen, indem er sie faßte und tief herabzog, aber diese blieb stumm und antwortete nur durch ein stilles Seufzen. Er wandelte nach und nach bei

sämmtlichen Spieltischen vorbei, bald hier bald dort eine Bemerkung in das Gespräch werfend, doch waren die Antworten, die er erhielt, ebenfalls kalt und förmlich, ja Mancher schaute sich um, ob wohl Jemand bemerke, daß der arme Präsident neben ihm stehe. So kam er auch an die andere Thüre des gelben Salons, wo er mit dem Herzog Alfred, der ihm hastig entgegen kam, zusammentraf. — „Ah!" rief Dieser mit lauter Stimme, „Sie habe ich lange gesucht."

Dem Chef der Polizei war es bei diesen Worten zu Muth, als ginge ihm in finsterer Nacht ein Stern auf. „Gott sei Dank!" seufzte er in sich hinein, „endlich doch einmal ein Wesen, das menschlich denkt. Unter Larven die einzige fühlende Brust." Das Aussehen des Herzogs war leutselig und freundlich wie immer, und dazu sprach er mit so hörbarer Stimme, daß fast sämmtliche Spielende ihre Köpfe herumdrehten.

„Haben Sie einen Augenblick für mich übrig," fuhr Seine Durchlaucht fort, „so wäre es mir angenehm, wenn Eure Excellenz einen Gang mit mir durch die Zimmer machten."

Auf's Höchste geschmeichelt verbeugte sich der Präsident, und Beide traten in das anstoßende Gemach.

„Aber Präsident," sagte der Herzog, als sie allein waren, „was machen Sie um Gotteswillen für Geschichten!"

„Daß man mich im Verdacht hat, als mache ich seltsame Geschichten, habe ich schon bemerkt," entgegnete der Chef der Polizei in kläglichem Tone. „Aber ich kann Euer Durchlaucht versichern, daß ich so wenig weiß, wessen man mich beschuldigt, als wenn ich ein neugeborenes Kind wäre."

„Der Teufel auch! Da haben Sie ein schlechtes Gedächtniß oder sind wirklich wie ein unschuldiges Kind. Meinen Sie, es könnte Ihrer Majestät und der Frau Herzogin gleichgültig sein,

wenn Sie so mir nichts dir nichts einer Dame Hausarrest geben, die mit den Herrschaften so häufig en petit comité war?"

„Ah!" machte verblüfft der Präsident, denn ihm flammte ein kolossales Licht auf. Doch sagte er schüchtern: „Ich kann Euer Durchlaucht versichern, daß ich vorher Rücksprache mit dem Gemahl dieser Dame genommen."

„In dessen Falle Sie gegangen sind!" sprach ungeduldig der Herzog. „Kennen Sie den alten Fuchs so wenig? Er hat einen Scandal herbeigesucht, um sich mit Anstand von seiner Frau trennen zu können; er gab Ihnen freilich seine Zustimmung, aber eine Viertelstunde nachher verklagte er Sie bei Seiner Majestät als — roh und gewaltthätig."

„Welche Immoralität! — Und bei Seiner Majestät sagen Sie?"

„Bei Seiner Majestät, und Dieselben sollen sich geäußert haben, das sei ein Act der Rücksichtslosigkeit, wie ihm selten etwas Aehnliches vorgekommen."

„Ich bin verloren," sprach der Präsident mit schmerzlicher Stimme und schielte unter seiner Nase hinweg, die betrübt herabgesunken war auf den so leeren Fleck an der linken Seite seines Frackes.

„Aber was dachten Sie eigentlich bei der Geschichte? Es heißt, Sie seien einer Spitzbubenbande auf der Spur; aber ich bitte, wie können Sie dergleichen mit jener armen Frau zusammen bringen. Ah! Präsident, ich kenne Sie gar nicht mehr."

„Gott soll mich bewahren, daß ich die Baronin verdächtigen wollte. Aber das Haus ist verdächtig, und da man sie da fand, war man quasi genöthigt, sie festzuhalten."

„Ich habe Sie nie als einen so furchtbaren Wütherich gekannt."

„Und dann kann ich auch Euer Durchlaucht versichern, daß der alte General die Verhaftung nicht nur gut geheißen, sondern auch seine Frau im höchsten Grade mir verdächtigt hat."

„Hol' ihn der Teufel! Aber wie gesagt, Präsident, wir müssen einlenken. Wissen Sie, man wird von Oben herab nie befehlend in Ihre Geschäfte eingreifen, aber man erwartet dagegen, daß Sie etwas thun, um allerhöchste Wünsche, deren Ueberbringer ich bin, zu erfüllen."

Der Präsident überlegte zaudernd.

„Ich möchte um Alles in der Welt nicht melden, daß sich Euer Excellenz lange bedacht," sprach ernst der Herzog. „Und thun Sie gleich, was Sie thun wollen: ich möchte gern so bald wie möglich anzeigen, daß Alles in Ordnung sei."

„Daß ich den Arrest aufgehoben, der auf den Bewohnern jenes Hauses liegt?"

„Natürlich vor allen Dingen, daß Sie die Baronin freigegeben. Mit dem andern Volke können Sie machen, was Sie wollen."

Der Präsident schüttelte leicht den Kopf und erwiederte: „So wie Euer Durchlaucht meinen geht das nicht. Vielleicht kennen Sie das große Wort: Gleichheit vor dem Gesetze. Ich muß entweder Alle behalten oder Alle freigeben, und in letzterem Falle erklären, die Polizei habe sich geirrt. — Das wäre schrecklich."

„So thun Sie einmal das Schreckliche; für die unglückliche Frau wird es auch besser sein, wenn man sagen kann, es sei ein Irrthum vorgefallen. — Ah! dieß schöne Weib!" setzte er leise mit einem Seufzer hinzu, „wie wurde sie zu solch' unvorsichtigen Geschichten getrieben! Ich wollte nur, ich hätte mich ihrer angenommen."

Der Präsident hatte mit sich selbst gekämpft, endlich aber

rief er aus: „In Gottes Namen! Wenn ich nur einen meiner Räthe im Gewühl finde, den ich hinschicken kann."

„Das bedarf's gar nicht," sagte freudig der Herzog. „Geben Sie mir zwei Zeilen, der Baron Brand hat sich angeboten, die Sache heute Abend noch zu arrangiren. Kommen Sie, da ist Papier und Feder."

Mit einem unterdrückten Seufzer setzte der Präsident einige Zeilen auf, unterschrieb und hielt sie dem Herzog hin. Ehe er sich aber das Papier aus seiner Hand nehmen ließ, sagte er: „Bevor der Baron Brand, der mir, natürlich in einem andern Costüm, als Unterhändler ganz recht ist, die Geschichte besorgt, möchte ich demselben noch ein paar Instructionen geben."

„Aber, Präsident, keine Contre-Ordre!" meinte der Herzog lachend.

„Wo denken Sie hin?" erwiederte der Präsident, und fuhr nach einer kleinen Pause, während welcher er das Papier in der Hand auf und ab bewegte, fort: „Ein Dienst ist des andern werth, Euer Durchlaucht. Hier haben Sie den Befehl, aber dafür führen Sie mich durch das gelbe Spielzimmer und den Salon, wo die Herrschaften sind, in freundlichem Gespräch."

„Arm in Arm mit dir!" sagte laut lachend der Herzog, indem er das Papier nahm, „so fordre ich mein Jahrhundert in die Schranken."

Und dann gingen die Beiden dahin, wirklich Arm in Arm, bei den erstaunten Spielern vorbei, in den kleinen Salon, wo die Frau Herzogin, ihrem Sohne freundlich zunickend, meinte: es freue sie recht besonders, endlich auch den Polizeipräsidenten zu sehen. Ihre Majestät saß am Spieltische und ließen in diesem Augenblick eine Karte fallen, welche der Chef der Polizei aufzuheben das Glück hatte, und sich dann berauscht in den gelben Saal

zurückzog, wo ihm alsbald mehrere Stroh- oder todte Männer angeboten wurden.

— — — — — — — — — — — — — — —

In dem rothen Kabinet hatte unterdessen der Baron von Brand, unbeweglich an dem Kamingesims lehnend, seinen beiden Zuhörern eine furchtbare Geschichte erzählt, — die Geschichte seines Lebens. Er hatte dabei nichts verschwiegen, nichts beschönigt, er hatte sich selbst gezeichnet mit seinen schönen und herrlichen Eigenschaften, mit seinen Fehlern und Lastern. Herr von Steinfeld, der vor dem Feuer saß, hatte seine Arme auf die Knie gestützt und ließ das Gesicht in beiden Händen ruhen.

„Jetzt wissen Sie Alles," schloß Herr von Brand. Und nach einem tiefen Seufzer, der seiner Brust entstieg, fuhr er sich mit der Rechten über das Gesicht.

Graf Fohrbach hatte sich während dessen langsam erhoben, war dem Erzähler näher getreten, hatte in tiefer Bewegung seine beiden Hände erfaßt und schüttelte sie herzlich.

„Es ist mir um Vieles leichter," fuhr Dieser fort, „da es mir vergönnt war, die Geschichte meines Lebens in die Herzen zweier Ehrenmänner niederzulegen, die nun gewiß Manches klar sehen werden und Manches gelinder beurtheilen. Jetzt habe ich nur noch die Bitte, meine Lage in's Auge zu fassen, sie ernstlich und prüfend von allen Seiten zu beschauen und mir Ihre Meinung zu sagen."

„Schrecklich! schrecklich!" murmelte Herr von Steinfeld.

„Daß meines Bleibens hier nicht sein kann, versteht sich von selbst. Mich hält ja auch nichts zurück, als das Schicksal meiner armen, unglücklichen Schwester, das, wie ich hoffe, in gute Hände gelegt sein wird."

Hugo von Steinfeld schaute einen Augenblick in die Höhe,

nickte stumm mit dem Kopfe und versank dann wieder in seine Träumereien.

„Was meine andern Verbindungen anbelangt, so sind dieselben theilweise schon gelöst. Für Einige von Denen, die mir anhänglich waren, habe ich bereits gesorgt; für die Uebrigen werde ich es noch thun. Dann — bin ich fertig mit der Welt."

„Ah! Sie wollen doch nicht —?" rief der Graf erschreckt aus.

„Dem natürlichen Lauf der Dinge vorgreifen?" versetzte lächelnd der Baron. „O gewiß nicht; das würde ja einen Schatten auf meinen Namen werfen und den theuren Freunden, die ich hier zurücklasse, unangenehm sein. — O nein, denken Sie das nicht; ich will nur ein wenig der Lenker meines eigenen Schicksals sein, und wenn mich dasselbe zwingt, diese Welt zu verlassen, so wird es auf die alleranständigste und unbefangenste Weise geschehen."

„Baron, Sie sprechen in Räthseln."

„Die Ihnen baldigst klar werden sollen, das verspreche ich Ihnen. Doch keine vorzeitige Trauer, Herr von Steinfeld, nicht dieß erschreckte Auge, Graf Fohrbach; denken Sie, es habe Ihnen Jemand ein, vielleicht nicht uninteressantes Kapitel eines Romanes vorgelesen. Grübeln Sie nicht weiter darüber nach, schlagen Sie für heute das Buch zu; Sie sollen in einiger Zeit den Schluß des Romans erfahren und er wird Sie nicht unbefriedigt lassen. — — — — Aber, coeur de rose!" fuhr er nach einer Pause, nachdem er auf die Uhr gesehen, in dem uns bekannten leichten und gezierten Tone fort, „wir haben hier fast eine Stunde verplaudert und ich glaube, es ist unsere Pflicht, uns jetzt wieder dem Balle zu widmen." Damit trat er von dem Kamine weg, dehnte sich ein wenig und wollte in den Saal zurück.

„Noch Eins!“ bat Graf Fohrbach, ihn zurückhaltend. „Wäre es von mir indiscret, zu fragen, ob Sie bei der Geschichte mit den Achselbändern die Hand im Spiele gehabt? — O, wenn es Ihnen möglich ist, so sagen Sie es mir; mein ganzes Lebensglück hängt daran.“

„Seien Sie unbesorgt,“ erwiederte lächelnd der Baron, „noch eine Stunde vor dem Balle waren die Achselbänder weiß, und ich möchte Zehn gegen Eins wetten, daß sie wieder so erscheinen, ehe der Ball zu Ende geht.“

„Darnach will ich schauen!“ rief entzückt der junge Mann, drückte dem Andern die Hand und eilte davon.

In diesem Augenblicke trat der Herzog von der entgegengesetzten Seite in die Gallerie und als er den Bekannten erschaute, zeigte er ihm schon von Weitem ein Papier. Näher kommend sagte er: „Das hat einige Mühe gekostet, aber es ist ganz so, wie wir es gewollt. Sie können heute noch davon Gebrauch machen. — Aber was geschieht nachher mit der armen Frau? Sie wird nicht in das Haus ihres Gemahls zurückkehren wollen. Was meinen Sie: soll ich sie unter meinen Schutz nehmen?“

„Mir wäre der von der Frau Herzogin schon lieber,“ versetzte lächelnd der Baron. „Wollen sich Euer Durchlaucht erinnern, daß es mir gelang, Ihnen einige kleine Dienste zu leisten und daß Sie versprachen, mir Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen.“

„Allerdings und ich nehme mein Wort nicht zurück.“

„Nun wohlan, Sie haben die beste Gelegenheit dazu. Wenden Sie Ihren Einfluß dazu an, der Baronin von W. ein anständiges Asyl zu verschaffen — bei der Frau Herzogin, am liebsten aber bei Ihrer Majestät selbst.“

„Das wird schwer angehen, bester Baron.“

„Aber es wird doch gehen, Durchlaucht,“ erwiederte der

Andere bestimmt. „Sehen Sie, ich gebe Ihnen Ihre Antworten von früher zurück, und wenn Sie so sprachen, so that ich mein Uebermögliches und die Sache ging."

„Ja, das wissen wir," versetzte lachend der Herzog. „Und ich will denn gerade so thun, auf die Gefahr hin, meinen guten Ruf zu verlieren."

„Ihr herzogliches Wort darauf, Durchlaucht?"

„Mein Wort. — Und gleich will ich die Sache in's Werk zu setzen versuchen; man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist." Damit eilte er nach dem Tanzsaale zurück.

Der Andere trat wieder in das rothe Kabinet, wo Hugo von Steinfeld noch immer zusammengekauert vor dem Kaminfeuer saß. Der Baron berührte leise seine Schulter und als er in die Höhe fuhr, zeigte ihm derselbe das erhaltene Papier und sagte mit sanfter Stimme: „Dieß hier gibt mir das Recht, der Frau von W. noch heute Abend ihre Freiheit anzukündigen."

„Und dann?" fragte der Andere, wobei ein lebhafter Blitz seinen Augen entfuhr.

„Dann wird Ihre Majestät der Unglücklichen ein Asyl bei sich vergönnen, bis —"

„Ah! Baron, ich zittere!" rief Herr von Steinfeld. — „Bis —"

„Bis ihre Scheidung ausgesprochen ist, was nicht lange dauern kann, da beide Parteien vollkommen einverstanden sind und ihre Wünsche von Oben herab gewiß protegirt werden. — Und dann —" setzte der Baron mit einem eigenthümlichen Blick hinzu —

„Dann können wir Alle, Alle vielleicht noch glücklich werden," rief stürmisch der junge Mann. „O meine Elise, o mein armes, kleines Kind!"

Die Augen des Barons funkelten auf eine sonderbare Art als der Andere so sprach; er drückte ihm die Hand und sagte: „Wenn es Ihnen recht ist, so begleiten Sie mich nachher."

„Ah! wie danke ich Ihnen, Baron. Gehen wir sogleich."

„In einer Viertelstunde," erwiederte der Baron mit ruhigem Tone. „Kommen Sie, ich muß vorher noch einen nothwendigen Gang durch die Appartements machen."

Im großen Saal war unterdessen beharrlich getanzt, im kleinen Salon anhaltend geplaudert, und im gelben Zimmer ziemlich stark gespielt worden. Herr von Dankwart, der wie wir wissen so glücklich gewesen war, zum Spiel der beiden Excellenzen gezogen zu werden, hatte sich dort behauptet, und würde diesen Platz, so nah bei den fürstlichen Personen, um Alles in der Welt nicht verlassen haben. Doch spielte er dabei ziemlich zerstreut, was ihm schon hie und da eine kleine Rüge eingetragen hatte.

„Das ist zu stark!" rief jetzt der Hofmarschall mit einem zornigen Blick auf den kleinen Mann; „Sie sind wirklich über alle Maßen zerstreut, da haben Sie wahrhaftig meinen Buben gestochen."

„Allerdings," fügte lächelnd der Oberststallmeister, der mit dem Blinden spielte, bei. „Herr von Dankwart ist in der That mit seinen Gedanken anderswo. — Was beschäftigt denn so Ihren Geist?"

„Er wird in Gedanken bei den vortrefflichen Abbildungen sein, die ein berühmter Künstler von ihm gemacht," sagte plötzlich eine klangvolle Stimme hinter den Schultern des kleinen Herrn.

Worauf Dieser rasch herumfuhr und mit zornigem Blicke einen Mann hinter sich stehen sah, der ein einfaches, aber auf-

fallendes Costüm trug, und obgleich nicht maskirt, ihm doch unbekannt war.

Der Fremde lächelte, als er diese Worte gesprochen hatte, dann stützte er die Rechte an die Seite und die Linke auf den weißen Griff eines Tscherkessendolches, den er am Gürtel trug.

„Hm! hm!“ machte der Hofmarschall ein klein wenig verlegen; und Seine Excellenz der Oberststallmeister biß sich mit einem halb unterdrückten Lächeln auf die Lippen.

„Ein Maskenscherz,“ sagte nun Herr von Dankwart mit einem sehr erkünstelten Lachen.

„Durchaus kein Maskenscherz,“ fuhr der Fremde fort. „Es sind in Wahrheit sechs Portraits, jedes so sprechend ähnlich, wie ich nie etwas gesehen.“

„Also Sie haben sie gesehen?“ fragte lauernd der kleine Mann.

„Es kann sie Jedermann sehen, der den Eigenthümer besucht.“

„Und wer ist dieser Eigenthümer?“ rief Herr von Dankwart mehr und mehr aufgeregt.

„Ich habe keine Ursache das zu verschweigen,“ entgegnete der Andere ruhig. „Baron von Brand macht kein Geheimniß daraus, diese sechs werthvollen Abbildungen zu besitzen.“

„Aber was ist denn das mit den sechs Abbildungen?“ fragte boshafter Weise der Hofmarschall.

„Eine Schändlichkeit! eine Niederträchtigkeit!“ brauste endlich Herr von Dankwart auf, „die man höheren Orts nicht ungeahndet lassen wird. Wissen Sie, meine Herren, ein elender Maler, ein Sudler, den ich mit mehreren schlechten Bildern abzuweisen für nothwendig hielt, hat sich nun dafür gerächt, daß er niederträchtige Carrikaturen auf mich gemacht. Nun, ich theile

dieß Loos mit den bedeutendsten Männern aller Zeitalter, bin auch nicht kleindenkend genug, jenen unbedeutenden Pfuscher dafür zu fassen. Aber mit dem Herrn von Brand, der sich, wie ich schon seit einigen Tagen gehört, ein boshaftes Vergnügen daraus macht, die schlechten Blätter bald Diesem, bald Jenem zu zeigen, werde ich ein ernstes Wort reden."

„Darauf ist Herr von Brand gefaßt und sehr begierig, dieß ernste Wort zu vernehmen."

Der kleine Mann maß den ihm zur Seite Stehenden, der übrigens in sehr ruhigem Tone sprach, von Oben bis Unten, und sagte dann nach einer Weile: „Und wer sind Sie, der sich hier unberufen eindringt?"

„Nicht unberufener als mancher Andere," erwiederte der Fremde. „Uebrigens bin ich einer Ihrer Verehrer, Herr von Dankwart. Ich staune Sie an, denn Sie haben Großes geleistet."

Der Angeredete beantwortete dieses zweifelhafte Compliment mit verächtlicher Miene und einem Achselzucken.

„Ja, Sie haben Großes gethan; Sie haben es in der kurzen Zeit Ihres Hierseins verstanden, sich durch Ihr anmaßendes Betragen, durch Ihren unergründlichen Hochmuth, durch Ihre beispiellose Grobheit bei Hoch und Niedrig verhaßt zu machen. Und das ist keine Kleinigkeit bei der allgemeinen Liebe und Achtung, welche Ihre Herrin genießt, von deren Glanze, wenn auch unverdienter Weise, etwas auf Sie überging."

Obgleich diese Worte mit großem Ausdruck gesprochen wurden, so hatte der Fremde seine Stimme doch dabei gedämpft, so daß sie nur von den Mitspielenden verstanden wurde. Doch sprang Herr von Dankwart bleich vor Zorn von seinem Stuhle auf, und sagte mit zitternder Stimme: „Ihren Namen, Herr, ich muß Ihren Namen wissen! Danken Sie es diesem Orte, daß ich nicht

anders mit Ihnen verfahre. Aber wenn Ihre Unverschämtheit nicht von Feigheit begleitet ist, so werden Sie mir Ihren Namen sagen."

„Coeur de rose!" lachte nun plötzlich der Fremde mit ganz anderer Stimme, „Sie und ich haben meinen Namen vorhin schon ausgesprochen, und der Baron von Brand wird Ihnen gern den Gefallen thun, ihn nochmals vor diesen beiden Herren zu nennen."

Die Excellenzen hoben erstaunt die Augen empor, und wenn sie auch die Stimme des Barons erkannten, und deßhalb wußten, daß er es sei, war es ihnen doch nicht möglich, auch nur einen Zug des ihnen wohlbekannten Gesichtes zu entdecken.

„Eine vortreffliche Maske!" rief der Oberststallmeister.

Und der Hofmarschall setzte argwöhnisch hinzu: „Ja, recht vortrefflich; Herr von Brand versteht das meisterhaft, zweierlei Gesichter zu zeigen."

Herr von Dankwart that einen tiefen Athemzug, dann sagte er: „Ah! also Herr Baron von Brand. — Nun gut, — das Uebrige wird sich finden." Darauf setzte er sich wieder zur Spielpartie nieder, doch zitterten die Karten auffallend in seiner Hand.

Der Baron zog sich lächelnd zurück, als er aber das Zimmer verlassen hatte, wurden seine Züge furchtbar ernst und er murmelte: „Das wäre in Ordnung! Eine gräßlichere Strafe kann sich Niemand selbst vorschreiben."

Graf Fohrbach hatte unterdessen nach den bewußten Achselschnüren gespäht und — o Wonne! — wie der Baron vorhergesagt, flatterten jetzt weiße von den Schultern des schönen Mädchens herab. Eugenie hatte den ersten freien Augenblick benützt, um die verhaßten Farben von sich zu werfen. Wie glänzten die Blicke des jungen Mannes, und wie verschwand bei diesen Blicken

die Bläſſe von ihren Wangen. Und da er als geſchickter Offizier natürlicher Weiſe gut zu manövriren wußte, ſo gelang es ihm, die junge Stallmeiſterin von dem übrigen Gefolge abzuſchneiden und ſie in einem halbdunkeln Durchgange zu treffen, wo er es wagen durfte, ihr feierlich die Hand zu küſſen. Eugenie aber flüſterte ihm mit einem leichten Erröthen zu: „Meine Schleifen haben das größte Recht, weiß zu ſein; denn ich hoffe, daß unſer Leben nun klar vor uns liegt. Mit der Frau Herzogin ſprach ich vor dem Balle, ſie hat nichts gegen unſere Verbindung einzuwenden.“

„Alſo biſt du mein!“ jauchzte der überglückliche Adjutant. Und wenn nicht in dieſem Augenblicke ein dicker Hoffourier, gefolgt von mehreren Lakaien, an dem Durchgange erſchienen wäre, ſo hätte er das erſchreckte Mädchen in ſeine Arme gedrückt.

Ehe der Baron von Brand den Saal verließ, zeigte er ſich nochmals bei der Präſidentin und ihrer Tochter, und nahm die zärtlichen Vorwürfe, die er hier erhielt, ruhig in Empfang; doch beſänftigte er die Damen dadurch, daß er ſich noch ein paarmal rechts und links präſentiren ließ; obgleich er aber jede Gratulation nur mit einer Verbeugung erwiederte, ſo war für Alle ſein Verhältniß zur Tochter des Präſidenten doch eine ausgemachte Sache, und der Baron von Brand wurde förmlich als Bräutigam betrachtet.

Einundachtzigstes Kapitel.

Gesellschaftliches.

Wieder einmal war es Nachmittags zwei Uhr längst vorüber und wieder einmal stand das Kaffeegeschirr auf dem Tisch, an dem die Commerzienräthin saß, gänzlich unberührt. Wenn dieß vorkam, so konnte man es als ein untrügliches Zeichen ansehen, daß irgend eine Störung vorgefallen war. Aus den leblosen Gegenständen des Hauses ließ sich auf diese Art eher etwas errathen, als aus der lebenden Hauptperson, — der Commerzienräthin selbst. Denn diese saß in ihrer Sophaecke starr und aufrecht wie immer, mit unbeweglichen Gesichtszügen und für jeden Uneingeweihten war durchaus keine Aufregung, von welcher Art auch immer, an ihr zu merken. Wer sie aber genauer kannte, der sah wohl, daß sie die Augen häufig schloß und öffnete, auch abwechselnd mit ihrem gewöhnlichen Husten zuweilen heftig schluckte. Mit der rechten Hand hielt sie, wie sie immer zu thun pflegte, ihr Schnupftuch, die linke bedeckte einige Papiere, die vor ihr auf dem Tische lagen.

Marianne stand am Fenster, den Kopf gesenkt, die Hände gefalten und ihre Blicke waren auf den Boden geheftet. Der Commerzienrath zeigte im Gegensatz zu den Damen mehr Leben. Er hatte die Hände unter seine Frackschöße gesteckt und brachte die rechte gelegentlich vor, um mit derselben in der Luft umher zu fahren, seine Reden bekräftigend und begleitend. Ueberhaupt sprach er heute energischer als sonst, hütete sich aber wohlweislich, dabei seine Frau anzusehen, denn er wußte wohl, daß ihn einer jener scharfen Blicke aus den grauen Augen leicht aus der Fassung zu bringen im Stande war; er wandte sich daher auch nur an Marianne, selbst wenn er etwas sagte, was nur an die Commerzienräthin gerichtet sein konnte.

„Summa Summarum denn," sprach er mit großer Entschiedenheit, „versteht ihr die Sachen nicht und könnt euch nicht denken, wie lähmend es für alle Geschäfte ist, eine Hand entbehren zu müssen und einen Kopf, der schon seit Jahren Alles überwachte, und, wenn auch allerdings unter meiner Leitung, fast das Ganze besorgte. Glaubt mir nur, ein solcher Theilnehmer eines Geschäfts, wie Alfons, war wie ein Generalhauptbuch, man brauchte nur irgendwo anzuklopfen und man hatte augenblicklich die Antwort. — Das fehlt mir," fuhr er achselzuckend fort; „ich werde auch alt, kann mich an Manches nicht mehr erinnern, weßhalb Vieles nur so so besorgt wird, mit Einem Wort, darunter leidet der Credit des Hauses."

Die Räthin warf ihrem Mann einen bedeutsam fragenden Blick zu, da er ihn aber nicht sah, so hustete sie auffallend, was er verstand und deßhalb augenblicklich hinzu setzte:

„Natürlicher Weise meine ich blos den Credit, den die Geschäftsführung bedingt, das pünktliche und augenblickliche Besorgen aller Aufträge, welches sonst bei uns Mode war und

worein wir unsern Stolz setzten. — — Mögt ihr es nehmen, wie ihr es wollt: ich habe schon zweimal an Alfons geschrieben und ihn ersucht, zurück zu kommen. — Ah! man vernachläßigt eine immense Firma wie die unsrige nicht wegen so Bagatellen."

Die Räthin trommelte leise auf dem Papiere unter ihrer Hand und Marianne fragte schmerzlich: „Bagatellen, Papa? Das sind aber doch eigentlich keine Bagatellen."

„Nun, nun, ich meine in geschäftlicher Beziehung," verbesserte sich der alte Herr, „habe ich da Unrecht? Was Teufel genirt es die großen Banken, ob mein Schwiegersohn einmal einen dummen Streich der Art gemacht hat. — Nicht so viel." Dabei hatte er den Muth, über seine Handfläche zu blasen. „Und meine Wechsel sind gesucht wie keine andern."

Jetzt endlich sprach die Räthin; zuvor aber hustete sie leicht, dann sagte sie: „Was dein geschäftliches Leben anbelangt, so magst du vielleicht Recht haben, in unser gesellschaftliches dagegen hat diese Geschichte einen schweren Riß gethan. Und das kommt daher, weil unser Haus von jeher voranleuchtend war, was Sitte und Anstand anbelangt, eine glatte, glänzende, polirte Fläche, und deßhalb sieht man auch auf ihr jetzt jedes Stäubchen."

„Und dieser Riß in gesellschaftlicher Beziehung," lachte krampfhaft der alte Herr, „macht dich so bodenlos unglücklich? Es könnte zum Lachen sein, wenn es nicht zum Weinen wäre, — einer Gesellschaft, die, um mich deines Bildes zu bedienen, auf der glatten, polirten Fläche das geringste Stäubchen entdeckt und nun sich Mühe gibt, dieselbe mit dem Essig der bösen Reden und dem Scheidewasser der Verläumdung total mit Rost zu überziehen. — Und hat man das nicht gethan?" fuhr er hitziger fort. „Ist man bei dem stehen geblieben, was man leider Gottes von den unseligen Geschichten unseres Hauses erfahren? Hat man nicht versucht,

uns Allen etwas aufzubringen? Mit Arthur anzufangen, der freilich nur ein Maler ist und bei dem es schon leicht wurde, einen Hacken zu finden; aber auch über deine arme Tochter Marianne hat man die Achseln gezuckt; in den Kaffeeklatschgesellschaften ist dieß arme, sanfte Weib als eine Xantippe hingestellt worden, die ihrem Manne das Leben verleidet und ihn so zu dem Scandal getrieben. — O diese Gesellschaft!" rief er abermals und fuchtelte mit der rechten Hand in der Luft umher. „Hat sie vielleicht meinen Doctor geschont, diesen braven Kerl, der nie ein Wasser getrübt? Haben sie ihm nicht nachgesagt, er sei eine liederliche Pflanze. — Ja, ja," fuhr er fort, als er bemerkte, wie ihn Marianne erstaunt anblickte, „Eduard hat ein paar arme Familien zu seinen Kunden, deren Kinder er zu Weihnachten mit Spielwaaren beschenkt; das hat man sich achselzuckend und hohnlachend in der gehässigsten Weise mitgetheilt. — Aber weiter. O ich sehe so ein gallsüchtiges Gesicht vor mir, so eine Person, wie sie die Achseln zuckt und sagt: Wissen Sie, Frau Hofräthin, natürlich so ein Arzt, der hat alle Gelegenheit; aber zu bunt soll er es doch getrieben haben, der Herr Doctor Erichsen. — Hol' sie Alle der — Und haben sie dich," wandte er sich im vollsprudelnden Strom seiner Rede an die Räthin, „haben sie dich im Frieden gelassen, mein Schatz? — Gott bewahre! Du warst die Mutter dieser saubern Familie und es ist dir lange gelungen, alle diese Unanständigkeiten zuzudecken." — Hier schöpfte er tief Athem, setzte seine beiden Arme in die Seite und fuhr dann nach einer Pause fort: „Aber Eins hat mich amusirt, daß sie nämlich über mich gesagt, ich sei nicht so schlimm, sei von jeher ein lustiger, alter Herr gewesen und wenigstens kein Heuchler."

„Aber um Gotteswillen! Papa, woher weißt du alle diese

schrecklichen Geschichten? Das kann dir doch Niemand in's Gesicht gesagt haben."

„Freilich hat man mir's in's Gesicht gesagt, aber weißt du, darin hat man eine eigene Manier; es kommt so eine schleichende Canaille, nicht um dir zu sagen: Herr Commerzienrath, Der und Der hat das über Sie gesagt, fassen Sie ihn; o nein! sondern er spricht mit niedergeschlagenen Augen von der verderbten Welt, von der Sucht, Jeden zu verläumden, sieht dich dabei achselzuckend an, seufzt, kurz, geberdet sich so auffallend, daß du deutlich siehst, er habe was auf dem Herzen. Du fragst ihn; er läßt dich lange bitten. Endlich mißt er dir das Gift tropfenweise zu, indem er spricht: man sagt so allerlei, man will das und das wissen, man glaubt dieß, man glaubt das, und schlägt dir so eine Ohrfeige nach der andern hin mit lauter „Man's", die ungreifbar sind. — Gott soll mich bewahren, sagt er auf dein Drängen, daß ich Personen nenne, ich will in keine Geschichten hinein kommen; aber daß man allgemein spricht, was ich Ihnen vorhin erzählt, das können Sie mir auf mein Wort glauben. So geht er fort, nachdem er dir einen Dolch in's Herz gestoßen; und an der Ecke schaut er sich um, ob du noch nicht wankest oder hinfallest. — Und wegen solchem Volke sollen wir uns grämen?" fragte er schließlich mit einem Tone so entschieden, wie man ihn eigentlich nicht an dem alten Herrn gewöhnt war. — „Ich nicht!"

Die Commerzienräthin hatte aufmerksam zugelauscht, obgleich sie sich ihrem Gesichte nach ebenso gut mit etwas ganz Anderem hätte beschäftigen können. Sie hustete leicht und erwiederte: „Es ist das wahr, was du eben gesprochen."

„Nun, Gott sei gelobt, daß du es endlich einsiehst."

„Hat mir doch die Wasser," fuhr die Räthin fort, ohne

auf die Worte ihres Gemahls zu achten, „gerade in Betreff Eduards einen wahrhaft impertinenten Brief geschrieben."

„Du hast da überhaupt schöne Correspondenzen," schaltete der alte Herr händereibend ein.

Und Marianne setzte mit leiser Stimme hinzu: „Madame Wasser ist ganz auf die Seite meiner Schwägerin Bertha getreten."

„Um sie auszuhorchen und viel Böses über uns zu hören, denn —" rief der alte Herr. Doch machte ihn ein Blick seiner Frau verstummen.

Diese hatte ihre Nase drohend erhoben, als sie sich so unterbrochen sah, und sagte dann, nachdem sie leise auf die Briefe getrommelt: „Die Wasser schreibt mir, es sei doch ein Bischen stark von Eduard gewesen, das bewußte Kind der Person in sein eigenes Haus zu bringen. Was man über dieses Kind denke, habe er schon daraus entnehmen können, daß sämmtliche Dienstboten des Hauses, — vortreffliche Dienstboten, wie die Wasser sagt, — darauf hin augenblicklich gekündigt hätten."

Der Commerzienrath lachte krampfhaft hinaus, er hatte dazu den Moment benützt, als die Räthin schwieg und einen der vor ihr liegenden Briefe entfaltete.

— — „Ich habe es von jeher für meine Pflicht gehalten," las die Räthin aus diesem Briefe, „Ihnen nur die Wahrheit zu sagen; deßhalb erlaube ich mir auch, Ihnen ein paar Worte zu bemerken, was die Einladung anbelangt, welche Sie für die nächste Woche an die Meinigen ergehen ließen. Nehmen Sie mir nicht übel, hochverehrteste Frau Räthin, ich kann sie für dieses Mal nicht acceptiren, denn es ist mir zu schmerzlich, dort Leute zu sehen, die hinter Ihrem Rücken die Nase rümpfen, die Ihnen freundlich in's Gesicht sind und unter sich die gehässigsten Dinge über Ihr Haus aussagen; ja recht gehässige Dinge. — Und was

das Schlimmste ist, beste Frau Räthin, man kann ihnen noch nicht einmal in Allem widersprechen. Sie wissen, wie schätzenswerth es mir stets war, in Ihrem Hause so gut und freundlich aufgenommen worden zu sein. Aber — — doch erlassen Sie mir das Uebrige; o könnten Sie sehen, wie sehr es mich angegriffen hat, Ihnen die vorliegenden Zeilen zu schreiben. Im Uebrigen bin ich wie immer mit alter Freundschaft

Ihre

Albertine Wasser,
verwittwete Titularräthin."

„Ein vortrefflicher Brief das," meinte der Commerzienrath. „Aber da du einmal bei der Correspondenz bist, so laß' uns auch hören, was deine theure Freundin Louise schreibt."

Die Bitte des Gemahls wäre eigentlich überflüssig gewesen, denn Madame Erichsen hatte schon unaufgefordert das andere Billet eröffnet und las:

„Liebe Lotte! Du hast uns auf nächste Woche zu einer Soirée eingeladen und wie ich höre, sollen viele Leute kommen. Nimm mir nicht übel, aber ich würde das an deiner Stelle nicht thun. Die traurigen Geschichten deines Hauses sind noch zu neu und die Leute sagen, das entwickle sich noch immer mehr. Wie ich denke, liebe Lotte, weißt du, aber wir Beide können nun einmal die Welt nicht anders machen. Ich schreibe dir eilig, damit du deine Einladungen noch nicht machst. Wenn die Menschen nur nicht so böse wären! Aber glaube mir, Viele haben die Probe der lebenden Bilder und die Geschichte mit der Doctorin F. noch lange nicht vergessen. Daß ich am allerwenigsten auf Stadtgeklatsch etwas gebe, brauche ich dir wohl nicht zu sagen; auch wundert mich gar nichts mehr, denn die Menschen sind zu bösartig, und wenn ich auch gewiß nicht dazu beigetragen habe und

beitragen werde, dergleichen Klatschereien zu verbreiten, so kann ich dir doch nicht verschweigen, daß in der Stadt das Gerede geht, du beabsichtigest, um der ganzen Gesellschaft zu zeigen, daß du dich um ihre Meinung gar nicht kümmerst, uns deine neue Schwiegertochter zu präsentiren, die sogenannte Braut des Herrn Arthur. Soll ich dir nochmals wiederholen, daß dergleichen Verläumdungen auf mich nicht den geringsten Eindruck machen? — Ich halte das für überflüssig; denn du weißt, wie sehr ich bin und bleibe

deine treue Freundin

Louise."

Die Hand der alten Dame zitterte leicht, während sie die Briefe zusammen faltete und vor sich hin legte.

„Und das schreiben deine bewährtesten Freundinnen, Mama?" fragte schmerzlich Marianne.

„Es ist doch ein wahres Sprüchwort," bemerkte zornig der alte Herr, „Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden. — Und die sogenannten Feinde unseres Hauses, eigentlich nur die Feinde von Mama," setzte er mit Nachdruck hinzu, „wie haben sie sich benommen, seit diese traurigen Geschichten ruchbar wurden! Ich will nur an den Doctor und namentlich an die Doctorin F. erinnern. — Gesteh' es mir, Charlotte," wandte er sich an seine Frau, „die neuliche Unterredung mit der Letzteren, die liebevollen Worte, die sie zu dir sprach, haben selbst dich ergriffen und gerührt."

„Warum s e l b s t m i c h?" fragte strenge die Räthin, ohne dabei einen Zug ihres Gesichtes zu verändern.

„Ah! selbst dich, — das kann man in dem Falle doch wohl sagen," meinte behutsam der alte Herr. „Du hattest doch ein Vorurtheil gegen die Doctorin."

— „Ja, ich hatte es," erwiederte nach einer Pause die Räthin. Und als sie nach diesen Worten in ihr Sacktuch hinein hustete, klang dieser Husten viel weicher, auflösender als sonst.

„Nun, wenn ich recht verstanden habe," entgegnete etwas heiterer Herr Erichsen, „so war das ein gutes Wort, das Mama eben aussprach."

„Und Mama hat so Recht darin," sagte liebevoll Marianne, indem sie sich dem Sopha näherte. „Glauben Sie mir, die Doctorin F. ist eine herrliche, vortreffliche Frau."

Die Räthin schaute ihre Tochter mit einem einigermaßen argwöhnischen Blicke an.

„Und höheren Ortes sehr gelitten," fügte wichtig der Commerzienrath bei. „Ich weiß bestimmt, daß sie zuweilen in die kleinen Cirkel der Frau Herzogin kommt."

Die Räthin schaute ihren Mann an.

„Und mir ist das sehr angenehm," fuhr Marianne fort, „denn ich bin überzeugt, die Doctorin wird denen die Geschichten unseres Hauses auf wahre und gute Art aus einander setzen."

Der Blick der Räthin, den sie jetzt auf ihre Tochter warf, war nicht mehr argwöhnisch, ja man hätte glauben können, sie nicke mit dem Kopfe, doch war dieß, wenn es wirklich geschehen, so undeutlich, daß man es nicht recht behaupten konnte.

„Was übrigens die höhere Gesellschaft anbelangt," sagte der Commerzienrath, indem er sich in die Brust warf, „so kennt man dort das Haus Erichsen, und wenn wir gewollt hätten, würde es uns ein Kleines gewesen sein, uns dort hinein zu lanciren, zum furchtbaren Aerger deiner Freundin Wasser und deiner treuen Louise. — Wie steht Arthur mit all' den Leuten?" fuhr er nach einer Pause eifriger fort. „Vortrefflich! und selbst wenn er jenen sonderbaren Streich ausgeführt hätte —"

Die Räthin schaute ernst auf ihren Mann.

„Nun ja, ich sage, wenn er ihn ausgeführt hätte, so hätte ihm das bei den vernünftigen Leuten da oben nicht den geringsten Schaden gethan."

Der Blick der Räthin wurde fragender.

„Weißt du, Charlotte, man kann über Alles sprechen. Die Sache ist, wie ich höre, vorüber. Nun gut, Arthur erzählte mir neulich, daß ihm einer seiner Bekannten, Graf Fohrbach, Adjutant Seiner Majestät und Sohn Seiner Excellenz des Herrn Kriegsministers, der im Begriff steht, eine der Hofdamen Ihrer Majestät zu heirathen, das schöne Fräulein von S. — eine alte Familie — gesagt, Arthur soll sich nur auf ihn, den Grafen verlassen, — er wolle — im Falle — daß Arthur —" Hier stockte der Commerzienrath, denn der Blick seiner Frau war außerordentlich scharf geworden.

„Und was denn?" fragte sie ungeduldig.

„Nun, sich verheirathen mit —"

„Nun denn, mit —?"

„Du weißt ja schon, Charlotte, mit jener Tänzerin. Man setzt ja nur den möglichen Fall, und in dem Falle würde sich die Gräfin Fohrbach ein Vergnügen daraus machen, die Madame Erichsen bei sich zu sehen."

Die Räthin schüttelte den Kopf und sagte in bestimmtem Tone: „Unmöglich."

„Natürlich, für deine treuen Freundinnen wäre so etwas unmöglich, namentlich für Solche, die selbst mit einem verdächtigen Herkommen zu kämpfen haben und die von jeher den weitesten Mantel der christlichen Liebe bedurft, um ihre Blößen zu bedecken. — Aber man spricht ja vergeblich darüber; die Sache ist vorbei."

„Der arme Arthur!“ seufzte Marianne.

„Arthur ist eine noble Seele,“ fuhr der alte Herr mit einem Anflug von Rührung fort, „Arthur ist selbständig. Er konnte sagen: das ist einmal mein Glück und ich will glücklich sein.“

„Und ungehorsam gegen seine Eltern,“ versetzte streng die Räthin.

„Allerdings, aber ich bin fest überzeugt, jenes arme Mädchen — sie hätte nichts gegen unsern Willen gethan.“

Hier lächelte die Räthin zum Erstenmal während der Unterredung, aber es war ein unangenehmes Lächeln, ein spöttisches Lächeln.

„Gewiß, Mama,“ sagte Marianne in festem Tone, „sie würde das nicht gethan haben. Das Mädchen hat einen festen, herrlichen Charakter.“

„Und wer hat euch das gesagt?“ fragte mißtrauisch die Räthin.

Vater und Tochter wechselten schnell einen Blick, worauf Letztere fortfuhr: „Eduard sprach mit uns darüber; er kam zufällig als Arzt in das Haus.“

„Wie so — zufällig?“ fragte noch immer argwöhnisch die Räthin.

„Ganz zufällig,“ nahm Herr Erichsen das Wort. „Du erinnerst dich doch der Geschichte mit dem Kinde, welches Eduard zu sich in's Haus nahm und das zu so schlimmen Gereden Veranlassung gab. Nun, man kann den armen Wurm doch nicht auf die Straße werfen und da erbot sich denn Arthur, es in jene Familie zu thun.“

Die Räthin trommelte leise auf den Tisch und sagte dann: „Das sind saubere Geschichten. Nun, sie werden Herrn Arthur schön empfangen haben.“

„Sehr schön," erwiederte ernst Marianne; „liebevoll nahmen sie das verwaiste Kind auf, obgleich sie selbst nicht viel haben, und Mamsell Clara behandelte es ganz wie ihre eigenen Geschwister. — So sagt nämlich Eduard," setzte sie hastig hinzu, als sie bemerkte, daß ihr die Mutter einen sonderbaren Blick zuwarf.

„Und Eduard sieht öfters nach dem Kind," fuhr der Commerzienrath fort, „aber in letzter Zeit auch nach ihr selber, — nach der Tänzerin nämlich. Und er meint, das Mädchen leide furchtbar, und er hat mir neulich unwillig gesagt, — ja, ich kann es dir nicht verschweigen, Charlotte, — wenn gleich — auch dein Unmuth —" Hier schien sich der Fluß seiner Rede vor dem strengen Angesicht seiner Gattin abermals im Sand verlaufen zu wollen. Doch munterte ihn ein Blick Mariannens auf und er fuhr muthig fort: „Eduard sagt also, es sei — eine Schande, daß man ein so liebliches und gutes Geschöpf so unglücklich und langsam dahin welken sehen müsse."

Die grauen Augen der Räthin schauten bald den alten Herrn, bald Marianne an; doch war der Blick derselben nicht mehr ganz so scharf und kalt wie bisher. Auch wurde der Husten immer auflösender, und wenn man sich so ausdrücken dürfte, trommelten ihre Finger nicht mehr in Dur, sondern in Moll. Nach einer Pause sprach sie jedoch: „Ihr schmiedet da ein artiges Complott gegen mich; Arthur wird euch sehr dankbar dafür sein."

„Ich habe gedacht," erwiederte Marianne, „daß Sie so sprechen würden, Mama. Aber bei Allem, was mir und Ihnen heilig ist, schwöre ich Ihnen zu, daß Arthur mit uns nie über diesen Gegenstand redet. Ja er vermeidet es, die Sache zu berühren, und gab mir schon einige Mal zur Antwort: „Laß' das ruhen, es ist vorüber."

„Das ist brav von Arthur," meinte die Räthin mit sanfterer Stimme, „daß er so den Willen seiner Mutter respectirt. — Aber was will denn Eduard, daß er sich der Sache so annimmt?"

„Der handelt auch nicht ganz aus eigenem Antriebe und noch weniger im Auftrage Arthur's. Du weißt, welche große Stücke der Leibarzt des Königs auf deinen Sohn hält; nun, der hat ihn neulich wegen der Geschichte vorgenommen."

„Ei sieh doch!" sagte erstaunt die Räthin. „Wenn der mit seinem ewigen Spott sich jener Demoiselle ernstlich annimmt, da möchte freilich etwas Absonderliches dahinter sein."

„Das habe ich mir auch gedacht," fuhr der alte Herr trocken fort, „aber ich kann dir sagen, Charlotte, daß der alte Leibarzt jenes Mädchen schätzt und liebt. Er hat sie am Todtenbette eines kleinen Schwesterchens von ihr kennen gelernt und sprach darüber wahrhaft enthusiastisch. Das sei ein reiches und edles Herz, meinte er, ein Gefühl, warm und rein, wie er selten welches gefunden, kurz ein Geschöpf, über das man die Hände wehklagend zum Himmel erheben möchte, daß die Verhältnisse es hinderten, glücklich zu sein und glücklich zu machen."

„Nun," versetzte die Räthin mit etwas schärferem Tone, „dazu könnte ja bei dem Leibarzte Rath werden; er hat ja selbst zwei Söhne; vielleicht ließe sich da was arrangiren."

Marianne warf ihrem Vater einen wahrhaft trostlosen Blick zu und auch Dieser zuckte die Achseln, Beide, wie sie glaubten, ungesehen von der Mama. Doch hatten deren graue Augen blitzschnell nach rechts und links geguckt, starrten aber jetzt wieder gerade vor sich hin, als sie sagte: „Es ist bedauerlich, daß meine Angehörigen, die mich umgeben, so leicht durch den äußern Schein zu bestimmen sind. Bei dieser Sache ist es wahrhaftig

ein Glück, daß Arthur so respektabel ist und sich meinen Wünschen, meinen vernünftigen Gründen ohne Weiteres fügt."

„Was mir eigentlich unbegreiflich ist," fuhr dem alten Herrn heraus, „denn wer das Mädchen einmal gesehen, versteht nicht, wie man es selbst dem Willen der Eltern zulieb so leicht aufgeben kann. Mir ist das, namentlich bei dem Charakter Arthur's, gänzlich unverständlich."

Die Räthin sah lächelnd vor sich nieder.

„Aber Arthur leidet ebenfalls sehr," meinte Marianne; „das sieht man ihm deutlich an. Er hat sich in letzter Zeit sehr verändert; glauben Sie mir, Mama, wenn er auch Ihren Befehlen folgt, so wird ihm sein Gehorsam Zeitlebens nachgehen, und wer weiß, ob er nicht später einmal bedauert, gehorsam gewesen zu sein."

Die Räthin hatte leise auf ihre Briefe getrommelt, sich dann mit dem Schnupftuche die Stirne abgewischt und entgegnete nun nach einem ziemlich langen Stillschweigen: „Ja, Arthur ist recht gehorsam gewesen, und es ist das, wie schon gesagt, sehr respektabel von ihm. Er vertraut seiner Mutter, von der er weiß, daß sie fest an ihren Grundsätzen hängt, der Leidenschaft nicht leicht Gehör gibt und vor allen Dingen selbst prüft, ehe sie einen einmal gefaßten Beschluß zu ändern pflegt."

Die letzteren Worte waren mit einem ganz andern Ausdruck gesprochen worden, fast warm und gefühlvoll, so zwar, daß der Commerzienrath seine Tochter erstaunt anblickte, worauf diese einen tiefen Athemzug that, sich niederbückte und, während sie sanft die Hand auf den Arm ihrer Mutter legte, diese auf die Stirn küßte. Die Commerzienräthin raffte ihre Briefschaften zusammen, erhob sich von dem Sopha, wobei sie lächelnd sagte: „Die Sitzung ist aufgehoben, aber ich will euch nicht verschweigen,

daß es mir leichter um's Herz ist, als vor einer Stunde, wo ich mit diesen beiden Briefen in's Zimmer trat. Da war ringsum für mich Alles schwarz bezogen, jetzt hat sich's etwas aufgeklärt und es ist, als schimmerte ein kleiner Lichtstrahl in mein Herz. — Komm', Marianne."

Damit gingen die beiden Damen fort, der Commerzienrath blieb allein zurück und verhalf sich nachträglich noch zu einer Tasse wenn gleich schon ziemlich kalten Kaffees. Dabei aber schien er plötzlich guten Humors geworden zu sein und es war rührend und komisch zugleich, wie er nach genossenem Kaffee zum Zimmer hinaus tänzelte.

Zweinndachtzigstes Kapitel.

Die Familie Wundel.

Der Brief, den Herr Blaffer an jenem denkwürdigen Abend dem Herrn Staiger geschrieben hatte, war der Post übergeben worden und glücklich an seine Adresse gelangt. Der alte Mann hatte bedenklich den Kopf geschüttelt, nachdem er ihn gelesen, aus tiefster Brust dazu geseufzt und bei sich überlegt, ob er seine Tochter Clara davon in Kenntniß setzen solle oder nicht. Doch sah er wohl ein, daß sich ein solch' trauriger Umschwung in ihren Verhältnissen vor der Tochter nicht lange würde verheimlichen lassen, denn leider kannte er für den Augenblick keine anderen Quellen, welche im Stande gewesen wären, ihm die verkümmerte Einnahme zu ersetzen. Er lächelte, wenn er an all' die schönen Träume dachte, denen er sich in den letzten Wochen so leichtsinniger Weise hingegeben.

Clara las den Brief des Buchhändlers, ohne eine große Bewegung zu verrathen, doch zitterte ihre Hand, als sie ihn wieder zusammenfaltete und dem Vater zurückgab. „Und was meinst

du?" hatte sie mit tonloser Stimme gefragt. „Sollte das wohl von ihm kommen?"

Herr Staiger hätte hierauf um Alles in der Welt kein Ja geantwortet; er fühlte wohl, daß das ein neuer Dolchstoß für das unglückliche Mädchen gewesen wäre. Er entgegnete also: „O nein, meine gute Clara; wer weiß, wie das zusammen hängt, mich hat Herr Blaffer nie leiden können, und wenn Herr Arthur mit uns nicht — zerfallen wäre, so hätte mir der Andere meine Arbeit vielleicht doch genommen." — So sagte er, dachte aber anders; er ahnte vielmehr einen Zusammenhang, ohne sich klar zu werden, worin dieser eigentlich bestehe. Ja es gab Augenblicke, wo er Arthur für schuldiger hielt als Dieser in der That war.

Leider machte sich die entzogene Arbeit und das hiedurch verminderte Einkommen nur zu bald in der Haushaltung der armen Leute fühlbar. Obendrein hatten sich die Ausgaben des Herrn Staiger wegen des kleinen Mädchens noch vermehrt, und dabei wollte er sich nicht dazu verstehen, für die Unterhaltung desselben das Geringste anzunehmen, obgleich Doctor Erichsen, der, wie wir wissen, zuweilen in das Haus gekommen, ihm das dringend angeboten hatte. „Das war früher nicht ausgemacht," hatte ihm der alte Mann geantwortet; „ich nahm das Kind gerne auf, weil es arm und hülflos in der Welt dastand; auch sind die Kosten für dasselbe ja nicht der Rede werth. Und dann," hatte er mit sehr erzwungenem Lächeln hinzugesetzt, „sind wir nicht so arm, als der Herr Doctor wohl glauben, und es ist uns wahrhaftig ein Vergnügen, auch etwas Gutes zu thun."

Eigenthümlich war es, daß Clara das fremde Kind außerordentlich lieb gewonnen hatte. Ihr war es wie ein Geschenk Arthurs, und wenn sie so neben ihm saß, ihm sein Kleidchen geordnet oder seine Haare geglättet, so versank sie oft in Träu-

mereien und dachte: „Ich erziehe mir hiermit einen lebendigen Zeugen meiner Unschuld. Das Kind wird größer und älter werden, es wird fühlen und begreifen, wie ich Arthur geliebt und noch liebe, denn ich habe ja keine Ursache, das hier vor den Meinigen zu verschweigen, es wird auch schon noch sehen, was hier bei uns geschieht, wie hier so gar nichts Heimliches und Unrechtes vorfällt, wird mich kennen lernen, daß ich ja nie im Stande gewesen bin, treulos zu werden und wird dann — vielleicht wohl erst nach langen, langen Jahren," fügte sie mit trübem Lächeln bei, „im Stande sein, ihm das Alles zu sagen und ihm so die Augen zu öffnen — über das Unrecht, das er an mir begangen." — —

Wohl hätte ihm Clara das Alles selbst sagen können, denn wenn Arthur seit jenem Vorfalle auch nicht mehr in ihr Haus kam, so fühlte sie wohl, daß er ihren Weg zum Oefteren durchkreuzte. Wenn sie in den Theaterwagen stieg oder denselben an der Thüre ihres Hauses verließ, so begann ihr Herz heftiger zu schlagen, der Athem stockte ihr zuweilen plötzlich und sie vermied es alsdann, rechts oder links zu schauen. Sie wußte auch ganz genau, daß es nur des geringsten Zeichens von ihrer Seite bedürfe, nur ein Stehenbleiben, einen Blick um sich her, um ihn augenblicklich heran zu ziehen. Doch das wollte sie gerade vermeiden. Sie war zu stolz, sie fühlte sich zu sehr verletzt, um nach dem, was er ihr Alles gesagt, eine Erörterung herbeizurufen, — herbeizuwünschen wohl. Aber diesen Wunsch hatte sie nur, wenn sie allein war, wenn sie trotz des dunkeln Zimmers ihr Gesicht noch hinter ihren Händen verbarg, damit Niemand sehen möge, wie ihre Lippen schmerzlich zuckten, wie die Thränen unaufhaltsam aus ihren Augen herabflossen.

Die kleine Schwester Clara's war schon verständig genug,

um weder Diese noch den Vater zu befragen, warum sich ihr Leben so plötzlich geändert habe. Sie dachte sich, es müsse eine Ursache haben, daß namentlich die Küche des Hauses noch unendlich einfacher als dieß früher geschehen besorgt wurde. Das Bübchen dagegen konnte dieß nicht begreifen und verlangte fast jeden Tag Aufklärungen, warum denn beinahe gar kein Fleisch mehr käme, und immer Kartoffeln mit Suppe abwechselten. „Ihr seid Alle sehr dumm," sagte es, „daß ihr es nicht besser haben wollt, und morgen verlange ich einen Kalbsbraten, übermorgen Kuchen und dann so fort."

Vater Staiger konnte seine Klagen in diesen Fällen nur beschwichtigen, wenn er ihm irgend ein Mährchen erzählte, das einigermaßen mit seinem Zustande ähnlich war. Er hatte auch recht viele Zeit zum Mährchenerzählen, denn wenn er auch durch die Recomandation eines alten Bekannten eine kleine Arbeit erhalten hatte, so war diese doch nicht der Art, daß sie seinen Geist in Anspruch nahm. Es waren nämlich ein paar Abschriften, die er zu besorgen hatte, und bei deren Anfertigung ihm volle Muße blieb, seinem kleinen Sohn auf alle möglichen Fragen zu antworten.

Da die Jahreszeit schon vorgerückt und es nicht mehr so kalt war, so hatte Herr Staiger seinen Tisch näher an's Fenster gebracht und so konnte er auch Abends länger schreiben, ohne ein Licht anzünden zu müssen. Ihm gegenüber saß Clara, mit einer Stickerei beschäftigt, einer Stickerei, die sie in besseren Tagen angefangen, und die sie nicht lassen konnte, langsam zu vollenden. Marie hatte sich des kleinen Kindes angenommen und zeigte ihm Bilder in einem großen, halbzerrissenen Buche, — ein Amusement, welches das Bübchen durchaus nicht mehr befriedigte. „Das ist Alles dummes Zeug," sagte er mit großer Bestimmtheit, „und

das brauche ich nicht mehr anzusehen, denn ich weiß es genau. Auch ist Alles nicht wahr, was in dem Buche steht, und es gibt keine Riesen, die kleine Buben auffressen. Ich habe noch nie einen lebendigen gesehen."

„Das glaube ich wohl," entgegnete lächelnd Herr Staiger, „diese Riesen lassen sich auch nur sehen, wenn die Kinder über alle Beschreibung unartig sind. Und ich hoffe, so arg schlimm bist du doch nicht."

„O er ist schon schlimm genug," bemerkte die kleine Schwester, „denn er hat gestern meiner Puppe das linke Bein ausgerissen und hat ihr auch den Kopf abgeschlagen."

„Das ist aber sehr häßlich von dir, Karl," sprach Clara. „Jetzt hast du alle deine eigenen Sachen entzwei gemacht, und nun verdirbst auch die von Marie."

„Die Puppe war nicht mehr schön," erwiederte der Knabe, „und wollte auch nicht Seiltanzen."

„Kannst denn du Seiltanzen?" fragte der Vater.

„O ja, wenn ich will, — aber ich will nicht. Und es ist auch nicht wahr, wenn Clara sagt, ich mache alle meine Spielsachen entzwei; das Schönste habe ich doch noch." Bei diesen Worten griff er in die Tasche seiner Höschen und zog den Rest einer Mundharmonika hervor, auf welcher er auch sogleich zu blasen anfieng und die kläglichsten Töne hervorbrachte. Glücklicher Weise liebte er sehr das Piano, und wenn er einen Ton so lange anhielt, bis fast gar nichts mehr davon zu hören war, so blickte er zu gleicher Zeit wie in tiefe Gedanken versunken nachsinnend vor sich hin, als wolle er den Ton verfolgen, der sich scheinbar in weite, weite Fernen verlor. Plötzlich aber verstärkte er ihn, brach dann schrillend ab und sagte: „Clara, ich habe Hunger."

„Das ist man bei dir gewohnt," antwortete die ältere

Schwester trübe lächelnd. „Du bist ein kleiner Fresser, der an nichts Anderes denkt. Jetzt sind es kaum ein paar Stunden, daß wir zu Mittag gegessen haben; wie kannst du schon wieder Hunger haben?"

„Weil ich keinen Kaffee mehr bekomme wie früher," erwiederte finster das Bübchen; „da hat man doch auch den Nachmittag was zu thun gehabt."

„Ich denke mir," meinte der Vater, „du hättest gern alle Stunden mit Essen und Trinken abgewechselt."

„Das hätte ich auch," entgegnete Karl, „und immer was Besseres."

„Und wenn du nun das Allerbeste gehabt hättest, was es gibt, dann —?"

„Dann," wiederholte der Knabe, ohne zu verstehen, was der Vater eigentlich sagen wollte, denn von einem Culminationspunkt hatte er noch keine Idee.

„Dann wäre es dir ergangen wie den beiden Fischersleuten, die im Wassertopfe wohnten."

„Und den kostbaren Zauberfisch fiengen," rief Marie.

„Ganz richtig," versetzte Herr Staiger, indem er seine Feder niederlegte und gedankenvoll an die Decke blickte. „Die wollten auch immer etwas Besseres, zuerst Geld, dann ein Haus, dann Fürst werden, dann König, und zuletzt Papst. Das erhielten sie und wurden sie auch Alles nach und nach, als aber die Frau des Fischers endlich der liebe Gott selbst werden wollte — pumps dich! da hatten sie nichts mehr und mußten wieder in ihrem Wassertopfe wohnen und trockenes Brod essen. — Das ist ein verständiges Mährchen," fuhr der alte Mann träumerisch fort, „und wir Alle haben etwas von den Fischersleuten in uns. Heute begnügen wir uns mit einer einfachen Mahlzeit, morgen

ist uns die bessere nicht mehr gut genug, denn wir wünschen alsdann dazu auch ein stattliches Zimmer, endlich ein Haus und obendrein noch gar einen Titel."

„Ich glaube nicht, daß ich so wäre," sagte Clara. „O ich hätte eine Grenze gewußt,, bei der angekommen ich vollkommen glücklich und zufrieden gewesen wäre."

Der alte Mann blickte seine Tochter bewegt an, dann entgegnete er: „Ich verstehe dich wohl, mein armes Kind, aber wenn auch damit für jetzt der Horizont deiner Wünsche abgeschlossen wäre, so glaube mir zu deinem Troste, daß, wenn du alles das erreicht hättest, doch die Zeit gekommen wäre, wo neue Wünsche dein Herz bewegt hätten."

Clara wollte etwas erwiedern, doch wandte sie ihren Kopf plötzlich gegen die Kammer vor dem Wohnzimmer, wo man deutlich vernahm, daß dort die Thüre geöffnet wurde und sich Schritte näherten. Darauf klopfte es ziemlich laut und vernehmlich, so daß sich die kleine Marie beeilte, „Herein!" zu rufen.

Die Thüre öffnete sich und es erschienen zwei Personen auf der Schwelle, eine Dame und ein Herr, von denen sich die Erstere lachend der Tänzerin näherte, und ehe diese aufstehen konnte, freundlich ihre Hände ergriff. Es war Mademoiselle Therese, die lustig und strahlend hereintrat und sich augenblicklich auf den Stuhl niederließ, den ihr Herr Staiger hinstellte, ohne sich dabei viel um ihren Begleiter zu bekümmern, der, den Hut in der Hand, ziemlich schüchtern an der Thüre stehen geblieben war. Es war das ein Mann, vielleicht in die Vierzig, ziemlich dürr, mit einem ernsten, eingefallenen Gesichte, hoch empor gezogenen Augenbrauen und etwas herabhängender Unterlippe. Sein Haar war einfach zurückgekämmt, und da er hiebei den Kopf etwas geneigt trug, so gab ihm das ein demüthiges Aussehen, welches

noch unterstützt wurde durch die etwas gebeugte Haltung des Körpers und die verlegene Art, mit welcher er seinen Hut in beiden Händen so hielt, daß sich seine Blicke in denselben hinein, man möchte fast sagen: verkriechen konnten; auf Momente erhob er die Augen und dann fuhr aus ihnen ein eigenthümlicher Blitz über die Tänzerin. Dieser Herr trug einen braunen Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft, so daß man nichts sah als eine weiße Halsbinde, wodurch übrigens die fahle Gesichtsfarbe ein wenig aufgefrischt wurde.

Therese hatte sich nach Clara's und ihres Vaters, sowie auch nach dem Befinden der Kinder erkundigt, auch gesagt, sie habe schrecklich viel zu thun und wisse nicht, wo ihr der Kopf stehe, während welcher Zeit ihr Begleiter in der Nähe der Thüre verharrte. Erst als sich Clara erhob, um denselben zu begrüßen und ihn mit einem Blick auf Therese zu bitten, gefälligst näher treten zu wollen, wandte Diese den Kopf herum und sprach leichthin: „Du brauchst dich hier gar nicht zu geniren, Berger, das ist Herr Staiger und meine gute Freundin Clara; wir sind hier ganz unter uns. Dort ist ein Stuhl, den kannst du dir mitbringen. — Mein Bräutigam," wandte sie sich mit einer Handbewegung an Herrn Staiger, dann warf sie den Kopf etwas in die Höhe und fuhr ernster fort: „Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, liebe Clara, daß ich meine Brautvisiten mache. — Gott! es ist das schrecklich langweilig," setzte sie leiser hinzu.

„Ah! da gratulire ich," versetzte herzlich Herr Staiger, indem er dem Bräutigam die Hand schüttelte und demselben dabei mit einem kleinen Rucke zum Sitzen verhalf, denn Herr Berger schwebte einige Secunden lang über dem Stuhle und schien es für passend zu halten, auf diese Art die Gratulationen in Empfang u nehmen.

„Da hast du viel zu thun," sagte Clara nach einer Pause, während welcher sie den Bräutigam und ihre schöne Freundin einen Augenblick forschend betrachtet.

„Es geht so," erwiederte Thereſe in nachläßigem Tone; „ich habe anfänglich gar keine Beſuche machen wollen, aber Berger meint, es ſei nothwendig, und ich meines Theils habe mir auch die neue Verwandtſchaft ein Bischen anſehen wollen. — — Und das war in der That der Mühe werth," platzte ſie nach einigen Secunden lachend heraus. „Du hätteſt die Geſichter ſehen ſollen! Berger hat eine große und auch was man ſo nennt, eine vornehme Verwandtſchaft: wohlhabende Kaufleute, ja Regierungs- und Kanzleiräthe. Ich ſage dir Clara, ein paar von dieſen Damen ſchnitten mir Geſichter, als müßten ſie Rhabarber verſchlucken; aber wie du mich kennſt, hat mich das ungeheuer amuſirt. Nicht wahr, Berger, ich habe mich gar nicht blöde benommen?"

„O nein," erwiederte der Bräutigam, wobei er ſeinen Hut herumdrehte und nun angelegentlich die obere Fläche betrachtete. — „Du haſt ihnen recht gut gefallen."

„Das will ich meinen," fuhr Thereſe lachend fort. „Auch ich bin ſo ziemlich mit ihnen zufrieden; ich habe ſie meiner ganzen Gnade verſichert, und wenn ſich deine Verwandtſchaft gut aufführt, ſo ſoll ſie mit mir zufrieden ſein."

„Und Sie werden bald heirathen?" fragte Herr Staiger, der den Bräutigam ſchon eine Zeitlang theilnehmend betrachtet hatte.

Dieſer ſchielte zu dem alten Herrn hinüber und erwiederte: „O ja, recht bald — wenn Thereſe will."

„Das verſteht ſich von ſelbſt. Man muß doch mit der Geſchichte einmal ein Ende machen. Ich hoffe, liebe Clara, du erhältſt mich in deiner Freundſchaft. — Haſt du einen Augenblick

für mich übrig?" setzte sie leiser hinzu; „ich hätte dir etwas zu sagen, was nur uns allein angeht."

„Du weißt," entgegnete Clara erröthend, „daß wir außer der Kammer draußen nur dieses Zimmer haben. Wenn du mit mir dorthin gehen willst —"

„O das ist gar nicht nöthig," versetzte die Andere, indem sie sich erhob, „komm, treten wir an den Ofen." Das hatte sie Alles in gedämpftem Tone gesprochen, und setzte nun mit lauter Stimme hinzu: „Berger, du wirst dich einen Augenblick mit Herr Staiger unterhalten; ich habe mit Clara etwas abzumachen." Damit nahm sie Diese unter dem Arm und trat mit ihr an den Ofen. Herr Berger begann dem erhaltenen Winke gemäß, augenblicklich über das Wetter zu sprechen, und meinte, es sei immer noch recht kalt, doch da jetzt der Winter vorbei sei, habe man Hoffnung, daß dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach nun doch am Ende das Frühjahr erscheine.

Therese stützte die rechte Hand auf die kleine Kinderbettlade, die hinter dem Ofen stand, und sah ihrer Freundin so fest und forschend in die Augen, daß sie dieselben niederschlug. „Nun wie steht's mit deiner Sache?" fragte sie darauf.

Clara erhob den Blick, schüttelte leicht mit dem Kopfe und entgegnete mit sanftem Tone: „Ich weiß von nichts, will auch von nichts wissen."

„Und er hat gar nicht einmal den Versuch gemacht, dich zu sprechen?" versetzte die Andere, wobei sie den Kopf ärgerlich in die Höhe warf. — „Nicht einmal den Versuch gemacht?"

„O doch," sagte Clara nach einem kleinen Stillschweigen, wobei ihre Blicke abermals den Boden suchten. „Wie es mir scheint, machte er zuweilen den Versuch, mich zu sehen; aber ich weiche ihm aus und vermeide ihn."

„Daran thust du nicht ganz unrecht, aber du mußt es nicht zu weit treiben."

„Was ist denn da noch weit zu treiben?" sprach Clara schmerzlich. „Wer weiß, warum er mir in den Weg tritt! Vielleicht, um seine Vorwürfe zu erneuern, wenn ich dieselben anhören wollte."

„Vielleicht auch thut ihm sein Betragen leid und er möchte dich um Verzeihung bitten."

Clara schüttelte den Kopf mit einem trüben Lächeln. „O nein," sagte sie, „er kam ja öfters hieher in unsere Wohnung und weiß gewiß, daß ich ihm hier für ein offenes, ehrliches Wort gerne Rede stehen werde."

„Er wird sich scheuen; er weiß nicht, wie du ihn empfangen würdest. Du mußt schon ein Bischen nachgiebiger sein, mein Kind. Weißt du," fuhr Therese fort, indem sie ihren Shawl ordnete und denselben fest um ihre schlanke Taille zog, „es ist leider einmal so in der Welt, und wenn man noch so sehr in seinem Rechte ist, so muß man sich doch zuweilen beugen und schmiegen, und immer das Ziel im Auge behalten, das man am Ende erreichen will."

Clara preßte die Hand auf ihr Herz und erwiederte: „Ach! Therese, glaube mir, ich habe kein anderes Ziel mehr vor Augen als das, welches uns Allen gemeinschaftlich ist. O er hat mein Herz gebrochen; ich fühle das; und nur die größte Wonne, die reinsten Freuden wären vielleicht im Stande es zu heilen. Aber dergleichen habe ich ja nicht mehr zu erwarten; hätte er mit mir über irgend etwas einen kleinen Streit angefangen, hätte er mich heftig wegen Fehler oder Unarten gezankt, ich wäre ihm dankbar dafür gewesen, aber er hat mir in kaltem Tone vorgeworfen, ich sei ein treuloses Geschöpf, und dabei hat er mir Worte gesagt,

so fürchterlich, daß ich sie nicht vergessen kann. — Es ist mir, als ob sie irgend ein böser Geist immerwährend neben mir aussspräche, und Nachts werden sie zu Träumen und quälen mich entsetzlich. — O das ist unerträglich!" fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt hatte. „Ich sehe ihn immer und immer vor mir stehen, wie er, mich verwünschend, die Hände gegen mich ausstreckte und wie er sagte: ich zerreiße dieses Band, hier vor der todten Marie sage ich mich feierlich von dir los. — Ah! entsetzlich!"

Therese hatte ihre Hand ergriffen, das arme Mädchen sanft an sich gezogen und drückte nun den Kopf derselben auf ihre Schulter nieder. Dabei küßte sie ihr innig das schwarze Haar und ließ sie eine Weile so ruhen, ehe sie ihr leicht den Kopf wieder erhob, und sie alsdann auch herzlich auf die thränenden Augen küßte.

„O du bist wirklich gut," sagte Clara, „du hast ein braves, fühlendes Herz."

„Ich bin vielleicht nicht so schlimm als man glaubt," entgegnete die schöne Tänzerin, und dabei zuckte ein wehmüthiger Zug um ihren Mund. — „Aber," setzte sie entschlossener bei, „keine Klagen, keinen Schmerz, liebe Clara. Für jetzt bin ich noch nicht da, um mit dir zu weinen; das kann später geschehen. Jetzt wollen wir einen Moment deine Angelegenheit ruhig in's Auge fassen, um zu ergründen, was da vorgefallen sein könnte. — Daß er die Sache nicht vom Zaun gebrochen hat, ist klar; weißt du, liebes Kind, wenn man sich mit einer Geliebten entzweien will, ohne Ursachen zu haben, blos weil sie einem nicht mehr gefällt, so besorgt man das auf andere Art. — Nein, hier ist etwas vorgefallen."

„Aber ich habe nichts gethan," sprach Clara erschrocken.

Auf das hin faßte Thereſe lächelnd ihre beiden Hände, ſah ihr in die Augen und erwiederte: „Das brauchſt du mir nicht zu ſagen, mein gutes Geſchöpf. Herr Arthur iſt ſehr unerfahren oder ſehr dumm, daß er dich, mein Engel, mit deinem offenen Geſicht und deinen klaren, ehrlichen Augen irgend etwas Schlimmes beſchuldigen konnte. Es iſt das rein unbegreiflich. Aber weiter! Antworte mir ein Bischen genau auf meine Fragen. Haſt du vielleicht in der letzten Zeit oder auch früher Jemand bemerkt, der ſich für dich lebhaft intereſſirte, der dir nachgegangen wäre, der es verſuchte, dich zu ſprechen, dir Briefe oder auch vielleicht Blumen geſchickt? — Aber thu' mir den Gefallen, liebes Kind, und genire dich nicht vor mir; ich muß Alles genau wiſſen."

Clara lächelte einen Augenblick unter ihren Thränen hervor und entgegnete: „Ach, es iſt mir hart, über ſo etwas zu ſprechen, aber ich weiß wohl, daß du es gut mit mir meinſt. — — Ja, es hat ſich wohl Jemand, wie du es nennſt, für mich intereſſirt, mir auch Blumen geſchickt, ſogar einmal ein Billet, doch habe ich es nicht angenommen."

„Das iſt gleichviel. Und wer war das?"

„Graf Fohrbach."

„Ah! der Adjutant Seiner Majeſtät," ſagte Thereſe mit einem komiſchen Ausdrucke. „Nicht ſo übel; ſieh! ſieh! Das iſt ein Faden, an dem wir uns halten können. Und Arthur kennt den Grafen?"

„O ja, ſehr genau. Sollte der vielleicht über mich geſprochen haben?"

„Nichts Schlimmes, wenn du, wie du ſagſt, nichts mit ihm zu thun hatteſt. O du brauchſt es nicht zu betheuern, ich kenne dich. Graf Fohrbach iſt einer der anſtändigſten jungen

Leute der Stadt. Und die Scene, die du mit Arthur hattest, ging bei der Becker vor sich? Was machte Herr Erichsen da?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Clara. „Darüber habe ich dich schon fragen wollen. Was hat er wohl da zu thun gehabt?"

Therese zuckte die Achseln und erwiederte: „Die Becker ist ein schlimmes Weib und treibt ein für junge Mädchen sehr gefährliches Handwerk. Doch das verstehst du nicht ganz. Daß sie auch für den Herrn Grafen Fohrbach kleine Unterhandlungen zu führen hatte, weiß ich ganz genau. — Es wäre möglich," sagte sie nachdenkend, „daß sich der Graf wegen dir — du brauchst nicht zu erschrecken — an die Becker gewendet. Ja bei Gott! das wäre möglich; daß die ihm etwas vorgeschwindelt und Arthur das erfahren. Das ist ein kleines Licht. — Und die Becker ist dir nie in den Weg getreten?" fragte sie nach einer Pause.

„O nein, bei uns war sie nie. Aber halt einmal! Hier im Hause ist sie doch einmal gewesen."

„Und das ist schon lange?"

„Um Weihnachten glaube ich. Da war sie hier nebenan bei der Frau Wundel, die dort mit ihren beiden Töchtern wohnt."

Therese blickte einen Augenblick in die Höhe, dann fragte sie: „Frau Wundel — wer ist das?"

„Es ist eine sonderbare Familie," erwiederte Clara achselzuckend. „Was sie eigentlich treiben, weiß ich nicht, sie ist eine Wittwe, arm, und lebt wie ich glaube von Unterstützungen."

„Ah! da muß mein Bräutigam sie kennen," versetzte Therese eifrig und rief alsdann laut: „Berger, kennst du eine Familie Wundel?"

Der Gefragte wandte den Kopf herum, nickte und entgegnete: „O ja, ich kenne sie — sehr, sie muß hier in diesem Hause wohnen."

„Was sind das für Leute?“ forschte die Tänzerin weiter.

Herr Berger zuckte mit den Achseln, machte ein saures Gesicht und sagte: „Sogenannte verschämte Hausarme, aber unter uns bemerkt, nicht viel daran, haben jedoch Connerionen, denen sie Unterstützungen aller Art zu erpressen wissen.“

Therese warf ihrer Freundin einen bedeutsamen Blick zu, dann fuhr sie fort: „Werden wir dieser Familie einen Besuch machen?“

„Es lag das durchaus nicht in meiner Absicht,“ gab der Bräutigam in bestimmtem Tone zur Antwort. „In dienstlicher Eigenschaft muß ich zuweilen hingehen, aber es ist mir das unangenehm genug.“

„So gehe einmal in dienstlicher Eigenschaft hin,“ sagte das schöne Mädchen. Und als sie Herr Berger einigermaßen erstaunt und fragend anblickte, fügte sie mit erhobenem Kopfe bei: „Ich wünsche das, mein Lieber. Nimm dir ein paar Gulden in die Hand und thue so, als habest du ihnen irgend eine Unterstützung zu bringen.“

„Und du?“ fragte Herr Berger mißtrauisch.

„Nun, ich begleite dich,“ meinte Therese lachend. „Habe ich doch auch meine Freude am Wohlthun.“

Nach diesen Worten erhob sich der Bräutigam förmlich und steif, doch schien er ziemlich an Gehorsam gewöhnt zu sein, denn er versuchte keine weitere Widerrede. Er schüttelte dem Herrn Staiger freundlich die Hand, machte Clara eine tiefe Verbeugung und schritt zur Thüre hinaus, gefolgt von Therese, die ihre Freundin nochmals herzlich auf die Stirne küßte, wobei sie ihr sagte: „Noch ist vielleicht nicht Alles verloren, gute Clara, ich will deine Angelegenheit in die Hand nehmen.“

— — Hätte die Familie Wundel eine Ahnung davon ge-

habt, mit welch' ungewöhnlichem Besuch sie die Aussicht hatte erfreut zu werden, so würde sie ihr Zimmer in andere Verfassung gebracht haben oder hätte ihre Thüre fest verschlossen gehalten, und das würdigste Mitglied derselben, Madame Wundel, hätte nicht auf so bereitwillige Art „Herein!" gerufen, als von draußen sehr bescheiden angeklopft wurde. Leider geschah dieß zu der unglückseligen Stunde, als die brave Wittwe im Gefühl ihrer Dankbarkeit gegen Madame Becker diese zu einer guten Chocolade eingeladen hatte. Auf dem Tische dampfte eine angenehme Kanne dieses vortrefflichen Getränks, rings umher Wohlgeruch verbreitend, daneben stand ein Teller mit prächtigem Backwerk, sanft gebräunter Gugelhopfen, welcher von oben durch den darauf gestreuten Zucker wie ein Schneegebirge aussah, auch freundlich glänzender Zwieback, sowie etwas Kräftigeres: Butterbrod mit einigem Fleischwerk. Der Ofen verbreitete eine behagliche Wärme, und ein Kesselchen mit warmem Wasser, welches auf der Kohlengluth stand, und neben demselben am Boden eine Flasche Punschessenz, zeigten deutlich an, daß Madame Becker ihr Lieblingsgetränk der sanften Chocolade vorzog. Sie mochte auch schon mehrere Gläser davon zu sich genommen haben, denn ihre Wange war sanft geröthet, sie schluckte häufig ohne Ursache und ihr Lachen war mehr ein Grinsen zu nennen, auch blickte sie still in das Punschglas hinein und summte die Melodie eines bekannten Liedes. Dabei befand sich die Frau in Trauer, doch gab ihr lachendes Gesicht einen starken Gegensatz zu der schwarzen Farbe ihrer Kleider. Neben ihr saß Madame Wundel bestens aufgeputzt und strahlte vor Wohlbehagen; sie schien so eben eine Tasse Chocolade geleert zu haben und schmatzte noch vergnügt mit den Lippen. Emilie war beschäftigt, den Gugelhopfen zu zerschneiden und nur die jüngere Tochter Louise schien am wenigsten Antheil

an der Gesellschaft zu nehmen, denn sie saß auf einem Stuhl an der untern Seite des Tisches und hatte ihren Arm nachlässig und solchergestalt über die Lehne gelegt, daß sie den Andern zur Hälfte den Rücken zudrehte.

Es klopfte also, Madame Wundel rief: „Herein!" und die Thüre öffnete sich. —

Wären aber in diesem Augenblicke der selige Becker und der selige Wundel erschienen, mit himmlischen Feierkleidern angethan und bereit, ihre theuren Hälften in's bessere Jenseits abzuholen, das Entsetzen hätte nicht größer sein können, als beim Anblick des Armenpflegers, der seinerseits nicht wenig erstaunt war, seine Unterlippe noch tiefer herabhängen ließ und die Augenbrauen bis an die Grenzen der Möglichkeit hinauf zog.

Madame Wundel, gänzlich außer sich, ohne alle Geistesgegenwart und so überrascht jeder Verstellung unfähig, ließ beide Hände auf den Tisch sinken und starrte mit einem trostlosen Blicke den Eintretenden an. Emilie behielt mehr ihre Fassung und machte den vergeblichen Versuch, den Gugelhopfen vom Tisch verschwinden zu lassen; doch war ihre Bewegung zu heftig und rechts und links fielen die aufgeschnittenen Stücke über Tassen und Tischtuch dahin. Louise allein beharrte in ihrer Stellung, ja sie zuckte mit den Achseln und lächelte höhnisch.

Madame Becker, die den Armenpfleger wohl kannte und deßhalb vollkommen das Entsetzen ihrer Freundin begriff, faßte, auch wohl von dem starken Getränk ermuthigt, sich am Schnellsten wieder, schüttelte ihre Nachbarin am Arme und sagte mit ihrem breiten, gemeinen Tone und etwas sehr schwerer Zunge: „Ach Wundel, erschreck' Sie nur nicht so, der Herr Armenpfleger wird es wahrhaftig nicht übel nehmen, wenn arme Kreaturen, wie wir sind, sich einmal einen vergnügten Tag machen. — Was

könnt Ihr auch dafür," setzte sie mit einem pfiffigen Blinzeln hinzu, „daß es mir nun einmal in den Kopf gekommen ist, Euch mit Chocolade und was Gutem zu tractiren."

„Ja, was kann ich dafür!" sprach die Wundel nach einem tiefen Athemzuge, indem sie begierig diesen Rettungsanker ergriff. „Die Becker ist eine so gute Seele, eine so brave Frau und denkt gern an uns arme Leute. Ach Gott!" fuhr sie fort und schlug ihre Augen scheinheilig auf, „wie käme auch sonst was so Gutes an uns!"

„Das mißgönnt uns der Herr Armenpfleger gewiß nicht," sagte auch Emilie etwas gefaßter.

Die erstaunten Blicke des Herrn Berger fuhren indessen, auf's Höchste überrascht, auf dem ganzen Tisch umher; ihm war es unfaßlich, daß verschämte Hausarme ein solch' angenehmes Leben zu führen im Stande seien, und wenn es ihm unbegreiflich war, woher Madame Wundel das Geld zu diesen Ausgaben nahm, so glaubte er doch nicht den Worten der Becker, namentlich nicht, als er in das Gesicht seiner Begleiterin blickte, die mit einem unnachahmlichen, höchst ergötzlichen Lächeln die Gesellschaft am Tische betrachtete.

„Einen Stuhl! — zwei Stühle! —" schrie nun plötzlich Madame Wundel, indem sie hastig aufsprang. „Der Herr Armenpfleger thun uns die Ehre an, sich einen Augenblick an unsern schlechten Tisch zu setzen."

Auch Emilie schnellte auf die Seite und Madame Becker erhob sich schwerfällig. „Ist es nicht wie ein Fingerzeig von Oben," sagte diese lallend, „daß Ihr heute Euer Zimmer in so guter Verfassung habt, wo Ihr so schönen Besuch bekommt. Ach! und auch Fräulein Therese," fuhr sie knixend fort; „jetzt weiß

ich, weßhalb Euch der Herr Berger die Ehre anthut, — es ist eine Brautvisite, ja wahrhaftig, eine Brautvisite."

Madame Wundel, die noch immer nicht recht ihre Sprache gefunden hatte, knixte zu wiederholten Malen und Emilie wiederholte mit einem bitterbösen Lächeln und einem tiefen Seufzer das Wort: „Brautvisite." Louise war unterdessen ebenfalls aufgestanden und hatte zwei Stühle an den Tisch gestellt.

Herr Berger ließ sich auf einen derselben zögernd nieder, auch ließ er sich erst nieder, als er sah, daß Therese es sich auf ungenirte Art bequem machte, mit vornehmem Kopfnicken den dargebotenen Platz annahm und darauf die Damen der Reihe nach musterte.

„Nein, die Ehre und das Vergnügen!" sagte jetzt auch Madame Wundel, indem sie die Hände zusammenschlug. „Hätte ich mir das doch nie träumen lassen. Und wollen Fräulein Therese die Gnade haben, meinen ganz ergebenen Glückwunsch anzunehmen, ebenfalls der Herr Armenpfleger nicht weniger und wollen versichert sein, daß es mir das größte Vergnügen macht, Sie auf Ihrer Brautvisite zu sehen. — Ein schönes Paar," sagte sie scheinbar leise zur Becker, doch so laut, daß man es allenfalls im Nebenzimmer gehört hätte.

Therese that aber natürlich nicht dergleichen, vielmehr blickte sie die Wundel so unbefangen wie möglich an und versetzte: „Ja, wir machen unsere Brautvisiten und da wir zufällig im Hause waren, ja auf demselben Stockwerke, so fand es mein Bräutigam für angemessen, auch Ihnen, Madame Wundel, die Sie ihm als eine stille christliche Frau bekannt sind, ebenfalls einen Besuch zu machen."

Der Armenpfleger spitzte seinen Mund wie ein Karpfe, ließ die Augen einen Moment über den Tisch und das darauf befind-

liche Backwerk hingleiten und senkte sie dann auf seinen Hut hinab, wo er emsig die Firma des Fabrikanten studirte.

Madame Wundel hustete leicht und sprach: „Ah! Fräulein Thereſe waren also schon im Hause, schon auf demselben Stocke?"

„Allerdings," entgegnete Diese, „und zwar bei meiner besten Freundin, Clara Staiger — die Sie ja wahrscheinlich kennen," fuhr sie nach einer Pause lächelnd fort.

„O ja, wir kennen sie vom Aus- und Eingehen," meinte die würdige Wittwe, indem sie auf dem Tiſche ihre Hände über einander legte. „Wie man sich so kennt, als Nachbarn, oberflächlich."

„So, nur oberflächlich?" erwiederte die Tänzerin, aber obgleich sie das Wort nur einmal aussprach, so schien es doch an alle Anwesenden gerichtet zu sein und sie blickte jede derselben der Reihe nach scharf an. „Sie ist ein sehr braves und geordnetes Mädchen, meine Freundin," sagte sie darauf wie fragend.

„Das ist sie," bekräftigte die Wundel, „das ist sie bei Gott, der Neid muß es ihr nachsagen."

„Solid, sehr solid," meinte die Becker; doch lächelte sie dazu auf eigenthümliche Art. Und Emilie setzte etwas boshaft hinzu: „Ein wahres Muster; man könnte sie allen jungen Mädchen zum Exempel vorstellen."

In diesem Augenblicke wechselte die Wittwe mit Madame Becker einen Blick, der, so schnell das auch vor sich ging, von Thereſe nicht unbemerkt geblieben war.

„O ich weiß, wie gut und lieb sie ist," fuhr die Tänzerin fort. „Aber," setzte sie sehr langsam und mit scharfer Betonung hinzu, „um so auffallender ist es, daß trotz allem dem Unangenehmes über ihren Lebenswandel verbreitet wurde, — ja, — absichtlich verbreitet wurde."

„Ah!“ machte die Wittwe mit gut gespieltem Erstaunen, „ist das die Möglichkeit! Habt Ihr was davon gehört, Becker? Oder du, Emilie? Ja, die Menschen sind schlimm.“

Natürlicher Weise wollte Niemand etwas davon vernommen haben, und um diesen unangenehmen Gesprächsgegenstand zu unterbrechen, legte Madame Wundel ihren Mund in recht süße Falten und fragte, ob sie nicht die Ehre haben könne, dem Herrn Armenpfleger oder Fräulein Therese mit einer Tasse Chocolade aufzuwarten.

Herr Berger verneinte das eifrigst, Therese aber nahm es an. Und sie hatte ihre guten Gründe dafür. Hatte sie dann doch ein paar Augenblicke, in denen sie nicht zu sprechen, nur zu hören brauchte; und sie bedurfte einige Zeit zum Nachdenken.

Louise hatte eine Tasse geholt, sie vor Therese hingestellt und dabei nicht ermangelt, ihr eigens zu gratuliren, was sie vorhin im allgemeinen Chorus unterlassen. Dazu sagte sie: „Es wird Clara gewiß gefreut haben, Sie so bei sich zu sehen, denn Clara ist gut und nimmt den innigsten Antheil daran, wenn es ihren Bekannten wohl geht.“ Madame Wundel unterließ nicht, ihrer Tochter einen mißbilligenden Blick dafür zuzusenden, daß sie ihrer Nachbarin wieder erwähnte, doch kehrte sich diese nicht im Geringsten daran, vielmehr fuhr sie fort: „Es ist wahr, Fräulein Clara hat in den letzten Tagen Unangenehmes gehabt; ich weiß nicht, ob sie Ihnen davon sagte.“

„O ja, sie sprach mir davon,“ entgegnete Therese. „Ich glaube, es betraf einen Vorfall im Hause der Madame Becker dort, an dem Tage, wo Maria begraben wurde. Wie war doch die Geschichte?“

„Wie wird das gewesen sein!“ erwiederte nach einigem

Zögern die Becker, wobei sie verlegen die Achseln zuckte. „Ich weiß es selbst nicht mehr genau, es betraf einen jungen Herrn."

„Herrn Arthur Erichsen," versetzte Therese. „Er hat, so viel ich weiß, ein kleines Verhältniß mit Clara und beschuldigte nun das arme Mädchen — gerade in Ihrem Hause — einer Untreue, glaube ich, die sie gegen ihn begangen."

Madame Becker hatte ihren Arm auf den Tisch gestützt, vorher aber einen starken Zug aus dem Punschglase gethan, dann blinzelte sie mit ihren etwas röthlich unterlaufenen Augen und meinte: „Nun ja, es muß was der Art gewesen sein; wild genug hat er sich angestellt, und wenn er mit mir so hart gesprochen hätte, würde ich ihm anders die Wege gezeigt haben, — so einem Naseweis."

„Uebermüthig ist er schon," versetzte die schlaue Tänzerin. „Was wird's gewesen sein, eine Eifersüchtelei; hat sich vielleicht die Clara sonst wo ein wenig den Hof machen lassen."

„Versteht sich," rief die Becker erzürnt und klopfte auf den Tisch. „Da kommt so ein junger Mensch her, spricht was von guten Absichten und meint nun, dann dürfe ein anderer rechtschaffener Cavalier so ein Mädchen gar nicht mehr ansehen."

„Aber Fräulein Clara läßt sich auch von sonst Niemand ansehen," sagte ängstlich Madame Wundel mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf ihre Tochter Emilie, welche die Zähne auf einander biß und die Becker giftig ansah.

Diese trank ihr Glas vollends leer, schnalzte mit der Zunge und sprach: „Hat sich was zum Ansehen; daran stirbt man nicht und das schadet auch Niemand. Die Clara wäre eine rechte Gans, wenn sie sich von dem Maler da hofmeistern ließe."

„Aber sie thut es doch," bemerkte erzürnt die Wundel. „Clara ist die Tugend selbst, und einer von den jungen vor-

nehmen Herren würde schön ankommen, wenn er sich in ihre Nähe wagen wollte." Bei diesen Worten stieß sie ihre Nachbarin heftig unter dem Tische mit dem Fuße an, doch hatte sich diese schon zu tief mit dem Punsche eingelassen, um diese Berührung für mehr als eine Zufälligkeit zu nehmen.

„Und ich sage, die Clara hatte Recht, den Maler zu verabschieden," rief sie mit schwerer Zunge. „Da ist der Herr Graf doch ein anderer Mann, und mich freut es, daß sie ihn erhört."

So schwer diese Worte auch die Tänzerin trafen, so verzog sich doch keine Miene ihres Gesichts, ja sie trank lächelnd ihre Chocolade, nicht ohne einen Blick auf Emilie zu werfen, die ihre Hände zusammenballte und in höchster Wuth die alte Schwätzerin gegenüber mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

„Aber was faselt Ihr für dummes Zeug!" sagte Madame Wundel, die mühsam an sich hielt. „Wie könnt Ihr über meine Nachbarin, über Mamsell Clara, über die genaue Freundin unserer zukünftigen Frau Armenpflegerin so etwas aussagen. Von was schwätzt Ihr denn eigentlich?"

Therese hatte ihre Tasse ruhig hingesetzt und warf dann leicht ein: „Wir wissen wohl, wovon Madame Becker spricht, von dem Verhältniß Clara's mit dem Grafen Fohrbach."

„Das ist's," sprach die Becker mit lallender Zunge. „Und das ist ein schönes Verhältniß, ein dauerndes Verhältniß. O Wundel, Ihr solltet Euch Eurer Arbeit nicht schämen; Ihr habt doch große Mühe damit gehabt und die Sache geschickt angefangen. Ehre dem Ehre gebührt!"

„Daß Euch der —" sprach die würdige Wittwe und wollte hinzusetzen: Ihr betrunkenes Weibsbild! „Wie könnt Ihr so garstiges Zeug plappern; ich bin eine ruhige Wittfrau; was hätte ich mit Euren Geschichten für Arbeit gehabt! Was gehen

uns Eure schmutzigen Verhältnisse an! Nicht wahr, Emilie? Was hätten wir für Euch geschafft!"

„Oho!" rief die Becker und ihr Auge funkelte zornig, „seh' mir Einer die würdige Wittfrau. Jetzt nennt sie das „schmutzige Verhältnisse", womit sie ein so schweres Sündengeld verdient."

Der Armenpfleger hatte seine Augen langsam aus dem Hute erhoben, blickte achselzuckend gen Himmel und sagte alsdann zu seiner Braut mit leiser Stimme: „Ich glaube, es wäre besser, wir verließen diese Wohnung." Dabei begann er, sich von dem Stuhle zu erheben.

Therese aber zog ihn eifrig wieder nieder, that, als wolle sie ihr Sacktuch aufheben, das ihr entfallen, und flüsterte ihm zu:

„Es ist ein gutes Werk, Berger, wenn du noch einige Augenblicke bleibst. Hier gilt es, schlechte Menschen zu entlarven und einem unglücklichen Mädchen zu helfen."

Unterdessen hatten sich Madame Wundel sowie Emilie über den Tisch hinüber gebeugt und blickten Madame Becker an ganz mit dem zärtlichen Ausdruck eines Paares wilder Katzen, die begierig sind, einer Freundin die Augen auszukratzen. Louise hielt sich fern, sie hatte sich an's Fenster gestellt und blickte hämisch lachend auf die Gruppe am Tische.

„Pfui!" rief Emilie nach einer Pause, „schämt Euch, Becker, über Euer ungewaschenes Maul."

„Larifari!" entgegnete Diese laut lachend; „ich brauche mich nicht zu schämen, ich wohne am Kanal in der Kaserne, stehe für mein Geschäft ein und heiße Becker. Ich läugne nicht, was ich treibe; schämt ihr euch selbst, ihr — verschämte Hausarme," setzte sie plötzlich sehr ernst werdend hinzu; und dann kreischte sie: „Seh' mir Einer die Wundel an; hat bei meinem Geschäft

schweres Geld verdient und will sich nun meiner schämen. O du Weibsstück!"

Die Wundel war mit ihrer Tochter Emilie in die Höhe gesprungen und es schien einen Augenblick, als wollten sich diese Bekenntnisse edler Seelen in einen erbitterten Kampf verwandeln. Doch erblickte die Wittwe vor sich das ernste, mißbilligende Gesicht des Armenpflegers, deßhalb faßte sie sich mit übermenschlicher Anstrengung, schluckte einige Mal heftig, stützte beide Fäuste auf den Tisch und sagte alsdann: „Herr Armenpfleger! — Gott soll mich bewahren, daß ich Reden, wie dieß Weib da eben verführt, vor Ihren Ohren auf mir sitzen ließe. O nein!" rief sie mit einem Anflug erkünstelter Wehmuth, „was habe ich arme Wittfrau sonst als Ihre Meinung, Herr Armenpfleger. Stehe ich ohne Sie nicht ganz verlassen da in dieser Welt mit meinen beiden armen Würmern, ohne Hülfe, ohne Verdienst —"

„Ohne Verdienst!" hohnlachte die Becker. „Hat sie von mir nicht schweres Geld für das Geschäft bekommen; aber bei ihr bleibt nichts — sie ist wie ein Sieb — sie —" Hier stockte das Weib plötzlich in ihrer Rede und wir glauben nicht, aus plötzlich eingetretenem Zartgefühl, vielmehr veranlaßt durch die Faust der Mademoiselle Emilie, welche drohend stand hinter dem Stuhl der Sprechenden. Auch duckte sich Diese scheu zusammen und schien, obgleich zu spät, zu fühlen, daß sie sich hier zu Eins gegen Drei befand.

„Hören Sie also," fuhr Madame Wundel im Tone gekränkter Unschuld fort. „Ja, es ist wahr, dieses Weib da forderte mich auf, ihr in einer ihrer unsauberen Geschichten zu helfen."

„Sie sollten vermitteln zwischen Clara und dem Grafen Fohrbach?" fragte die Tänzerin.

„Ja," schrie die Becker, indem sie, sich dann nach Emilien

umsehend, mit der Faust kräftig auf den Tisch schlug. „Und sie that es, sie lieferte mir das Mädchen."

Die würdige Wittfrau warf einen Blick an die Decke des Zimmers, dann sagte sie achselzuckend und mit großer Milde: „Herr Armenpfleger, man muß es der Frau verzeihen, sie geht zu viel mit gemeinem Volke um, sie hat keine Idee davon, daß es noch rechtliche Menschen gibt, die so viel als möglich Unheil zu verhüten suchen."

„Und Sie verhüteten also das Unheil?" forschte die Tänzerin.

„Ach ja, Fräulein Therese," fuhr Madame Wundel fort. „Und ich glaube, es ist keine meiner schlechtesten Thaten. Das Weib wandte sich freilich an uns, wir aber kannten Fräulein Clara, wie Sie sie selbst kennen, und nur in der Absicht, — gewiß nur in der Absicht, um die Becker von ihrer Spur abzuleiten, unternahmen wir die unangenehme Commission" —

„Ein Rendezvous zu vermitteln," sagte Emilie, indem sie sich vordrängte.

„Und es kam zu Stande?" fragte Therese.

„Ja, es kam zu Stande!" rief triumphirend die Becker. „Glauben Sie mir, wenn dieß Weib seine Krallen einmal einschlägt, da hält sie fest."

„Es kam allerdings zu Stande," bemerkte Madame Wundel nach einem abermaligen Blick an die Zimmerdecke, „aber ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Clara gänzlich aus dem Spiele blieb."

„Ah! ich verstehe," sprach Therese freudig. „Ich danke Ihnen für diese Aufklärung."

Madame Becker ihrestheils schien das nicht sogleich zu verstehen. Endlich aber begriff auch sie, daß die Wundel sie geprellt

und eine Andere zu dem bewußten Rendezvous geschickt worden war. Wie sie langsam zu dieser Erkenntniß kam, verwandelten sich alle ihre Gesichtszüge. Anfänglich war sie hohnlachend da gesessen, jetzt aber fiel ihre Unterlippe schlaff herab, ihre Augen stierten ein paar Momente starr vor sich hin; dann aber blitzte das Feuer des Zorns in ihnen auf, ihre Lippen schloßen und öffneten sich krampfhaft, und schäumend sagte sie: „Also so wollt Ihr mir meine noble Kundschaft verderben! — Ihr Pack!" Dabei hatte sie sich langsam erhoben, hatte ihr Gesicht mit einem unbeschreiblich frechen Ausdruck auf Zollweite dem der Wittwe genähert, welche, wie das Vögelein vor dem Blicke der Schlange, leider nicht im Stande war, zurückzuweichen. Leider sagen wir, denn in der nächsten Secunde brannte eine so ungeheure Maulschelle auf der Wange der Madame Wundel, daß diese laut aufkreischend in ihren Stuhl zurückfiel. Es war eigentlich komisch anzusehen, wie im gleichen Augenblicke der Armenpfleger von seinem Sitze emporschnellte, Therese am Arme ergriff, mit zwei Schritten die Stubenthüre erreicht hatte und das Zimmer verließ. Erst hinter der geschlossenen Thüre blieb er tief aufathmend stehen und setzte bedächtig seinen Hut auf.

„Gott sei Dank!" jubelte Therese, „daß das so gekommen ist. Glaube mir, Berger, um keinen Preis der Welt wollte ich das eben nicht gehört haben. War dir die Scene unangenehm?"

„Sie hat auch für mich ihr Gutes," erwiederte bedächtig der Armenpfleger, indem er seine Schreibtafel herauszog, darin blätterte und durch den Namen der Wittwe Wundel einen sehr dicken Strich machte.

Daß übrigens Madame Becker dem rächenden Geschick ebenfalls nicht entging, brauchen wir dem geneigten Leser nicht zu versichern. Wenn sich auch Louise Wundel von dem Kampf, der

nun erfolgte, fern hielt, so waren doch die Wittwe und Emilie kräftig genug, um der Madame Becker einen gehörigen Denkzettel zu geben.

Die Tänzerin blieb zaudernd auf der Treppe stehen. „Gern möchte ich Clara sprechen," sagte sie, „doch es ist besser, ich versuche es, den Herrn Erichsen zu finden. — Komm', Berger."

Beide stiegen nun vollends die Stufen hinunter, setzten sich in den Wagen, der drunten auf sie wartete, und fuhren davon.

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Clara.

Vielleicht war es zufällig, daß Arthur sich an diesem Nachmittage in der Nähe der Balkenstraße befand, genug, Thereſe, die aufmerksam umherspähte, erblickte ihn wenige Straßen von dem Hauſe Clara's entfernt; ſie klopfte dem Kutſcher an die Fenſterſcheiben und ließ halten.

Arthur, welcher ſich bei ſeinem Namen gerufen hörte, näherte ſich dem zweiſitzigen Wagen und war nicht wenig erſtaunt, die ſchöne Tänzerin in demſelben zu ſehen. Sie theilte ihm auch gleich lachend den Zweck ihres Umherfahrens mit, ſtellte ihm den Herrn Berger vor, nannte auch dieſem den Namen des Malers und fragte dann, ob er nicht Zeit habe, ſie einen Augenblick zu begleiten. Sowohl Arthur als Herr Berger ſahen bei dieſer Aufforderung das ſchmale Coupé an und Erſterer ſagte zu Thereſe, ſo angenehm es ihm auch wäre, ſie zu begleiten, ſo fürchte er ſich doch ſehr, ſie in ihrem Platz zu derangiren.

„Aber ich muß Sie ſprechen und zwar auf der Stelle

sprechen," erwiederte hartnäckig die Tänzerin; „ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen. Und was den Platz anbelangt, da kann man schon Rath schaffen, Berger ist wohl so gut und setzt sich für ein paar Minuten draußen zum Kutscher. Du kannst deinen Regenschirm aufspannen, dann erkennt dich Niemand, man hält dich höchstens für einen Lohnbedienten."

„Aber," meinte Arthur leise, „Sie verlangen zu viel."

„Und was soll der Kutscher denken, mein Kind," versetzte Herr Berger. Doch hatte er den Schlag schon halb geöffnet, um hinaus zu steigen.

„Machen Sie nur keine Umstände," rief die Tänzerin dem Maler zu. „Kommen Sie geschwind herein. — Und was den Kutscher anbelangt," wandte sie sich an den Andern, der schon draußen auf dem Tritte schwebte, so kannst du ihm meinetwegen sagen, es sei dir hier im Wagen zu warm gewesen und du wolltest draußen ein wenig frische Luft schöpfen. Weißt du, Berger," fuhr sie leise fort, indem sie sich zum Wagen hinausbeugte, „ich mag dem Kutscher nicht laut zurufen, daß er nach der Balkenstraße, dem Hause Clara's, zurückfahren soll, das kannst du besorgen."

„Das hätte ich thun können und doch wieder in den Wagen hineinsteigen," entgegnete der Armenpfleger in kläglichem Tone.

„Aber es ist besser so," sagte Therese und zog den Schlag hinter ihm zu.

Arthur war lächelnd in den Wagen gestiegen, Herr Berger hatte den Bock erklettert, seinen Regenschirm aufgespannt und bot neben dem Kutscher nichts Auffallendes. Er sah in der That aus wie ein Lohnbedienter und schielte auch wie ein solcher, dessen Geschäft es ist, die Fremden auf alle Merkwürdigkeiten rechts und links aufmerksam zu machen, zuweilen hinter sich in den Wagen.

„Ich komme so eben von Clara," begann Thereſe in demſelben. „O Herr Erichſen, wenden Sie ſich nicht unmuthig weg; glauben Sie mir, Sie haben dieſes gute und edle Mädchen unverantwortlich behandelt. Sagen Sie mir um Gotteswillen, Sie ſind doch auch ſchon mit vielen Leuten umgegangen, Sie haben doch auch Menſchenkenntniß. Schauen Sie ihr doch in das klare und unſchuldige Auge, kann der Blick trügen? Glauben Sie wirklich, Clara ſei fähig geweſen, Sie zu hintergehen? — Die gute Clara, mit dem Gemüth eines Kindes, die nicht einmal weiß, was Betrug iſt! O ich möchte faſt ſagen: Sie verdienen dieß Herz nicht, das Sie ſo leichtſinnig weggeworfen." — Und nun erzählte ſie ihm in aller Eile, ohne ihn zu Worte kommen zu laſſen, was ſo eben in der Wohnung der Wittwe Wundel vorgefallen, und beſchwor ihn, jetzt ſogleich hinauf zu gehen, er werde die ganze ſaubere Geſellſchaft noch beiſammen finden und es werde ihm nicht ſchwer werden, von denſelben das Geſtändniß wiederholt zu erhalten.

Damit hielt der Wagen vor dem bekannten Hauſe und als Arthur, der mit klopfendem Herzen der Worte Thereſens gelauſcht, nun die dunkle Thüre mit den ausgetretenen Stufen vor ſich ſah, über die er ſo oft voll Freude und Glück auf- und abgeſtiegen war, die er darauf tief betrübt ſo lange vermieden, für ihn eine Ewigkeit, obgleich er das Haus ſelbſt vermittelſt der umliegenden Straßen unaufhörlich umkreiſt, ſowohl bei Tag als bei Nacht, als er nun wieder davor ſtand, glaubend an die Worte der Tänzerin, da ſchwand aller Groll, aller Argwohn aus ſeinem Herzen, eine unendliche Liebe für Clara erfüllte es mehr als vordem, und nach herzlichem Dank und Gruß gegen Thereſe ſprang er in den dunklen Hausflur hinein.

Die ſchöne Tänzerin blickte ihm ein paar Secunden nach,

dann fuhr sie mit der Hand über die Augen und sprach zu sich selber: „Das ist mein schönstes Hochzeitsgeschenk. — Ach! die Versöhnung da oben muß entzückend sein. Wie glücklich werden sich diese Beiden fühlen, zu einander hingezogen, innig verbunden durch gleiche, herzliche Liebe.“ Hierauf legte sie sich seufzend und nachsinnend in die Ecke des Wagens, doch hatte sie vorher an die Scheiben geklopft und dem Herrn Berger gesagt: „So, nun kannst du wieder herein kommen.“

Arthur gelangte übrigens nicht so schnell in den obern Stock; je höher er stieg, desto mehr Gedanken häuften sich auf sein Herz und hiengen sich schwer an seine Schritte. Er gedachte jenes Abends, wo er an des Grafen Stelle das junge Mädchen empfangen, er bemühte sich, die Figur derselben auf's Genaueste in seiner Phantasie festzustellen, und nachdem er das zum ersten Mal seit jenem Vorfalle ruhig gethan, begriff er selbst nicht mehr, daß er Jene mit Clara habe verwechseln können. Dann dachte er auch eifrig darüber nach, wo er sie nach jenem Abende wieder gesehen und ob er da wohl eine Spur von Befangenheit, irgend etwas Verlegenes in ihrem Betragen gegen ihn bemerkt. Ach! er erinnerte sich jetzt genau, daß sie ihm den andern Tag mit offener Stirn und ehrlichem Blick wie immer entgegen gesprungen war, daß sie ihm freudig beide Hände dargereicht und daß sie darauf schüchtern wie immer und halb erröthend seinen etwas stürmischen Kuß geduldet. — Ach! und diese süßen Küsse, er hatte sie so lange entbehren müssen, er hatte so lange nicht mehr in ihr gutes, liebes Auge geblickt. Jetzt kam ihm sein ganzer Argwohn wie ein Wahnsinn vor, jetzt konnte er es nicht begreifen, warum er nicht gleich offen und ehrlich mit Clara gesprochen, ihr seine Unterredung mit dem Grafen Fohrbach mitgetheilt und ihr gesagt: wie kann das zusammenhängen? Noch

viel weniger aber begriff er, daß er nicht gleich nach jenem schrecklichen Tage, wo er sie zum letzten Mal an der Leiche der unglücklichen Marie gesehen, zu der Wundel geeilt war, die ihm von Madame Becker als Unterhändlerin genannt worden war. Kopfschüttelnd und unzufrieden mit sich selbst stieg er die Stufen hinauf.

— — — — — — — — — — — — — — —

Clara hatte sich wieder an ihre Arbeit niedergesetzt, sobald Therese vorhin das Zimmer verlassen. Doch wollte ihr dieselbe nicht mehr so von der Hand gehen, wie vor der Unterredung. Sie war in den letzten Tagen ruhiger geworden, sie hatte die Erinnerung an jene schreckliche Stunde gewaltsam zurückgedrängt, und diese trat nun zugleich mit dem stärkeren Klopfen ihres Herzens allmälig wieder lebendiger und schrecklicher vor sie hin. Warum hatte sie sich von jenem Augenblick überwältigen lassen, warum hatte sie, statt seinen Vorwürfen gegenüber zu schweigen, nicht ruhig eine Erklärung verlangt über das, was er ihre Treulosigkeit genannt? — Sie wußte es selbst nicht. Es war vielleicht richtige Eingebung des Moments gewesen, es war ihr weiblicher Stolz, der sich im Gefühle gekränkter Unschuld dagegen empört hatte. Ach! und wie hatte sie gelitten nach jener Unterredung; wie war ihr die ganze Zukunft finster erschienen, wie alles Glück von ihr gewichen, — und nirgends, nirgends ein Hoffnungsstrahl! Jetzt, sie wußte selbst nicht warum, regte sich in ihrem Herzen ein Gefühl, als sei vielleicht noch nicht Alles verloren, als würde die Nacht in ihrem Gemüthe nicht ewig währen, als könne auch für sie noch ein neuer Tag anbrechen, nochmals die Sonne hell und glänzend aufsteigen.

Herr Staiger, der vor sich seine Tochter in tiefen Träumereien sah, hatte die Feder wieder ergriffen und schrieb langsam fort, nicht ohne zuweilen einen Blick auf Clara zu werfen.

Die Kinder hatten während des Besuchs diesen aufmerksam betrachtet und Marie hatte zum großen Ergötzen des Bübchens den Gang und die Haltung der zukünftigen Madame Berger nachgeahmt, worauf sich Karl veranlaßt sah, die Rolle des Armenpflegers zu übernehmen. Er knöpfte sein Jäckchen bis unter das Kinn zu, holte sich des Vaters Hut aus der Ecke und schaute unverwandt in denselben hinein, wobei er so steif als möglich auf und ab ging. Dann nahm er einen kleinen Fußschemel, trug ihn zwischen Vater und Clara an den Tisch und setzte sich selbst darauf, wobei er die Haltung des Herrn Berger auf so komische Art carrikirte, daß der Vater, der zufällig aufblickte, laut und herzlich zu lachen anfieng. Auch Clara, die hiedurch aus ihren Träumereien aufgeschreckt wurde, mußte lächeln, als sie die kleine Figur vor sich sitzen sah, die, den Kopf steif in die Höhe haltend, sie unverwandten Blicks betrachtete.

„Es ist eigentlich nicht schön von dir, Karl," sagte der alte Mann, „daß du Leute nachmachst, die uns besuchen. Man nennt das: Jemand verspotten; und aller Spott thut weh."

„Aber ich will Niemand verspotten," sagte das Bübchen; „ich habe nur Clara zum Lachen bringen wollen, denn sie schaut immer so betrübt vor sich hin und bekümmert sich gar nicht mehr um mich."

„Das kannst du gewiß nicht sagen," erwiederte Clara, indem sie die Arme in den Schooß sinken ließ, „ich bekümmere mich um dich gerade so viel wie sonst."

Der Kleine schüttelte mit dem Kopfe.

„Nicht?" fragte Clara; „und woher glaubst du das?"

„Du spielst nicht mehr mit mir," sagte Karl. „Du hast mir schon lange nicht mehr aus dem Bilderbuche vorgelesen, auch

keinen Schlitten mehr gemacht und die Bilder, die mir Herr Arthur geschenkt, willst du gar nicht mehr ansehen."

Als Clara hierauf schwieg, sprach Herr Staiger: „Das wird Alles wieder kommen; Clara wird dir wieder Schlitten machen und auch wieder die Bilder ansehen."

„Aber Herr Arthur hat lange keine Bilder mehr gebracht," meinte Marie, die hinzu getreten war. „Warum läßt er sich nicht mehr sehen?"

„O ich habe ihn gestern gesehen," sprach eifrig das Bübchen.

„Du wirst dich irren," versetzte Clara, indem sie erröthend mit dem Kopfe schüttelte.

„Nein, ich irre mich nicht! Er stand gestern am Ende unserer Straße, ich konnte ihn von der Hausthüre aus gut sehen."

„Und warum riefst du ihm nicht?" fragte Marie.

„Als ich das thun wollte, ging er gerade fort," versetzte Karl. „Er muß mich nicht gesehen haben."

„Gewiß, so ist es," meinte Clara traurig, „er hat dich nicht gesehen. Er weiß nicht mehr, daß wir hier wohnen." So ruhig sie dieß anscheinend sagte, so stockte doch ihr Athem, als sie die Worte aussprach, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie war nicht im Stande, den bunten Faden, den sie in der Hand hielt, einzufädeln. Dienstfertig drängte sich die kleine Schwester näher, und als sie ihr Faden und Nadel aus der Hand genommen hatte, was Clara ruhig geschehen ließ, faßte Diese mit ihren beiden Händen den Kopf des kleinen Mädchens und drückte ein paar innige Küsse auf das blonde Haar derselben.

Diesen Moment mochte Karl nicht so vorbei gehen lassen; er sprang von der andern Seite an den Stuhl der Schwester, faßte sie mit den Armen sanft um den Leib und sagte, er wolle auch eine Nadel einfädeln, um einen Kuß zu bekommen.

Clara hatte sich gerade in herzlicher Liebe zu ihm niedergebeugt, hatte ihn wiederholt auf die kleinen frischen Lippen geküßt und ihn nothgedrungen zu sich emporgehoben, da er sich an sie hieng und seine Arme um ihren Hals geschlungen hatte, wobei er lauter jubilirte und lachte als gerade nothwendig war, als die junge Tänzerin sah, daß ihr Vater sich mit einer Verbeugung eilig vom Tische erhob und der Thüre zuschritt, welche langsam geöffnet wurde. Auch vernahm sie eine Stimme, welche sagte: „Bitte um Entschuldigung, aber ich klopfte mehrmals, was man wahrscheinlich nicht gehört hat."

— — Es war eine ältliche Dame, von der diese Worte ausgingen, in einfacher Kleidung, der man aber ansah, daß sie den höheren Ständen angehörte. Sie hatte ein ernstes, würdevolles Gesicht, eine etwas spitze Nase und lebhafte graue Augen, mit denen sie aufmerksam das Zimmer und namentlich die Gruppe am Tisch zu betrachten schien.

Der armen Clara war es zu Muthe, als träte das Verhängniß in Person, Vergangenheit und Zukunft, drohend vor sie hin. Sie hielt das Bübchen fest in ihren Armen, ja sie drückte es an sich und zwar so, als wolle sie Schutz bei demselben suchen vor etwas Erschrecklichem, was in der nächsten Secunde über sie hereinbrechen müsse. Sie kannte die alte Dame wohl, obgleich sie nie ein Wort mit ihr gewechselt. Aber mit welchem Interesse hatte sie dieselbe betrachtet in der Kirche, auf der Straße, im Theater, wenn die Tänzerin an der uns bekannten Oeffnung im Vorhange stand und nicht davon wegzubringen war, wenn die Dame droben in ihrer Loge saß. Da war sie wie festgebannt und mußte unverwandten Blickes hinaufsehen. O sie waren so kalt und theilnahmlos, diese Züge, nicht eine Miene bewegte sich in dem Gesicht, kaum merklich nickte sie rechts oder links, wenn

sie auf einen ganz ergebenen Gruß dankte. Ja wenn sie gesprochen, so wischte sie sich mit ihrem Sacktuch die Lippen ab, und wenn sie längere Zeit stillschwieg, was meistens vorkam, so hielt sie die spitzen Finger der linken Hand unbeweglich auf die Logenbrüstung. — Wie oft hatte sie ihn — Arthur — über diese Frau gefragt, ob sie zu Haus auch so einsylbig und verdrießlich sei, ob sie denn nie freundlich spräche oder gar lache, und es hatte sie ein kleiner Schauder überflogen, ja ein Schauder, trotzdem es sie auch glücklich gemacht hatte, wenn er zu ihr sprach: Du wirst sie ja noch kennen lernen, Clara. Ihr Herz ist gut, auch theilnehmend, und sie hat dieses allzu ernste und gemessene Wesen nur so angenommen; gewiß, sie kann auch freundlich sein nnd sogar lachen. Wie oft hatte das junge Mädchen von dieser Dame geträumt! Und dann war sie immer als böser Engel erschienen, hatte die magere Hand zwischen sie und Arthur gestreckt, hatte mit dem Kopfe geschüttelt, und darauf war Alles, Alles aus gewesen. Wenn alsdann Clara in diesen Träumen auch flehend ihre Hände nach Arthur ausstreckte, und, verzweiflungsvoll seinen Namen rufend, vorwärts strebte, ihn wieder zu erreichen, so war es doch, als treibe eine gewaltige Luftströmung die beiden Liebenden aus einander, immer weiter und weiter, bis sein Bild ganz undeutlich wurde, ein Schatten, und dann erblaßte, obgleich das Bild der alten Dame gleich lebendig, gleich starr, drohend und ernst in der Mitte stehen blieb. — Ah! und ihr Blick war dann gerade so wie jetzt, als sie nun in Wirklichkeit in's Zimmer trat.

Herr Staiger war ihr entgegen gegangen, hatte der für ihn Unbekannten eine respektvolle Verbeugung gemacht, und war, als diese mit einem einfachen Kopfnicken erwiedert wurde, händereibend und etwas verlegen an die Seite getreten, eine Anrede erwartend. Die Dame blickte aber ebenso unverwandt auf Clara,

auf das Bübchen und auf Marie, die sich ebenfalls an die ältere Schwester geschmiegt, als erstere sie unaufhörlich ansah. Mochte sie nun den entsetzten Blick der Tänzerin bemerken, und ihr die weit aufgerissenen Augen der kleinen Kinder etwas komisch vorkommen, genug, sie wandte sich mit einem etwas freundlicheren Gesichtsausdruck zu Herrn Staiger, indem sie ihm sagte: „Ich habe mir erlaubt, Sie in einer gewissen Angelegenheit zu besuchen, wenn Sie nämlich ein paar Augenblicke für mich übrig haben."

Der alte Mann verbeugte sich abermals, rieb sich wiederholt und noch verlegener die Hände, denn ihm kam die Idee, als setze die Dame voraus, sie müsse nothwendig von ihm gekannt sein, was denn aber durchaus nicht der Fall war. Dabei murmelte er etwas von großer Ehre, vielem Vergnügen, und als die Dame hierauf langsam in das Zimmer hinein dem Tische zuschritt, leerte er rasch einen Stuhl, indem er Bücher und Papiere mit dem Arm auf den Boden niederstrich.

Im Verhältniß, wie sich die Dame dem Tische näherte, ließ Clara das Bübchen auf den Boden gleiten und erhob sich langsam von ihrem Stuhle. Dabei sah sie sehr bleich aus, und ihre Hand, die sie auf dem Tische aufgestützt hatte, zitterte heftig, auch holte sie mühsam Athem, und als sie nun der Näherkommenden eine tiefe Verbeugung machte, schoß ihr das Blut ins Gesicht, und eine plötzliche Röthe überflog ihre vor einer Secunde noch so blassen Züge.

Die Dame ließ sich ruhig auf dem angebotenen Stuhle nieder, und als Herr Staiger, der ehrerbietig neben ihr stehen geblieben war, sich nun ein Herz faßte und sie unverkennbar fragend ansah, sagte sie: „Sie scheinen mich nicht zu kennen; ich bin die Frau des Commerzienrathes Erichsen."

Sobald der alte Herr diesen Namen gehört, trat er unwill-

kürlich einen Schritt zurück, blickte die Dame mit einem wahren Erschrecken an und brachte mühsam die Worte hervor: „Oh! — Das ist zu viel Ehre!“

Die Commerzienräthin schien übrigens gar keine Antwort zu erwarten und auch seine Worte nicht zu hören, denn sie sah unverwandt auf Clara, welche vor diesem ernsten Blick zuerst ihre Augen niederschlug, sie aber dann im Gefühle ihres redlichen und unschuldsvollen Herzens langsam wieder erhob und die Räthin ehrfurchtsvoll aber fest anschaute.

„Das ist Ihre Familie?“ sprach Diese nach einer Pause, während welcher sie alle Anwesenden der Reihe nach betrachtete.

„Das ist meine Familie, ja wohl, Frau Commerzienräthin,“ entgegnete Herr Staiger, der nicht im Stande war, sich so rasch von seinem Erstaunen zu erholen, und der häufig nach Clara hinüber blickte, um vielleicht auf dem Gesichte derselben lesen zu können, was das wohl zu bedeuten habe. — „Es ist meine Familie,“ wiederholte er. „Das ist meine Tochter Clara, das die kleine Marie, und das ist Karl.“

„Und dort die Kleine?“ fragte die Räthin.

„Ist eine arme Waise,“ versetzte Herr Staiger, „ein verlassenes Kind, das auch hier so bei uns ist.“

„Für dessen Unterhaltung Sie sorgen,“ meinte Madame Erichsen.

„O ja,“ sagte lächelnd der alte Mann. „Aber es ist nicht der Rede werth; das kleine Ding macht uns weder Kosten noch Mühe.“

„Und Ihre Frau?“ forschte die Räthin weiter.

„Ist schon vor einigen Jahren gestorben; es war das hart für mich, doch ließ mir der liebe Gott da meine Clara heran-

wachsen, und sie vertrat Mutterstelle bei den kleinen Geschwistern — ja wohl." —

„Sie sind aber nicht viel zu Hause, Mademoiselle?" wandte sich Madame Erichsen an die Tänzerin. „Wie ich mir sagen ließ, haben Sie den ganzen Vormittag Ihre Beschäftigung außerhalb demselben, und Abends ist auch Ihre Zeit meistens beschränkt."

Clara zuckte unmerklich zusammen, als die Räthin nun zum ersten Male ihre Worte direct an sie richtete; doch waren diese Worte ziemlich weich, ja freundlich gesprochen, weßhalb sie es auch vermochte, nach einem tiefen Athemzuge zu antworten. — „Unsere Verhältnisse sind klein," sagte sie, „und da ist auch die Arbeit gering. Wir haben zwei Zimmer, wenig Bedürfnisse, und dafür finde ich Zeit genug."

„Und haben wohl noch Muße, daneben andere Sachen zu arbeiten?" bemerkte Madame Erichsen. „Lassen Sie doch sehen. Sie machen da eine superbe Stickerei." Bei diesen Worten streckte sie ihre Hand aus, und Clara reichte ihr die angefangene Arbeit. Doch flammte eine tiefe Röthe auf ihrem Gesichte auf, als die Räthin nun gleichmüthig ein paar Nadeln herauszog, welche die halbfertige Stickerei zusammen hielten, diese auseinander rollte und ein Sophakissen zeigte von wirklich herrlicher Arbeit, auf's Sauberste ausgeführt. Es war ein Blumenkranz auf blauem Grunde, in der Mitte prangte deutlich und verrätherisch ein großes A.

„In der That eine schöne Arbeit," sprach die Räthin; „das ist wohl der Anfangsbuchstabe des Namens Ihres Vaters?" sagte sie nach näherem Betrachten ohne aufzublicken.

Die Tänzerin kämpfte gewaltig mit sich selbst, sie unterdrückte einen tiefen Seufzer und erwiederte mit leiser Stimme: „Ja, gnädige Frau."

Jetzt schaute Diese in die Höhe, — sie schien eine andere Antwort erwartet zu haben und blickte deßhalb forschend auf das Mädchen. Als aber Clara schweigend die Augen niederschlug, schüttelte sie lächelnd den Kopf und wandte sich an die kleine Marie, welche ihre ältere Schwester offenbar verwundert ansah. Dabei deutete die Räthin mit ihrem langen Zeigefinger auf das verhängnißrolle A. und sagte: „Du, Kleine, was soll der Buchstabe heißen?"

Einen Augenblick blieb sie die Antwort schuldig und schaute, wie Rath erholend, bald Clara, bald ihren Vater an. Doch zuckte dieser leicht mit den Achseln, Jene aber schien es zu vermeiden, dem Blicke des Kindes zu begegnen.

„Nun?" fragte die Räthin abermals, „was heißt das?"

„Es heißt Herr Arthur," entgegnete das kleine Mädchen.

„Und wer ist Herr Arthur?" forschte die Dame weiter. — „Weißt du das nicht?"

„Aber ich weiß es," sprach mit einem Male das Bübchen, indem es seinen Kopf hinter dem Arme Clara's hervorstreckte. „Herr Arthur ist mein Freund, der Herr Erichsen, der mir sehr schöne Drachen macht und Bilderbücher mitbringt. Er ist aber lange nicht da gewesen, warum, das weiß ich nicht."

„So, er ist lange nicht da gewesen," versetzte die Räthin mit weicherer Stimme und blickte abermals angelegentlich auf die Stickerei.

Clara schrack ordentlich zusammen, als das Bübchen jenen Namen genannt; Herr Staiger rieb sich stärker die Hände, hustete verschiedene Male und sagte: „Allerdings besuchte uns Herr Erichsen zuweilen, doch in der letzten Zeit gar nicht mehr; vordem hatten wir eine gemeinschaftliche Arbeit, wenn ich mich so ausdrücken darf; ich übersetzte Onkel Tom's Hütte und Herr Ar-

thur machte die Illustrationen dazu für die Buchhandlung Johann Christian Blaffer und Compagnie."

Die Commerzienräthin hatte langsam ihr Tuch vor den Mund genommen und während sie hinein hustete, blickte sie lange und forschend auf Clara.

Diese hatte sich gefaßt, obgleich ihre Hand noch leicht zitterte, obgleich ihre Gesichtszüge bleicher waren als vorhin, so hielt sie doch ihre Blicke nicht mehr niedergeschlagen, sondern schaute die alte Dame offen und ehrlich an. Sie fühlte ihr Unrecht, daß sie Arthur anfänglich verläugnet, sie wollte das nicht mehr thun, mochte auch daraus erfolgen was da wolle, und wenn auch ihre Lippe schwieg, so sprach desto beredter ihr Auge. Dabei wollen wir gestehen, daß die Räthin diese Sprache verstand, ja, sie erkannte in dem glänzenden Blicke die klare und reine Seele des Mädchens, sie las in der Glut, welche aus diesen schönen Augen aufblitzte, ihre gränzenlose Liebe zu Arthur, und die Thränen, welche dieselben einen Moment nachher verschleierten, diese Thränen des Schmerzes waren ebenfalls für sie keine Räthsel mehr. Hatte doch das Bübchen gesagt, Herr Arthur sei in der letzten Zeit gar nicht mehr gekommen.

Es war das ein eigenthümlicher Moment, und wir nehmen an, daß die Räthin, ihrer Gewohnheit gemäß, gern auf den Tisch getrommelt hätte, doch saß sie etwas zu weit von demselben entfernt. Herr Staiger räusperte sich gelinde, und Marie, sowie das Bübchen, zogen sich scheu zurück und blickten mit Furcht und Grauen in das strenge Gesicht der Dame. Doch wurden diese Züge auch allmälig weicher und weicher, und wir glauben annehmen zu dürfen, daß Clara die Gunst der Räthin gewonnen. War dieselbe doch mit der Absicht hieher gekommen, versöhnend aufzu-

treten, hatte sie ihrem Sohne doch schon die Leidenschaft für die Tänzerin verziehen, wegen seines Gehorsams, seiner kindlichen Liebe zu ihr, wie sie meinte, der er seine Liebe geopfert. Sie hatte wohl bemerkt, wie schmerzlich es seinem Herzen gewesen, dem Mädchen zu entsagen, und sie hatte das nicht recht begreifen wollen. Jetzt aber, wo sie Clara vor sich sah, wo deren gewinnendes Aeußere auch seinen Zauber auf ihr Herz ausgeübt, verstand sie es vollkommen, wie Arthur schmerzlich gekämpft, welches Opfer er ihr gebracht. Daß auch noch andere Schatten zwischen diese beiden reinen Seelen getreten waren, wußte sie freilich nicht; sie schrieb Alles Arthur's kindlicher Liebe für sie zu, und da es ihrem Stolze schmeichelte, daß der Sohn ihr dieses große Opfer gebracht, so hatte sie beschlossen, eben diesen Stolz aus ihrem Herzen zu verbannen und Arthur glücklich zu machen. Auch wollen wir nicht verschweigen, daß zugleich mit diesen edlen Gefühlen auch die Bitterkeit gegen die Kreise, in denen sie sich bisher bewegt, mitgeholfen hatte, den Entschluß zu fassen. Daneben hatte auch Eduard und Marianne, ja selbst der Commerzienrath mitgewirkt, nicht zu übersehen der Commerzienräthin vertrauteste Freundin, die Titularräthin Wasser, welche in allen ihren Kreisen verbreitet hatte, mit dem Hause Erichsen gehe es stark abwärts, denn sie wisse aus bester Quelle, Arthur werde eine Tänzerin heirathen, — Arthur, auf den sich so manche Tochter der verschiedenen Rangclassen Hoffnung gemacht, Arthur, für den die Titularräthin selbst eines ihrer Wässerchen bestimmt.

Die Pause, die wir hier in unserer Erzählung gemacht, fand auch in Wirklichkeit in der, obgleich ohnedieß vorher schon spärlichen Unterhaltung der Anwesenden in der Staiger'schen Wohnung statt. Daß ein Augenblick der Erklärung heranrücke, fühlten Vater und Tochter wohl. Es war eine Pause der peinlichsten

Ungewißheit, es sollte jetzt ein Moment kommen, entscheidend für das Glück oder Unglück zweier Leben.

Die Commerzienräthin hatte die Stickerei wieder zusammen gerollt, und selbst die Nadeln wieder sorgsam eingesteckt, dann sagte sie mit ruhiger Stimme: „Beendigen Sie Ihre Arbeit so bald als möglich — Clara," — bei diesem Worte blickte sie in die Höhe, — „und wenn Sie dieselbe beendigt haben, so bringen Sie sie mir."

Das waren an sich unbedeutende Worte, welche die Dame gesprochen, doch war es Clara gerade, als habe sich der Himmel geöffnet und als habe ein Engel ihr tausend Worte des Trostes und der Hoffnung zugerufen. Sie preßte ihre Hände auf das wildschlagende Herz, sie blickte innig und dankend in die Höhe, als wolle sie dort etwas Sichtbares erspähen, die mächtige Hand, welche Segen auf sie herabgestreut. — Ach! und doch waren diese Worte nur ein vorübergehender Sonnenblick, und gleich darauf verhüllten wieder schwarze, drohende Wolken ihren schönen, heiteren Himmel. Sie gedachte jener Stunde am Sarge der unglücklichen Marie, sie hörte seine vernichtenden Worte, — es war ja Alles für sie verloren. Und im Uebermaß des tiefsten Schmerzes drückte sie ihre Hände vor die Augen und weinte laut hinaus. Freude und Schmerz hatten gleich heftig ihre Seele erfaßt, und da nun der letztere die Oberhand behielt, so fühlte sie sich um so tiefer von der Höhe herabgestürzt, auf welche sie die tröstlichen Worte der Mutter Arthurs erhoben.

Da fühlte sie mit einem Male, daß zwei Hände die ihrigen erfaßten und sanft von ihrem Gesichte wegzuziehen versuchten, und als sie das fühlte, zitterte sie heftig, denn aus diesen Händen strömte eine Wärme auf die ihrigen über, eine Wärme, die sich ihrem Gesichte mittheilte und dieses plötzlich tief erglühen ließ.

Fest und innig hatte Jemand ihre Finger erfaßt und zog sie ihr langsam vom Gesichte herab. Aber es durchschauerte sie so dabei, daß sie unwillkührlich die Augen schließen mußte, doch nur auf einen Moment, eine Secunde, denn darauf vernahm sie eine bekannte Stimme, die ihr leise und schmeichelnd sagte: „Meine gute, gute Clara — mein innig geliebtes Mädchen."

Es war ganz sonderbar, als sie nun die Augen öffnete, daß sie Niemand vor sich sah, ja, sie mußte die Blicke herabsenken, um Jemanden wahrzunehmen, der zu ihren Füßen lag, der abwechselnd ihre Hände küßte, dann wieder flehend zu ihr aufblickte und dazwischen sprach: „O meine gute Clara, verzeihe mir — verzeihe mir gern, mein unschuldiges Mädchen, — ich habe Alles erfahren."

Wie sich Arthur in das Zimmer geschlichen, war Allen unbegreiflich; aber es unterlag keinem Zweifel, daß er da war, und daß er voller Freuden da war, glücklich und selig. — Jetzt sprang er hastig in die Höhe, ohne Clara's Hand loszulassen, vielmehr zog er sie hastig zu seiner Mutter hin, die in Ermanglung eines Tisches sanft auf die zusammengewickelte Stickerei trommelte. „Das ist meine Clara!" rief er jubilirend, „nicht wahr, eine liebe und schöne Clara, und nicht wahr, Mama, Sie haben nichts mehr gegen uns Beide?"

Hierauf hustete die Commerzienräthin laut und geräuschvoll, aber sie that es in diesem Augenblicke nur, um ihre heftige und unschickliche Rührung zu verbergen. Herr Staiger genirte sich weniger, denn obgleich sein Mund lächelte, flossen ihm doch die Thränen über die Wangen herab, so daß die kleine Marie ganz bestürzt darüber war und alle Anwesenden der Reihe nach erstaunt ansah. Das Bübchen allein schien von der Wiederkunft Arthurs nur die praktische Seite zu bedenken; es schaute äußerst vergnügt

auf seinen Freund und sah im Geiste eine Menge ungeheurer Bilderbücher, sowie Drachen mit den allerlängsten Schwänzen.

Wir, die wir dieß niederschreiben, und der geneigte Leser, der es liest, befinden uns in dem Falle, als ständen wir gerade vor der geöffneten Thüre der Staiger'schen Wohnung und als sähen wir, selbst unbemerkt, all' diese Glückseligkeit, all' diese leuchtenden Augen, all' diese Thränen der Freude. Wenn uns auch Niemand übel nehmen wird, daß wir mitfühlend einen Augenblick hier stehen blieben, die schöne Gruppe betrachtend, Mancher hoffend auf ein ähnliches Glück, so halten wir es doch für passend, gleich darauf still vorüberzugehen, nachdem wir leise die Thüre vor jedem fernern neugierigen Blicke verschlossen, und somit auch dieses Kapitel beendigt haben.

Vierundachtzigstes Kapitel.

Whist mit dem todten Mann.

Vor dem Hause, welches der Baron Brand in dieser Eigenschaft bewohnte, hielt ein schwerer Reisewagen vollständig bepackt und bespannt; die Laternen waren angezündet, die beiden Postillone standen neben ihren Pferden, und ein Diener in einfacher Reiselivree hatte den Schlag geöffnet und irgend Etwas herausgenommen, welches er einer Kammerfrau einhändigte, die auf dem hohen Hintersitze des Wagens dicht in einen Mantel mit Kapuze eingewickelt saß. Darauf schloß der Bediente den Schlag, zog die Ledermütze in's Gesicht und sagte zu dem einen Postillon: „Jetzt wird's bald losgehen, es kann keine Viertelstunde mehr dauern." Nach diesen Worten nahm er zwei Mäntel, die er über den Schlag gelegt hatte, einen großen und einen kleinen, auf den Arm, und stieg die Treppen hinauf.

Der Baron befand sich in seinem kleinen Salon, er stand hier neben einem hohen Fauteuil, in welchem die Baronin von W. saß. Obgleich es in dem Zimmer sehr warm war, so saß

diese doch zusammengekauert da, als friere sie, und dabei hielt sie den Kopf tief auf die Brust herabgesenkt. Neben ihr stand ein uns wohl bekannter kleiner Knabe, der seine Hände um einen ihrer Arme geschlungen hatte, den Kopf fest an ihre Schulter drückte und zugleich aufwärts schaute in das Gesicht des Herrn von Brand, der zuweilen mit den Fingern durch das dichte, krause Haar des Kindes fuhr, wobei sich ein trauriges Lächeln auf seinen Zügen bemerklich machte.

„So wären wir also fertig," sagte der Baron nach einer Pause. „Du gehst nach Dornhofen, dessen Kauf ich gestern in Richtigkeit brachte. Beil wird mit den nothwendigen Papieren und allem Uebrigen wahrscheinlich schon morgen folgen. — — Wie ich heute vom Grafen Fohrbach vernahm, von dem Kriegsminister nämlich, ist deine Scheidung von dem General schon so gut wie ausgesprochen; in ein paar Wochen, meine liebe Schwester, bist du frei."

Bei diesen Worten faßte die schöne Frau nach ihrem Kinde, drückte ihre Lippen auf seine Stirn, dann sprach sie mit leiser Stimme: „Aber Henry, du bist mir immer noch eine Antwort schuldig. Warum schickst du mich von hier fort? Oder, wenn du es für besser hältst, daß ich jetzt nicht in der Residenz bleibe, warum gehst du selbst nicht mit? Steinfeld weiß ja um die traurige Geschichte unseres Hauses, und daß du mein Bruder bist. Ich weiß nicht, Henry, wie mir ist, aber ich meine, ich sollte dich nicht aus den Augen lassen, ja ich spreche es aus, da ich überzeugt bin, daß du nicht abergläubisch bist, — es ist mir immer, als drohe dir ein Unglück. Du hast Feinde."

„Aber er hat auch Waffen," sagte der Knabe, der seinen Kopf aus den Händen der Mutter losgemacht hatte und muthig in die Höhe schaute. „Du hast recht scharfe Waffen, nicht wahr?

Und wenn man die hat, braucht man sich vor keinen Feinden zu fürchten."

„Waffen habe ich allerdings," erwiederte der Baron dem Kinde, da er es vermeiden zu wollen schien, die Fragen seiner Schwester direkt zu beantworten. „Doch gibt es Feinde," setzte er hinzu, indem er den Kopf mit einem trüben Lächeln schüttelte, „gegen die man keine Waffen gebrauchen kann."

„Warum nicht?" fragte der Knabe. Und die Baronin seufzte tief.

„Man ist deßhalb doch nicht wehrlos," fuhr der Baron fort, während er sich hoch aufrichtete. „Weißt du, mein Sohn, wenn die Feinde mit den Waffen in der Hand kommen, so geht man ihnen gerade so entgegen; fassen sie uns aber mit List, Falschheit und Heuchelei, so stellen wir ihnen das Gleiche entgegen und da fragt es sich dann immer noch, wer der Klügste ist."

„O du bist der Klügste," sprach entschieden das Kind und öffnete seine großen Augen weit. „Herr Veil hat es immer gesagt."

Der Baron nickte mit dem Kopfe, doch antwortete er erst nach einem kleinen Stillschweigen, wobei er gedankenvoll vor sich hinblickte. „O ja, ich war zuweilen recht klug, aber dafür auch wieder so unklug, daß oft eine Stunde zerstörte, was ich in langen Tagen vorher mühsam aufgebaut. — — Doch da führen wir ein Gespräch, welches meine Behauptung rechtfertigt; so etwas ist unklug für eine Abschiedsstunde."

„Ja für eine Abschiedsstunde," sagte Frau von W. mit leisem Ton. Dann hob sie plötzlich den Kopf in die Höhe, faßte mit ihren beiden Händen die Rechte des Barons und sprach mit einer Stimme, welche das tiefe Weh ihres Herzens verrieth: „Aber

ich sehe dich bald wieder, Henry, nicht wahr? in den nächsten Tagen, das versprichst du mir."

„Ich glaube wohl, daß ich dir das versprechen kann," erwiederte ruhig der Baron, „wenn mich nämlich alle meine Entwürfe und Pläne nicht im Stiche lassen und meine Voraussetzungen nicht trügen."

„Aber bald, Henry."

„Ich denke wohl, meine gute, gute Lucie. Doch es ist acht Uhr," sagte er beinahe unruhig. „Wenn du noch länger zögerst, wirst du sehr spät ankommen."

„Warum treibst du mich so von dir?" fragte sie mit weicher Stimme. „O, ich hätte dir noch so viel zu sagen, was mir im Augenblicke gar nicht in den Kopf kommen will; aber wenn du mir bis morgen Zeit läßt, so wird mir Alles wieder einfallen."

„Zeit bis morgen," versetzte er lächelnd. „Ich kenne das; — nein, Lucie, für heute muß es geschieden sein. — Für heute, und für morgen," setzte er mit plötzlich veränderter Stimme hinzu. „O mein Gott!" Bei diesen Worten beugte er seinen Kopf tief herab und drückte seine Lippen fest und innig auf die weiße Stirne seiner Schwester. — — „Ja, meine geliebte Lucie," sagte er nach einer längeren Pause, „gehe jetzt, denn sonst ist des Abschiednehmens kein Ende. — Und doch, da du gehst, ist es mir, als sänke meine Lebenssonne unter und ließe mich in schwarzer Nacht allein."

Frau von W. war rasch aus dem Fauteuil aufgestanden und hatte beide Arme um den Hals ihres Bruders geschlungen. „Henry!" flehte sie, „laß mich nicht abreisen, laß mich bei dir bleiben. Warum willst du nicht vor der Welt erklären, daß du mein Bruder bist? O laß uns zusammen ein friedlich stilles Leben führen!" — —

— „Das ist zu spät!“ entgegnete er nach einer Pause. Doch war der Ton, mit dem er das sagte, so eisig kalt, so schrecklich, und dabei der Blick seiner Augen so wild und starr, daß die arme Frau ihn erschreckt betrachtete.

„Nicht dieses Wort, Henry,“ bat sie, „nicht diesen Blick. Du versinkst wieder in deine seltsamen Träumereien. Starre nicht so vor dich hin. Es ist ja Niemand da, der dich und mich bedroht.“

„Sagt ich nicht, es sei zu spät?“ fuhr er nach einem längeren Stillschweigen empor, und setzte darauf in leichterem Tone hinzu, als er in die bleichen, schreckensvollen Züge seiner Schwester blickte: „Zu spät, sagt ich? Ich wollte sagen: spät genug. Und das ist es auch, meine gute Lucie. — Der Zeiger der Uhr steht auf Acht; so lebe denn wohl, mein Kind, so lebe wohl, meine Schwester, so lebe wohl, mein Alles, was ich auf dieser Welt habe!“

Nach diesen Worten, die er leidenschaftlich herausgestoßen, machte er sanft ihre Hände von seinem Nacken los, drückte dieselben schweigend an seine Lippen, schaute einen Augenblick mit zusammen gebissenen Lippen in die Höhe, und dann beugte er sich schnell zu dem Knaben herab, den er in seine Arme nahm und unzählige Mal auf die frischen Lippen und die leuchtenden Augen küßte.

— „Adieu, Lucie! adieu, ihr Lieben!“ Und als traue er seiner eigenen Stärke nicht, klingelte er heftig mit einer Glocke, die auf einem der Tische stand, und als der Kammerdiener erschien, sagte er: „Den Mantel für die Frau Baronin.“ Der alte Diener verbeugte sich, ging hinaus und ließ die Thüre offen, unter welcher nun der Bediente erschien, den wir vorhin unten am Wagen gesehen.

Noch einmal wandte sich die Baronin ihrem Bruder zu und reichte ihm beide Hände, die er an seine Lippen drückte. Noch einmal küßte er den Knaben innig auf die Stirn, dann schritt er der Thüre zu, begleitete die Baronin an die Treppe und kehrte in sein Zimmer zurück. — Da aber wurde sein Schritt so wankend, daß er sich mit der einen Hand fest am Tische halten mußte, während er mit der andern über die Augen fuhr. Es überfiel ihn ein Schwindel, doch dauerte er nur ein paar Secunden, worauf es dem Baron möglich war, an das Fenster zu treten. Er drückte seine brennende Stirn an die kalten Scheiben und blickte auf den Wagen nieder, der so eben von dem Bedienten geschlossen wurde. Die Postillone schwangen sich in die Sättel, — er sah noch einmal das Gesicht der Schwester, die aufwärts schaute, ihn suchte, fand und darauf auch das Kind an das Fenster des Wagens hob. Dann zogen die Pferde an und der Wagen rollte davon. — „O haltet! haltet!" sagte er droben, der einsam zurückgeblieben. „Ich Thor, sie nicht noch eine halbe Stunde länger gehalten zu haben! — — — — Und doch, es ist besser so. Leb wohl — leb wohl auf ewig!"

— — — —

„Der Augenblick hätte mir eigentlich erspart werden können," sprach er nach einer Pause halblaut zu sich selber, „und noch manche andere, die auch nicht angenehm sein werden, durch eine treffende, mitleidige Kugel, deren so viele an meinem Kopf vorübersausten. Aber wer kann seiner Bestimmung entgehen? Nun, das Schwerste wäre überstanden; was jetzt noch kommt ist Kinderspiel und nicht der Rede werth." Er machte einen raschen Gang durch das Zimmer und als er sich nach einigen Secunden im Spiegel beschaute, schien er mit seinem Aussehen zufrieden zu sein. Seine Züge waren wieder gänzlich beruhigt und nachdem

er den Bart etwas emporgekräuselt, bemerkte man nichts mehr von dem Sturme, der wenige Minuten vorher noch sein Herz erschüttert.

„Herr von Steinfeld!“ sagte der Kammerdiener, der geräuschlos in das Zimmer getreten war. Worauf der Angemeldete eintrat und von dem Baron freundlichst empfangen wurde.

„Sie kommen absichtlich ein paar Minuten zu spät,“ sagte er, „ich verstehe Sie vollkommen. Aber Sie sahen sie doch noch?“

„O gewiß,“ erwiederte der Andere; „sie reichte mir die Hand zum Schlage heraus.“

„Es ist ein gutes Weib,“ meinte träumerisch der Baron, „und ich hoffe, sie wird glücklich sein.“

„Glücklich sein und glücklich machen,“ entgegnete Herr von Steinfeld. „O ich versichere Sie, daß Alles so kommen mußte, wird das Glück meines Lebens begründen. — Aber Sie, Henry, wie ist's mit Ihnen? Wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht im Stande bin, weder an Lucie noch an das Kind zu denken, daß ich mich nur immer mit Ihrem Schicksal beschäftige, so rede ich die Wahrheit. Seien Sie nicht so verschlossen gegen mich, gewähren Sie mir nur den geringsten Lichtschein in dieser Finsterniß.“

„Das ist nicht gut möglich,“ antwortete lächelnd der Baron. „Sie wissen, daß mir das Dunkel zuweilen behagt. Verlangen Sie für den Augenblick nichts Anderes; ich besorge in demselben meine kleine Geschäfte, und glauben Sie mir, die Zeit liegt nicht fern, wo Ihnen Alles, Alles klar werden wird.“

Der Andere wandte unmuthig den Kopf.

„Haben Sie Vertrauen zu mir,“ fuhr der Baron fort, „ich kann Ihnen jetzt kein Licht geben, es würde Ihre Blicke nur verwirren und mich hindern; ich kann Sie nicht in die Karten meines Spiels sehen lassen. Glauben Sie mir aber, ich überschaue es,

und wenn ich auch den letzten Stich verliere, so gewinne ich doch die Partie."

„Ihre Zuversicht und Heiterkeit könnten mich beruhigen, wenn nicht —"

„Lassen Sie mir die Wenn's," sagte lachend der Baron; „ich habe für jedes derselben mein Aber. Beantworten Sie mir lieber eine Frage, die mir wichtig ist. — Spricht man in der Stadt von einem Duell, das nächstens zwischen Herrn von Dankwart und mir stattfinden soll?"

„Im Gegentheil," erwiederte erstaunt der Andere, „Herr von Dankwart selbst widerspricht diesem Gerücht auf's Eifrigste."

„Ah!" machte der Baron und zog eine verdrießliche Miene, worauf er aber wieder heiter lächelnd sagte: „Natürlich, er will die Sache verheimlichen. Unter uns gesagt, er hat mich fordern lassen."

„Durch wen?"

„Das ist mein Geheimniß."

„Und mir unbegreiflich," erwiederte Herr von Steinfeld kopfschüttelnd. „Herr von Dankwart hat öffentlich erklärt, Sie, Baron, seien ein guter Kerl und hätten niemals die Absicht gehabt, ihn zu beleidigen. Die Aeußerungen auf dem Hofballe lasse er der Maskenfreiheit gelten, und was die bewußten Zeichnungen anbelange, so werde er sich deßhalb an den Maler halten, dem dafür auch höheren Orts ein sehr ehrenvoller Auftrag, der ihm bereits ertheilt gewesen, wieder entzogen worden."

„Und das glauben Sie?" sagte der Baron mit sehr ernstem Blick.

„Ich hörte es mit meinen eigenen Ohren."

„Das ist sehr ehrenhaft von Herrn von Dankwart; er will von dem vorhabenden Duell kein Gerede machen. — Auch," fuhr

er nach einigem Nachsinnen fort, „hat sich seit heute Morgen der Stand der Angelegenheiten verändert; es wurde mir eine Aeußerung des Herrn von Dankwart hinterbracht, die er vielleicht nicht gethan, genug, ich sah mich darauf veranlaßt, ihm einen etwas heftigen Brief zu schreiben. Ich war aufgeregt, mißstimmt, enfin! man ist nicht immer Herr seiner selbst."

Herr von Steinfeld hatte ruhig zugehört, dann warf er auf den Baron, der sich damit beschäftigte, die Nadel seines Halstuches fester zu stecken, einen vielsagenden Blick und bemerkte darauf mit entschiedenem Tone: „Baron, Sie suchen ein Duell."

„Ich vermeide wenigstens keins," erwiederte dieser achselzuckend. „Und wenn Sie mir einen Dienst erzeigen wollen, Hugo, einen wahren Freundschaftsdienst," sprach er mit Wärme, „so verbreiten Sie in der Stadt, natürlicher Weise unter der Hand, indem Sie hie und da bei Bekannten ein Wort fallen lassen, ich hätte morgen ein ernstliches Rencontre."

„Mit Herrn von Dankwart?"

„Sie brauchen meinetwegen keinen Namen zu nennen. Das Factum ist genügend. Haben Sie mich verstanden, Hugo?"

Dieser schaute, ohne eine Antwort zu geben, den Baron lange und mit einem festen Blicke an, dann sagte er mit leiser Stimme, während er seine Hand ergriff und drückte: „Ja, ich glaube, Henry, daß ich Sie verstanden habe."

„Nun denn, — und was weiter?" entgegnete fast lustig der Baron. „Auch Sie haben sich nicht vor einer Kugel gescheut und vor jedem Duell gedacht: es kann ausfallen wie es will."

„Das habe ich nie gedacht," versetzte kopfschüttelnd der Andere. „Ich hoffte, das gestehe ich Ihnen, und Sie hoffen nicht mehr."

„Ich hoffe auch, denn ich zweifle nicht" —

„An dem Ausgang dieses sogenannten Duells. — — Sie kennen das blutige Ende desselben."

„Vielleicht. — Und wenn dem so wäre?" fuhr Herr von Brand nach einer Pause mit schrecklich ruhigem Tone fort. „Wenn mir nur noch vierundzwanzig Stunden gegeben wären, — eine kurze Frist, in der ich mich zu entscheiden habe, ob ich, was wir so nennen, mit Ehren von diesem Schauplatz abtreten soll, oder in Schande und Schmach fortleben? — Keine Einrede, Hugo, hören Sie mich. — Ich habe eine Schwester," sprach er mit bewegter Stimme; „die Welt weiß das freilich noch nicht, aber lassen Sie den Baron Brand — Veranlassung geben, daß man sich eifrigst, aber unerbittlich um sein früheres Leben bekümmert, o so wird man Fäden finden, glauben Sie mir, die bis zu jener Zeit zurückreichen, wo ich Hand in Hand mit meiner Schwester ging. Die Welt wird erfahren, daß es der Bruder ist, den man des sorgfältigen Aufhebens für werth erachtet, das wird ihre Zukunft vergiften, die ihres Kindes — und soll ich Ihnen noch weiter sagen, Hugo, wen es unglücklich machen muß, wenn ich die letzten mir bewilligten vierundzwanzig Stunden nicht auf's Sorgfältigste anwende? — O, Sie müssen das einsehen. Jener Pistolenschuß — den im Duell meine ich, — zerreißt alle Fäden, und mag dann mein Schwiegervater in spe," setzte er schrecklich lachend hinzu, „seine Nase noch so bedächtig herabziehen, er wird auf einen stillen Grund stoßen und auf einen stillen Mann, dem es unmöglich ist, ihm Rede und Antwort zu stehen."

„Schrecklich!" sprach Herr von Steinfeld tief ergriffen. „Entsetzlich, Henry, so enden zu müssen!"

„Enden? das ist eben die Frage," entgegnete der Baron in leichtem gefälligem Tone; „ich habe mich heute stark mit dem

göttlichen Hamlet beschäftigt und mir wie der Dänenprinz selbst gesagt:

— — — — — — — — Sterben — schlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegt's:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,
Das zwingt uns still zu steh'n. — — — —

Wissen Sie, Hugo, wenn man seine Papiere ordnet, kommen einem seltsame Gedanken und es ist mir oft wie ein Trost, wenn ich denke, daß doch vielleicht jenseits Fesseln brechen und andere angelegt werden, daß sich vielleicht das Sclavenleben, dem wir hier entgehen, drüben in großartigerem Maßstabe fortsetzt, denn mag es sein, wie es will, eine Fortdauer ist doch schön, und was uns allein vor dem Tode zurückbeben macht, ist der Gedanke gänzlicher Vernichtung, der ja auch unserer Eitelkeit so ganz unfaßlich erscheint. — — Aber jetzt genug der Plaudereien und verzeihen Sie mir, Hugo, wenn ich Sie bitte, mich allein zu lassen. — Bis morgen also!"

„Gewiß, Henry, bis morgen? Versprechen Sie mir das?"

„Auf alle Fälle," entgegnete der Baron mit sehr freundlichem Tone. „Morgen sollen Sie mich wiedersehen."

Noch einmal drückte ihm der Andere herzlich beide Hände, dann verließ er schweigend das Zimmer.

Der Baron schaute ihm einige Augenblicke in tiefe Gedanken versunken nach, dann sprach er zu sich selber: „Es durchschauert mich ein winterliches Gefühl; es ist mir, als stünde ich auf hohem Berge, ein stolzer Baum, als flattere ein Blatt um das andere von meinen Zweigen herab und als höre ich entfernt das Sausen des Sturms, dem ich nicht ferner widerstehen kann. — Doch weg mit diesen finsteren Bildern!" Damit ging er an den Tisch,

läutete abermals mit der Glocke und als der Kammerdiener eintrat, sagte er: „Herr Beil soll kommen."

Es dauerte nicht lange, so trat der Gerufene ein; es war mit kleinen Veränderungen noch immer der alte Beil von früher. Diese Veränderungen bestanden in einem sehr geordneten Anzuge und einem gewissen Ernst, der sich auf seine Züge gelagert hatte; er schritt ziemlich würdevoll einher, trug verschiedene Papier in der Hand und hatte ganz das Aussehen eines dienstthuenden Secretärs. Als solcher fungirte er auch in der That. Der Baron hatte ihm freundlich einen guten Abend gewünscht, sich dann in seinen Fauteuil niedergelassen, worauf ihm der Andere einige der mitgebrachten Papiere vorlegte. Herr von Brand sah dieselben bald flüchtig, bald aufmerksam durch, blickte jetzt nachsinnend an die Decke empor und nickte dann mit dem Kopfe.

„Sie haben das jetzt so ziemlich studirt," sagte er hierauf, „und wissen so gut wie ich, was ich auf der Welt mein nenne. Geben Sie meinem Verwaltungstalent die Ehre und gestehen mir zu, daß ich mich sehr der Ordnung befleißigt."

„Musterhaft," entgegnete Herr Beil. „Obgleich mir die Berechnungen, die hier zu Grunde liegen, bis jetzt ziemlich unbekannt waren, so ist doch Alles so klar auseinandergesetzt, daß ich mich leicht hinein fand."

„Und nach den gegebenen Schemas," meinte der Baron, wobei er sich nachlässig in seinen Sessel zurücklehnte, „wären Sie demnach wohl im Stande, die Verwaltung eine Zeitlang selbständig zu führen, wenn ich zum Beispiel, was leicht geschehen könnte, eine längere Reise machen und Sie zurücklassen müßte."

„Es sollte vielleicht gehen," sprach Herr Beil; „doch haben Sie wohl nicht die Absicht, uns in der nächsten Zeit zu verlassen."

„Wenn Sie morgen die nächste Zeit nennen, so kann ich

Ihnen mit Ja antworten. Allerdings habe ich morgen einen kleinen Ausflug vor, denke aber jedenfalls morgen Abend um diese Zeit wieder zurück zu sein. Darnach projectire ich freilich eine weitere Reise," warf er leicht hin. — — „Apropos," fuhr er nach einer Pause fort, indem er den Ton der Stimme und das Gespräch plötzlich änderte, „Sie haben meinen Auftrag bei Seiner Durchlaucht, dem Herrn Herzog, ausgerichtet; ich bin begierig, etwas darüber zu vernehmen."

„Ich gab Ihren Brief in der Garderobe ab und nach ungefähr fünf Minuten ließ mich Seine Durchlaucht herein kommen."

„Natürlich. Und Sie trugen ihm meinen Wunsch vor?"

„Fast mit den gleichen Worten, mit denen Sie mir ihn aufgetragen. Und darauf lachte Seine Durchlaucht laut auf und meinte, es solle an ihm durchaus nicht fehlen; er freue sich darauf und werde pünktlich sein."

„Das wollen wir sehen," entgegnete der Baron lächelnd, wobei er auf die Standuhr blickte, die auf dem Kamin stand. „Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, aber auch noch Einiges zu besprechen, lieber Beil, deßhalb wollen wir keine Minute verlieren. — Meine Schwester ist abgereist," sagte er mit einem leichten Seufzer.

„Ich hatte noch das Glück, die Frau Baronin zu sehen," entgegnete Herr Beil, „sowie auch meinen lieben, kleinen Pflegbefohlenen. Es that mir wahrhaftig weh, als ich ihn davonfahren sah. Man gewöhnt sich leicht an so eine kräftige und gute Natur."

„Was ich gerne aus Ihrem Munde höre," antwortete der Andere. „Ich bin in der That glücklich, daß auch das Kind an Sie so anhänglich ist; und ich hoffe, Sie sollen lange, lange

Jahre bei ihm bleiben und wenn auch nicht sein Lehrer, doch sein Erzieher sein."

„Zum erstern Posten," erwiederte Herr Beil lachend, „fühle ich mich leider nicht gewachsen, es müßte denn sein, daß er den Buchhandel studiren sollte. Darin könnte ich schon was leisten."

„Dazu ist wohl keine Aussicht vorhanden," versetzte der Baron, „aber Sie bringen mich da auf etwas Anderes, was ich gerne erfahren möchte. Welche Nachricht haben Sie von unserem Principal, von Johann Christian Blaffer und Compagnie? In der Zeit, wo Sie für ihn litten, vergaß ich ganz darnach zu fragen."

Herr Beil schüttelte sein Haupt und sein Blick war scharf und forschend, als er sagte: „Von einer gewissen Geschichte haben Sie vielleicht zufällig gehört."

„Ganz zufällig, aber doch weiß ich den Hergang ziemlich genau. Nur was nachher geschah, erfuhr ich nicht."

„Herr Blaffer hatte seine Handlung verkauft," sprach der Andere mit ernster Stimme, „Firma, Büchervorräthe, Verlagsrechte und Haus."

„Weiter! weiter!"

„Er beging die Unklugheit, die ihm ausgezahlte Kaufsumme in baarem Gelde bei sich zu verwahren. Sie wurde ihm geraubt, er war ein ruinirter Mann."

„Worin man einige Gerechtigkeit entdecken könnte," meinte der Baron.

„Die ich aber nicht verantworten möchte," sagte ruhig Herr Beil. „Anfänglich war er natürlich in Verzweiflung und wie ich vernahm, so soll er sogar in einer gewissen Nacht am Kanal gesehen worden sein, — kehrte aber lebend zurück."

„Ohne daß ihn ein Gespenst gewarnt," bemerkte der Baron

in sehr ernstem Tone. „Nun ja, es war das nicht der Mühe werth, sich das Leben zu nehmen; ich halte Herrn Blaffer für einen speculativen Kopf, er wird sich wieder emporarbeiten."

„Nie mehr," entgegnete Herr Beil, wobei er zu Boden blickte. „Sein Muth ist gebrochen, seine Lebenskraft vernichtet; er verlor in jener Nacht Alles." —

„Ein Verlust, der auch Sie betraf, mein armer Beil," sprach der Baron. „Doch Sie werden sich zu trösten wissen."

„Ich ließ alles das am Kanal zurück, oder vielmehr schon in dem Hause selbst; ich hatte ja gar keine Aussichten, ich wußte, daß sie für mich verloren war. Doch hören Sie weiter. In dem Verkaufs-Vertrage bedingte sich Herr Blaffer eine kleine Stelle; es war das eine Stellung mit miserablen Bedingungen, zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben. Er hatte sie für unsern bisherigen Lehrling, für den Bruder jenes Mädchens bestimmt. Als er sich aber nach jenem Vorfalle so gänzlich hülflos fand, sah er sich gezwungen, sie selber anzunehmen, und Johann Christian Blaffer ist nun jüngster Commis der Handlung von Johann Christian Blaffer und Compagnie."

„Ah!" machte der Baron erstaunt. „Da wäre ihm vielleicht doch besser gewesen, wenn ihm jenes Gespenst, aber nicht abrathend, erschienen wäre. So sein Leben zu beschließen ist schrecklich."

„Ja, das ist schrecklich," sagte auch Herr Beil, indem er seinen Kopf tief auf die Brust sinken ließ. „Für meinen ehemaligen Collegen, den Lehrling des Hauses, ihren Bruder, habe ich nach meinen geringen Kräften gesorgt, aber weiter zu thun war mir unmöglich."

Der Andere schaute einen Augenblick stumm vor sich nieder, es schienen ihn ernste, finstere Gedanken zu bewegen, er preßte

die Lippen auf einander, dann seufzte er und zuckte mit den Achseln. „Wer weiß," murmelte er darauf nach einer Pause vor sich hin, „ob es am Ende nicht doch noch besser wäre, Johann Christian Blaffer zu sein. — Aber über diese Phantasieen vergesse ich unsere Geschäfte. Noch Eins. Sie werden bei meinen Papieren finden, daß ich eine kleine Summe zur Unterstützung anwies, zur Unterstützung für arme, zweideutige Gesellen wird sie die redliche Welt nennen, die sich vielleicht nach längerer oder kürzerer Zeit bei Ihnen melden werden. — Verstehen Sie mich?"

Herr Beil nickte mit dem Kopfe.

„Es ist für den Fall, daß ich länger abwesend sein sollte."

In diesem Augenblicke öffnete der Kammerdiener leise die Thüre, der Baron wandte den Kopf nach ihm um und bemerkte wohl, daß der alte Mann was Außerordentliches zu melden habe, denn sein sonst so ruhiges Gesicht trug den Ausdruck großer Bestürzung, auch hatte er die Thüre ganz gegen seine Gewohnheit ziemlich hastig aufgerissen. „Gnädiger Herr!" stotterte er, „ich weiß nicht, was das bedeuten soll; als ich eben zufällig zum Fenster hinausblickte, bemerkte ich zwei Männer vor der Hausthüre, welche dieselbe angelegentlich zu betrachten schienen. Beim Schein der Gaslaternen sah ich auch ein verdächtiges Funkeln an ihrer Kleidung, entweder Waffen oder messingne Knöpfe, welche ja nur das Militär zu tragen pflegt oder Polizeibeamte. Um mich zu überzeugen, ob ich recht gesehen, ging ich die Treppen hinab und trat an die Hausthüre. Ja, gnädiger Herr, ich hatte mich nicht geirrt, es sind wirklich Polizeibeamte, welche mir, Ihrem Kammerdiener, den Austritt aus Ihrem eigenen Hause verwehren wollten."

„Schon jetzt?" sagte ruhig Herr von Brand, indem er einen Blick auf die Uhr warf. „Doch ja, es ist drei Viertel auf Neun.

Teufel auch, lieber Beil," wandte er sich hastig an Diesen, „wir haben zu lange geplaudert. Sehen Sie, wie es einem gehen kann; ich hatte mir vorgenommen, einen recht schnellen Abschied von Ihnen zu nehmen, und nun hielt ich Sie hin, weil ich Sie lieb habe, weil es mir am heutigen Abend schwer fiel, Sie, einen meiner besten Freunde, mit einem flüchtigen Händedruck zu verabschieden."

„Und warum umstellt man das Haus?" fragte Herr Beil auf's Höchste überrascht. „Wußten Sie darum, gnädiger Herr?"

„So genau," entgegnete lächelnd Herr von Brand, „und so mit allen Nebenumständen, daß ich Ihnen voraussagen kann: Punkt neun Uhr wird Seine Excellenz der Herr Polizeidirector in höchsteigener Person erscheinen, um mich zu verhaften."

„Herr Gott im Himmel! Und das sagen Sie so ruhig?" rief erschreckt Herr Beil aus, während der Kammerdiener stumm die Hände rang.

„Allerdings sage ich Ihnen das sehr ruhig," entgegnete der Baron. „Wissen Sie, zwischen Verhaftenwollen und wirklich Verhaften ist immer noch ein kleiner Unterschied. Und dann bedenken Sie mein gutes Gewissen." Mit diesen Worten öffnete der Baron ein kleines Kästchen auf dem Tische, nahm sich eine Cigarre heraus und bot auch dem Herrn Beil eine an, welcher sie aber kopfschüttelnd und erstaunt einen Schritt zurückweichend ablehnte. Nachdem sich der Baron die seinige angezündet, gab er seinem Kammerdiener einen Wink, worauf sich dieser anschickte, das Zimmer zu verlassen. Ehe derselbe aber zur Thüre hinaus ging, rief er ihm noch nach: „Melde mir jeden Besuch recht frühzeitig." Darauf machte er ein paar Gänge durch's Zimmer und stellte sich alsdann vor Herrn Beil hin, indem er ihm sagte: „Obgleich ich alles das kommen sah, obgleich ich wohl wußte,

daß mein Wagen stark den Abhang hinabrollt, so gestehe ich Ihnen offenherzig, daß mir allerdings jener Umstand unerwartet kam, der mir, um das eben angedeutete Bild fortzusetzen, die Zügel aus der Hand schnellte und die Pferde durchgehen machte. Doch glauben Sie mir, ich habe sie jetzt wieder in meiner Hand, bin aber nicht mehr im Stande, ihren rasenden Lauf dem Abgrunde zu aufzuhalten; nur liegt es noch in meiner Macht, mir die Stelle auszusuchen, wo mein Fahrzeug zerschellen soll und ich untergehen. Und das habe ich bereits gethan, — ich sehe sie vor mir. — — Um weniger in Bildern zu reden," fuhr er nach einer Pause lächelnd fort, „so war es vielleicht noch gestern möglich, der mir drohenden Verhaftung zu entgehen; aber einmal das Feld heimlich verlassen, gebe ich allen Verläumdungen, allen Gerüchten das vollkommenste Recht, über mich herzufallen. Mein Name ist auf ewige Zeiten gebrandmarkt, — und das," setzte er mit gefälligem Tone hinzu, „möchte ich gar zu gern vermeiden."

„Aber der Polizeipräsident wird gegen Sie keine Schonung kennen. Hat er nicht die gegründetste Ursache, Sie zu hassen?"

„Sie meinen schon wegen seiner Tochter, der armen Auguste?" entgegnete Herr von Brand mit einem Seufzer. „Da haben Sie allerdings Recht. Aber glauben Sie nicht, daß ich eine Schonung von ihm verlange; ich habe mich selten in meinen Berechnungen getäuscht und es sollte mich Alles trügen, wenn mir nicht in ein paar Stunden erlaubt wäre, eine kleine Lustfahrt zu machen, und wenn ich nicht morgen um diese Zeit," setzte er mit einem düstern Blicke hinzu, „eine der freiesten Seelen wäre, die sich je zwischen Himmel und Erde befunden." Hier schwieg er ein paar Secunden, dann sagte er in gewöhnlichem Tone: „Aber ich danke Ihnen, lieber Beil, Sie haben mich an etwas erinnert, das ich fast ver-

gessen hätte." Damit ging er auf seinen Schreibtisch zu, öffnete eine Schublade und zog ein kleines versiegeltes Paketchen heraus. „Dieß," sagte er, „behalten Sie ein paar Tage bei sich und bringen es alsdann in meinem Namen an seine Adresse. — Lesen Sie."

„Fräulein Auguste." Herr Beil blickte erstaunt in die Höhe.

„Es ist so, für die Tochter des Polizeipräsidenten. — Aber," sagte er, plötzlich den Kopf aufmerksam herumwendend, „ich höre einen Wagen, es wird Seine Durchlaucht sein. Thun Sie mir den Gefallen, lieber Beil, treten Sie an die Thüre und nehmen, sobald der Polizeipräsident erscheint, — er wird nicht lange auf sich warten lassen, — eine ziemlich respektvolle Stellung an. — So ungefähr," sprach er lustig, „wie vielleicht an jenem Tage, als Sie sich dem Herrn Blaffer vorstellten. — Ruhig!"

„Seine Durchlaucht, der Herr Herzog," meldete der Kammerdiener mit einem sehr bleichen Gesicht, dann setzte er leiser hinzu: „Seine Excellenz, der Herr Polizeidirector traten auch so eben in das Haus."

„Sind mir sehr willkommen," erwiederte Herr von Brand ruhig. „Aber noch Eins, Friedrich" — mit diesen Worten hielt er den Kammerdiener zurück, — „leg' in's Vorzimmer auf einen Stuhl neben der Thüre meinen Mantel und Hut und unter denselben die neuen Pistolen, welche man mir heute Morgen gebracht."

„Pistolen?" fragte erschreckt Herr Beil.

„Duell-Pistolen," versetzte Herr von Brand, indem er die ersten Sylben mit starker Betonung aussprach. „Ich habe morgen ein kleines Rencontre. — Vergiß mir die Pistolen nicht, dann laß an allen Thüren die Portièren herab. — An Ihren Platz, Herr Secretär."

In diesem Augenblick trat der Herzog ein, ziemlich geräusch-

voll wie immer und laut lachend. „Nehmen Sie mir es nicht übel, lieber Baron," rief er schon im Vorzimmer, „da unten an Ihrem Hause sehe ich verteufelte Anstalten. Was haben Sie denn in's Kukuks Namen mit der heiligen Hermandad zu schaffen?"

„Coeur de rose! ist das nicht unangenehm!" lachte der Baron. „Aber Euer Durchlaucht sollen die Ursache gleich erfahren. Nicht wegen einer Kleinigkeit erlaubte ich mir, Sie hieher zu bitten. Sie hatten mehrmals die Gnade, mich Ihrer Erkenntlichkeit zu versichern und vorkommenden Falls Ihre Hülfe zu geloben. Ich muß dieselbe für heute Abend in Anspruch nehmen."

„Thun Sie das, bester Baron; Sie werden sehen, ob Sie einen Undankbaren an mir finden. Ich werde Ihre großen Dienste nie vergessen, obgleich unser letzter Coup, der mit den Achselbändern, gegen uns selbst explodirt hat. Sie wissen doch bereits, daß die Verlobung zwischen Eugenie und Graf Fohrbach bestimmt ist und morgen beim Diner des Kriegsministers declarirt werden soll, auch daß die Hochzeit in ganz kurzer Zeit stattfinden wird? O die Undankbare!"

„Ja, sie hat ihren Vortheil nicht verstanden," entgegnete Herr von Brand mit einem ironischen Lächeln.

„Aber schnell, bester Baron!" rief der Herzog, „womit kann ich Ihnen dienen? Sie wissen, daß ich immer pressirt bin, namentlich heute Abend. Unter uns gesagt, man stellt im kleinen Cercle ein neues Ehrenfräulein vor. Die Stelle der stolzen Eugenie muß doch besetzt werden und dabei —"

„Dürfen Sie Glücklicher zugegen sein. — Also keine Zeit verloren, schnell zu unserem Geschäft. Sie haben die Polizei gesehen?"

„Pfui Teufel! ja."

„Haben Euer Durchlaucht gestern oder heute keine Gerüchte über mich in der Stadt gehört?"

Der Herzog sann einen Augenblick nach. „Ja, versteht sich!" rief er alsdann, „Duell mit Herrn von Dankwart. Er widerspricht freilich, aber die Stadt ist voll davon. — — Ah, Teufel! jetzt versteh ich. Das will man verhindern."

„So scheint es."

„Sie haben Hausarrest!"

„Ich vermuthe fast."

„Ah! Das leiden wir nicht. Und wollen Sie nicht mehr als meine Hülfe, um dieser Polizei unten eine Nase zu drehen?"

„Nicht blos der Polizei da drunten allein," versetzte laut lachend der Baron, „sondern auch Seiner Excellenz, dem Präsidenten, der jeden Augenblick erscheinen kann, natürlicher Weise, um sich wegen der genommenen Maßregeln" — setzte er in leichtem Tone hinzu, — „gegen mich zu entschuldigen."

„Vortrefflich! Deuten Sie mir aber nur gefälligst das Wie ein wenig an."

„Vor allen Dingen," erwiederte der Baron, indem er auf Beil wies, „steht dort der Secretär Euer Durchlaucht, — ein junger, talentvoller Arzt," sagte er flüsternd, „den ich vielleicht morgen nothwendig brauche."

„Schön, schön," bemerkte lachend der Herzog. „Also mein Secretär, den ich natürlicher Weise nach Hause schicke, sobald der Präsident da ist. Aber nun die weitere Instruction."

„Seine Excellenz, der Herr Polizeipräsident," meldete der Kammerdiener mit zitternder Stimme.

„Aeußerst angenehm!" rief der Baron sehr laut, dann sagte er eilig und flüsternd zum Herzog: „Sie sind indignirt, gnädiger Herr, Polizei auf der Treppe des Hauses zu finden,

das Sie mit Ihrem Besuch beehren, und entfernen sich so bald als möglich." Nach diesen Worten wandte er sich rasch herum und eilte dem Präsidenten mit dem Ausruf entgegen: „Ah! wie glücklich macht es mich, Euer Excellenz so spät bei mir zu sehen. Doch nicht unerwartet," setzte er etwas pikirt scheinend hinzu. „Euer Excellenz haben sich, wie mir mein Kammerdiener sagte, schon vor mehr als einer Stunde drunten anmelden lassen."

Daß der Polizeipräsident die Wohnung des Barons, gestern noch sein zukünftiger Schwiegersohn, heute — o, es war schrecklich, nur daran zu denken! — mit einem beklemmenden Gefühl betrat, war gewiß sehr zu entschuldigen. Doch obgleich sein Herz heftig schlug, obgleich seine Augen etwas zwinkerten und seine untere Kinnlade ein wenig bebte, ging er doch aufrechten Hauptes, mit hoch emporgehobener Nase diesem großen Momente entgegen. Er wußte, wem er im nächsten Augenblick entgegen treten würde; die vier Polizeibeamten hatten ihre Schande nicht verschweigen können und wehklagend berichtet von dem Flüchtlinge, den sie in jener Nacht verfolgt, hatten sein Aeußeres beschrieben und daß er bei dem Garten des Polizeipräsidenten verschwunden sei. Entsetzlich genug für Seine Excellenz, denn Jener hatte darauf seine Wohnung betreten und hatte des Präsidenten eigene Tochter auf den Hofball geführt. Aufgestachelt durch all das hatte der Präsident den Wirth des Fuchsbaues einsetzen lassen, der übrigens Alles hartnäckig läugnete; ebenso Herrn Sträuber, der sich jedoch nicht lange bitten ließ, so vollständig zu beichten, als man nur wünschen konnte. Auch hatte Letzterer Zerknirschung und Reue geheuchelt, hatte jammernd versichert, wie glücklich er sich fühle, daß jenes elende Leben aufhöre, und daß ihm nun endlich Gelegenheit gegeben würde, in der stillen Zelle eines Gefängnisses über seine Vergangenheit nachdenken zu dürfen. Herr

Sträuber war ein Mann von Umsicht und Phantasie, ihm war es nicht unbekannt, daß man bei einem unumwundenen Geständnisse den Inculpaten der Gnade zu empfehlen pflege, er wußte ferner, daß es ihm mit einiger Heuchelei gelingen könne, selbst im Zuchthause nach und nach zu einer würdigen Stellung zu gelangen, vielleicht Aufseher irgend einer Werkstätte zu werden. Dann dachte er auch: die Gefangenschaft wird nicht ewig dauern, und wenn ich herauskomme, werden die kleinen Kapitälchen, bei den Damen Becker und Schwemmer angelegt, unterdessen auch ihre Zinsen getragen haben. Dieß machte ihn biegsam und nachgiebig, und diese Nachgiebigkeit hatte ihm sogar die Gunst des Präsidenten verschafft.

Dieser, der wohl wußte, daß es bei der Gewandtheit des Barons gefährlich sei, und auch für ihn als Vater unangenehm, sich mit demselben in Erörterungen einzulassen, hatte sich vorgenommen, ihm mit einem kurzen: „im Namen des Königs!" entgegen zu treten. Deßhalb stierten seine Augen gerade aus, deßhalb war seine Nase so drohend gerichtet, und schon wollte er den Mund öffnen, als er zu seiner großen Bestürzung den Herzog erblickte, der sich in einen Fauteuil geworfen hatte, lachend ein Bein über das andere schlug und Seiner Excellenz auf's Allerfreundlichste einen guten Abend bot. Der Präsident in seinem Amtseifer befand sich im Zustand eines Rennpferdes, dem plötzlich die Bahn versperrt ist, und das nun mit den Zügeln gewaltsam zurückgerissen werden muß. Sein Zügel aber war die Nase, die er beim Anblick des Herzogs hastig ergriff, ziemlich unsanft herabdrückte, also parirte und zu gleicher Zeit vor dem Angehörigen des königlichen Hauses eine Verbeugung zu Stande brachte.

Ja, in der That, der Präsident war unangenehm überrascht, den Herrn Herzog hier zu finden, auch klang das Lachen Hoch-

desselben etwas herausfordernd, ebenso der Ton, mit dem er ihm seinen guten Abend bot. Auf die Bemerkung des Barons von vorhin eingehend, sagte er alsdann: „In der That, Euer Excellenz waren vortrefflich angemeldet. Alle Wetter! so viel Lärmen um Nichts. — Bitt' tausendmal um Verzeihung!" corrigirte er sich, „ich will damit sagen, es sei eigentlich Luxus, eine so große Macht aufzubieten, wegen so geringfügiger Ursache. Denn wir kennen genau den Zweck ihres Besuchs, nicht wahr, Baron?"

„Vollkommen," entgegnete Dieser, wobei er seine Cigarre dem Herzog hinhielt, der die seinige damit anzündete. „Excellenz rauchen nicht?" wandte er sich hierauf verbindlich an den Chef der Polizei.

Dieser war mehr und mehr überrascht; er hatte geglaubt, ja sich damit geschmeichelt, sein Erscheinen mit bewaffneter Macht werde eine unsägliche Bestürzung bei dem Baron hervorbringen, und jetzt that derselbe, als sähe er durchaus nichts Außergewöhnliches darin, ja, er und der Herzog nannten diese Ursache eine ganz geringfügige. Der Präsident befühlte seine Nase, er klapste leicht mit dem Finger daran, hob sie aber alsdann hoch empor, als ihm der Baron einen Fauteuil hinrollte, in den er sich, obgleich sehr würdevoll, niederließ.

Jetzt erinnerte sich Seine Durchlaucht Höchst Ihres Secretärs und sagte dem Herrn Beil, indem er sich lange in dem Fauteuil ausstreckte: „Sie können jetzt gehen, ich habe nichts mehr für Sie."

Dieser hatte sich so aufgestellt, daß ihn der Präsident nicht sehen konnte, und bei dem Befehl des Herzogs zog er sich augenblicklich hinter die Portièren in's Vorzimmer. Doch hatte er das Gemach noch nicht lange verlassen, als der Kammerdiener des Barons hereintretend meldete: „Die auf der Treppe aufgestellten

Polizeibeamten weigerten sich, den Secretär Seiner Durchlaucht passiren zu lassen."

„Wie ist das, Excellenz?" fragte der Herzog scheinbar erzürnt den Chef der Polizei. „Man will meinen Secretär nicht passiren lassen? Haben Excellenz," fügte er mit sehr schneidendem Tone bei, „vielleicht den Befehl dazu gegeben oder ist die Sache Mißverständniß? Ich denke wohl das Letztere, Herr Präsident, und bitte, daß dasselbe bald möglich aufgeklärt werde."

Der Chef der Polizei war einigermaßen betreten, beeilte sich aber, dem Herzog mit einer tiefen Verbeugung zu erklären, daß hier selbstredend ein Mißverständniß obwalte, doch werde er augenblicklich den Befehl geben, dem Secretär Seiner Durchlaucht den Weg frei zu lassen.

„Bravo! vortrefflich!" flüsterte leise der Baron.

„Ueberhaupt muß ich mir erlauben," fuhr der Herzog fort, „Euer Excellenz zu bemerken, daß ich es, mildestens gesagt, für etwas stark halte, mit Polizei die Treppe eines Hauses zu besetzen, wo ich mich gerade befinde. Wenn Sie das nicht fühlen, Herr Präsident, so erlaube ich mir, es Ihnen zu sagen."

„Euer Durchlaucht werden zu Gnaden halten," entgegnete Seine Excellenz, „aber ich versichere Sie, ich hatte keine Ahnung davon, den Herrn Herzog hier zu finden. Gewiß, keine Ahnung," setzte er mit einem Seitenblick auf den Baron hinzu; „es hat mich wahrhaftig überrascht. Doch werde ich mich beeilen zu thun, was ich in der That Euer Durchlaucht schuldig zu sein glaube." Nach einer tiefen Verbeugung ging er alsdann in das Vorzimmer, und man hörte ihn mit lauter Stimme befehlen: „Der Secretär Seiner Durchlaucht passirt, auch sollen sich die Leute von der Treppe vor das Haus zurückziehen." Daß er dagegen einem der

Polizeicommissäre zuflüsterte, in das Vorzimmer zu treten, und sich in die Fensternische zu stellen, hörte man nicht.

„Nun schnell, meine Instruction!" flüsterte drinnen der Herzog.

„Ist fast unnöthig, bei der mir bekannten hohen Intelligenz Euer Durchlaucht. Verzeihen Sie mir, aber Entfernung so bald wie möglich." Bei diesen Worten rauschten die Thürvorhänge, und als der Präsident hierauf eintrat, sagte der Herzog gähnend und wie gelangweilt: „Es ist heute Abend verdrießlich bei Ihnen, Baron, ich ziehe mich zurück. Sieht man Sie morgen?"

„O ja, ich hoffe, Sie werden mich sehen, gnädigster Herr," versetzte der Baron und fügte lächelnd bei: „Wenn bis dahin mein Hausarrest vorüber ist."

„Das versteht sich doch wohl von selbst," sprach der Herzog. „Nicht wahr, Herr Präsident? Und auf alle Fälle, wenn man Sie nicht losläßt, so engagire ich den Major, hieher zu kommen, — vielleicht auch wird uns Seine Excellenz selbst das Vergnügen machen, einer Partie Whist à trois zu assistiren."

Der Baron lächelte so sonderbar, als er darauf entgegnete: „Eine charmante Idee, Whist à trois — mit dem todten Manne." Hierauf fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und fuhr in gefälligem Tone fort: „Ehe Euer Durchlaucht gehen, erlaube ich mir noch eine Bitte auszusprechen. Darf ich zwei Zeilen schreiben und Sie damit belästigen? Die Adresse ist Ihnen sehr bekannt."

„Mit Vergnügen," erwiederte der Herzog. „Ihr Kammerdiener soll unterdessen meinen Wagen vorfahren lassen."

Während der Herzog in's Vorzimmer ging, schrieb der Baron einige Zeilen, doch streckte Seine Durchlaucht gleich darauf den Kopf durch die Portièren herein und rief lachend: „Ich be-

darf eines Befehls Euer Excellenz, um fortfahren zu können. Teufel, Baron! Sie sind gut bewacht."

„Ich selbst fange an das zu glauben," entgegnete Dieser, indem er sein Billet faltete und es dem Herzog übergab. „Gleich nachher zu übergeben," sprach er mit scharfer Betonung.

Der Präsident hätte gar zu gern die Adresse gesehen, da er vermuthete, der Brief sei an eine allerhöchste Person gerichtet.

„Ich lasse Sie also allein," sagte der Herzog, „allein mit unserem größten Tyrannen. Aber seien Sie menschlich, Herr Präsident; vergessen Sie das Sprichwort nicht: Eine Hand wascht die andere, das heißt, wenn ich kann, so helfe ich dem Baron aus der Patsche, denn weßwegen er heute Ihre Aufmerksamkeit erregt, dafür kann ich Ihnen morgen ebenfalls empfohlen werden."

„Das wäre erschrecklich," meinte Seine Excellenz.

„Aber es ist so," sprach bestimmt der Herzog. „Zum Henker! man muß uns jungen Leuten nicht alle Freiheit nehmen wollen."

Der Präsident machte eine tiefe Verbeugung, und als der Baron dieß ebenfalls that, ohne von der Stelle zu gehen, sagte der Herzog: „Ich hoffe, Sie werden mich doch bis an die Grenzen Ihres Reichs begleiten, wenigstens bis zur Treppe. Ich habe das anzusprechen."

Herr von Brand warf achselzuckend und lächelnd einen Blick auf den Präsidenten, der selbst im Zweifel zu sein schien, was er thun solle. Doch faßte er sich schnell und bemerkte mit einem freundlichen Grinsen: „Euer Durchlaucht haben die Gnade, uns an unsere Schuldigkeit zu erinnern. Auch ich werde die Ehre haben, Sie bis an die Treppe zu begleiten; muß ich doch auch den Befehl geben, daß man Sie passiren läßt," setzte er lächelnd

hinzu. Damit faßte er triumphirend seine Nase und ging hinter dem Herzog und vor dem Baron in das Vorzimmer, nicht aber ohne einen Blick hinter sich zu werfen, ob ihm Dieser auch folge.

„Dabei bitte ich aber," sprach lustig der Herzog, „daß Sie meinen Namen nicht hinab rufen. Der Teufel auch, die Leute draußen, die Ihre Polizei sehen, könnten ja glauben, der Baron und ich wir seien in Ausübung Gott weiß welchen Verbrechens hier abgefaßt worden."

In dem Vorzimmer angekommen blieb Seine Durchlaucht stehen, hustete einigermaßen verlegen, denn ihm fehlte alle Instruction zur weiteren Hülfe. Doch faßte er plötzlich einen sehr glücklichen Gedanken, und als der Präsident, der zur Treppe gegangen war und hinabgerufen hatte: „Man läßt den Herrn, der jetzt kommt, passiren!" reichte er dem Baron zum Abschied die Hand und dann traten alle Drei auf den Vorplatz an die Treppe. In diesem Augenblick hatte auch der Commissär seinen Platz am Fenster verlassen und sich der Thüre genähert, welche sich nur einen Schritt von dieser Treppe befand; der Baron dagegen hatte im Herausgehen einen bedeutungsvollen Blick mit seinem Kammerdiener gewechselt, der auch vollkommen zu verstehen schien, um was es sich hier handle, und, anscheinend ganz absichtslos, die offenstehende Thüre des Vorzimmers gegen die Treppe hin, mit der Hand faßte.

Der Herzog, der seine Rechte auf das Treppengeländer legte, hob seinen Fuß, um hinuntersteigend auf die erste Stufe zu treten. Doch zog er ihn wieder zurück, schlug sich an die Stirn und sagte: „Wie kann man auch so vergeßlich sein. Habe ich doch für Euer Excellenz eine Nachricht von ziemlicher Wichtigkeit." Damit faßte er den Rockknopf des alten Herrn und machte einen Schritt gegen das Vorzimmer zurück. „Heute Abend," bemerkte

er hierauf, indem er jedes Wort sehr langsam aussprach, „war Familiendiner, — Familiendiner, acht Couverts.“ Der Herzog ließ den Rockknopf nicht los und stand jetzt wieder auf der Schwelle des Vorzimmers. Der Präsident, der diese wichtige Nachricht nicht verlieren mochte, folgte ihm, ließ aber zu gleicher Zeit den Baron nicht aus dem Auge, der ganz ruhig an dem Treppengeländer lehnte und, wie aus Discretion, zurückblieb. — „Acht Couverts,“ fuhr der Herzog fort, „und Seine Majestät waren äußerst gnädig. — Bei dem Dessert sprachen Allerhöchstdieselben von dem bewußten Vorfalle — Sie erinnern sich doch des Vorfalls, Herr Präsident?“ —

„Ich weiß in der That nicht, was Euer Durchlaucht meinen,“ versetzte Jener unaufmerksam, indem er dem Polizeicommissär einen Wink gab und mit den Augen auf die Treppe deutete.

„Wie Sie vergeßlich sind, bester Präsident!“ sagte der Herzog, der nun einen Schritt von der Thüre entfernt stand. „Nun, ich meine den Vorfall mit der Baronin von W.“ Bei diesen Worten hatte er so vortrefflich manövrirt, daß der Polizei-Commissär, der sich unverholen näherte, die Thüre nicht erreichen konnte, er hätte denn den Herzog auf die Seite drücken müssen.

Der Baron lehnte noch immer ruhig an dem Treppengeländer, und diese Unbeweglichkeit war wohl Schuld daran, daß der Polizeicommissär keinen gewaltsamen Versuch machte, auf den Vorplatz zu gelangen.

Der Kammerdiener hielt mit zitternder Hand die Thüre, und seine Blicke bohrten sich in die Augen des Herzogs. Er fühlte es, daß er in diesem wichtigen Momente von demselben einen Wink erwarten mußte.

„Man ist mit Ihrem Benehmen sehr zufrieden,“ flüsterte der

Herzog, „sehr zufrieden.“ Damit erhob er seine Augen, maß den Raum zwischen sich und der Thüre, blickte den Kammerdiener eine Secunde fest an, und dessen Absicht durchschauend nickte er leicht mit dem Kopfe.

Die Thüre flog zu, der Präsident schrie laut auf, der Polizei-Commissär rannte an das Fenster, und während der Herzog wie ein Besessener lachte und jubilirte, hörte man drunten vor dem Hause das Rollen eines Wagens und den scharfen Trab zweier ungeduldigen Pferde, die des langen Wartens müde, nun mit voller Kraft über das Pflaster dahingingen. Man konnte nicht drei Secunden zählen, so wurde das Rollen schwächer und verlor sich in der Ferne. In diesen drei Secunden aber war die Beschäftigung der Anwesenden im Vorzimmer des Barons sehr bemerkenswerth und bezeichnend.

Kaum hatte der Kammerdiener die Thüre zugeschlagen, so warf er sich mit seinem Körper gegen dieselbe und mit einem Blicke, als wollte er sagen: nur über meine Leiche geht der Weg über diese Schwelle, einem Blicke, vor dem der Präsident, der hinaus wollte, zurückschrack und darauf in seiner Gemüthsbewegung mit beiden Händen an seiner Nase riß, wie es andere Menschen wohl mit ihren Haaren zu machen pflegen. Der Polizeicommissär hatte versucht, ein Fenster zu öffnen, doch war dasselbe von innen mit festschließenden Läden versehen, und ehe er die Riegel derselben losbrachte, deutete ihm schon das Rollen des Wagens an, daß alle seine Bemühungen vergebens seien.

Der Herzog hatte sich in einen Stuhl geworfen, und je größer augenblicklich die Verwirrung im Zimmer war, desto toller lachte er.

„Wir haben ja einen reitenden Gensdarmen in der Nähe,“ sprudelte endlich der Präsident, zu gleicher Zeit heftig nach Athem

schnappend, hervor. „Lassen wir augenblicklich dem Wagen nachsetzen.“

„Der Gensdarme müßte ein vortreffliches Pferd haben,“ jubelte der Herzog, „wenn er meine Ungarn einholen wollte. — Ah! der Spaß wäre für eine Million nicht zu theuer.“

Jetzt erst fielen die umherirrenden Blicke des Präsidenten auf Seine Durchlaucht, und seine Hände, die sich krampfhaft öffneten und schloßen, schlugen nun heftig zusammen, indem er verzweiflungsvoll ausrief: „Und Sie können über diese entsetzliche Geschichte lachen, wie — wie — o Gott! nein, wissen denn Euer Durchlaucht auch —“

„O ich weiß Alles,“ sagte der Herzog, vor Lachen fast erstickend.

„Daß der Baron — verhaftet werden sollte —“

„Von einer halben Compagnie Polizeisoldaten, geführt von mehreren Commissären und befehligt von dem Chef der Polizei in Person. Das ist ja gerade der Hauptspaß. Nehmen Sie mir nicht übel, Excellenz, das ist eine Geschichte für das morgige Frühstück, die nicht zu bezahlen ist.“

„Gerechter Gott! bin ich denn ein Narr oder —“ hier schien der Präsident sich wegen dieser wichtigen Frage bei seiner Nase Raths erholen zu wollen. Er hielt sie ein paar Secunden fest, dann aber sagte er mit vor Bewegung zitternder Stimme: „Also Euer Durchlaucht wissen Alles?“

„Alles, Excellenz.“

„Daß der Baron verhaftet werden sollte?“

„Alles — um ein Duell mit dem Herrn von Dankwart zu verhindern.“

Bei diesen Worten fuhr der Präsident einen Schritt zurück, um darauf wieder zwei vorwärts zu schnellen, bis dicht vor Seine

Durchlaucht, welcher ob dieser heftigen Bewegung mit seinem Lachen plötzlich inne hielt und erstaunt aufblickte. Dabei hob der Präsident die Hände gen Himmel und schrie: „Nein! nein! nein! O über die Thorheit von euch jungen Leuten! — Der Baron — Gott verdamm' ihn! — O was Baron! — wegen eines Duells, glauben Sie, hätte ich ihn verhaften wollen? — Wissen Euer Durchlaucht, wem Sie fortgeholfen haben? — dem Chef einer Räuberbande, dem gefährlichsten Menschen im ganzen Königreiche. — O heilige Vorsehung! Ich hatte ihn so gut in meiner Hand — und jetzt!" — — Damit schien ihn alle Kraft verlassen zu haben, er warf noch einen wehmüthigen Blick auf die linke, leere Seite seines Fracks, und knickte darauf zusammen wie ein Taschenmesser. Ja, er wäre unfehlbar auf den Boden niedergesunken, wenn ihn nicht der Commissär mit starkem Arme aufgefangen hätte. An dessen blauem Busen — er trug nämlich eine Uniform von dieser Farbe — erholte er sich langsam wieder, faltete dann trauernd seine Hände und wandte seinen Kopf herum, indem er sprach: „Braun, wer uns das vor einer Stunde prophezeit hätte!"

Der Herzog war übrigens bei den Worten, welche ihm die Excellenz vorhin zugerufen, wie ein Bild der höchsten Ueberraschung dagesessen. Jedes Lächeln war von seinem Gesichte verschwunden, und da er an dem Jammer, in dem sich der Präsident befand, wohl sah, daß sich dieser würdige Staatsbeamte keinen Scherz mit ihm erlaubte, so biß er sich heftig auf die Lippen und sagte, indem er die Augenbrauen finster zusammenzog: „Alle Teufel! Herr Präsident, das hätten Sie mir auch schon vorhin sagen können!"

„Ließen Sie mich denn zu Worte kommen!" jammerte der Andere. „Zuerst mußte ich die fabelhafte Geschichte von dem

Diner hören, an der — ich bitte um Verzeihung — gewiß kein wahres Wort ist; und dann lachten Sie wie — wie ich in meinem Leben nichts Aehnliches gehört. Euer Durchlaucht," fuhr er sich ermannend fort, „das ist ein schlimmer Handel. Ich hätte natürlicher Weise keine Rücksichten sollen gelten lassen. Aber wie mir Euer Durchlaucht mitgespielt, das kann ich unmöglich Seiner Majestät verschweigen."

Der Herzog zuckte die Achseln, als wolle er sagen: daran ist nichts zu ändern. Dann aber rief er auf einmal: „Warten Euer Excellenz einen Augenblick. Da habe ich ein Schreiben des Barons an Sie. Alle Wetter! das hätte ich beinah' vergessen. Lesen wir, lesen wir, und dann wollen wir Kriegsrath halten."

Begierig nahm der Präsident das Billet aus den Händen des Herzogs und entfaltete es. Der Polizeicommissär hielt das Licht und der Herzog schaute dem Präsidenten über die Schulter, während er las:

„Euer Excellenz

werden es einem alten und genauen Bekannten nicht zu ungnädig nehmen, daß er sich heute Abend der Ehre Ihrer Gesellschaft entzieht. — Sehr dringende Geschäfte veranlassen mich, heute Nacht und morgen von Hause abwesend zu sein.

Da ich aber zu gleicher Zeit überzeugt bin, daß Euer Excellenz nicht ohne die triftigsten Gründe mit so großem Gefolge in meiner Wohnung erschienen sind, so werde ich nicht ermangeln, mich morgen um diese Stunde hier einzufinden.

Indem ich mir erlaube, den Scherz Seiner Durchlaucht des Herrn Herzogs mir zu eigen zu machen, bin ich so frei, Euer Excellenz demgemäß auf morgen Abend zu einer Partie Whist einzuladen, und zwar à trois mit einem todten Mann."

So las der Präsident, und Alle schauten sich verwundert an; der Commissär schüttelte den Kopf und Seine Excellenz meinten: „Glaub' das der Henker."

Der Herzog allein nahm die Partei des Verschwundenen, indem er bemerkte: „Das ist jedenfalls ein Ausweg; ich bitte, ich beschwöre Sie, Herr Präsident, warten Sie bis morgen Abend. Wie ich den Baron kenne, bin ich überzeugt, er stellt sich. Deßhalb machen Sie um Gotteswillen heute Abend und morgen keinen Lärmen; lassen Sie Ihren Leuten drunten sagen, Sie hätten dem Baron wegen eines Duells einen Hausarrest ankündigen wollen, er sei aber verschwunden. Kehrt er morgen Abend zurück, so machen Sie was Sie wollen, kehrt er nicht zurück, so haben Sie immer noch Zeit, die Sache bekannt werden zu lassen."

„Was meinen Sie, Braun?" fragte der Präsident, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte. „Der Karren ist so wie so verfahren, und wenn er wirklich wieder käme, so hätten wir in der That die ganze blamable Geschichte nicht zu erzählen."

Der Polizeicommissär zuckte die Achseln und pflichtete ebenfalls nach einiger Ueberlegung Seiner Durchlaucht Meinung bei.

„So sei es denn also," sprach bestimmt der Präsident, indem er das Billet wieder zusammen faltete. „Aber wir, die wir hier beisammen sind, geloben uns bis morgen Abend ein feierliches Stillschweigen. — Was diesen alten Herrn da anbelangt," fuhr er mit einem Wink auf den Kammerdiener fort, „so ist es meine Ansicht, denselben scharf unter Aufsicht zu halten. Braun, lassen Sie deßhalb ein paar vertraute Leute im Hause. — Und nun," sprach er achselzuckend und mit einem tiefen Seufzer, „sind wir fertig, und wenn Euer Durchlaucht also befehlen —"

„Mir thut die verdrießliche Geschichte wahrhaftig leid," entgegnete Dieser, während er seinen Hut nahm. „Aber seien Er-

cellenz versichert, daß ich Ihnen mit meinem ganzen Einfluß zur Seite stehen werde. Thun Sie mir dagegen die Liebe, bester Präsident, und erzählen mir beim Nachhausefahren, was es denn eigentlich mit dem Baron für eine Bewandtniß hat. — Horreur! der Chef einer Räuberbande haben Sie gesagt?"

Während Seine Excellenz trübselig mit dem Kopfe nickte, gingen die Beiden der Treppe zu, doch ehe sie hinabstiegen, meinte der Präsident: „Was er nur mit seiner Einladung hat sagen wollen? Zu einem Whist à trois mit einem todten Manne! Ich verstehe das nicht." — —

„Aber ich verstehe es," sprach tief aufseufzend der alte Kammerdiener drinnen im Zimmer; dann sank er auf einen Stuhl nieder und verbarg sein Gesicht in beide Hände.

Fünfundachtzigstes Kapitel.

Des Jägers Bericht.

Während geschah, was wir in den letzten Kapiteln erzählten, war der Winter ziemlich vorüber gegangen, und das beginnende Frühjahr zeigte sich schon in einzelnen schönen, heiteren Tagen, — Tagen, an welchen das Land von der Sonne erwärmt, einen erdigen, aber angenehmen Duft ausströmen läßt, wo die Grashalme sich zu strecken scheinen, und die Zweige den innigsten Trieb zeigen, sich baldigst mit Knospen zu bedecken. Um diese Zeit werden die Glashäuser und Frühbeete nach und nach von ihrer Umhüllung befreit, man lockert die Rosen auf, die während des Winters mit Erde bedeckt, ruhig schlummerten, man gibt auch den in ihren gläsernen Käfigen eingesperrten Pflanzen Luft, indem man schon auf längere Zeit die Fenster offen läßt und Sonnenlicht und frische, erquickende Luft über ihre sehnsüchtig zitternden Blätter dahinströmen läßt.

So war man auch in dem kleinen Garten beschäftigt, welcher den Pavillon umgab, in dem Graf Fohrbach wohnte. Obgleich es drei Uhr Nachmittags war, standen doch die Fenster

seines Salons offen, und die hereinströmende, jetzt schon wieder etwas kühle Luft vermischte sich wehend mit der warmen, die das lodernde Feuer des Kamins umspielte.

Der Graf war nicht in seinem Salon, sondern befand sich im Ankleidezimmer, dessen Thüre aber ebenfalls geöffnet war; er lag in einem Fauteuil, hatte diesen so gedreht, daß die kühlere Luft von draußen, geschwängert mit den oben erwähnten Frühlingsdüften, über sein Gesicht hinstrich. Neben ihm in der Sophaecke saß der Major von S. Beide rauchten vortreffliche Cigarren, doch verscheuchte der Graf den Dampf, den er von sich blies, augenblicklich wieder mit der Hand, um alsdann wieder einen tiefen Zug Luft zu sich zu nehmen.

„An einem solchen Tage," sagte er, „wenn man so recht merkt, daß der Winter hinter uns liegt, fühlt man sich doch wie dem Gefängniß entsprungen. Hinter uns finstere, schwarze Mauern, die bisher fest verschlossenen Thore weit geöffnet, und vor uns Freiheit, sowie herrliche, göttliche Luft."

„Das wirst du dießmal ganz besonders finden," meinte der Major lächelnd, „bricht doch für dich nächstens ein Frühling an, so süß und berauschend, wie man ihn in diesem Leben nur ein einziges Mal genießen kann. Habe ich das doch auch erlebt."

„Wenn ich daran denke," entgegnete der Andere, indem er einen Moment seine Augen mit der Hand bedeckte, „so hört mein Herz auf zu schlagen, und ich kann nur mühsam Athem holen. Ist es dir auch so ergangen?"

„Gerade so," erwiederte der Major lachend. „Und ich will nur hoffen, daß sich deine Erinnerungen an diese Zeit nie trüben mögen. Doch davon bin ich überzeugt, denn Eugenie ist ein so vortreffliches Wesen, ein so reiches und liebes Herz, daß du mit ihr glücklich werden mußt."

„Und mir wirst du hoffentlich ebenfalls einige Vortrefflichkeit und Liebe nicht absprechen?"

„Ja, du hast gute Eigenschaften, und bei sorgfältiger Erziehung kann mit der Zeit noch was Rechtes aus dir werden."

Der Graf blickte lächelnd vor sich auf den Boden, stieß die Asche von der Cigarre und dachte über seine künftige Erziehung nach.

„Wie ist es denn mit dem heutigen Diner?" fragte der Major nach einer Pause, „es ist wohl sehr groß und wird eine starke Feierlichkeit absetzen. — Ah! wenn das schon vorüber wäre! Ich werde wohl einen Toast halten müssen, und das kommt mich immer entsetzlich sauer an. Sind wir in der That sehr zahlreich?"

„An die vierzig Couverts," glaub' ich. „Papa hat's nun einmal nicht anders gethan."

„Doch alle unsere genauen Bekannten?"

„Versteht sich. Nur Steinfeld wird fehlen; er ist plötzlich abgereist."

„Ah! ich verstehe das, der arme Kerl!"

„Warum arm?" meinte der Major. „Er liebt die Baronin noch so leidenschaftlich wie damals, als er sie zum ersten Male gesehen. Erinnerst du dich noch des Abends draußen in deinem Salon nach dem Balle drüben, als er uns jene Geschichte erzählte? Damals waren sechs Jahre vorüber. Und mit welchem Feuer, welcher Leidenschaft sprach er von der Begebenheit!"

„Er wird die Baronin heirathen?" fragte der Graf.

„Versteht sich von selbst. Die Scheidung wird in den nächsten Tagen ausgesprochen. Ich bin überzeugt, die Beiden werden sehr glücklich mit einander sein. Natürlich wird er vor der Hand nicht hieher kommen können und wollen."

„Das begreift sich. Aber der General hat sich so verhaßt gemacht, daß Alles Partei für die arme Frau nimmt."

„Und er?“ fragte der Major nach längerem Stillschweigen.

Der Graf zuckte die Achseln, während ein düsterer Schatten über seine vorhin so freundlichen Züge flog. „Das ist ein räthselhafter Mensch,“ sagte er nach einer Pause.

„Für dich und Steinfeld wohl nicht so sehr als für uns Andere,“ meinte lächelnd der Major. „Aber ich achte euer Geheimniß. Ich mag den Baron wohl leiden. Coeur de rose ist nicht so übel.“

Bei diesen Worten trat der Kammerdiener leise in den Salon, blieb dort stehen, bis die Blicke des Grafen auf ihn fielen, dann sagte er mit leiser Stimme: „Soeben ist der Jäger zurückgekommen und wünscht Euer Erlaucht sprechen zu dürfen.“

„Darauf bin ich begierig!“ rief der Graf, indem er aufsprang. „Er soll augenblicklich hereinkommen. Bleibe nur,“ wandte er sich an den Major, der sich ebenfalls erheben wollte. „Ich will in dieser Sache keine Geheimnisse vor dir haben. Was mir der Jäger zu sagen hat, ist für uns alle sehr ernst und wichtig und betrifft den, von welchem wir eben sprachen.“

„Den Baron von Brand?“

Der Graf nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: „Er hat mich gestern um meinen Jäger gebeten; ich weiß nicht, weßhalb er zu dem Rencontre von seinen eigenen Leuten Niemand nehmen wollte.“

„Zu welchem Rencontre?“ fragte überrascht der Major.

„Mit Herrn von Dankwart. Es scheint, sie haben sich heute geschossen.“

„Das ist seltsam,“ meinte der Major kopfschüttelnd; „ich habe Herrn von Dankwart gestern Abend noch gesprochen, von der betreffenden Angelegenheit versicherte er mich gerade das Gegentheil.“

„Aus Discretion.“

„Und sagte, der Baron habe ihm einen versöhnenden Brief geschrieben, den er im Nothfall überall zeigen könne.“

„So hören wir den Jäger, ich bin fest überzeugt, die Sache ist anders.“

Hier trat Franz in den Salon, und sein Herr, der schnell nach ihm hinblickte, fuhr betroffen zurück. „Ah!“ sagte er zu dem Major, „die Sache ist ernsthaft. So verstört sah ich das Gesicht meines Jägers, dieses sonst so ruhigen Menschen, nie.“

Und so war es auch in der That. Franz Karner, der auf einen Wink des Grafen langsam näher schritt, ging gegen seine Gewohnheit ziemlich gebeugt. Sein Gesicht war bleich, seine Augen roth unterlaufen, seine Lippen zuckten, und da er das wohl fühlen und doch nicht sehen lassen mochte, biß er sie fest über einander.

Der Major war ebenfalls aufgestanden und blickte bestürzt bald den Jäger, bald seinen Freund an.

„Ah! du bist zurück!“ rief Dieser. „Nun sprich, was ist geschehen? Ein Unglück — gewiß ein Unglück!“

Der Jäger wagte es nicht, zu sprechen und nickte stumm mit dem Kopfe.

„Dem Baron ist ein Unglück geschehen?“ fuhr Graf Fohrbach hastig fort. „Sammle dich, Franz, und erzähle uns die Geschichte ruhig dem Verlaufe nach. — Ah, Teufel! sei ein Mann,“ fuhr er nach einer Pause fort, als er bemerkte, daß der Blick des Andern seltsam flimmernd wurde. — „So laß hören!“

Der Jäger öffnete langsam die Lippen, nachdem er mit der Hand über die Augen gefahren war, dann sagte er mit tiefer, fast tonloser Stimme: „Ehe ich Euer Erlaucht berichte, was gestern und heute geschehen, will ich zur Rechtfertigung meines auffallen-

den Betragens nicht verschweigen, daß ich den Herrn Baron von Brand früher gekannt und genau gekannt, ehe ich in den Dienst Euer Erlaucht trat."

„Ich weiß das, er hat dich mir ja empfohlen."

„Daß er öfters mein Wohlthäter wurde, — daß ich ihn achtete und liebte. — O sehr liebte, denn er war ein guter Herr. Euer Erlaucht werden mir verzeihen, aber ich muß die Wahrheit sagen, sollte auch für mich daraus erfolgen, was da wolle. Ich kannte alle seine Verhältnisse."

„Das habe ich mir gedacht," erwiederte der Graf nach einer Pause. „Aber gleichviel, Franz. Für mich ist der Baron von Brand nur der Baron von Brand, und was dich betrifft, so gehen mich seine früheren Verhältnisse nichts an."

„Das lohne Ihnen Gott," versetzte der Jäger; „und er wird Sie dafür belohnen." Er murmelte diese Worte nur, doch verstand sie der Graf vollkommen. Dann streckte sich der Jäger lang in die Höhe, unterdrückte einen tiefen Seufzer und fuhr fort: „Auf die Bitte des Herrn Baron von Brand erlaubten mir Euer Erlaucht, denselben begleiten zu dürfen. Zu diesem Zweck erwartete ich gestern Abend den Herrn Baron um neun Uhr vor dem E'schen Thor mit dem Wagen. So hat er es mir befohlen."

„War es ein Reisewagen?" fragte der Graf.

„Nein, ein leichtes Coupé, aber mit vier Pferden bespannt. — Es mochte fast halb zehn Uhr sein, da hörte ich, daß sich ein Wagen dem Thor näherte, und zwar so schnell, als zwei tüchtige Pferde nur zu laufen im Stande sind. Es war das die Equipage Seiner Durchlaucht, des Herrn Herzogs Alfred. Trotzdem es sehr dunkel war, erkannte ich den Kutscher, der seine Pferde neben dem Coupé parirte. Der Herr Baron von Brand sprang heraus, und der Wagen, mit dem er gekommen, kehrte

augenblicklich in die Stadt zurück. Der Herr Baron begrüßte mich freundlich, befahl, auf der Chaussee nach der ersten Station zu fahren, und stieg eilig in den Wagen."

„Wie war er gekleidet?" fragte aufmerksam der Graf.

„Ueber dem gewöhnlichen Anzug trug er einen weiten Radmantel und auf dem Kopfe hatte er einen runden Hut."

„Und war bewaffnet?"

„Ja, Euer Erlaucht, mit zwei Pistolen."

Der Graf warf seinem Freunde einen bezeichnenden Blick zu und sagte hierauf: „Und sonst war Niemand dabei?"

„Niemand. — Ich stieg auf den Bock und wir fuhren davon. Die Postillone, denen ein gutes Trinkgeld versprochen war, ließen tüchtig laufen, so daß wir bald die Station erreichten. Dort wurde umgespannt und wir fuhren weiter.

„Aha! nach Königshofen," sagte kopfschüttelnd der Major. „Es ist das der gewöhnliche Ort.

„In Königshofen," erzählte der Jäger weiter, „begab sich der Herr Baron in das dortige Wirthshaus, ließ sich ein Zimmer geben, befahl mir darauf zu Bette zu gehen, ihn aber heute Morgen vor Tagesanbruch zu wecken. Ich verabschiedete die Postillone, mochte aber nicht schlafen gehen, vielmehr schritt ich Stunden lang um das Haus herum, und bemerkte wohl, daß in dem Zimmer des Herrn Baron immerfort ein helles Licht brannte. Er war ebenfalls nicht zu Bette gegangen, denn als ich, dem Befehle gemäß, vor Tagesanbruch seine Thüre öffnete, saß er an seinem Tische und siegelte Briefschaften zu. — Ah! du bist schon da! rief er mir entgegen; die Zeit ist schnell verstrichen. — — Ich habe mich bemüht, Erlaucht, seine Worte meinem Gedächtnisse festzuhalten; es schien mir das wichtig," sagte der Jäger in bestimmtem Tone. — „Der Tag fing an zu

grauen," fuhr Franz darauf in gewöhnlichem Tone fort, „und der Herr Baron wollten seine Toilette machen, doch hatte er Alles mitzunehmen vergessen. Ich sorgte so gut als möglich dafür und nachdem ich ihm das Haar einigermaßen arrangirt, zog er sein Schnupftuch hervor und roch daran. Ich wollte, sprach er alsdann, daß ich nicht vergessen hätte, gestern Abend noch ein paar Tropfen aufzuträufeln. Ich liebe den Geruch und er hätte mir so manche Erinnerung noch einmal frisch vor die Seele geführt."

„Coeur de rose," sagte nachdenkend der Graf. „Wer hätte das gedacht, als wir uns hier vor einigen Monaten über sein Odeur lustig machten. Doch weiter!"

„Er gab mir einige Briefe, um sie auf die Post zu werfen. Die Pistolen nahm er selbst unter den Mantel, dann verließen wir das Haus, gingen durch Königshofen durch und stiegen hinter dem Dorfe die Anhöhe hinauf."

„Der Weg führt nach einer einsamen Waldlichtung, ich kenne ihn wohl," sprach nachdenkend der Major.

„Und was dachtest du von allem dem?" fragte der Graf seinen Jäger.

„Fast das Gleiche fragte mich der Herr Baron, als wir den Wald hinauf gingen. Ich antwortete ihm, er könne wohl ein Duell vorhaben, doch sähe ich weder Gegner noch Secundanten. — Die kommen Alle von der andern Seite, entgegnete er mir. Und du bist wohl klug genug einzusehen, daß hier eine Sache vor sich geht, die mit großer Heimlichkeit betrieben werden muß."

Der Major wechselte mit seinem Freund einen bedeutsamen Blick, welch Letzterer die Achseln zuckte und sehr ernst nach Oben sah.

„Ja, ich habe ein Duell vor, so fuhr der Baron fort, und einen gefährlichen Gegner. Ich weiß wohl, wie der schießt, sagte

er sonderbar lächelnd, fehlt auf fünfundzwanzig Schritte nie ein Aß und kann auch wohl die Kugeln auf einer starken Messerklinge theilen. — Da müßte er ja fast so gut schießen wie Sie, gnädiger Herr, erlaubte ich mir zu bemerken, worauf er entgegnete: ganz genau wie ich, deßhalb ist die Sache sehr zweifelhaft, da er den ersten Schuß hat, und befolge daher genau, was ich dir auftrage. Hier müssen wir scheiden, zieh deine Uhr hervor und richte sie nach der meinigen. — Es war sechs Uhr. — In einer halben Stunde wird wohl Alles vorüber sein. Dann folgst du dem schmalen Weg, den ich jetzt hinaufsteige, und findest oben eine Waldlichtung. — Da wirst du schon selbst sehen, was zu thun ist. — Ich bat ihn, mich mitzunehmen, doch er wiederholte seinen Befehl ernst und strenge. Und er konnte sehr ernst sein, der Herr Baron," sagte der Jäger gedankenvoll. — — „Er nahm also Abschied von mir, indem er mir noch vorher seine Brieftasche übergab, um die Rückfahrt für die Postillone zu bezahlen, sagte er. Dann stieg er zwischen den Bäumen aufwärts und meine Blicke folgten ihm. Euer Erlaucht werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen gestehe, daß es mir fast das Herz zerbrach, als ich ihn so leicht und gewandt da hinaufsteigen sah, ein Herr in den besten Jahren, ja in voller Kraft der Jugend."

„Und warum folgtest du ihm nicht?" fragte fast athemlos und tief bewegt der Graf.

„Sein Befehl war gemessen, Erlaucht. Und dann kannte ich auch meinen ehemaligen Herrn. Er hätte mich niedergeschossen, wenn ich ihm gefolgt wäre, ohne daß mein Tod," setzte er trübe lächelnd hinzu, „sein Duell verhindert hätte. — — Mehrmals blieb er stehen und wandte sich rückwärts gegen das Thal. Man sieht von dort oben weit in der Ferne die Residenz vor sich ausgebreitet liegen. Dahin schien er mehrmals zu schauen, aber auch

auf mich fiel sein Blick, und als er mich so ruhig da unten warten sah, winkte er mir noch einmal freundlich mit der Hand zu. — O sehr freundlich. — Und gleich darauf war er zwischen den Bäumen verschwunden." — — — —

Diese letzten Worte hatte der Jäger mit kaum verständlicher Stimme gesprochen. Dann sagte er: „Verzeihen mir Euer Erlaucht, aber ich kann nicht anders;" worauf er seine Hände vor die Augen preßte und einige Secunden so verblieb.

Der Graf hatte seine Cigarre weggeworfen und er sowie der Major blickten in der größten Spannung auf den Jäger, der nun die Hände langsam niedersinken ließ, tief aufseufzte und fortfuhr: „Darauf befand ich mich allein in dem Walde. O es waren das schreckliche Augenblicke! Und ich horchte wohl athemlos auf jedes Geräusch, wenn weit von mir entfernt irgend ein Wild durch das dürre Laub raschelte, wenn ein welkes Blatt neben mir zu Boden fiel, so schrack ich zusammen, indem ich befürchtete, irgend etwas Anderes überhört zu haben. — O Herr Graf, wenn man im dichten Walde auf etwas lauscht, wobei das Herz mit im Spiele ist, so ist die Stille, die uns umgibt, feierlicher und ernster als die Ruhe eines Kirchhofes. — Ich kenne das," setzte er mit leiserer Stimme bei. — „Auf einmal knallte ein Schuß. — Gnädiger Herr, ich habe Schüsse knallen hören unter schauerlichen Verhältnissen. Aber so wie dieser heute Morgen hat mich nie was erschüttert. Gleich darauf fiel ein zweiter. Ich riß meine Uhr heraus und als ich sah, daß es halb Sieben war, stürzte ich den Waldweg hinan. — So eilig ich auch war, so blieb ich doch zuweilen zitternd stehen und lauschte. — Was konnte es mich auch nützen, daß ich schnell an Ort und Stelle kam, mir ahnete ja doch, was ich finden würde? Dann spielte ich mir auch wohl eine falsche Hoffnung vor und blieb ich in der Absicht stehen, um

vielleicht die Schritte der andern Partei zu vernehmen. Aber," setzte er trübe lächelnd hinzu, „ich hörte nichts dergleichen. Der Wald war entsetzlich stille, nur das Laub rauschte unter meinen Füßen, hie und da flatterte ein Vogel und von weit her sang der Kukuk sein melancholisches, einförmiges Lied." — —

„Endlich fandest ihn?" rief gespannt der Graf, als der Jäger vor sich hinstarrend schwieg.

„In der Waldlichtung. — Herr, wie er mir vorausgesagt."

„Allein?"

„Ganz allein."

„Und —"

„— Todt," sagte der Jäger nach einem tiefen Athemzuge. „Die Kugel war ihm durch's Herz gegangen."

„Ah! das ist entsetzlich!" rief der Major. „Du sahst Niemand? Du vernahmst also wirklich keine Schritte, die sich entfernten?"

„Ich sah nichts als die Sonne, die ihren Strahl über seine bleichen Züge warf, und ich hörte nichts als die lauten Worte des Jammers, mit welchen ich mich neben ihn hinwarf. Denn, Herr Graf, ich hatte ihn sehr geliebt, meinen ehemaligen Herrn, den Baron von Brand."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Und was denkst du über die ganze Geschichte?" fragte der Graf nach einer langen, langen Pause.

„Ich denke nur, was er mir sagte," erwiederte der Jäger mit feierlicher Stimme. „Ich will mein Leben dafür lassen, daß er im Duell gefallen. Denn so hat er ja gewollt, daß man glaube."

„Ja, er hat so gewollt," sprach Graf Fohrbach nachdenkend, „sein Lauf war zu Ende, wie er mir auf jenem denkwürdigen Maskenballe sagte, und er soll einen ehrenvollen Tod gestorben sein."

„Von der Hand des —“ fragte der Major mit bedeutsamem Blick.

Worauf der Andere entgegnete: „Herr von Dankwart ist bei allen seinen kleinen Schwächen ein Ehrenmann, das ist nicht zu läugnen.“

„Allerdings nicht,“ meinte der Major. „Aber er wird die ganze Geschichte hartnäckig läugnen.“

„Nehmen wir an aus Discretion, wie ich vorhin sagte,“ erwiederte Graf Fohrbach, „die Welt wird doch an das Duell glauben, und so hat es der Unglückliche gewollt. Er ruhe sanft. — — Doch laß uns das Ende deiner Geschichte hören,“ wandte sich der Graf nach einigem Stillschweigen an seinen Jäger.

„Ich holte Leute aus dem Dorfe,“ fuhr Dieser fort, „und brachte ihn nach Königshofen zurück. Ich ließ Aerzte kommen, obgleich ich wußte, daß das unnütz war. Darauf brachte ich ihn in seinen Wagen und kehrte langsam nach der Residenz zurück.“

„Und wo ist er jetzt?“

„In seinem Hause. Ich habe ihn dem alten Kammerdiener übergeben, der darauf vorbereitet zu sein schien. Denn obgleich er trostlos und verzweifelt that, sagte er doch unter Thränen, er habe das wohl vorher gewußt.“

„Und die Briefschaften, die dir der Baron gab?“

„Warf ich auf die Post, bis auf einen, den er mich beauftragte, Punkt neun Uhr Seiner Excellenz dem Herrn Polizeipräsidenten eigenhändig zu übergeben, wozu vielleicht Euer Erlaucht so gnädig sind, mir später Urlaub zu ertheilen.“

Der Graf Fohrbach wechselte mit dem Major einen Blick, dann erwiederte er dem Jäger: „Allerdings, du sollst überhaupt den heutigen Nachmittag und Abend für dich haben, und erst morgen Früh,“ setzte er mit Betonung hinzu, „den Dienst bei

mir wieder in deiner gewohnten Pünktlichkeit und — Treue antreten."

„Wie danke ich Ihnen für dieß Wort," sprach der Jäger tief erschüttert. Dann verließ er auf einen Wink seines Herrn Kabinet und Salon.

„Es ist ein trauriges und doch gutes Ende für den Baron," sagte Graf Fohrbach nach einer Pause. „Wir müssen übrigens seinen letzten Willen erfüllen und das Gerücht verbreiten helfen, er sei im Duell gefallen. Herr von Dankwart wird das heftig läugnen, aber nachher, wenn er sieht, daß man ihm doch nicht glaubt, wird er am Ende gezwungen, das Rencontre achselzuckend zuzugeben."

„Verlaß dich auf mich," entgegnete der Major, „es soll auf ihm hängen bleiben. Aber sage mir, Eugen, wie verstehe ich das? hat der Baron wirklich etwas mit der Polizeidirection zu schaffen gehabt? Auf dem letzten Hofball sprach man von einer Brautschaft zwischen ihm und der Tochter des Präsidenten."

„Ich hörte auch davon, glaubte aber nicht daran."

„Muß man," meinte der Major, „heute noch den Tod des Barons geheim halten oder kann man nach Tisch darüber sprechen?"

„Natürlich wollen wir darüber sprechen, um so mehr, da Herr von Dankwart da ist. Wir werden überhaupt nicht die Einzigen sein, die die Sache erfahren haben."

„Schön," versetzte der Andere, indem er sich zum Weggehen anschickte; „ich verlasse dich jetzt. Es ist vier Uhr und du hast doch etwas Sammlung nothwendig."

„Und Toilette!" lachte der Graf, während er seinem Freunde die Hand reichte.

„Adieu denn bis nachher!"

„Adieu, Major!"

Mit kurzen Worten wollen wir dem Leser noch sagen, daß das heutige Diner bei Seiner Excellenz dem Kriegsminister äußerst glänzend war, daß bei demselben die Verlobung zwischen Eugenie und dem jungen Grafen proclamirt wurde, und daß der Major hierauf bezüglich einen gar schönen Toast ausbrachte. Das unglückliche Ende des Barons war übrigens schon bekannt geworden und man schrieb dasselbe allgemein einem Duell mit Herrn von Dankwart zu. Es half auch nichts, daß Dieser auf's Feierlichste das Gegentheil versicherte, ja daß er sich anheischig machte, ein Alibi beweisen zu wollen. Man zuckte die Achseln, man verbeugte sich lächelnd, sobald aber Herr von Dankwart den Rücken gewendet und anderswohin getänzelt war, so sagte man: „Das ist erstaunlich; wer hätte das gedacht!"

„Und der Baron war ein immenser Pistolenschütze," meinte ein Anderer und ein Dritter setzte hinzu: „Was mich bei Herrn von Dankwart nur wundert, ist einzig und allein, wie man nach einer so furchtbaren Catastrophe — am gleichen Tage mit der Ruhe sein Diner einnehmen kann."

„Erstaunlich!"

„Erstaunlich!" wiederholten Alle, und Herr von Dankwart wurde von da mit weit größerer Ehrfurcht betrachtet, als dieß bisher geschehen.

Auch der Präsident war bei dem Diner gewesen, war aber sehr still und nachdenkend und verkehrte fast nur mit dem Herzog Alfred, mit dem er sich längere Zeit in einer Ecke des Salons eifrig unterhielt. Gegen acht Uhr verließ er die Gesellschaft und fuhr nach Hause. Dort hatte er mit seiner Gemahlin eine heftige Scene, bei welcher endlich auch Fräulein Auguste, aber sehr niedergeschlagen und mit rothgeweinten Augen erschien. Wer der

Gegenstand der Unterhaltung in der Familie war, werden wir dem Leser nicht zu sagen brauchen, dagegen wollen wir nicht verschweigen, daß Seine Excellenz die Nase mit der Hand festhaltend lange im Salon auf und ab schritt und einer längeren Rede der Präsidentin lauschte, welche eifrig zu ihm sprach. „Und wenn Alles so wäre, wie du mir sagtest," fuhr sie fort, „so können sämmtliche Gerichte des Landes ihn doch nicht wieder lebendig machen und zur Verantwortung ziehen. Welchen Nutzen brächte es dir also, die Sache an die große Glocke zu hängen, sie stadt- und landkundig zu machen? — Nutzen, du lieber Gott!" rief sie weinend. „Nur Schande, o welche Schande! Wird nicht die ganze Stadt mit Fingern auf uns deuten? O der Scandal!"

„Und meine Ehre als Chef der Polizei," sprach stehen bleibend der Präsident, wobei seine losgelassene Nase hoch empor fuhr.

„Und meine Ehre," sagte Auguste weinend. „Bin ich nicht unglücklich genug durch diese schreckliche Geschichte geworden!"

Der Präsident setzte abermals schweigend seinen Spaziergang fort und mit einem tiefen Seufzer blickte er auf die linke, immer noch leere Seite seines Frackes. „Eine allerhöchste Belohnung," redete er schwermüthig, „hätte mir dießmal nicht entgehen können. O ich war so nah daran." — Damit meinte er den Stern, nach dem er so lange geschmachtet. — „Wer weiß, wenn es wieder einem Hauptverbrecher gefällt, sich von mir einfangen zu lassen."

In diesem Augenblicke meldete der Bediente einen herrschaftlichen Jäger, welcher Seine Excellenz zu sprechen wünsche, Auf ein Kopfnicken des Letzteren trat Franz ein und übergab einen Brief, indem er sagte: „Von dem Herrn Baron von Brand."

Man kann sich denken, wie der Präsident bei dieser Meldung

zurückfuhr und daß er mit zitternden Fingern das Couvert abriß. Auch schien ihn die Einlage desselben nicht zu beruhigen; es war ein einfaches Blatt, auf welchem die Worte standen: „Der Baron von Brand gibt sich die Ehre, Seine Excellenz den Herrn Polizeipräsidenten daran zu erinnern, daß er heute Abend erwartet wird und zwar zu einem Whist à trois mit dem todten Mann."

— — — — — — — — — — — — — —

Im Hause des Commerzienrathes Erichsen hatte man in diesen Tagen ebenfalls eine Verlobung gefeiert, nicht so geräuschvoll wie die bei Seiner Excellenz dem Kriegsminister, aber darum nicht minder herzlich. Zwar saß die Räthin auch bei dieser Veranlassung steif wie immer in ihrer Sophaecke, doch lag über ihren Zügen eine angenehme Weichheit, ihre Augen blickten freundlich und sie wandte den Kopf häufig nach der rechten Seite, wo Herr Staiger saß, an dem die alte Dame ihr besonderes Wohlgefallen zu finden schien. Der Mann hatte ein so gutes, warmes Herz und ehrliches Gemüth, das sich bei jedem seiner Worte kundgab; dabei konnte er so angenehm erzählen, und bei dem, was er am heutigen Tage vorbrachte, kam es denn heraus, daß seine Eltern mit denen der Commerzienräthin vor langen Jahren in einem sehr freundschaftlichen Verhältniß gestanden, was zu vernehmen der Madame Erichsen nicht gerade unlieb war.

Marianne hatte sich der Verlobten ihres Bruders herzlich und innig angenommen und liebte sie schon nach den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft wie eine Schwester. Ja, sie hatte der Commerzienräthin erklärt, da sie selbst keine Kinder habe, so wolle sie sich des guten armen Mädchens annehmen und mache sich ein wahres Vergnügen daraus, derselben eine glänzende Aussteuer zu geben.

Der Commerzienrath hatte sich wie immer Diner und Champagner wohl schmecken lassen und war glückselig, daß die verdrießlichen Geschichten in seinem Hause sich wieder anfiengen aufzuklären und daß er Hoffnung hatte, nächstens wieder ein stilles und harmloses Leben führen zu können. Wenn auch leider alle Bemühungen gescheitert waren, um seine Schwiegertochter Bertha wieder in das Haus ihres Mannes zurück zu bringen, obgleich bis jetzt noch keine Scheidung erfolgt war, so hatte er dagegen einen Brief von seinem Schwiegersohn Herrn Alfons in der Tasche, worin sich Dieser an seine Frau wandte, sein Unrecht vollkommen einsah und versprach, bei seiner Rückkunft — er hatte nämlich zu seiner Zerstreuung eine kleine Reise unternommen — so viel in seinen Kräften stände, Alles wieder gut machen zu wollen.

Auch bei diesem Diner fielen Toaste, und als das Dessert aufgesetzt wurde, ergriff sogar die Commerzienräthin ihr Glas, nachdem sie vorher, dießmal mit beiden Händen, auf den Tisch getrommelt, und brachte die letzten Tropfen ihres Champagnerkelches allen Denen zu, welche ihre Nebenmenschen ohne Neid und Mißgunst liebten, die, statt gehässig die Fehler Anderer aufzudecken, lieber deren gute Seiten hervorhöben, die dabei Freunde der Wahrheit und Feinde jeglicher Verläumdung seien.

Ein Trinkspruch, zu welchem aus vollem Herzen Amen zu sagen auch wir uns gedrängt fühlen und mit uns gewiß der größte Theil unserer verehrlichen Leser.

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Schluß.

Es ist sehr schwer, von dem Schluß einer Geschichte wie die vorliegende zu sprechen. Eine solche Geschichte schließt sich eigentlich nie ab. Die Wenigen ausgenommen, über deren Lebensende berichten zu müssen wir so unglücklich waren, befinden sich alle Uebrigen in Fülle der Gesundheit, und wenn es unsere Zeit und die Geduld des Lesers erlaubten, so könnten wir aus dem ferneren Leben und Treiben der aufgetretenen Personen noch eine Menge der allerschönsten, zur Mittheilung geeigneten Sclavengeschichten auffinden. Ein Erzähler darf aber nicht so gegen die Nachsicht seines Publikums sündigen, und es ist seine Schuldigkeit, so bald er glaubt, er habe sein Mögliches gethan, eine hübsche Gelegenheit zu ergreifen, um sich dem Leser zu empfehlen und sein Buch zu beschließen. Wir glauben dieß in keinem passenderen Zeitpunkt thun zu können, als jetzt, und wollen nur mit wenigen Worten hinzufügen, was in der nächsten Zukunft sich mit einigen der Personen zugetragen, die in unserer sehr wahrhaftigen Ge-

schichte aufgetreten. Wir können dieß um so weniger unterlassen, da hierbei noch ein paar kleine Sclavengeschichten zu Tag kommen, deren Details sich der Leser, wenn er gleiche Verhältnisse bei sich oder Anderen sieht, am Besten selbst auszumalen im Stande sein wird.

Gewöhnlich folgt auf eine Verlobung die Hochzeit. So war es auch bei dem Grafen Fohrbach und Arthur Erichsen der Fall. Obgleich die Freundschaft dieser Beiden in gleicher Stärke fortdauerte, so hatten sie sich doch in letzter Zeit nicht so häufig gesehen wie früher. Zufällig aber war die Hochzeit beider Paare an demselben Tage, und fast zur gleichen Stunde verließen sie die Stadt, um eine längere Reise anzutreten. Graf Fohrbach zog gen Norden, wo seine Familie weitläufige Güter besaß, Arthur aber nach Italien, nach dem herrlichen Lande, das er schon lange zu sehen gewünscht. Der Abschied Clara's von ihrem Vater war ziemlich schmerzlich gewesen, denn Herr Staiger meinte, bei seinem Alter könne die Trennung von einem halben Jahre wohl zu einer ewigen werden. Doch bestätigte sich dießmal die Vermuthung des alten Herrn nicht, vielmehr als Clara nach der angegebenen Zeit zurückkehrte, fand sie ihn frisch und gesund wieder, obgleich nicht mehr in der Balkengasse, wo sie ihn verlassen. Die Commerzienräthin hatte nämlich ihren Schützling dem Gemahl dringend empfohlen, und die Folge davon war, daß Herr Staiger auf dem Kassenamt des großen Banquierhauses angestellt wurde, wo er vermöge seiner Ordnungsliebe und Rechtlichkeit die vortrefflichsten Dienste leistete.

Was man so Brautvisiten nennt, hatten Clara und Arthur vor ihrer Abreise nicht gemacht; als sie aber zurückkamen und ihr Haus einrichteten, zeigten sie dieses ihren Freunden und Bekannten, sowie auch auf den Wunsch der Commerzienräthin denen

des Erichsen'schen Hauses pflichtschuldigst an. Wenn sich aber manche stille Familie mit unversorgten Töchtern, die früher den Herrn Arthur Erichsen sehr hoch gehalten, sowie manche andere, die voll Neid und Mißgunst es der armen Clara nicht verzeihen konnten, daß sie nicht unter dem Schutze irgend einer Rangclasse geboren, von dem jungen Paare zurückzogen, so verursachte ihnen das doch durchaus keinen Kummer. Sie lebten in einem freundlichen und ausgewählten Kreise, und Arthur war Philosoph genug, um über schiefe Blicke und vornehm gerümpfte Nasen herzlich zu lachen.

Um noch einen Augenblick beim Hause des Commerzienraths zu verweilen, so kehrte Herr Alfons wenige Tage nach der Verheirathung Arthurs von seiner Reise zurück. Doch hatte sich das Verhältniß zu seiner Frau gänzlich verwandelt; das Scepter, welches ihm an jenem Tage entfallen, hatte die kluge Frau ergriffen, und vom unumschränkten Herrn, auf dessen Winke und Stirnerunzeln sie sonst ängstlich Achtung gegeben, war er zum Sclaven herabgesunken, welcher sich den, obgleich nicht unbilligen Wünschen seiner Frau in aller Demuth fügte. Machte er je einmal einen Versuch, seine Ketten zu brechen, so trat die Commerzienräthin in's Mittel, und wenn sie ihre spitze Nase erhob, ihn mit den grauen Augen scharf anblickte und dazu auf dem Tische zu trommeln begann, so räumte er achselzuckend das Zimmer und begab sich in sein Comptoir, wo ihn dann oftmals der Commerzienrath zu trösten suchte, indem er sprach: „Glauben Sie mir, es ist weit angenehmer für uns, wenn man die Weiber machen läßt; meine Frau hat mich und die Kinder nun schon an die dreißig Jahre regiert und ich habe mich recht wohl dabei befunden. Uebrigens sind die Metalliques und die Fünfprozentigen gestiegen, was eigentlich doch die Hauptsache ist."

Die Scheidung des Doctor Erichsen von seiner Frau war unerwartet auf ein Hinderniß gestoßen. Dieses Hinderniß bestand in der Weigerung der Madame Bertha selbst. Wir wissen, daß sie sich zu ihrer Mutter begeben, um sich, wie sie sagte, von ihrem Manne nicht länger wie eine Sclavin behandeln lassen zu müssen. Sie hatte sich ihr elterliches Haus und sich selbst noch ganz so wie früher gedacht, fand aber in Beiden gewaltig viel verändert. Sie konnte es nicht vergessen, daß sie ein Hauswesen gehabt und zwei liebe Kinder, und es noch viel weniger ertragen, daß sie, welche bei sich unbedingt die Erste gewesen, nun bei ihrer Frau Mama die Dritte sein sollte. Wir sagen die Dritte, denn Mama, alt und grämlich geworden, hatte sich bei der Verheirathung ihrer Tochter eine Haushälterin zugelegt, ein großes, sehr dürres Frauenzimmer mit unbeschreiblich scharfer Zunge, welche das Hauswesen und ihre Gebieterin nicht nur beherrschte, sondern sogar tyrannisirte. Madame Bertha war noch nicht vier Wochen da, als sie sich schon unsäglich elend fühlte, denn die Launen der Mutter waren unerträglich, und die dürre Haushälterin schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, beständig von den Freuden des Ehestandes zu phantasiren, wobei sie versicherte, eine geschiedene Frau sei ein Unding und man wisse gar nicht, zu welcher Classe der menschlichen Gesellschaft man sie eigentlich zählen solle. Hierauf fieng Madame Bertha an, sich ihrem Hause wieder zu nähern, indem sie ihre Kinder häufig aber heimlich sah. Das ließ der Doctor, der es erfuhr, wohl geschehen; auch hätte er sich mit seinem weichen Herzen gern seiner Frau wieder genähert, doch als Arthur abreiste, hatte Dieser ihm das Versprechen abgenommen, bis zu dessen Zurückkunft keinen Schritt zu thun, der von der Doctorin als annähernd betrachtet werden könnte, indem er ge-

sagt: „Wenn du zu bald nachgibst, so hast du in einem halben Jahre wieder dieselbe Geschichte."

Herr Beil hatte von seinem Freunde Arthur den herzlichsten Abschied genommen, bevor er die Residenz verließ, um dem Auftrag des Herrn von Brand gemäß nach dem Gute der Baronin von W. zu fahren, deren Vermögen er in Zukunft zu verwalten hatte. Vorher überbrachte er aber noch das bewußte Paketchen der Tochter des Präsidenten, die dasselbe im Beisein ihrer Mutter erwartungsvoll öffnete. Es enthielt ein reiches Armband in Brillanten mit der Bitte des Barons, dieses Andenken von einem Freunde zu nehmen, dem leider traurige Verhältnisse nicht erlaubt, der schönen Auguste mehr als dieß sein zu können. Fräulein Auguste hatte sich übrigens von dem harten Schlage, der sie betroffen, noch nicht gänzlich wieder erholt. Bei dem gewissen Hofball war die Mutter leider zu besorgt gewesen, die Brautschaft ihrer Tochter allzuvielen Menschen zu verkündigen, und da nun der Präsident, dem Rathe seiner Gemahlin folgend, des Baron Brand nur als solchen gedachte, so sah sich Auguste genöthigt, Condolationen entgegen zu nehmen, die sich übrigens nicht lange nachher in Gratulationen verwandelten, als sie eine neue Brautschaft antrat, die dießmal ein glücklicheres Ende nahm.

Unmöglich können wir dem geneigten Leser verschweigen, daß es ferner den Bemühungen des Herrn Beil in seinen jetzigen besseren Verhältnissen gelungen war, seinem Freunde, dem ehemaligen Lehrling August, eine erträgliche Stelle zu verschaffen. Obgleich August ein gutes Gemüth hatte und nicht rachgierig war, so gehörte es doch zu seinen besonderen Vergnügungen und er rechnete es fast zu seinen Feiertagen, wenn er einen Bestellzettel oder dergleichen der Firma Johann Christian Blaffer und Compagnie zu überbringen hatte. Dieß Geschäft war von zwei jungen

Leuten angekauft worden, welche der eingegangenen Bedingung gemäß den ehemaligen Chef der Handlung als letzten Commis beibehalten mußten. Die Gefühle, mit welchen Herr Blaffer an seinem Pulte saß, brauchen wir nicht zu schildern; beinahe wahnsinnig preßte er seine mageren Hände vor die Stirne, wenn August in das Comptoir trat, und er sich nun um so lebhafter der früheren Zeiten erinnerte, seines Lehrlings und des verschwundenen Mädchens, vom welchem man übrigens nichts mehr gehört.

Als Graf Fohrbach am Tage seiner Hochzeit die Stadt verließ, geschah dieß in einem großen, schweren Reisewagen, auf dessen hinterem Bock der Jäger Franz Karner saß, sowie Henriette, die Kammerjungfer der jungen Gräfin. Da Diener und Dienerin sich erst kürzlich kennen gelernt hatten, so fand zwischen ihnen keine lebhafte Unterhaltung statt. Sie blickte rechts und er links, zuerst auf die Häuser, an denen sie vorbeifuhren, dann auf die Pappeln der Allee und was ihnen sonst noch begegnete. Auf der zweiten Station — der Ort hieß Königshofen — sprang Graf Fohrbach aus dem Wagen und fragte seinen Jäger, der ihm den Schlag öffnete: „Nicht wahr, da hinaus ginget ihr?" Dabei zeigte er auf den Wald, der sich hinter dem Dorfe erhob. — „So ist's, Euer Erlaucht," erwiederte der Jäger, und als er wieder auf seinen hohen Sitz geklettert war, blieb er aufrecht stehen, und starrte lange, lange nach dem Wald hinüber, — er hätte gar zu gern die Lichtung noch einmal gesehen. Der Wagen rollte aber unaufhaltsam dahin, und bald legten sich andere Berge und Wälder zwischen ihn und jenen verhängnißvollen Platz. Derselbe ward aber doch Veranlassung, daß Franz mit der Kammerjungfer ein Gespräch anknüpfte. Sein Herz war zu voll, er mußte, wenn auch fremd thuend, von jenem unglücklichen Morgen sowie von einem gewissen Baron Brand, der hier geendet,

mit dem Mädchen sprechen. Wie erstaunte er aber, daß Diese die Geschichte fast so genau wußte wie er selbst, ja daß sie den Baron Brand zu kennen und die innigste, herzlichste Theilnahme an seinem Schicksal zu nehmen schien. Ein Wort gab das andere, und da Leute, welche auf einem engen Wagensitze so den ganzen Tag mit einander fahren, leicht zu Mittheilungen geneigt sind, so erzählten sie sich Beide noch im Laufe des Nachmittags ihre Schicksale, daß er sowohl Kammerjungfer als Jäger an ein und demselben Morgen dem Grafen Fohrbach empfohlen.

So fuhren sie dahin und es war spät am Nachmittage, als der Wagen vor einem Wirthshause umgespannt wurde, in dem sich ziemlich viele Gäste befanden, welche durch ein Harfenmädchen unterhalten wurden, die mit lauter Stimme allerlei lustige Lieder sang. Als die Künstlerin den Wagen heranrollen hörte, kam sie vor das Haus, fuhr aber plötzlich wieder zurück, als sie das Gesicht der Dame im Wagen gesehen hatte. Doch bemerkte man, wie sie ihre Harfe in das Zimmer hinstellte, und dann dieses sowie das Haus durch eine Hinterthüre verließ. Gleich darauf fühlte Henriette, daß sie Jemand an ihrem Mantel zupfe. Sie wandte sich um und schaute in das lustige Gesicht ihrer ehemaligen Gefährtin, welche ihr lachend die Hand reichte. „Siehst du," sagte Dieselbe, „uns Beiden ist es nach Wunsch ergangen. Du fühlst dich glücklich in den Fesseln deines Dienstes, und ich mich nicht minder mit meiner Harfe in der prächtigen Freiheit."

Der Jäger war nicht wenig überrascht, Nanette, die er wohl kannte, hier wieder zu sehen, und auch das Mädchen schien sich herzlich über die Begegnung zu freuen. „Es ist auch sonst noch ein Bekannter von uns hier," flüsterte sie ihm zu, „Mathias, aber er liegt noch immer krank an seiner Wunde darnieder. Freilich geht's ihm besser, doch hat ihn die Nachricht, daß man den

Wirth zum Fuchsbau eingesteckt und daß er, den er so sehr geliebt, elend umgekommen sei, wieder auf's Neue sehr darniedergeworfen."

„Sag' ihm meinen Gruß," antwortete Franz, „und zu gleicher Zeit, daß die Nachricht von ihm falsch sei. Er ist wohl verschwunden, aber nicht elend umgekommen."

„Das wird ihn erheitern," versetzte das Harfenmädchen. „Jetzt aber lebt wohl, eure Pferde sind angespannt."

„Leb wohl!" sagten Henriette und der Jäger, und Beide drückten der Andern herzlich die Hand. Letzterer ließ seine Geldbörse darin zurück, indem er sagte: „Es ist für Mathias, er soll sich pflegen, und wenn er das Vergangene vergessen kann, so wird es mir vielleicht möglich sein, später mehr für ihn zu thun."

Dahin flog der Wagen, Jäger und Kammerjungfer sprachen lange nichts mit einander, aber in dem Wirthshaus ertönte gleich darauf wieder lustig wie früher Harfe und Gesang.

Was nun den Fuchsbau anbelangt, nach dessen finsteren Räumen uns der geneigte Leser schon öfters freundlich begleitet, so wurde er vom Staate angekauft und zu einem Arbeitshause für weibliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft eingerichtet, welche durch bösen Lebenswandel der wachenden Gerechtigkeit Veranlassung gaben, sich um ihr Privatleben zu bekümmern. Leider können wir aber nicht verschweigen, daß sich noch vor Ablauf eines Jahrs, von dem Zeitpunkt an gerechnet, an welchem unsere wahrhaftige Geschichte schließt, einige unserer Bekannten sich dort ein Rendezvous gaben, und zwar Madame Becker, Madame Wundel und deren Tochter Emilie, leider jedoch nicht zu Kaffee und Punsch, wohl aber zu Wasser und Brod und sehr dünner Erbsensuppe. Das uns wohl bekannte Gemach mit der braunen Decke und den gleichen Holzwänden gehörte zur Wohnung des Aufsehers, doch liebte Dieser das Gemach nicht beson-

ders. Er behauptete, es sei unheimlich da, und wenn er bei fest verschlossenen Fenstern und Thüren zuweilen am Kamin sitze, so spüre er hinter sich einen Zugwind, von dem er durchaus nicht ermitteln könne, woher er komme. Deßhalb vermied er endlich dieß Zimmer, verschloß es am Ende gänzlich und sprach nur achselzuckend davon.

Der Wirth zum Fuchsbau war allerdings eingesteckt worden, auch hatte man ihm für einige Zeit ein wohl verwahrtes Quartier verschafft, ihm aber weiter nichts anhaben können. Herr Scharffer läugnete hartnäckig, beweisen konnte man ihm nur, daß er zweideutige Gesellen beherbergte, auch der Diebshehlerei nicht fremd gewesen, und so kam er mit einem halbjährigen Gefängniß davon. Er verließ dasselbe mit noch stärkerem Backenbart, im Uebrigen aber sehr abgemagert.

Nicht so gut erging es dem Herrn Sträuber. Nach und nach kamen die meisten seiner kleinen Liebhabereien und Phantasieen an den Tag. Seine Taschendiebereien und Gelüste nach den Ohrringen wehrloser Kinder hätten ihn aber wohl nur auf ein paar Jahre ins Zuchthaus gebracht; doch wie auf dieser Welt eins dem Andern folgt, so erschien nach und nach die Correspondenz, welche er im Auftrag des Meister Schwemmer für den schwunghaft betriebenen Kinder- und Menschenhandel geführt. Darauf wurde das Verhältniß dieser beiden würdigen Herren selbst näher beleuchtet, und Herr Sträuber vermochte es im Laufe der Untersuchung nicht, sich von der Anschuldigung frei zu machen, als habe er in Gemeinschaft mit der Dame Schwemmer, dem natürlichen Laufe vorgreifend, den Ehegemahl der Letzteren früher zu den Freuden und Leiden des Jenseits verholfen. Es war eine Strafanstalt für schwere Verbrecher, welche eine ihrer stillen Zellen dem Herrn Sträuber öffnete. Er mußte den schwarzen Frack

und die baumwollenen Handschuhe für immer ablegen, sein vornehmer Anstand und seine feine Bildung verschwanden gänzlich unter dem groben Sträflingsgewand, und da sein hochfliegender Geist sich lange nicht herablassen wollte, die Handgriffe des Wollspinnens zu erfassen, so war die verdrießliche Folge hievon, daß er Dunkelarrest, Hunger und Prügel kennen lernte, — sehr unangenehme Zuthaten zum Gefängnißleben.

Mademoiselle Therese hatte bei jener Theatervorstellung, die so traurig für die unglückliche Marie geendet, zum letzten Mal getanzt. Sie war um ihren Abschied eingekommen, hatte ihn auch erhalten und reichte nun dem Herrn Berger ihre Hand. Daß sie den Entschluß, mit ihrem Gemahl ein kleines Stück Sclavenleben aufzuführen, im weitesten Umfange verwirklichte, kann uns der geneigte Leser auf's Wort glauben. Doch schien sich Herr Berger nicht übel dabei zu befinden, wenigstens nahm er körperlich zu und wurde aus einem dürren, grämlichen Manne, ein wohlbeleibter und freundlicher Herr. Therese dagegen blieb sich gleich und behielt ihre schöne Taille.

Die Hochzeit des Paares war wenige Tage nachdem Arthur abgereist, mit außerordentlichem Glanze gefeiert worden. Die Tänzerin hatte befohlen, daß eine Deputation ihrer ehemaligen Colleginnen dabei sein müsse, vor allen Dingen aber Schwindelmann, Herr Hammer, Richard und Schellinger. Friz, der Theaterfriseur, war nicht so glücklich gewesen, eine Einladung zu bekommen, hatte es aber doch nicht unterlassen, das Haar der schönen Braut, wohl zum letzten Mal, wie er seufzend gesagt, an ihrem Hochzeitstage zu ordnen. Daß Therese in ihrem weißen Atlaskleid, den Spitzenschleier im grünen Myrthenkranz wie eine Fürstin aussah, versteht sich von selbst. Herr Berger hörte auch mit Wohlgefallen, wie man ihre prächtige Gestalt bewunderte

und ihn glücklich pries. Auch der Hochzeitsschmaus ging sehr lustig vorüber, und unter allen Anwesenden sah man nur zwei Gesichter mit trüben Mienen. Das waren Richard und Schwindelmann; Letzterer versicherte fast weinend, man könne es gar nicht glauben, wie ihm jetzt sein Geschäft verleidet werde. „Die Clara fort, die arme Marie nicht mehr da, und jetzt auch noch Mademoiselle Therese, die uns verläßt. Es ist Alles aus," seufzte er, „nichts mehr bei dem Ballet; Solche, wie diese Drei kommen nicht wieder." Dabei sprach er die Absicht aus, sich nächstens zur Stelle des Anführers der Statisten zu melden, indem er meinte, „die wechseln ohnedieß jeden Tag und da hängt man doch sein Herz an gar nichts." Was Richard anbelangte, so konnte man ihn eigentlich nicht zu den Hochzeitsgästen rechnen, denn er kam nur auf wenige Augenblicke, um der Braut zu gratuliren und sich dann, wohl für immer, von ihr und den andern Freunden zu verabschieden. Er hatte seine Stelle beim Theater aufgegeben und war im Begriff, nach Amerika auszuwandern. „Hier thut sich's nicht mehr," sagte er zu Therese, „und wenn ich das Theater nur von außen ansehe, so drückt es mir die Brust zusammen und zerbricht mir fast das Herz." Es war mit dem schönen und kräftigen Mann seit jener Zeit eine große Veränderung vorgegangen. Seine glänzenden Augen waren eingefallen, seine sonst so blühenden Wangen blaß geworden, und er, der sonst rührig war wie Keiner, konnte nun stundenlang in irgend eine Ecke starren, an seiner Unterlippe nagend. Er drückte der schönen Braut herzlich die Hand, sprach einige Worte mit dem alten Herrn Hammer und winkte alsdann Schwindelmann und Schellinger, die sich für eine kleine halbe Stunde entschuldigten und dann mit ihm fortgingen.

Es war in später Nachmittagsstunde, und die Drei

schritten neben einander durch die Straßen dahin, Richard aufrecht in der Mitte, zu seiner Rechten Schwindelmann, der besonders wehmüthig gestimmt war und von Zeit zu Zeit heftig schluckte, zu seiner Linken der Garderobe-Gehülfe, welcher den Oberkörper vorne überhielt und seiner Gewohnheit gemäß die Hände auf dem Rücken hatte. Schweigend gingen sie so mit einander fort, durch eine Straße um die andere, endlich durch das Thor, bis sie einige hundert Schritte vor demselben an ein eisernes Gitter kamen, durch welches man allerlei Kreuze und Steine blinken sah. „Folgt mir nur," sagte Richard mit leiser Stimme, „ich weiß schon, wo sie liegt." Damit schritten sie über die Gräber dahin und kamen endlich an einen kleinen Hügel, auf welchem ein einfaches hölzernes Kreuz stand, über das ein frischer Immergrünkranz hieng. Hier blieben alle drei mit gefalteten Händen stehen, der alte Schellinger zog die Augenbrauen in die Höhe und bemühte sich, seine Wehmuth zu verbergen, während dem weicheren Schwindelmann die Thränen über die Wangen herabtropften. Der Himmel war den ganzen Tag mit finsteren Wolken bedeckt gewesen, die sich jetzt eben am Horizont ein wenig hoben und der glühenden Abendsonne erlaubten, einen letzten glänzenden Blick auf das einsame Grab zu werfen. Dabei erhob sich ein leichter Wind, der Kranz von Immergrün rauschte, die Gräser schliffen an einander und flüsterten. — — — „Amen!" sprach Richard. Dann bückte er sich nieder, brach ein paar Zweige Immergrün ab und nahm eine Hand voll Erde von dem Grabe. „Das soll man mir später einmal in das letzte Kopfkissen nähen," sagte er dann.

Schwindelmann wischte sich die Augen, und als sich die Drei zum Weggehen anschickten, zeigte er auf ein eingesunkenes Grab, nicht weit von dem anderen und sagte: „Dort liegt die

arme Näherin. Wißt ihr, dieselbe, der ihr damals geholfen, ihr Kind wieder zu verschaffen."

„Wo?" fragte der Zimmermann.

„Hier, Richard."

Da war kein Kreuz zu sehen, nur ein kaum bemerklicher Erdhügel ohne Blumen, selbst ohne Gras.

„Wo ist denn das Kind geblieben?" fragte Richard nach einer Pause.

„O es ist gut versorgt worden," entgegnete Schwindelmann. „Herr Arthur Erichsen hat sich seiner angenommen und es geht ihm ganz vortrefflich."

Bei diesen Worten zuckte ein gewaltiger Schmerz auf dem Gesichte Richards, und er sprach mit dumpfer Stimme: „Die Marie hat mir einmal erzählt, daß jene Näherin ihr gesagt: wenn du einmal glücklich verheirathet bist und du siehst mein armes Kind an einer Ecke stehen, so schenk ihm ein Almosen. — — O Gott! und nun liegen Beide hier!"

Schweigend wie sie gekommen, schritten die Drei wieder nach der Stadt zurück, durch die dunkeln Straßen bis an den Gasthof, wo die Hochzeit gehalten wurde. Hier war es glänzend erleuchtet, und lustige Tanzmusik schallte in die Nacht hinaus.

„Ich mag nicht mehr hinauf gehen," meinte Richard; „sagt meinem Vater, daß ich ihn zu Haus erwarte. Euch seh' ich auch wohl noch. Um eilf Uhr fährt der Wagen ab, und bis dahin wird die Geschichte oben fertig sein." Er reichte Beiden eine Hand, und schritt alsdann, ohne sich umzusehen, nach Hause.

Die freundlichen Leser einer längeren Geschichte wie die vorliegende sind den Theilnehmern an einer Landparthie zu vergleichen. Beim ersten Grauen des Morgens, sobald man die Thore der Stadt hinter sich hat, hier beim Anfang des ersten Kapitels, ist die Schaar der Lustwandelnden dicht geschlossen; wohlgeordnet und emsig geht es fort über Berg und Thal, Sonnenschein oder Regen entgegen, und wie dort das lachende, muntere Völkchen über die heiße Chaussee dahinzieht oder durch den Schatten des Waldes, so laufen hier emsig die blitzenden Augen über die Blätter des Buchs, durch die Linien frisch und wohlgemuth. Bei manchen der da draußen Wandelnden ebenso wie bei den Lesern ist indessen der Reiz der Neuheit bald vorbei; sie blicken seufzend auf den Weg, den sie noch zurückzulegen haben, und die bunten Bilder, die sich vor ihnen aufrollen, sind ihnen schon entleidet. Diesem ist die Fläche, die er durchwandern muß, zu einförmig, Jenem zu abwechselnd; dem Einen scheint die Sonne zu hell, der Andere ärgert sich über die finsteren Wolken, die am Horizont emporsteigen; auch gefallen ihm nicht die Gesichter, die ihm begegnen, oder die Kleidung der Leute, denen sie angehören;

bald scheinen sie ihm zu geputzt, zu geziert, bald gar zu sehr bedeckt mit dem Schmutze dieses Lebens. Unmuthig seufzt der Spaziergänger auf der staubigen Straße und der Leser mit dem Buche in der Hand. Er findet Kameraden, die wie er denken und die sich stillschweigend verbinden, langsam zurückzubleiben. Manche werden schon nach den ersten Kapiteln zu Marodeurs, Andere bei der ersten Rast, hier am Schluß des ersten Bandes. Die Zurückbleibenden folgen nicht mehr dem Winke des Voranmarschirenden, sie lagern hier und dort an der Straße, und da böses Beispiel ansteckend ist, so werden der Marodeurs immer mehrere, je mehr man sich dem Ziel der Reise nähert. Viele gehen nicht weiter als bis zum Schluß des zweiten Bandes, Andere schauen noch in den dritten hinein; da aber der Anfang desselben nicht ganz ihren Erwartungen entspricht, so schlagen sie ihn ungeduldig zu und wenden sich mißmuthig ab. Wenige halten aus bis zum Schluß, diese Wenigen aber sind die Freude des Führers, und wenn er sich am Ziele angekommen nun ebenfalls ausruhend niederläßt und zurückblickt auf den Weg, den er durchlaufen, so belobt er die freundlich, die fest bei ihm ausgehalten und entschuldigt den langen Marsch, den er ihnen zugemuthet, indem er ihnen sagt, wenn derselbe auch vielleicht nicht so ganz nach ihren Wünschen ausgefallen sei, so habe doch gewiß Jeder Etwas gefunden, was sein Herz erfreut, sei es nun ein glänzender Stein, eine bunte Blume, ein Blick in den düstern Wald oder auf ein offenes, von der Sonne beschienenes Thal. Dabei bedankt er sich für gütige Theilnahme und versichert Denen, die bei ihm ausgehalten, wenn er nächstens wieder einen Spaziergang vorschlage, so wolle er sich nach besten Kräften bemühen, eine schönere Gegend zu finden, einen angenehmeren Pfad mit noch mehr Abwechslungen, durch Wärme, Kälte, Sonne, Regen,

Staub, Nässe, Licht und Schatten, eine wahre Musterkarte, auf der Jeder sich aussuchen könne, was ihm gerade am Meisten behage oder was am Besten für ihn passe. Und das sind auch für dießmal meine letzten Worte an dich, freundlicher und wohlgeneigter Leser.